N12<525293422 021
ubTÜBINGEN

Ordens Korrespondenz

OK

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

Ordensleben — O

Dokumentation — D

Mitteilungen — M

Neue Bücher — N

Organ der Deutschen Ordensobernkonferenz

49. Jahrgang 2008 · Heft 1

Ordens Korrespondenz
Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

Inhalt

Vorwort 1

Ordensleben O

Gerard Moorman
Farbenfrohes Ordensleben in den Niederlanden 3

Katharina Hartleib OSF
„Aus der Ferne gerufen, meinen Glauben hier leben" 22

Miriam Altenhofen SSpS
Umgang mit dem Fremden 24

Josef Stamer WV
Ordensleben in Mali 29

Hans Peter Becker SAC, Steffen Brühl SAC, Klemens Deinzer, Rainer Erne
Die Zusammenlegung der Pallottiner-Provinzen 40

Dokumentation D

Wilhelm Dütz
Rechtsgutachten: Kirchenarbeitsrechtliche Gestaltung von Arbeitsverhältnissen für und durch die Orden 47

Hildegard Wustmans
Weltkirchliche Dialog- und Lernprozesse 62

Eugenia Bonetti MC
Die prophetische Rolle der Kirche in ihrer Antwort auf den Menschenhandel 69

Mitteilungen der Ordenskorrespondenz M

Mitteilungen 80

Neue Bücher N

Buchbesprechungen 104

Ordens Korrespondenz

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

Jahrgangsverzeichnis des 49. Jahrgangs

Abhandlungen und Referate

Ordensleben

Altenhofen, Miriam: Umgang mit dem Fremden 24

Augustin, George: Perspektivenwechsel in der Ökumene 427

Barmherzige Brüder (OH): In Kirche und Welt im Dienst der Hospitalität 407

Bily, Lothar: Die PTH der Salesianer Don Boscos in Benediktbeuern 138

Becker, Hans Peter / Brühl Steffen / Deinzer, Klemens / Erne, Rainer: die Zusammenlegung der Pallottinerprovinzen 40

Bordt, Michael: Hochschule für Philosophie München 159

Thomas Dienberg: Das entscheidend Unterscheidende: Theologie der Spiritualität 143

Eggensperger, Thomas: Das „Institut M.-Dominique Chenu" in Berlin 168

Engel, Ulrich: Gemeinsam dem Evangelium dienen 259

Hartleib, Katharina: „Aus der Ferne gerufen, meinen Glauben hier leben" 22

Lavigne, Jean Claude: Leben in Gemeinschaft – für Europa 411

Lunte, Stefan: Das Wirken der COMECE im europäischen Einigungsprozess 397

Moorman, Gerard: Farbenfrohes Ordensleben in den Niederlanden 3

Niederschlag, Heribert: Die Hochschule der Pallottiner in Vallendar 161

Pavanello, Clara: UCESM: Gemeinschaft und Netzwerk 387

Piepke Joachim: PTH SVD St. Augustin 148

Rhode, Ulrich: Die PTH Sankt Georgen 154

Spee, Meinolf von: Interessenvertretung in Brüssel 392

Spendel, Aurelia: Feuer auf die Erde zu werfen 173

Stamer, Josef: Ordensleben in Mali 29

Timmermans, Tjeu: Religiöses Leben in einem säkularisierten Kontext 400

Werle, Bernd: Ordenshochschulen 131

Dokumentation

Bonetti, Eugenia: Die prophetische Rolle der Kirche in ihrer Antwort auf den Menschenhandel 69

Conrad, Burkhard: Kirche in der Stadt 206

UNIV. BIBL. TÜBINGEN

27 5168

Dantscher, Jörg: „Teilt miteinander – Tut dies zu meinem Gedächtnis“ 439

Engel, Ulrich: Ordensleben als prophetisches Zeichen? 446

Deutsche Ordensobernkonferenz, Mitgliederversammlung 2008:

Freitag, Josef: Ortskirchen und Orden. Gemeinsam und doch autonom 297

Meier, Dominikus M.: Die Autonomie als Grundvoraussetzung für gemeinsames Handeln zwischen Orden und Ortskirche 266

Nauer, Doris: Gemeinsam und doch autonom! 280

Workshopdokumentation: sieben Beiträge zur Ordensautonomie 315

Dütz, Wilhelm: Rechtsgutachten: Kirchenarbeitsrechtliche Gestaltung von Arbeitsverhältnissen für und durch die Orden 47

Hotum, Petra Maria: Leiten, Begleiten, Mitverantworten im Glauben 462

Knapp, Andreas: Menschenführung aus geistlicher Haltung 182

Niehüser, Günter: „Die Zukunft der Gemeinschaft sieht anders aus“ 196

Plattig, Michael: Der Dienst des Priesters und die Evangelischen Räte 451

Stecker, Karsten: Rechtliche und steuerliche Aspekte von Ordenszusammenschlüssen 211

Wustmans, Hildegard: Weltkirchliche Dialog- und Lernprozesse 62

M **Mitteilungen der Ordenskorrespondenz**

(zusammengestellt von Dipl.-Theol. Arnulf Salmen) 80 / 214 / 356 / 470

N **Neue Bücher**

(zusammengestellt von Bibliotheksleiter Dr. Philipp Gahn) 104 / 233 / 370/ 491

Anschriften der Mitarbeiter des 49. Jahrgangs

siehe gedruckte Ausgabe

siehe gedruckte Ausgabe

Vorwort

Wer aus Deutschland kommend Rom und den Vatikan besucht, ist nicht selten fasziniert von der Vielfalt der Ethnien, Kulturen, Traditionen und Farben, die dort – insbesondere repräsentiert durch Ordensleute – aufeinandertreffen.

Bei einem Ordenstag für jüngere Ordensfrauen in Kerpen-Horrem bei Köln konnten die Gäste am 1. Juli 2007 durchaus vergleichbare Erfahrungen machen: Unter den 70 teilnehmenden Ordensfrauen waren gerade einmal acht deutsche Schwestern. Die übrigen 62 Schwestern stammten aus sieben anderen Herkunftsländern. Das wundert nicht, wenn man im Situationsbericht von Sr. Katharina Hartleib OSF in diesem Heft der Ordenskorrespondenz liest, dass 75% der Schwestern unter 50 Jahren im Erzbistum Köln ausländischer Herkunft sind. Nicht mehr nur in Rom findet Globalisierung statt, sie ist längst auch eine Realität in der Ordenslandschaft Westeuropas. Dass diese Internationalisierung nicht ohne Reibungen vonstatten geht, ist verständlich. Sr. Katharina skizziert in ihrem Bericht exemplarisch die Hilfen, die seitens der Arbeitsgemeinschaft der Ordensfrauen im Erzbistum Köln zur Integration angeboten werden – und die Schwierigkeiten, mit denen sie dabei konfrontiert ist.

Wie in Deutschland, so gestaltet sich das Ordensleben auch in den Niederlanden zunehmend international und „farbenfroh". Einen Bericht über diese Internationalisierung der Orden hat der Zentrale Missionsrat der Ordensinstitute in den Niederlanden (CMBR) erarbeitet. Dabei wird in besonderer Weise die Sicht der zugewanderten Ordensfrauen und -männer berücksichtigt. Die niederländischen Erfahrungen sind unschwer auf Deutschland übertragbar. Daher dokumentiert die Ordenskorrespondenz den Bericht aus unserem Nachbarland.

Die niederländische Sicht auf das „farbenfrohe" Ordensleben der Gegenwart ist bei allem Realismus auch von einem erfreulichen Optimismus geprägt. Gesamtgesellschaftliche Diskussionen um die Integration von Migranten in Deutschland spiegeln eher gegenseitige Ängste und Vorurteile wider. Aus Sicht von Psychologie und Verhaltensforschung nimmt Sr. Miriam Altenhofen SSpS in ihrem Beitrag zum „Umgang mit dem Fremden" die damit verbundenen Verhaltensmuster unter die Lupe. Gegenkräfte zu den genannten Ängsten können – so Sr. Miriam – die Entdeckung des Faszinierenden am Fremden und eine Haltung der Gastfreundschaft sein. Ein gemeinsames „Projekt" der verschiedenen Religionen und Kulturen könne dann das gemeinsam Bauen an einer Ziviliation der Liebe sein.

Die Orden sollten dabei in prophetischer Weise der Gesellschaft vorangehen!

Arnulf Salmen

ZA 5168

Ordensleben

Gerard Moorman (CMBR)

Farbenfrohes Ordensleben in den Niederlanden

Bericht über die Internationalisierung der Ordensgemeinschaften in den Niederlanden

1. Einführung

In den letzten Jahren ist eine beträchtliche Anzahl von Ordensleuten auf Ersuchen ihrer Ordensgemeinschaften oder einer Diözese in die Niederlande gekommen.[1] Viele von ihnen haben eine leitende Stellung im Generalat ihrer Ordensinstitute. Andere arbeiten in der Pastoral, oft in Kirchengemeinden von Migranten. Wieder andere kommen mit einem ausdrücklichen Missionsauftrag und arbeiten in Großstadtgebieten mit und für die dortige Gemeinde oder Menschen am Rand der Gesellschaft. Schließlich gibt es noch die Ordensleute, die in den Niederlanden studieren, ihre Schwestern und Brüder pflegen oder betreuen oder in kontemplativen Gemeinschaften leben.[2]
Vom missionarischen Standpunkt aus betrachtet, ist die Anwesenheit von Ordensleuten aus anderen Ländern in den Niederlanden aus verschiedenen Gründen wichtig. Um nur einen zu nennen, es zeigt, dass Indonesien, die Philippinen, Indien und andere Län-

Centraal Missionair Beraad Religieuzen (Niederlande) ↑

Seit dem Jahr 2000 veranstaltete der Zentrale Missionsrat der Ordensinstitute in den Niederlanden (CMBR) ein Seminar für ausländische Ordensleute, die in den Niederlanden leben und arbeiten. Ziel ist, mit den ausländischen Ordensleuten über ihre Erfahrungen und Vorstellungen zu sprechen und ihnen ein Forum anzubieten, wo sie sich über ihre Erfahrungen austauschen können.
Die bei den Konferenzen gewonnenen Einsichten hat der CMBR nun zusammengefasst. Viele der niederländischen Erfahrungen lassen sich unschwer auf die deutsche Situation übertragen. Daher dokumentiert die Ordenskorrespondenz den Text in leicht gekürzter Form. Die Übersetzung besorgte Sr. Simone Petra Hanel SSpS.

der, in denen niederländische Kongregationen früher ihre 'Missionen', hatten, jetzt eigene vollwertige Provinzen und ausreichend Nachwuchs haben, um einige Mitglieder in die Niederlande zu schicken. Es ist eines der Zeichen, dass sich mittlerweile der Schwerpunkt der Christenheit in den Süden verlagert hat. In einigen Ordensgemeinschaften machen bei Generalversammlungen Ordensmitglieder aus den südlichen Provinzen mehr als die Hälfte aus. Während die Parole ‚Die Niederlande – Missionsland!' bei vielen Niederländern ärgerliche Reaktionen hervorrufen kann, ist sie vom Standpunkt der Mission als ‚Mission auf sechs Kontinenten' her gesehen, völlig annehmbar.

Ein anderer wichtiger Aspekt aus der missionarischen Perspektive ist die weltweite Migration. Ein großer Teil neuer Immigranten in den Niederlanden sind Christen.[3] Es gibt Menschen, die ihre eigene Identität und religiösen Ausdrucksweisen sowie kulturellen Ausrichtungen und Traditionen sowohl in die Kirche wie in die Gesellschaft mitbringen. Die niederländischen Kirchen werden ständig farbenfroher. Daher ist die Tatsache, dass das Ordensleben sehr schnell immer multikultureller wird, nicht überraschend und kann als erfreuliche Entwicklung gesehen werden.

Dennoch ist die Ankunft ausländischer Ordensleute in den Niederlanden keineswegs unumstritten, auch bei niederländischen Ordensleuten nicht. Viele zögern, um es milde auszudrücken, ausländische Ordensleute einzusetzen, um 'Lücken' zu stopfen, die sich vor Ort ergeben, zum Beispiel in der Pastoralarbeit oder der Pflege älterer Ordensmitglieder. In diesem Zusammenhang könnte man zu Recht fragen, ob diese ausländischen Ordensleute, oft aus Ländern, wo die Not noch akuter ist als hier, ihre Kräfte und Talente nicht besser anderswo einsetzen könnten. Viele haben auch Bedenken wegen der Zeit und der Kraft, die investiert werden müssen, bevor Ausländer ausreichend integriert sind, um einen sinnvollen Beitrag zum Sendungsauftrag der niederländischen Ordensleute in Kirche und Gesellschaft leisten zu können. Ist es fair, sie dieser komplexen, säkularisierten Gesellschaft auszusetzen, von den vielen Schwierigkeiten beim Erhalt der Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis ganz zu schweigen?

Diese Themen beschäftigen nicht nur die niederländischen, sondern auch die ausländischen Missionare. Der Kulturschock bei der Ankunft in den Niederlanden ist ausnahmslos groß und Vorbehalte in ihren eigenen Gemeinschaften oder in der niederländischen Kirche sind sicher nicht hilfreich. In der ersten Zeit fragen sich viele von ihnen, was sie – in Gottes Namen – hier tun können oder sollen. Sie haben mit kulturellen Vorurteilen zu kämpfen: Sie sind ‚nur Ausländer', die aus einer ‚primitiven' Kultur kommen. Anders als die niederländischen Missionare, die in früheren Zeiten ins Ausland gingen, können die ausländischen Ordensleute keine finanzielle und materielle Unterstützung aus ihrer Heimat erwarten. In gewissem Sinn ist ihr Sendungsauftrag eine 'Mission ohne Macht'. Sie kommen mit leeren Händen, bringen nur sich selbst mit.

Dieser Bericht spiegelt die Erfahrungen und Vorstellungen wider, die bei den sechs „Farbenfrohes Ordensleben"-Konferenzen zur Sprache kamen. Zur Ergänzung der Berichte hat das CMBR-Sekretariat zwischen März und Mai 2006 fünf ausländische und fünf niederländische Ordensleute über die Missionsbestimmung und die Vorbereitung ausländischer Ordensleute, ihre Aufgaben und beratende Begleitung, interkulturelle Beziehungen und Zusammenarbeit und ihre Auffassung über ‚Mission in umgekehrter Richtung' interviewt. Kapitel 2 und 3 beschreiben den Hintergrund der derzeitigen Internationalisierung und welche Vorstellungen darüber es in niederländischen Ordensinstituten gibt. Die Kapitel 4 bis 6 konzentrieren sich auf praktische Problemkreise wie Vorbereitung, beratende Begleitung und mögliche Arbeitsgebiete für ausländische Ordensleute. Schließlich sondieren Kapitel 7 und 8

die Frage des interkulturellen Dialogs in Organisationen und wie dieser zu einer Quelle gegenseitiger Bereicherung für die Beteiligten werden könnte. (...)
Dieser Bericht gibt nicht vor, Ordensinstituten hieb- und stichfeste Ratschläge liefern zu können. Der Prozess der Internationalisierung ist noch zu neu und in einem gewissen Sinn zu 'widerspenstig' dafür. Aber es scheint uns wichtig, dass Ordensgemeinschaften, die sich mit der Internationalisierung befassen, sich über Erfahrungen und Ideen austauschen sollten. Dieses Dokument ist eigentlich eine Sammlung von Erkenntnissen, die in den letzten Jahren gewonnen wurden. Wir meinen, dass es zur Entwicklung einer brauchbaren, sinnvollen Strategie für die Einwanderung von ausländischen Ordensleuten in die Niederlande und für deren Unterstützung und Begleitung nützlich sein kann.

2. Internationalisierung des Ordenslebens

2.1 Die frühe Geschichte der Internationalisierung aus der Vogelperspektive

Viele Ordensgemeinschaften sind schon lange international. Während der letzten Jahrhunderte jedenfalls gab es regen Austausch über Landesgrenzen hinweg. Im 19. Jahrhundert ließen sich viele französische und deutsche Ordensleute in den Niederlanden nieder, weil das Ordensleben in ihren eigenen Ländern aus politischen Gründen unmöglich war. Die Niederlande verdanken diesen Krisen ihre vielen Ordensgemeinschaften.
In der zweiten Hälfte des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gingen Zehntausende niederländischer Ordensleute nach Lateinamerika, Afrika und Asien. Sie waren an der Errichtung neuer Kirchen in diesen Kontinenten stark beteiligt. Im Lauf der Zeit entstanden dort vor Ort Provinzen ihrer eigenen Ordensinstitute, die sich in vielen Fällen gut entwickelten.
In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gab es zwei simultane Entwicklungen: das schnelle Wachstum in vielen südlichen Ländern und die stetige zahlenmäßige Abnahme der Ordensleute in Westeuropa. Das gemeinsame Ergebnis dieser beiden Entwicklungen war, dass heutzutage mehr Ordensleute aus dem Süden hierher kommen als umgekehrt. Dieser Prozess begann in den Niederlanden schon Ende der 1960er Jahre[4], obwohl die Süd-Nord Migration sehr bescheiden ist, verglichen mit der Zahl der Missionarinnen und Missionare, die gegen Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Niederlande verließen. Aber der Trend ist klar: Teilweise als Ergebnis der Ankunft von ausländischen Ordensleuten ist das Ordensleben in den Niederlanden zunehmend international und multikulturell geworden, und das wird in den kommenden Jahren weiter so sein.

2.2 Begriffsbestimmung

Man sollte ein wenig vorsichtig sein, wenn man den Begriff ‚Internationalisierung' gebraucht, denn zurzeit bezieht er sich auf zwei Prozesse, die, obwohl nicht von einander zu trennen, dennoch selbstständig sind. Die erste Bedeutung ist, dass die Zusammensetzung der Ordensgemeinschaften immer internationaler wird. Diese Form der Internationalisierung wird schon lange bei den FOL-Konferenzen besprochen. Aber Internationalisierung bezieht sich auch auf das Phänomen des aus Gründen des Nachwuchsmangels vorgenommenen Zusammenschlusses von mehreren nationalen Provinzen einer Ordensgemeinschaft zu einer einzigen neuen internationalen Provinz.
In Bezug auf die erste Form der Internationalisierung unterscheiden sich die Ordensgemeinschaften sehr. Erstens gibt es Kongregationen – besonders Missionskongregationen – die von Anfang an international waren und international zusammengesetzte

Kommunitäten hatten. Zweitens gibt es die alten Orden. Viele von ihnen waren seit Jahrhunderten international und hatten überall Provinzen, aber nicht unbedingt mit international zusammengesetzten Kommunitäten. Internationalisierung in diesen beiden Formen spielt zunehmend eine wichtige Rolle in immer mehr Ordensinstituten. Drittens, viele Kongregationen in den Niederlanden sind niederländischen Ursprungs und konzentrierten sich auf die Lage im eigenen Land. Sie wurden erst später international als Antwort auf die Nachfrage nach Überseemissionaren. Schließlich haben sich im letzten Jahrzehnt junge internationale Kongregationen in den Niederlanden niedergelassen, meist auf Ersuchen einer bestimmten Diözese. Ihre Kommunitäten sind oft international zusammengesetzt.
Die frühe Geschichte ist charakteristisch für den Internationalisierungsprozess in einer Ordensgemeinschaft. Im Großen und Ganzen kann man sagen, dass Orden, die von Anfang an international waren und international zusammengesetzte Kommunitäten hatten, besser mit den Internationalisierungsprozessen zurechtkommen als Orden, die sich lange Zeit nur auf die Niederlande beschränkt haben.
Im folgenden Text bezieht sich der Ausdruck 'Internationalisierung des Ordenslebens' auf die internationale Zusammensetzung vieler Ordensgemeinschaften in den Niederlanden, mit allem, was das in Bezug auf interkulturellen Dialog zur Folge hat.

3. Gründe für die Internationalisierung

3.1 Der Kontext der Internationalisierung

Die Anwesenheit ausländischer Ordensleute kann nicht getrennt gesehen werden von der Globalisierung, der weltweiten Migration und dem Mulikulturalismus, nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch in der Kirche. Die Menschen reisen überall herum. Die neue Kommunikationstechnologie erleichtert es, miteinander in Kontakt zu bleiben und über Entwicklungen andernorts in der Welt auf dem Laufenden zu sein. Auch für Ordensgemeinschaften stellt sich nicht die Frage, ob man globalisieren sollte, sondern wie man es machen kann.
‚Mission in umgekehrter Richtung' durch ausländische Ordensleute in den Niederlanden erhält eine tiefere Bedeutung, wenn sie in Solidarität mit den anderen Migranten durchgeführt wird, die im Land heimisch zu werden suchen. Diese ausländischen Ordensleute haben dieselben Probleme mit dem Kulturschock, dem Erlernen einer neuen Sprache, der Aufenthaltsgenehmigung und der Arbeitserlaubnis. Gleichzeitig können deren Erfahrungen mit einem Leben in multikultureller Umgebung andernorts, auch in den Niederlanden nützlich sein. Besonders Missionskongregationen führen oft als Hauptgrund dafür, weshalb sie sich für die Internationalisierung entschieden haben, die Eignung ausländischer Mitglieder an, die Missionsaufgabe im derzeitigen multikulturellen Kontext mit gestalten zu können.

3.2 Internationalisierung: verschiedene Vorstellungen und Motive

Eine große Zahl ausländischer Ordensleute in den Niederlanden haben Führungspositionen in ihren Ordensinstituten inne. Es ist demnach folgerichtig, dass, wenn der Schwerpunkt eines Ordens sich in den Süden verlagert, Mitglieder aus diesem Teil der Welt die Leitung der Gemeinschaft übernehmen. Einige Ordensgemeinschaften niederländischer Herkunft haben ihre Generalate in die Teile der Welt verlegt, wo die Kongregation am zahlreichsten ist. In dieser Hinsicht treffen die Orden unterschiedliche Entscheidungen. Aber die Tatsache, dass die Mitglieder aus dem Süden zunehmend in die Generalleitung ihrer Orden gewählt werden und in einigen Fällen

in die Generalate in die Niederlande übersiedeln, sollte keine Überraschung sein.
Die Meinungen darüber, ob man immer noch mehr Ordensleute aus anderen Gründen in die Niederlande holen soll, gehen jedoch auseinander. Manche sind froh, dass Ausländer Aufgaben übernehmen, für die derzeit keine niederländischen Kandidaten zur Verfügung stehen. Es liegt gewissermaßen nahe, bei einer derartigen Knappheit der personellen Mittel, Verstärkung aus den Provinzen zu holen, die zahlenmäßig stärker sind und mehr Nachwuchs haben. Andere halten es für eine schlechte Idee, ausländische Ordensleute ins Land zu holen, um in der Pastoralarbeit und bei der Pflege und Betreuung der älteren Brüder und Schwestern Lücken zu stopfen. Nach deren Ansicht können die Entwicklungen in den Niederlanden positiv bewertet werden. Die Ordenleute haben heutzutage eine andere Stellung in Kirche und Gesellschaft. Laien leisten erfolgreich ihren Beitrag bei der Missions- und Pastoralarbeit. Das Ziel sollte nicht sein, durch das Importieren von ausländischen Ordensleuten die Entwicklung rückgängig zu machen. Sowohl die ausländischen wie die niederländischen Ordensleute brachten unmissverständlich diese letztere Denkweise bei den FOL-Konferenzen mehrheitlich zum Ausdruck. Gleichermaßen wurde argumentiert, dass kulturelle Sozialisation höchste Priorität haben sollte. Es ist keine gute Idee, fremde Formen des Ordenslebens aus dem Ausland zu importieren, ohne den Prozess kultureller Sozialisation.
Auf die Frage, ob es Recht ist, Menschen aus anderen Provinzen ersuchen, hierher zu kommen, um die älteren Mitglieder zu pflegen und zu betreuen, sind die Antworten der ausländischen Ordensleute positiver als die der niederländischen. Hierbei spielt die Achtung vor den älteren Generationen eine Rolle. Ausländische Ordensleute fühlen sich den älteren Mitbrüdern oder Mitschwestern gegenüber so verantwortlich wie Kinder für ihre Eltern. „So lange es keine Einbahnstraße ist!..."[5] Viele Ordensgemeinschaften unterhalten freundliche Beziehungen mit den im Süden errichteten Provinzen. In einigen Fällen bieten die Provinzen im Süden sogar an, Mitglieder zu schicken, um die Gemeinschaften im 'Mutterland' personell zu verstärken.
Ausländische Ordensleute, die in andere Länder geschickt werden, sind gewöhnlich solche mit einer höheren Begabung. Für die Provinz im Süden ist es ein ziemlicher Verlust, eine talentierte, gut ausgebildete Schwester oder einen talentierten, gut ausgebildeten Bruder gehen zu lassen. Manchmal spielen aber auch finanzielle Überlegungen eine Rolle bei der Versetzung vom Süden in den Norden. Oft hat die Provinz im Norden die finanziellen und materiellen Mittel, die dem Süden fehlen. Für eine Provinz im Süden können sich durch die Entsendung von Mitgliedern in die Niederlande gute Perspektiven eröffnen.
Es ist offensichtlich, dass in den Niederlanden eine Notlage besteht, die Handeln erfordert. Aber es ist wichtig für eine Ordensgemeinschaft, sich darüber im Klaren zu sein, was sie vorhat, wenn sie ausländische Ordensleute ins Land holt. Welche Aufgaben sind für diese vorgesehen? Kann das von niemand anderem übernommen werden? Ist es nicht besser, der eigenen Kommunität vom eigenen Charisma her neue Impulse zu geben? Wenn ausländische Ordensleute in schon bestehenden Projekten eingesetzt sind, sollte man sich fragen, ob man damit bestehende Projekte stützen will, bei denen es sonst zu schwierig oder gar unmöglich wäre, sie aufrechtzuerhalten. Anders ausgedrückt, man sollte die ausländischen Ordensleute nur einsetzen, wenn es zum Vorteil des Projektes ist. Mit ihrer Dynamik und der anderen Einstellung den Dingen gegenüber, können ausländische Ordensleute eine lebendige Triebkraft für das Ordensleben und den Sendungsauftrag der niederländischen Ordensleute sein.
Einige internationale Ordensgemeinschaften führen als Grund für die Internationalisierung an, dass sie den internationalen Cha-

rakter des Ordens auch in der Zusammensetzung der eigenen Kommunitäten widergespiegelt sehen möchten. Und in einigen Orden ist die Entscheidung, Mitbrüder oder Mitschwestern aus anderen Ländern in die Niederlande einzuladen, implizit oder explizit ausgelöst durch die Erwartung, dass deren Beispiel eine Auswirkung haben könnte auf die Jugend vor Ort. Und wenigstens durchbricht die Anwesenheit von ausländischen Ordensleuten, die gewöhnlich ziemlich jung sind, das Bild eines überalterten Ordens oder einer überalterten Kongregation. Es ist jedoch ein strittiger Punkt, ob ihre Anwesenheit eine derartige Auswirkung auf die niederländischen Jugendlichen haben wird, dass diese ernsthaft überlegen, ob das Ordensleben auch für sie erstrebenswert sein könnte. Die Kommunitäten einer wachsenden Zahl niederländischer Ordensgemeinschaften spiegeln heutzutage die multikulturelle Gesellschaft, die die Niederlande und die niederländische Kirche inzwischen geworden sind, wider. Das erfordert selbstverständlich gegenseitige Anpassung und bringt Spannungen mit sich. Aber es hat immer Spannungen gegeben – zwischen Alten und Jungen, zwischen Konservativen und Progressiven usw. Die Begegnung zwischen Kulturen kann sich mäßigend auswirken. Im Grunde kommt man bei solchen Begegnungen zu der Einsicht, dass es auch andere Weisen zu glauben, etwas aufzubauen, etwas wahrzunehmen, zu verehren und zu denken gibt.

4. Vorbereitung

4.1 Erlernen der niederländischen Sprache und Kultur

Im Großen und Ganzen waren die niederländischen Missionare – und sind es noch – auf ihren Sendungsauftrag im Ausland gründlich vorbereitet. Sie lernen die Anfangsgründe der Sprache und Kultur des Landes, in das sie gehen werden. Sie bekommen auch praktischen Unterricht, sie widmen sich dem Studium der Theologie und der Bibel. Oft dient ihre Ausbildung als eine Art Auswahl: Sind sie geeignete Kandidaten für Missionsarbeit? Können sie in einem Team arbeiten? Sind sie körperlich geeignet für ein anderes Klima? Können sie sich leicht anpassen? Nach der Ankunft in dem anderen Land erhalten sie oft Zeit, um Erfahrungen zu machen und das notwendige Wissen und die Qualifikation zu erwerben, die vor Ort gefordert sind.

Eine ähnliche Vorbereitung ist für ausländische Missionare, die in die Niederlande kommen, erstrebenswert. Es wird ihnen empfohlen, dass sie vor der Ausreise beginnen, die niederländische Sprache zu erlernen und sich mit der Kultur, den gesellschaftlichen und kirchlichen Entwicklungen vertraut zu machen. Diese Grundkenntnisse ermöglichen es ihnen dann zu entscheiden, welche Tätigkeiten sie in den Niederlanden übernehmen wollen. Die meisten Ordensinstitute sorgen dafür, dass ausländische Ordensangehörige sofort nach ihrer Einreise einen Intensivkurs in Niederländisch absolvieren.

Die Wichtigkeit, Niederländisch zu lernen, kann nicht genug betont werden. Die Sprache ist weithin grundlegend für das Leben und Wirken in den Niederlanden. Es geht dabei nicht nur um den Wortschatz und die Grammatik, sondern darum, die Gewohnheiten und Gepflogenheiten vor Ort kennen zu lernen. Das kann am besten im Umgang mit den Menschen erworben werden. „Als Ausländer (d.h. als ‚jemand, der von wo anders her kommt') sind wir nur 'brauchbar', wenn wir unsere eigenen Beziehungen mit 'dem Hier' aufbauen, wo wir jetzt sind, in dem wir uns achtungsvoll mit der Umgebung vertraut machen, in die wir hineingekommen sind."[6]

Einige ausländische Ordensleute haben vom Erlernen des Niederländischen und dem Prozess des sich Vertraut machens mit der Sprache, den kirchlichen und gesellschaftlichen Gegebenheiten, ungeheuer profitiert. „Raus hier! Lernt das Land gern haben, in dem ihr

lebt! Sondert euch nicht in eurer kleinen Welt ab!" ist ihr Rat. Der gesetzlich vorgeschriebene Orientierungskurs war für viele eine große Hilfe. Andere haben einen Ausbildungskurs in diakonischen Diensten gemacht, der ihnen sehr geholfen hat, die niederländische Kirche zu verstehen. Kontakte mit den Menschen im neuen Land, Studium, neue Freundschaften und ehrenamtliche Arbeit halfen ihnen, sich zu Haus zu fühlen.[7] Das erfordert Geduld. Möglichkeiten zu finden braucht Zeit. „Drei Jahre reichen nicht!"[8]

4.2 Motive

Die Motive der Kandidaten erfordern besondere Aufmerksamkeit. Der Eintritt in eine internationale Gemeinschaft sollte nicht von dem Motiv eines höheren Lebensstandards oder der Möglichkeit eines Auslandsaufenthalts geleitet sein. Es ist aber eine Tatsache, dass für einige Menschen Europa und die Möglichkeiten, die sich ihnen hier bieten, attraktiv sind.
Außerdem weisen mehrere ausländische Ordensleute darauf hin, dass sie nicht aus eigener Entscheidung in die Niederlande gekommen sind. Wenn die Ordensgemeinschaft sie sendet, dann gehen sie. „Ich war nicht sonderlich motiviert nach Europa zu gehen, aber aus Dankbarkeit dafür, was die europäischen Provinzen für Indien getan haben, sagte ich ja."[9]
Das ist ein weiterer Unterschied zwischen den ausländischen und den niederländischen Ordensleuten, von denen sich die meisten bewusst für einen Auslandseinsatz entschieden haben. Die Tatsache, dass sie hoch motiviert waren, half ihnen, die unvermeidlichen Durststrecken durchzustehen.

4.3 Geistliche Reife

Ein Mensch, der sich in einem neuen Land zurechtzufinden lernt, ist stark gefordert. Daher sollten die Kongregationen nicht nur auf die beruflichen Qualifikationen der Kandidatin oder des Kandidaten schauen, sondern auch auf deren emotionale und geistliche Reife. Reife im Gebetsleben hilft außerdem in schwierigen Verhältnissen die Ruhe zu bewahren. Stress und Probleme können im Gebet abgebaut werden. Sie schärft auch das Unterscheidungsvermögen, was in Situationen nützlich sein kann, in denen es keine einfachen Antworten gibt. Außerdem schafft die besondere Spiritualität einer Kongregation eine Solidarität zwischen den Angehörigen verschiedener Herkunft.
Der Mangel an diesem inneren Reichtum birgt die Gefahr in sich, dass die Menschen sich an ihre eigene Kultur und Denkweise klammern, was ein schwerwiegendes Hindernis für einen sinnvollen Einsatz in den Niederlanden darstellt, denn dieser Einsatz erfordert Offenheit gegenüber der anderen Kultur. Es bedeutet, dass man zunächst mit sich selbst im Einklang und in seiner eigenen Kultur verwurzelt sein muss. Das ist ein Hauptgrund, seine eigene Umgebung nicht zu überstürzt zu verlassen.[10]
Bei ihrer Auswahl scheinen die Ordensgemeinschaften verschiedene Überlegungen anzustellen. Einerseits fordern sie ein bestimmtes Maß an psychischer und geistlicher Reife, andererseits ist eine gewisse flexible Grundhaltung wesentlich. Besonders ältere Priester finden es schwer, ihren völlig veränderten Status in der niederländischen Gesellschaft zu akzeptieren. Einige Institutionen haben positive Erfahrungen mit jungen ausländischen Ordensangehörigen gemacht, die zu Kursen nach Europa kommen.

4.4 Genehmigungen

Ein sehr alltägliches, aber leider ein Hauptproblem, sind die für die ausländischen Ordensleute erforderlichen Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigungen. In den Niederlanden stoßen sie auf ein politisches Klima, das für Ausländer nicht sehr einladend ist. Für die ausländischen Ordensleute sind das bürokratische System und die komplizierten Bestimmungen eine böse Überraschung. „Ich

hoffte, sofort anfangen zu können, aber ich bekam keine Arbeitsgenehmigung."[11]
Neuerdings scheint die Regierung Vorbehalte gegen die Einreise von geistlichen Fachkräften (Priestern, Imamen, Hindupriestern, Missionaren usw.) aus anderen Ländern zu haben. Alle Religionsgemeinschaften beklagen sich über die schwer verständlichen und beschwerlichen Verfahren. Für ausländische Schwestern, Brüder und Seelsorger, die sich anschicken, in die Niederlande zu kommen, ist diese Unsicherheit äußerst anstrengend. Mehr als einmal waren Papierkrieg und Amtsschimmel die Gründe, warum eine Missionsbestimmung nicht zustande kam. Auf längere Sicht erleben die ausländischen Ordensleute die häufigen Ablehnungen von Arbeitsgenehmigungen als einen schmerzlichen Mangel an Anerkennung ihres Einsatzes seitens der niederländischen Gesellschaft.
In den letzten Jahren hat der CMC die niederländische Regierung ständig um größere Flexibilität bei der Erteilung von Aufenthaltsgenehmigungen für ausländische Ordensleute ersucht. Auf die Dauer scheint die Lobby-Arbeit, die der CMC zusammen mit anderen Religionsgruppen im Rahmen der *Überkonfessionellen Beziehungen für Regierungsangelegenheiten* unternommen hat, Früchte zu tragen. Im Frühjahr 2006 gab der Minister für Einwanderung schließlich neue Vorschriften der Einreise und des Aufenthalts von Ausländern, die in die Niederlande kommen, um eine religiöse Botschaft zu verbreiten, heraus. In diesen Vorschriften werden sie als ‚Geistliche' bezeichnet.[12] Der Begriff schließt Priester, sonstige christliche Geistliche, Imame und Missionare ein. Er schließt Ordensleute, die hauptsächlich innerhalb ihrer Ordenshäuser arbeiten und ihre religiösen Vorstellungen nicht an andere verbreiten, aus.[13] Für die letztgenannte Gruppe sind die Bestimmungen ein wenig gemildert worden; zum Beispiel darin, dass sie nicht mehr alle Bedingungen dieses Sondergesetzes erfüllen müssen. Es gibt eine zusätzliche Bedingung für die Einbürgerung von Geistlichen, für schon länger im Land lebende wie für Neuankömmlinge. Ein positiver Punkt der neuen Vorschriften ist, dass ein Geistlicher nach fünf Jahren eine unbegrenzte Aufenthaltsgenehmigung beantragen kann.[14]

4.5 Führungskräfte

Was die Vorbereitung betrifft, so sind diejenigen, die in eine Position in ihrem Generalrat gewählt wurden, in einer anderen Lage als Kontemplative oder Mitglieder mit einem missionarischen oder diakonischen Auftrag. In der Regel haben Generalratsmitglieder nur wenig Zeit – oft nur ein paar Monate – um überzusiedeln und um sich selbst vorzubereiten. Tatsächlich finden die neuen Generalratsmitglieder den Übergang zu abrupt und schwer zu verarbeiten. Es ist hilfreich, wenn niederländische Mitglieder der Gemeinschaft erkennen, was für eine bedeutende Veränderung das für die Betreffenden mit sich bringt und in feinfühliger Weise damit umgehen, in dem sie ihrer ausländischen Schwester oder ihrem ausländischen Bruder Raum und Zeit zum Einleben zugestehen.

4.6 Vorbereitung der niederländischen Gemeinschaft bzw. Kommunität

Ein anderer Aspekt, der beachtet werden muss, ist, dass die Ordensinstitute, die ausländische Ordensangehörige ins Land holen, ihre niederländischen Ordensangehörigen auf das Eintreffen der Ausländer vorbereiten müssen. Auch ihr Leben ändert sich, wenn Mitbrüder oder Mitschwestern aus einem anderen Land oder einer anderen Kultur – gewöhnlich viel jüngere – sich der Kommunität anschließen. Ein Prozess wird in Gang gesetzt, wenn man international wird. Innerhalb der Ordensgemeinschaft muss genügend Bereitschaft vorhanden sein, sich auf den Prozess einzulassen. Manchmal dauert es Jahre, um den notwendigen Rückhalt in der Gemeinschaft zu schaffen. Aber es wäre ein trauriger Zustand, wenn ausländische Or-

densleute, die in die Niederlande kommen auf Widerstand stoßen würden.

5. Beratende Begleitung

5.1 Kulturschock

Jeder Ausländer erlebt bei seiner Ankunft in den Niederlanden einen Kulturschock. Vieles ist so ganz anders: das Klima, die Denkweise, die Weise, Entscheidungen zu treffen, Gebräuche bezüglich der Gastfreundschaft, Essensgewohnheiten, Gebetsweisen, die Rolle der Familie. „Zu Haus lebt man in einem Netzwerk von Beziehungen, während man sich in den Niederlanden in einer individualistischen Welt der Abschottung und Anonymität befindet. Zu Haus war man namentlich bekannt, man wurde gebraucht; hier erfährt man sich als überflüssig, nicht bekannt dafür, was man ist und was man getan hat."[15] Ausländische Ordensleute müssen viele Dinge loslassen. Die meisten finden den Übergang in eine weithin säkularisierte Gesellschaft schwierig und problematisch. Ihre Identität als Ordenspriester, -schwester oder -bruder ist in den Niederlanden nicht unangefochten. Sie müssen ihre ursprüngliche Vorstellung vom Ordensstand aufgeben, denn die meisten Niederländer machen sich nicht viel daraus. Dinge, die im eigenen Land gesichert schienen, können hier nicht als selbstverständlich angenommen werden. Äußerst schmerzlich erleben sie die Polarisierung in der niederländischen Kirche. Zunächst kommen ihnen die ökumenische Einstellung vieler ihrer niederländischen Mitbrüder oder Mitschwestern und deren Ansicht über religiöse und soziale Fragen fremd vor. Was von ihnen gefordert ist, ist nichts anderes als kenosis – das sich gänzlich leer machen. Eine indonesische Schwester sagte: „Das Herkommen war ein Prozess des Loslassens ... Es klingt sehr gut, 'Mission mit leeren Händen', aber sie kostet viel Anstrengung und Tränen." Für niederländische Ordensleute ist es schwierig, einzusehen, wie hart ausländische Brüder und Schwestern das Leben in der Anfangszeit empfinden.

5.2 Kulturelle Auseinandersetzungen in den Kommunitäten

Nicht nur Klima, Kultur, Gesellschaft und Kirche sind anders, ihre eigenen Kongregationen und Orden sind ihnen fremd. Letzteres kann sehr schmerzlich sein. Die meisten Ordensinstitute stellen sicher, dass notwendige Informationen über die Gemeinschaft in den Niederlanden im Voraus geliefert werden. Aber die verschiedenen Mentalitäten der Menschen im Western (ergebnisorientiert, sachlich) und der im Süden (stärker personbezogen) stellen eine Quelle der Spannungen in Kommunitäten dar. Bei FOL-Konferenzen wurde gesagt, dass die Menschen im Westen zur Anmaßung neigen, alle Antworten kennen, immer das erste Wort haben und so die Menschen aus dem Süden hindern, Projekte zu initiieren. Hochausgebildete Menschen fühlen sich plötzlich hilflos, weil sie sich nicht gewandt genug ausdrücken können. Einige sagten sogar, dass sie sich manchmal mehr als Hilfsobjekte fühlten, denn als Subjekte, die Hilfe anbieten können.

5.3 Bedarf an beratender Begleitung

Beratende Begleitung ist für ausländische Ordensleute und internationale Kommunitäten äußerst wichtig. Im Großen und Ganzen sorgen die Ordensinstitute dafür, dass ausländische Ordensleute einen persönlichen Berater haben, mit dem sie alles vertraulich besprechen können. Es ist ratsam, dass die Mentoren einige Erfahrung mit interkultureller Kommunikation haben. Die meisten Kommunitäten sorgen auch für die ganze Gruppe für einen Berater von außerhalb der Gemeinschaft, mit dem verschiedene Themen besprochen werden können, die innerhalb der Gruppe entstehen.

Viele Ordensinstitute ermutigen ihre ausländischen Ordensleute, Kurse oder Ausbildungen in den Niederlanden zu machen. Wie schon dargelegt, ist das eine ausgezeichnete Weise für diese, selbstständig zu werden. Den ausländischen Ordensleuten werden dadurch auch neue Mittel zur Verfügung gestellt, die sie mit nach Haus nehmen und dort verwenden können.

5.4 Verbindung mit ihren eigenen Wurzeln

‚Mission in umgekehrter Richtung' tendiert dazu, ein suchendes Bestreben voller anscheinend unlösbarer Probleme zu sein. Daher ist es beruhigend zu wissen, dass es andere gibt, die einen ähnlichen Weg einschlagen. Viele Teilnehmende an den FOL-Konferenzen haben darauf hingewiesen, wie wichtig Treffen mit anderen ausländischen Ordensleuten für sie sind. Sie bieten ihnen Gelegenheit zum Gespräch mit anderen, die ähnliche Erfahrungen durchmachen und zum von einander Lernen. Außerdem finden es viele wunderbar, gelegentlich wieder einen Ausflug in die eigene Kultur zu machen: eine philippinische Messe mit zu feiern, indonesisch zu essen, mit Landsleuten zu sprechen. Es ist gut, Gelegenheit zu haben, um die eigene Identität zu erleben, sich mit einander und mit seinen eigenen Traditionen zu befassen. Es lindert die Einsamkeit, die man immer wieder spürt. Schließlich spricht die Muttersprache die Sprache des eigenen Herzens. Schlussendlich ist es wichtig, die Verbindung mit dem eigenen Heimatland aufrecht zu erhalten. Moderne Kommunikationsmittel erleichtern das. Die meisten Organisationen haben auch die Vorschrift, dass ausländische Ordensleute jedes zweite oder dritte Jahr ein paar Monate lang Heimaturlaub bekommen.

5. 5 Kulturelle Sozialisation: ein ständiger Prozess

Bei FOL-Konferenzen wurde darauf hingewiesen, dass immer neue Herausforderungen auftreten. Der Umgang mit den Herausforderungen beim Einlassen auf eine neue Kultur kostet Mühe. Eine indonesische Schwester sagt: „Es bleibt ein Riesenschritt, aber es geht jeden Tag mit kleinen Schritten voran." Einige ausländische Ordensleute, die schon einige Zeit in den Niederlanden sind, beschreiben den Entwicklungsprozess von der Anpassung bis zur Annahme der eigenen Identität. Die ersten paar Jahre strengten sie sich sehr an, um die Sprache zu erlernen und die Kultur kennen zu lernen. Während dieser Anfangszeit neigen sie dazu, sich so viel wie möglich anzupassen. Es gelingt ihnen erst, sich selbst von diesen ‚Anpassungstendenzen' zu befreien, als sie sich der Umgebung gegenüber nicht mehr so unsicher fühlen und besser darin zurechtkommen. Sie gelangen dazu, sich selbst in bestimmter Hinsicht als anders anzunehmen, mit einem fremden Akzent und unterschiedlichem kulturellen Hintergrund. „Je älter ich werde, desto mehr fühle ich mich als Antillerin," sagt eine Schwester, die schon lange in den Niederlanden ist. Sie entdecken auch, dass sie auf Grund ihrer Herkunft und ihrer Persönlichkeit etwas beitragen können, das für alle bereichernd ist. Es kostet Mühe und Anstrengung diesen Punkt zu erreichen, aber diese Ordensleute wiesen auch darauf hin, dass sie im Lauf dieses Prozesses ein ungeheures persönliches Wachstum erlebten. Das Leben in einer anderen Kultur und in einem anderen Land schafft Offenheit. Es erlaubt einen weiteren Ausblick auf das Leben und macht es leichter, die Dinge in der rechten Perspektive zu sehen. „Und wenn man zu den wesentlichen Dingen des Lebens kommt – den Leiden und Freuden, den Stärken und Ängsten der Menschen, oder was auch immer – man erkennt es über alle Unterschiede in Kultur, Religion und Situation hinweg. Auf diese Weise findet man zu seinem innersten Kern zurück, man ist mit sich selbst im Einklang und daher mit dem Leben, mit seinem Schöpfer und dem Gott des oder der Anderen."[16]

6. Arbeitsbereiche

6.1 Pionierarbeit

In gewissem Sinn sind die in die Niederlande kommenden ausländischen Ordensleute Pioniere. Oft gibt es keine Arbeitsbeschreibung im Voraus. Sie müssen kreativ herausfinden, welche Aufgaben sie in der niederländischen Kirche und Gesellschaft übernehmen können. Viele neigen dazu, zu überstürzt mit dem Einsatz beginnen zu wollen. Aber ohne eine gute Grundlage in Form solider Kenntnisse von Sprache und Kultur ist es ihnen nicht möglich, einen sinnvollen Beitrag zu leisten. Die Sprache bleibt für lange Zeit ein Hindernis. Ein philippinischer Ordenspriester, der fast zehn Jahre in den Niederlanden ist, stellt fest: „Manchmal fühle ich mich hilflos und frustriert. Ich bin nicht immer fähig, meine Gedanken und Gefühle in Niederländisch ausdrücken." Und ein nigerianischer Ordenspriester sagt: „Der Nachteil des Wirkens in einer fremden Kultur ist, dass alles viel mehr Zeit und Mühe kostet. Ich brauche immer viel Zeit, um mich auf etwas vorzubereiten. Anfangs war es noch komplizierter, weil ein schwarzer Priester für die Menschen etwas Ungewohntes war. Allmählich gewöhnen sie sich aber daran." Eine indonesische Schwester warnt andere davor, zu hohe Erwartungen zu hegen. „Wenn man sich zu viele Ziele setzt, hat man nur Stress und vergisst den Prozess, in dem man sich befindet. Mein Weg ist keine Autobahn, er ist eher ein Weg durch den Dschungel. Manchmal frage ich mich, ob er nicht immer noch frei geräumt werden muss. Aber auf diesem schmalen Pfad hört man die Vögel singen."

Nachfolgend führen wir einige Arbeitsgebiete, in denen ausländische Ordensleute wirken, an. Wir fügen auch Kommentare hinzu, die auf FOL-Konferenzen gemacht wurden.

6.1.1 Leitungsaufgaben für die eigene Ordensgemeinschaft

Die beste Weise, in der niederländischen Gesellschaft heimisch zu werden ist, sich einfach hinein zu begeben: Tätigkeiten übernehmen, studieren usw.[17] Ordensleute, die Mitglieder ihres Generalrates sind, haben jedoch ein Problem, da ihre Arbeit so viel Zeit und Kraft in Anspruch nimmt, dass sie wirklich keine anderen Tätigkeiten übernehmen können. Hier besteht die Gefahr, dass ausländische Mitglieder im Generalrat ihre Amtszeit wie in einer Art Vakuum verbringen: dem eigenen Land entwurzelt, ohne die Möglichkeit, in den Niederlanden heimisch zu werden; ausschließlich mit ihrem eigenen Ordensinstitut befasst. Die Amtszeit ist gleichsam eine Art 'Winterschlaf'; wenn sie vorüber ist, fängt wieder der Frühling an. „Und wehe, wenn man wiedergewählt wird ..." Für die Führungskräfte besteht die Kunst darin, ihre Zeit in den Niederlanden als Sendungsauftrag anzusehen, nicht nur als Arbeit. Eine Empfehlung, die man auf FOL-Konferenzen regelmäßig zu hören bekommt, ist, Rätinnen und Räten die Möglichkeit zu geben, dass sie neben den Führungsaufgaben noch eine andere Aufgabe übernehmen können.

6.1.2 Missionarische oder diakonische Arbeit

Viele ausländische Ordensleute haben eine bestimmte missionarische oder diakonische Aufgabe. Sie versuchen ihren Sendungsauftrag solidarisch mit den Menschen zu gestalten, die wenig oder gar nichts in der niederländischen Gesellschaft zu sagen haben: Menschen in benachteiligten Wohngegenden, Migranten, Flüchtlinge, Wohnsitzlose, Drogenabhängige. Die Tatsache, dass sie selbst einen Prozess des Einlebens entweder durchgemacht haben oder noch durchmachen, verringert die Distanz zwischen ihnen und den Migranten. Außerdem, wie schon erwähnt, kommen viele ausländische Ordensleute aus Teilen der Welt, wo die Menschen daran gewohnt sind, mit Menschen aus anderen Kulturen und mit anderen Religionen

zusammen zu leben. Das ermöglicht es ihnen, entscheidend zum interkulturellen und interreligiösen Dialog beizutragen. Niederländische Ordensleute stellen fest, dass ihre ausländischen Mitbrüder oder Mitschwestern aufgrund ihrer Herkunft und ihrer Mentalität oft besser Zugang finden zu anderen Ausländern als sie selbst. Sie erfüllen eine Brückenfunktion zwischen Ausländern und den gebürtigen Niederländern.

6.1.3 Pastoralarbeit in Migranten-Gemeinden

Ein anderer Bereich ist die Pastoralarbeit in Migranten-Gemeinden. Viele ausländische Christen fühlen sich in den niederländischen Kirchengemeinden nicht zu Haus. Missionare haben oft eine große Rolle in der Seelsorge für Ausländer gespielt, da sie mit anderen Kulturen vertraut sind. In der letzten Zeit übernehmen ausländische Ordensleute Aufgaben im pastoralen Bereich.

6.1.4 Aufgaben im Bereich von Spiritualität und religiöser Formation

Alle ausländischen Ordensleute stellen fest, dass die Menschen in den Niederlanden spirituell auf der Suche sind. Sie sorgen sich um die Zukunft der Kirche und des christlichen Glaubens in den Niederlanden. Sie betonen häufig, dass die Ordensleute in den Niederlanden sich besonders der Jugend zuwenden sollten. Einige ausländische Ordensleute sind in die religiöse Formation, die ihr Institut Laien und Jugendlichen anbietet, mit eingestiegen.

6.2 Anwesenheit

Bei FOL-Konferenzen wird oft gesagt, dass der Sendungsauftrag ausländischer Ordensleute am besten mit 'Da sein' zu beschreiben sei: „Zuhören, ohne zu richten, abwartend; auf diese Weise findet man seinen Sendungsauftrag hier vor Ort. Offenheit ist eine Voraussetzung, um mit den Menschen in Verbindung kommen zu können. Die eigenen Vorstellungen und die eigene Herkunft zurückstellen! Mit dem Herzen hören lernen. Die Menschen bemerken es, ob man wirklich interessiert ist. Die Hauptsache ist nicht, etwas zu leisten, viel mehr da zu sein, besonders unter den Armen. Wenn man mit ihnen zusammen ist, entdeckt man, dass in den Niederlanden an der Basis einiges los ist. Der Sendungsauftrag könnte sein, sich daran zu beteiligen, nicht als Sozialarbeiter/in, sondern als Mensch. Den Menschen nahe sein, vielleicht mit leeren Händen, aber solidarisch. Versuchen, zu fühlen, was sie fühlen. Das beeindruckt die Menschen. Und mit leeren Händen kann man viel aufnehmen. In dieser Kultur, in der Zeit Geld ist, bedeutet es etwas, wenn man Zeit für andere hat."[18]
Ein typischer Fehler, den ausländische Ordensleute machen, ist, dass sie zu schnell die Säkularisierung und das moderne, individualistische Leben verurteilen. Wenn sie nicht lernen, die kirchlichen und gesellschaftlichen Entwicklungen in den Niederlanden zu verstehen und damit umzugehen, werden sie wahrscheinlich nicht vorankommen. Ein Ordenspriester aus Nigeria erklärt, wie er die positive Seite der niederländischen Kirche und Gesellschaft entdeckte: „Hier übernimmt die Regierung viel von der Arbeit, die in Nigeria von der Kirche geleistet wird. Dort ist die Kirche äußerst wichtig. Es macht mir nichts aus, dass ich hier als Priester nicht den Status habe wie zu Haus. Ich bin gezwungen, mir eine professionelle Vorgehensweise anzueignen, was gut ist. Zu Haus wird alles, was man macht, gern akzeptiert, weil man Priester ist. Meine Kontakte mit diakonischen Zentren sind auch sehr bereichernd. Ich habe herausgefunden, dass es auch in diesem Land Armut gibt, obwohl auf den ersten Blick alles rosig aussieht. Aber im diakonischen Dienst sind alle geachtet. Die Menschen müssen nicht kriechen, um etwas zu bekommen. Der Dienst wird mit Achtung und Zuwendung ausgeübt."

6.3 Individueller oder gemeinschaftlicher Sendungsauftrag

Die Arbeit auf internationaler Ebene kann neue Perspektiven eröffnen für die Weiter-

führung renommierter institutioneller Formen des Sendungsauftrags des Ordens (z. B. Schulen und Hospitäler). Im Süden sind diese Einrichtungen für die meisten Gemeinschaften noch äußerst wichtig, aber in den Niederlanden lernen die ausländischen Ordensleute deren Wichtigkeit zu relativieren. Das ist von Bedeutung, da viele neue Mitglieder, auch in ihren eigenen Ländern, sich nicht zu den traditionell institutionellen Formen des Apostolates hingezogen fühlen.
Auch wenn man sich davor hüten sollte, den traditionellen Einrichtungen übertriebene Wichtigkeit beizumessen, sollte dennoch der Gedanke vom gemeinschaftlichen Sendungsauftrag, mit Vorrang vor dem individuellen Sendungsauftrag, erhalten bleiben. Die Strategie der meisten Ordensgemeinschaften ist, dass die ausländischen Mitglieder das Apostolat finden müssen, das ihnen zusagt und in dem sie selbst gern wirken möchten. Andererseits sagen ausländische Ordensleute häufig, dass sie am Anfang lieber klar definierte Aufgaben haben möchten. Ein ausländischer Ordenspriester beschreibt seine Eindrücke so: „Man wird in die Tiefe geworfen, bevor man schwimmen gelernt hat!" Einige internationale Gemeinschaften untersuchen die folgende Frage: Welches sind die Nöte dieser Gesellschaft, und was können wir als Gemeinschaft tun, um sie zu lindern?

7. Von multikulturell zu interkulturell

7.1 Der Begriff 'Kultur'

Viele verschiedene Wissenschaftsdisziplinen befassen sich ausführlich mit dem Begriff 'Kultur'. Sie wird definiert als ein sich entwickelndes System von Werten, Normen und Lebensweisen.[19] Mitgliedern einer bestimmten Gruppe gibt deren Kultur oft unbewusst eine Ausrichtung für ihr Verhalten und ihre Lebensanschauung. Eine einfache, aber scharfsinnige Definition von Kultur, bei einer FOL-Konferenz geäußert, ist „das, was man für selbstverständlich hält". Das zeigt deutlich, dass, sagen wir, die niederländische 'Kultur' eine Vielfalt von Kulturen einschließt: man denke zum Beispiel an den Unterschied zwischen städtischer und ländlicher Kultur, oder an die zahlreichen 'Subkulturen' unter den jungen Menschen. Wenn es daher um die Beziehung zwischen Menschen unterschiedlicher Herkunft geht, ziehen es heutzutage einige Menschen vor, von 'Interkulturation' zu sprechen, und zeigen damit an, dass es dabei eine Interaktion zwischen den respektiven Kulturen der betreffenden Menschen geht.
In einer Ordensgemeinschaft kann es eine Kultur geben, die den älteren Mitgliedern entspricht, aber nicht den jüngeren. Das hat nicht unbedingt etwas mit ihrer Nationalität zu tun.

7.2 Interkulturation setzt Offenheit voraus

Die internationale oder multikulturelle Zusammensetzung einer Gemeinschaft bedeutet nicht ohne weiteres, dass sie auch interkulturell ist. Interkulturelles Leben meint, dass jede der Kulturen, die vertreten sind, tatsächlich zum Leben und zur Arbeit der Gemeinschaft beiträgt. Das setzt Offenheit und Spielraum für die kulturelle Verschiedenartigkeit der ausländischen Mitglieder voraus, welche die Kommunität vor Ort verstärken sollen. Wenn die Kongregation europäischen Ursprungs ist, müssen die Ortsansässigen bewusst unterscheiden zwischen der ursprünglichen Inspiration (Charisma) und seiner traditionellen Ausgestaltung.
Die Vorstellung der Neuankömmlinge vom Sendungsauftrag unterscheidet sich möglicherweise von der der niederländischen Ordensangehörigen. Manchmal beurteilen Neuankömmlinge die neue Lage (Säkularisierung, überalterte Ordensgemeinschaften) ohne diese Entwicklungen im niederländischen Kontext genau zu verstehen oder einschätzen zu können.

Andererseits weigern sich niederländische Ordensangehörige manchmal, Dinge auf andere Weise als bisher zu tun. Aber es wirkt sich verheerend aus, ständig zu vergleichen, wie die Dinge früher oder wie sie andernorts waren. Offenheit ist eine Bedingung für fruchtbares Zusammenleben und Zusammenarbeiten. Für ausländische Ordensleute bedeutet Offenheit die Annahme der Art und Weise wie sich die Dinge entwickelt haben und das Gute, das geleistet wurde. Auf der niederländischen Seite bedeutet das echte Bereitschaft, den ausländischen Mitbrüdern oder Mitschwestern zuzuhören und miteinander nach neuen Wegen zu suchen. Eine ausländische Schwester beschreibt, wie sich gegenseitiges Vertrauen entwickelt musste: „Anfänglich war es hemmend, dass die niederländischen Schwestern ständig sagten: 'So wird das hier gemacht. So haben wir das immer schon gemacht.' Für mich war das eine negative Erfahrung. Aber auf beiden Seiten ist die Aufnahmebereitschaft gewachsen. Auch für sie muss es schwierig gewesen sein mit uns jüngeren Menschen."

7.3 Kulturelle Dominanz

Interkulturelles Gemeinschaftsleben und Wirken werden sehr schwierig, wenn eine bestimmte kulturelle Gruppe willentlich oder unwillentlich (z.B. zahlenmäßig) die Übernahme verantwortungsvoller Positionen, Kontrolle der materiellen Mittel usw. dominiert. Die Vielfalt in der Zusammensetzung einer Kommunität kann eine bestimmte Nationalität davon abhalten zu dominieren. Es braucht eine große Sensibilität, mit Machtverhältnissen in der Übergangsphase umzugehen. Interkulturelles Leben und Wirken erfordern gleiche Behandlung und Beiträge von allen vertretenen Nationalitäten und Kulturen. Die Erfahrung zeigt, das Menschen mit Missionserfahrung im Ausland oft besser in eine internationale Gruppe passen, weil sie schon wissen, was es heißt, ein Fremder zu sein und gelernt haben, wie man mit kulturellen Unterschieden umgeht. Es ist wichtig, sich seiner eigenen rassistischen und kulturellen Vorurteile bewusst zu sein. Es kommt darauf an, die anderen als gleichwertig anzunehmen.

7.4 Integration ist von beiden Seiten her notwendig

Wie sensibel diese Dinge sind, zeigt sich schon im Widerstand, den das Wort 'Integration' bei ausländischen Ordenleuten hervorruft. Es schließt implizit ein, dass sie ihre eigene Identität aufgeben und anpassen müssen. Man schließt sich an, ohne die Gesamtsituation zu verändern. Das gefällt ihnen gar nicht. Integration muss auf beiden Seiten geschehen. Diejenigen, die Anpassung nur auf Seiten der ausländischen Ordensleute fordern, sehen nicht, dass die empfangenden niederländischen Kommunitäten sich auch anpassen müssen, um nicht nur buchstäblich, sondern auch im übertragenen Sinn für die ausländischen Ordensangehörigen Platz zu machen. Einige bevorzugen das Wort 'Partizipation', das an Spielraum denken lässt, um seinen eigenen Beitrag zu leisten ohne seine Identität zu verlieren. Man hört auch den Ausdruck 'einfügen'. Wenn man Teil einer neuen Gesellschaft wird, geht das tiefer als einfach daran teilzunehmen. Man passt in das Ganze, wobei die Anderen Platz für einen machen. Der Prozess kann nicht einseitig verlaufen. Ohne gegenseitige Offenheit und Achtung und ohne gute Kommunikation ist der Internationalisierungsprozess zum Scheitern verurteilt.

7.5 Hinweise für das Leben in einer internationalen Kommunität

Die Ankunft ausländischer Ordensleute verändert den gewöhnlichen Verlauf des Gemeinschaftslebens. Das Teilen derselben Spiritualität garantiert die Einheit nicht, da alle sie auf ihre eigene Art und Weise ausdrücken. Keineswegs darf man alles als selbstverständlich annehmen. Zum Beispiel ist es nicht in allen Kulturen üblich, Geburtstag

zu feiern. Die Interpretation der drei Gelübde ist unterschiedlich. Während niederländische Ordensleute den Gebrauch von Gebrauchtwaren als bezeichnend für Wirtschaftlichkeit im Geist des Evangeliums ansehen, könnten Ausländer das zunächst problematisch finden. Einige niederländische Ordensleute stellten fest, dass ihre gleichaltrigen ausländischen Ordensangehörigen sich auf persönlicher Ebene spontan und zwanglos benehmen, aber wenn es um Liturgie und Gemeinschaftsstrukturen geht, sie es nicht mehr sind und starr an den offiziellen Machtverhältnissen festhalten. Zeremonien, Prunk und Gepränge sind wichtig. Die niederländische Szene ist bei weitem zu herb, zu protestantisch.
Internationale Gemeinschaften sollten erkennen, dass ihr Leben von unbewussten Faktoren beeinflusst wird. Außerdem sind es oft nicht die großen Dinge, die Spannung in der Kommunität verursachen, sondern alltägliche Fragen. Es folgen einige Hinweise für das Gemeinschaftsleben:

- *Sprache:* In einer Gruppe oder Gemeinschaft sollte darüber Einigung bestehen, welche Sprache verwendet wird. Niederländische Sprecher sollten sich vergewissern, dass die ausländischen Ordensleute sie richtig verstehen. In manchen südlichen Kulturen neigen die Menschen dazu, höflich oder ehrerbietig beizupflichten, auch wenn sie nicht wissen, worum es geht oder dem Gesagten eigentlich nicht zustimmen.
- *Lebensmittel:* Ausländische Ordensleuten sollten ihre eigene Art von Lebensmitteln ziemlich regelmäßig essen können.
- *Liturgische Formen:* Die Zeichen und Symbole, die verwendet werden, sollten die Zusammensetzung der Gruppe widerspiegeln.
- *Familiäre Bindungen:* Sie sind in südlichen Kulturen viel gewichtiger als in den Niederlanden. Viele ausländische Ordensleute haben familiäre Verpflichtungen und daher ist der Kontakt mit der Familie wichtig.
- *Gute Verständigung:* Das Gemeinschaftsleben ist immer eine Herausforderung, da es Anpassung braucht. Man muss sich versichern, dass alle ihre Meinungen äußern und zum Gemeinschaftsleben beitragen können. Unterschiedliche Meinungen und Ansätze sollten gründlich erörtert werden. Es sollte auch Raum geben, Gefühle auszudrücken zu können, ohne sich bedroht zu fühlen. Wie schon erwähnt, ist es oft hilfreich, einen Berater von außen zu haben.

Abschließend kann gesagt werden, dass tatsächlich die meisten Probleme unter den Mitgliedern multikultureller Kommunitäten mehr von Unterschieden in Charakter und Temperament als von kulturellen Unterschieden herrühren.

7.6 Hinweise für das Funktionieren internationaler Ordensgemeinschaften

Die Internationalisierung wirkt sich auf verschiedensten organisatorischen Ebenen aus. Die Verantwortlichen für Formation müssen sicherstellen, dass der internationale Charakter ständig erhalten und entwickelt wird. Als Teil der Ausbildung sollten neue Mitglieder, wenn möglich, eine zweite Sprache lernen; wenn notwendig, indem sie einen Kurs in einem anderen Land machen. Es ist auch ein guter Gedanke, die Schriften der Gründerin oder des Gründers übersetzen zu lassen, um sie für alle in der Ordensgemeinschaft zugänglich zu machen. Die Gemeinschaft sollte eine klare Strategie über die Verkehrssprache bei Generalkapiteln, sowie Berichten und Veröffentlichungen die für die ganze Gemeinschaft bestimmt sind, haben. Obwohl es Zeit, Geld und Mühe kostet, ist es von entscheidender Bedeutung.

7.7 Gegenseitige Bereicherung

Es braucht Mut und Kreativität, angesichts der Vielfalt internationale Kommunitäten zu bilden und die Vielfalt als bereichernd zu betrachten. Ordensleute, die direkt in die Inter-

nationalisierung ihrer Ordensinstitute eingebunden sind, sagen, dass sie aufwändig sind im Hinblick auf Einsatz, Zeit, Mühe und Geld. Internationalisierung ist ein Wagnis, dessen Erfolg nicht im Voraus garantiert werden kann. Aber viele Ordenleute, die mit der Internationalisierung befasst sind, erklären ohne Zögern, dass es wert ist, das Wagnis einzugehen. Ausländer, die schon einige Zeit im Land sind, sagen, dass sie inzwischen viele Aspekte des Lebens in den Niederlanden schätzen gelernt haben. Bereicherung erfordert auch, die eigene Kultur ehrlich zu bewerten und sie gleichzeitig relativieren zu lernen.
Niederländische Ordensleute sagen oft, dass die Ankunft ausländischer Ordensleute ihre Kommunität mit neuer Lebenskraft erfüllte. Ihre Frömmigkeit ist ein wesentlicher Bestandteil des täglichen Lebens und eine Quelle der Anregung für ihre niederländischen Ordensangehörigen. Viele niederländische Ordensleute sind von der Polarisierung in der niederländischen Kirche beeinflusst. Ausländischen Mitbrüdern oder Mitschwestern gelingt es oft, sich von den vorgegebenen Ansichten und Mustern in der Denkweise der Kommunität zu lösen. In der Gemeinschaft verbringen sie Zeit mit Anbetung, Geselligkeit und ausgelassenen Festen. Eigenschaften, die ihnen von den Niederländern gewöhnlich beigelegt werden sind Spontaneität und Herzlichkeit, die wie eine frische Brise durch die Kommunität wehen. Viele Mitglieder von internationalisierten Kommunitäten sagen, dass sie ohne ihre ausländischen Mitbrüder oder Mitschwestern nicht mehr auskommen wollen und auch nicht mehr können.

8. Heimkehr

8.1 Ein neuer Kulturschock

Ein Endpunkt ist die Heimkehr. Die Erfahrung von Missionaren der ganzen Welt ist, dass sie im Lauf der Zeit sich ihrer eigenen Länder und Kulturen entfremden. Wenn sie auf Heimaturlaub gehen, wissen sie, dass es nur für eine kurze Zeit ist. Sie treffen ihre Familie und ihre Freunde und bereiten sich auf den nächsten Aufenthalt im Ausland vor. Vielleicht nehmen sie an einem kurzen Kurs teil, aber sie nehmen nicht im Vollsinn am Leben dort teil. Und selbst im Heimaturlaub stellen sie fest, dass sie Fremde in ihrem eigenen Land geworden sind. Sie verstehen zwar die Sprache, aber viele andere Dinge sind ihnen neu. Oft ist es schwer für sie, ihre Geschichte zu erzählen. Sie hängen zwischen zwei Welten.
Auf ausländische Ordensleute, die lange Zeit in den Niederlanden gelebt haben, wartet bei der Rückkehr in die Heimat ein neuer Kulturschock. Viele von ihnen sagen, dass sie den demokratischen Leitungsstil in den Niederlanden, effiziente Methoden für Versammlungen, qualifizierte Einsätze in vielen Arten ehrenamtlicher Arbeit, die Pünktlichkeit bei der Einhaltung von Verabredungen, ökumenische Einstellungen, die offene Kommunikation und so weiter, schätzen gelernt haben. Sie nehmen all dieses als Gepäck nach Hause mit. Sie haben sich verändert und müssen im eigenen Land erst wieder heimisch werden.
In dieser Beziehung ist die Erfahrung niederländischer Missionare bei ihrer Heimkehr wichtig. Sie finden, dass es eine Lücke in ihrem Leben gibt. Es gibt so viele Dinge, die sie in ihrem eigenen Land nicht mitgeteilt haben. Gleichzeitig kämpfen sie darum, zu erzählen, was sie in Übersee erlebt haben. Es ist hilfreich für sie, mit anderen in Verbindung zu kommen, die gleiche Erfahrungen haben: um Erinnerungen auszutauschen, Geschichten zu erzählen, die dann richtig verstanden werden und Seemannsgarn zu spinnen mit Menschen, die wissen, worüber die Anderen reden.

8.2 Erfahrungen einer ausländischen Missionarin

Inzwischen gibt es eine ziemlich große Gruppe ausländischer Ordensleute, die nach ei-

nem längeren Aufenthalt in den Niederlanden nach Haus zurückgekehrt sind. Nach zwölf Jahren in den Niederlanden kehrte Elsy Varghese SSpS im Jahr 2003 in ihr Heimatland zurück. In einem Brief an ihre Mitschwestern wertet sie ihren Aufenthalt in den Niederlanden aus:

„Wenn ich auf diese zwölf Jahre zurückschaue, empfinde ich Zufriedenheit und Dankbarkeit, ein echtes Glücksgefühl und sogar ein wenig Stolz. Ich sehe diese zwölf Jahre meines Lebens als kostbar an, lehrreich und reich an Erfahrungen, weil ich bei meiner Arbeit hier in Indien feststelle, dass mich die Menschen als jemanden mit einer großen Erfahrung betrachten. Ich spüre, dass sich mein Horizont bezüglich meiner Denkweise und der Betrachtungsweise der Dinge erweitert hat, und ich bin froh darüber. Natürlich hatte ich am Anfang Schwierigkeiten bei der Anpassung, besonders beim Essen. Auch das Klima war ein ständiges Problem. Aber im Rückblick sehe ich den Schmerz und die Probleme als kostbar an.

Ich weiß nicht, ob ich mit der Vorstellung kam, Missionarin zu sein, wie einige von Ihnen, die nach Indien kamen. Ich hielt einfach meinen Geist und mein Herz offen: es komme, was da mag. Ich war ganz deutlich eine Fremde in einem fremden Land. In gewisser Hinsicht war das einzigartig, aber ich fühlte mich willkommen, und ich spürte, dass die Schwestern und alle, denen ich begegnete, alles ihnen Mögliche taten, damit ich mich zu Haus fühlen konnte. Meine Mitschwestern gaben mir genügend Freiheit zu tun, was ich tun wollte, was ich mit zu den besten Dingen während meines Aufenthalts in den Niederlanden zähle.

Vielleicht gab mir meine 'Tanzmission' viele Gelegenheiten, Teil der niederländischen Gemeinschaft zu werden, in dem ich mein Talent ausübte. Ich meine, dass die Tatsache, dass ich eine Ordensschwester bin, das Leben der Menschen beeinflusste. Wahrscheinlich war dieser Einfluss auch bei meinem Sendungsauftrag unter benachteiligten Frauen, die in Bordell endeten, bemerkbar. Ich war froh und dankbar, dass ich als Krankenschwester wirken konnte. Ich war schließlich dafür ausgebildet worden, und ich fühlte mich als einen Teil einer Berufsgruppe. Wenn ich am Morgen aufstand, wusste ich, was ich an diesem und am darauf folgenden Tag tun würde. Darum denke ich, eine Qualifikation zu haben, ist wichtig. Ich war auch froh, einen finanziellen Beitrag leisten zu können. Ich weiß, Geld ist nicht die Hauptsache, aber gefühlsmäßig ist es ein wichtiger Aspekt.

Ich meine, ich konnte den Reichtum meiner indischen Spiritualität durch Meditation, indische Musik, religiöse Tänze usw. vermitteln. Alles, was ich in den Jahren der Formation gelernt hatte, konnte ich in den Niederlanden mit anderen teilen. Meine grundlegende Spiritualität erhielt ich zu Haus von meinen Eltern und meinen Geschwistern. Im Lauf meiner Ausbildungszeit konnte ich darauf aufbauen. Ich denke, ich teilte diese spirituellen Aspekte mit, in dem ich mit den Menschen betete, durch persönliche Gespräche und beim Zuhören. Das waren für mich Zeiten der geteilten Spiritualität.

Als ich in den Niederlande ankam, fühlte ich mich willkommen. Man spürt, dass man im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit steht. Aber die Vorbereitungen hier vor meiner Ankunft waren begrenzt. Ich musste meinen Weg selbst finden, obwohl selbstverständlich mit Unterstützung einer Vorgesetzten. Es wäre auch leichter gewesen, wenn ich die Sprache besser gekonnt hätte. Je jünger man ist, desto leichter lernt man sie, besonders die niederländische Sprache.

[...] Diese Zeit war sehr wichtig für mein künftiges Leben. Ich denke, es sind die Jahre zwischen 30 und 45, wenn alle etwas tun möchten. Man könnte diese Zeit 'Blütezeit' nennen, die kreativste Zeit in einem Menschenleben. Aber man kann auch in anderen Lebensphasen blühen und kreativ sein. Wenn ich auf mein Leben und meine Zeit in den Niederlanden zurückschaue, sehe ich diese

Zeit als Blütezeit. Das ist nur möglich, wenn man von anderen angenommen und geliebt wird, und ich war so vom Glück begünstigt, das alles in reichem Maß zu erhalten. ... Mein Dank geht an Gott und euch alle."

9. Nachwort

Einer der Ordensleute, die wir für diesen Bericht interviewt haben, äußerte sich über die Internationalisierung in seiner Gemeinschaft, mit einer gehörigen Portion Untertreibung, dass sie ‚nicht nichts' ist. Es gehört eindeutig eine Menge dazu, ausländische Mitbrüder und Mitschwestern in die Niederlande kommen zu lassen. Die aufnehmende Gemeinschaft muss darauf eingestellt sein, einen Neubeginn zu machen mit oft viel jüngeren Menschen aus anderen Kulturen. Das erfordert Offenheit und Flexibilität, die nicht alle aufbringen können. Die ausländischen Ordensleute sehen sich der Herausforderung gegenüber, sich in die niederländische Gesellschaft, die niederländische Kirche und was keineswegs die geringste Herausforderung ist, in ihr eigenes Ordensinstitut, einzuleben. Aus Erfahrungen wissen wir, dass nicht alle es schaffen. Ausländern fällt es schwer, mit der Sprache und der Kultur ausreichend zurechtzukommen und sich im komplexen kirchlichen und kulturellen Leben der Niederlande zurechtzufinden. Es ist nicht leicht für einen Menschen in den besten Jahren festzustellen, dass es ihm nicht gelingt, sich in den Niederlanden einzuleben. Der Centraal Missionair Beraad Religieuzen (CMBR) erkennt ganz klar, dass Internationalisierung nicht für alle Ordensgemeinschaften eine Alternative ist. Er stellt die Internationalisierung auch nicht als ein Allheilmittel zur Zukunftssicherung des Ordenslebens in den Niederlanden dar. Unserer Ansicht nach ist die Internationalisierung immer ein Wagnis. Es ist ein Wagnis, das eine steigende Anzahl niederländischer Ordensinstitute eingeht und sich immer noch vorantastet, dabei Fehler, aber trotzdem allmählich auch Fortschritte macht. Bezeichnenderweise sagten alle, die für diesen Bericht interviewt wurden, ihrer Meinung nach lohne sich das Wagnis und sie fühlten sich dadurch bereichert. Daher sagen wir als Missionskomitee wagemutig, obwohl wir wissen, dass Internationalisierung kein Allheilmittel für Ordensgemeinschaften in den Niederlanden ist, dass sie eine wichtige Entwicklung darstellt, die mit dazu beiträgt, wie die Zukunft des Ordenslebens in den Niederlanden sich gestalten wird.

Wie schon an anderer Stelle gesagt, muss man die Internationalisierung des Ordenslebens in den Niederlanden auf dem Hintergrund der Globalisierung, weltweiter Migration und des Multikulturalismus in der niederländischen Kirche und Gesellschaft betrachten. Sie bringt weltweit komplexe Prozesse in Gang, die nicht mehr rückgängig gemacht werden können. In diesem Zusammenhang hält es der CMBR für folgerichtig, dass auch Ordensinstitute immer 'farbenfroher' werden. Es ist eine sehr spannende Entwicklung im heutigen Ordensleben, nicht nur in den Niederlanden, sondern auch andernorts in der Welt. Sie bietet Ordensleuten eine neue Aufgabe und eine neue Herausforderung. Durch das Zusammenleben als Brüder und Schwestern in internationalen Gemeinschaften legen sie ein greifbares Zeugnis dafür ab, dass Dialog und interkulturelles Anteil haben an Dingen und Träumen in sich selbst Werte sind, eine Bereicherung der Menschheitsgeschichte.

Seit einigen Jahrzehnten hören wir von der 'Mission auf sechs Erdteilen'. Das drückt die Vorstellung aus, dass der Missionsauftrag für jedes Land und jede Kultur gilt. Ausländische Ordensleute in den Niederlanden veranschaulichen ausgezeichnet, dass Mission keine Einbahnstraße vom Norden nach dem Süden mehr ist. Eine Hauptaufgabe in den nächsten Jahren wird es sein, die Theologie für diese 'Mission auf sechs Erdteilen' zu vertiefen und sie anhand von alltäglichen Erfahrungen ausländischer Ordensleute, die in un-

serem Teil der Welt zurzeit tätig sind, zu verwirklichen. Der CMBR möchte auch weiterhin ein Forum für Ordensleute in den Niederlanden zur Verfügung stellen, um diese theologische Vertiefung und Verwirklichung miteinander zu erreichen.

Gerard Moorman ist Theologe und Sekretär des Zentralen Missionsrats der Ordensleute in den Niederlanden (CMBR).

1 Nach Angaben des CMBR leben und arbeiten zurzeit etwa 180 ausländische Ordensleute in den Niederlanden (Siehe Anhang 1).

2 Bei den Kontemplativen sind internationale Gemeinschaften keine Ausnahme, wie aus dem Anhang 1 ersichtlich. Die gruppendynamischen Abläufe zwischen Ausländern und Niederländern in monastischen Gemeinschaften entsprechen in vieler Hinsicht denen in tätigen Ordensgemeinschaften. In anderer Hinsicht jedoch unterscheiden sie sich wegen der Abgeschlossenheit der monastischen Gemeinschaften. Bisher waren kontemplative Ordensleute bei den „Farbenfrohes Ordensleben"-Versammlungen selten vertreten. Folglich befasst sich dieses Dokument nicht im Besonderen mit der Internationalisierung kontemplativer monastischer Gemeinschaften.

3 Nach Angaben der Nationalen Katholischen Organisation *Cura Migratorum* und SKIN, des evangelischen Dachverbands für Migranten-Kirchen, leben schätzungsweise 800.000 ausländische Christen in den Niederlanden, dass heißt, dass gut 40% aller Ausländer im Land Christen sind.

4 In den späten 1960er Jahren wurden die ersten Ausländer in die Generalleitungen von Ordensgemeinschaften, die ihre Generalate in den Niederlanden hatten, gewählt. Im Jahr 1992 eröffnete die Missionskongregation der Dienerinnen des Heiligen Geistes (SSpS) ihre erste internationale Kommunität in den Niederlanden mit einer besonderen missionarischen Ausprägung.

5 FOL-Bericht von 2002, S. 12.

6 Aussage von Theo Vergeer OFM beim Schlussgottesdienst des FOL 2003.

7 Ein Vorschlag bei FOL-Konferenzen war, verschiedene Kurse ordensübergreifend durchzuführen. Zum Beispiel die regelmäßigen Kurse für ausländische Ordensleute, die *Kontakt der Kontinenten* (Kontakt zwischen den Kontinenten) in den letzten Jahren angeboten hat. Die Sachkenntnis der Fachleute der Stadtmission für interkulturelle Begegnungen könnte auch nutzbar gemacht werden. Schließlich ist es ein Merkmal der Stadtmission, Grenzen zu überschreiten. Es gibt Einrichtungen innerhalb des Netzwerks der Stadtmission, die eine Menge Erfahrung gesammelt haben bei der Betreuung von Missionsfachleuten, die versuchen, bei den Randgruppen der niederländischen Gesellschaft Fuß zu fassen.

8 Siehe Bericht der FOL 2003, S. 16.

9 Sr. Elsy Varghese SSpS, bei ihrer Vorstellung bei der FOL 2000.

10 Heinrich Heekeren SVD betonte diesen Punkt bei der Konferenz „Farbenfrohes Ordensleben" (FOL) 2004.

11 Sr. Elsy Varghese SSpS, während ihrer Vorstellung bei der FOL 2000.

12 In der Antwort des Kabinetts als Mitteilung an den Gutachterausschuss für Immigrationsangelegenheiten wird 'Geistlicher' definiert als „Ausländer, der ein geistliches, religiöses oder weltanschaulich gebundenes Amt innehat, als geistlicher Leiter oder Geistlicher einer Religion arbeitet oder Tätigkeiten überwiegend religiöser, spiritueller oder weltanschaulich gebundener Art im Auftrag einer Glaubensgemeinschaft oder weltanschaulich gebundenen Organisation ausübt oder eine religiöse oder weltanschaulich gebundene Botschaft auf andere Weise verbreitet" [Übersetzung nach der Übers. des Hrsg.].

13 In der Antwort des Kabinetts heißt es ausdrücklich: „Ausländer, die Tätigkeiten ausschließlich zugunsten der Organisation ausüben ohne eine religiöse oder weltanschaulich gebundene Botschaft zu verbreiten, gehören nicht zur Gruppe der Geistlichen. Dazu gehören das Wahrnehmen von Verwaltungsaufgaben, Meditation und Kontemplation." [Übersetzung nach der Übersetzung des Hrsg.].

14 Zur Zeit der Abfassung des Textes ist noch nicht genau bekannt, ab wann die neuen Vorschriften gelten. Um die neuesten Informationen zu erhalten, wenden Sie sich an den Chef der Dienstabteilung des CMC.

15 Carla van Thiel bei der Vorstellung auf der FOL-Konferenz 2001.

16 Sr. Johanna Ketelaar bei ihrer Vorstellung bei der FOL 2003.

17 Siehe FOL-Bericht 2001.

18 FOL-Bericht 2003, S. 16.

19 Siehe D. Pinto, 'Interculturele communicatie', Houten 1994.

Katharina Hartleib OSF

„Aus der Ferne gerufen, meinen Glauben hier leben“

Hilfen zur Integration junger Ordensfrauen ausländischer Herkunft im Erzbistum Köln

Die Wahrnehmung mag täuschen, aber wenn man Ordensfrauen in der Öffentlichkeit sieht, sind es junge ausländische Ordensfrauen aus vielen Herkunftsländern insbesondere aus Nigeria, Kenia und Indien, aber auch u.a. aus Japan, Vietnam, Korea, Tschechien, Polen, Kroatien und Spanien. Konkrete Zahlen zu nennen ist schwierig. Bei ungefähr 1400 Ordensfrauen im Erzbistum Köln 2005 sind, nach einer Umfrage der AG der Ordensfrauen, 125 Schwestern unter 50 Jahren und davon 75 % Schwestern ausländischer Herkunft.

Diese meist jungen ausländischen Schwestern leben in sehr verschiedenen Konventen.

- Konvente mit ausschließlich ausländischen Schwestern
- Konvente mit einzelnen oder wenigen jungen ausländischen Schwestern zusammen mit vielen älteren deutschen Schwestern
- Deutsche Konvente mit einzelnen oder Gruppen ausländischer Schwestern anderer Kongregationen mit Gaststatus (z.B. in der Krankenpflegeausbildung an Krankenhäusern).

Daher sind die Schwestern auch in unterschiedlicher Weise integriert u.a.:

- Gettoisierung der Sprach- oder Nationalitätengruppen (nur im Pflegekontext auftretend, eigene Priester zum Gottesdienst, nicht in der Gemeinde vorkommend, kaum Freizeit; Exerzitien und Besinnungstage nur im eigenen Kontext)
- sehr gute Zusammenarbeit mit den Pfarrgemeinden, ehrenamtliches Engagement, (Besuchsdienste, Küster-, Lektoren- und Kommunionhelferinnen)
- Mischformen je nach Dauer des Aufenthaltes und der Sprachbegabung (häufig Zehnjahresabschnitte oder nur zum Deutschkurs und zur Ausbildung für vier Jahre).

Allein aus diesen unterschiedlichen Voraussetzungen wird deutlich, dass es „das“ Konzept zur Eingliederung in Gesellschaft, Kirche und Ordensgemeinschaft nicht geben kann, sondern immer speziell nach Angeboten geschaut werden muss. Als sich die AG der Ordensfrauen im Herbst 2004 neu konstituierte fiel sofort auf, dass keine ausländischen Ordensfrauen in die AG delegiert waren. Heute, 2008 sind es Schwestern aus vier Gemeinschaften.

Bei den zunächst nicht altersdifferenzierten Angeboten für die Schwestern (Besinnungsnachmittage, Wallfahrten, Ausflüge) war die Teilnahme der jungen ausländischen Schwestern zunächst sehr gering. Die meisten von ihnen arbeiten in Pflegeeinrichtungen, trauen sich oft nicht, einen Dienstplantausch zu erbitten oder eine entsprechende

↑ Situationsbericht

Farbenfrohes Ordensleben

Internationalisierung der Ordenslandschaft ist nicht nur, wie im vorausgegangenen Artikel, ein Thema der Niederlanden, sondern in vergleichbarer Weise der Kirche und der Orden in Deutschland. Am Beispiel des Erzbistums Köln schildert Sr. Katharina Hartleib OSF Möglichkeiten und Grenzen der Integration junger Ordensfrauen ausländischer Herkunft .

Regelung ist nur sehr langfristig möglich. Als erste Reaktion darauf hat die AG die Termine für die Veranstaltungen sehr viel langfristiger geplant und mitgeteilt, mehr die Freitagnachmittage eingeplant und Wochenendveranstaltungen frühzeitig angekündigt. Daraufhin nahm die Teilnehmerzahl ausländischer junger Schwestern an diesen Angeboten zu. Auffällig ist, dass Vortragsveranstaltungen bevorzugt besucht werden und Veranstaltungen, die ein eigenes Engagement und kreatives Einbringen erfordern, eher zögerlich genutzt werden. Als Ursachen sind die Sprachbarriere zu nennen, das geringe Selbstbewusstsein der sehr jungen Schwestern und die mangelnde Übung, eigene Positionen, Erfahrungen und Ideen aktiv und eigenständig zu vertreten.

Beim ersten Ordenstag für Ordensfrauen im Erzbistum Köln am 2. September 2006 in St. Augustin waren von den 270 Teilnehmerinnen über 100 ausländische Schwestern. Der eigens angebotene Workshop zur Zukunftsgestaltung für jüngere Schwestern war mit 65 Teilnehmerinnen völlig überfüllt und faszinierend lebendig. Zu den dort am meisten geäußerten Wünschen gehörten:

- Angebote zur Integration in das fremde Land Deutschland, die fremd anmutende Kirche, das völlig andere, fremde Frauenbild in Deutschland /Europa
- gemeinsame Reisen und Wallfahrten zu bedeutenden Orten von Glaube und Kultur in Europa
- eigene Tage für junge Schwestern, um besser ins Gespräch zu kommen, einander kennen zu lernen und voneinander zu lernen.

Interessant und symptomatisch war aber auch dort die recht häufig gehörte Bemerkung an die AG-Leitung, als nach Themen und Inhalten gefragt wurde: „Planen Sie doch einfach, wir machen alles mit."

Am 1. Juli 2007 fand der erste Ordenstag für die jüngeren Schwestern in Kerpen-Horrem statt, an dem 70 Schwestern aus acht Herkunftsländern und acht deutsche Schwestern teilnahmen.

Die Referentinnen und Workshopleiterinnen dieses Tages äußerten in einer Reflektion, dass es wahrscheinlich notwendig sein wird, bei weiteren Veranstaltungen dieser Art, doch die Sprachgruppen zunächst einzeln arbeiten zu lassen, Eigenheiten, Stärken und Schwächen anzuschauen um sie dann in einem nächsten Schritt zusammen zu führen und für Toleranz sowie Verständnis untereinander aufmerksamer zu machen.

Dem Wunsch der Schwestern entsprechend wurde dann in Zusammenarbeit mit der Abteilung Frauenseelsorge im Generalvikariat ab September 2007 ein Kurs aus 4 Gesprächsnachmittagen zu Themen der Integration vorbereitet und angeboten. Kennzeichnend war hier wieder, dass sich nur ganz zögerlich einzelne Schwestern meldeten, als der Anmeldeschluss längst verstrichen war. Zwei Oberinnen meldeten sich, die nach längerem Auslandsaufenthalt erst bei ihrer Rückkehr reagieren konnten (Kompetenz der Stellvertretung oft nicht geklärt, anderes Autoritätsverständnis). Eine deutsche Oberin meldete sich, um jetzt mal „mit meinen ausländischen Mädels zu kommen und zu schauen, ob das etwas für sie ist!" Gelegentlich hört man auch die erstaunte Anfrage, wieso denn eine Frau (Theologin oder/und Ordensfrau) Kurse, Vorträge oder Besinnungstage anbietet – ob es denn keine Priester gäbe, die so etwas machen könnten.

Der Versuch, regionale Schwesterngesprächskreise zu interessierenden Fragen in Bonn, Düsseldorf und Köln zu installieren, ist mit jeweils einem ersten oder zweiten Treffen gestartet, kann aber noch nicht als gelingender Versuch bewertet werden. Für September 2008 ist eine Reise mit 20 jungen ausländischen Schwestern nach Assisi, dem meist gewünschten Reiseziel, geplant.

Sr. Katharina Hartleib OSF ist Referentin der Diözesanstelle Berufe der Kirche und zweite Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft der Ordensfrauen im Erzbistum Köln.

Miriam Altenhofen SSpS

Umgang mit dem Fremden*

1. Mechanismen des Umgangs mit dem Fremden und der Angst

Im folgenden sollen Mechanismen unter die Lupe genommen werden, die uns scheinbar helfen, mit dem/den „Fremden" umzugehen und die Angst, die damit verbunden ist, besser in den Griff zu bekommen.

1.1 Vorurteile

Was ist ein Vorurteil?
Vorurteile sind vorgefaßte, negative gefühlsmäßige Einstellungen und Urteile über eine Person, eine soziale Gruppe oder einen Gegenstand, die sich auf eine fehlerhafte und starre Verallgemeinerung gründen. Es handelt sich um eine Form der Wahrnehmungsverzerrung, die verbunden ist mit gefühlsmäßiger Ablehnung.
Verdichten sich die Vorurteile zu einem Vorurteils-Syndrom, so spricht man von Feindbild.
In Feldversuchen[1] konnte gezeigt werden, wie durch Herstellung von Konflikten zwischen Jugendgruppen auf einem Ferienlager Vorurteile und Haßgefühle erzeugt werden konnten. In Wettbewerbssituationen bildeten sich positiv getönte Wir-Gefühle für die eigene Gruppe und negativ gefärbte Gefühle für die Fremdgruppe heraus. Wurden als zusätzliche Variablen noch Statusunterschiede und knappe Ressourcen eingeführt, potenzierten sich die Konflikte. Der entscheidende Faktor, der die Dynamik ins Rollen bringt, sind nicht die knappen Ressourcen, sondern die Einteilung der Welt in „Ihr" und „Wir". Grund für diese Dynamik ist, dass die einzelne Person eine positive Aufwertung des eigenen Selbstwertes dadurch erreichen kann, dass sie sich mit der eigenen Gruppe identifiziert (soziale Identität) und die eigene Gruppe über die Abwertung der Fremdgruppe aufwertet. Auffallend ist weiterhin, dass die Gehässigkeiten zwischen den Gruppen sich nicht durch einfache Begegnungen reduzieren ließen, sondern erst durch Aufgaben, die es gemeinsam zu lösen gab. Das heißt: Zum Abbau der Vorurteile braucht es gemeinsame Ziele und eine aktive Zusammenarbeit.
Gründe für feindliche Gefühle können reale Interessenkonflikte und/oder Konkurrenzsituationen sein. Es kann aber auch sein, dass diese Konflikte lediglich in der Phantasie bestehen.

Funktionen von Vorurteilen
Vorurteile erfüllen wichtige Funktionen sowohl für die einzelne Person als auch für die soziale Gruppe.

- Dadurch, dass sie Wirklichkeit vereinfachen, dienen sie der Orientierung in einer komplexen Welt und reduzieren somit Unsicherheit und bieten Verhaltenssicherheit. Damit erleichtern sie die Herstellung und Aufrechterhaltung des Selbstwertgefühls.
- Vorurteile unterstützen die Gruppenbildung, dadurch dass sie Ein- und Ausgrenzungen ermöglichen und somit die Entwicklung eines positiven Selbstkonzepts der Eigengruppe, das einem negativen Konzept der Fremdgruppe gegenübersteht. Aggressive Gefühle können auf die Fremdgruppe projiziert werden, was wiederum die Solidarität in der Eigengruppe erhöht.
- Vorurteile legitimieren Herrschaft und

tragen dazu bei, den Status quo der ungleichen Machtverteilung zu erhalten, besonders zwischen Majoritäten und Minoritäten.
- Vorurteile stellen „Sündenböcke" bereit und dienen somit der psychischen Entlastung und der Festlegung der Gruppengrenzen und damit auch der Grenzen der Solidarität.

1.2 Von Fremdenangst bis Fremdenhass

Was nicht vertraut ist, wirkt bedrohlich. Fremdenangst zeigt sich in Gefühlen der Angst vor dem Unvertrauten. Dies kann begleitet sein durch Widerwillen, Unvermögen, sich in das andere, fremde Verhalten einzufühlen oder es zu interpretieren, die fremden Absichten zu verstehen.
Wenn die unguten Gefühle zu Bedrohungsängsten werden, wird aus der Angst vor dem Fremden eine offene Fremdenfeindlichkeit. Hierfür kann es einen realen Aufhänger geben (z.B. die Angst um den Arbeitsplatz, Zukunft) oder die unguten Gefühle sind ohne realen Anhaltspunkt. Das Unvertraute ist deutlicher als bei der Fremdenangst negativ besetzt und muss, weil in starkem Maße bedrohlich, abgespalten und abgewehrt werden. Kontakte werden vermieden und es wird nach „Sündenböcken" gesucht.

1.3 Erklärungen aus psychologischer Sicht

Sicht der Verhaltensforschung
In der Verhaltensforschung werden die Furcht vor Fremden, die Distanz zu ihm oder auch die latente Aggressionsbereitschaft gegenüber Fremden als entwicklungsgeschichtliches „Urphänomen" gesehen. Der Mensch als soziales Wesen organisiert sich und seine Reproduktion in Gruppen. Knappe Güter und begrenzte Jagdterritorien machen jede fremde Gruppe zur Konkurrenz und u.U. zum Gegner auf Leben und Tod. Insofern erscheinen Gruppenegoismus und Fremdenhass als anthropologische Grundkonstanten. In Krisensituationen neigt der Mensch auch heute zur Regression auf vorzivilisatorische, triebhaft-archaische Reaktionsformen.

Sicht der Psychoanalyse
Neben dem „bösen", gefährlichen Fremden existiert auch das Bild vom anziehenden, interessanten, verlockenden Fremden.
Der/die/das Fremde ist also immer ambivalent, bedrohlich und faszinierend zugleich.
Das „Fremdeln" des Kindes, die so genannte „Achtmonatsangst" wird als ein positives Reifungszeichen gesehen, da das Kind nun die Mutter vom Fremden unterscheiden kann. Auf der einen Seite ist die Angst vor dem Unbekannten, auf der anderen Seite ist es aber auch eine Art „Fensterln, ein Anklopfen am Fremden"[2], d.h. das fremdelnde Kind versteckt sich zum einen in den sicheren Armen der Mutter, wagt aber gleichzeitig einen Blick auf den/die Fremden. So übt das Kleinkind, sich in dosierter Weise dem Fremden zuzuwenden und dadurch seinen eigenen Horizont zu erweitern.
Margaret Mahler[3], eine der bedeutendsten Säuglings- und Kleinkindforscherinnen, fand durch Beobachtung heraus, dass Kinder, die ein ausgeprägtes Ur-Vertrauen entwickeln konnten, Fremden gegenüber ein eher explorierendes, neugieriges Verhalten zeigen. Je mehr Sicherheit und Zuverlässigkeit ein Kind in seinen vorangegangenen Interaktionserfahrungen erlebt hat, umso geringer ist die Fremdenangst. D.h. zwischen Urvertrauen und Fremdenangst besteht eine direkte reziproke Beziehung.

Der Abwehrmechanismus der Projektion
Das Wissen um Grundstrukturen der menschlichen Seele, die das Leben bewusst oder unbewusst bestimmen und die dann auch in Gruppenzusammenhängen abgebildet werden, kann uns helfen, Entwicklungen im Leben der Einzelnen und im Leben von Gruppen besser zu verstehen. Voraussetzung

für Reifung ist, dass phasenspezifische Konflikte und Krisen, die zu jedem Leben dazugehören, als normal anzusehen sind und im Rahmen des Möglichen bewältigt werden. Die Vermeidung der Krisen lässt in der Regel frühe, primitive Bewältigungsformen, das sind Abwehrformen, weiter bestehen. Im Erwachsenenalter können solche Formen dann verwunderlich und auch gesellschaftlich schwer erträglich wirken. Sie verursachen Leiden, für die Person selbst oder auch für andere.

Eine dieser Abwehrformen, der wir tagtäglich begegnen können, ist die Projektion. Projektion meint allgemein das Abbilden bzw. Verlagern von Empfindungen, Gefühlen, Wünschen, Interessen von der Innen- in die Außenwelt. Spezifischer ausgedrückt, werden unlustvolle, innere Reize so behandelt, als wären sie außen und könnten „draußen" abgehandelt und abgewehrt werden. Dies zeigt sich z.B. daran, dass man an anderen Personen/Dingen etwas wahrnimmt, was man an sich selbst nicht wahrhaben möchte und was einen ärgert. Hier einige Beispiele: Wird z.B. die eigenen Wut auf andere projiziert, so kann das heißen: „Warum regst du dich so auf? Sei doch nicht so aggressiv." Eigene verpönte Wünsche hat man nicht mehr selbst, sondern „die anderen" haben sie. Sie sind es, die einen betrügen, bestehlen, bedrohen. „So vermag sich die Fremdenrepräsentanz zu einer Art Monsterkabinett des verpönten Eigenen zu entwickeln. Der Gewinn ist dabei beachtlich, denn das Eigene wird zum Guten, während das Böse dem Fremden zugeschoben werden kann."[4] Bei einer weiteren Form der Projektion wird der andere für das eigene Befinden verantwortlich gemacht: Du bist schuld, dass es mir so schlecht geht. Im schlimmsten Fall kann es dazu kommen, dass man sich vom Objekt der Projektion verfolgt und angegriffen fühlt. Eigene Gewalttätigkeit erscheint subjektiv als Verteidigung. So entsteht für alle Beteiligten eine oft verhängnisvolle Dynamik.

2. Wege aus der Angst

2.1 Angst ist eine Farbe des Lebens und gehört zum Leben

Horst-Eberhard Richter beginnt sein Buch „Umgang mit Angst" mit einem Zitat von Max Frisch: „Es gibt kein Leben ohne Angst vor dem anderen; schon weil es ohne diese Angst, die unsere Tiefe ist, kein Leben gibt; erst aus dem Nichtsein, das wir ahnen, begreifen wir für Augenblicke, daß wir leben. Man freut sich seiner Muskeln, man freut sich, daß man gehen kann, man freut sich des Lichtes, das sich in unserem dunklen Auge spiegelt, man freut sich der Haut und seiner Nerven, die uns so vieles spüren lassen, man freut sich und weiß mit jedem Atemzug, daß alle, was ist, eine Gnade ist. Ohne dieses spiegelnde Wachsein, das nur aus der Angst möglich ist, wären wir verloren; wir wären nie gewesen."[5] Das Beste ist also, der Angst in die Augen zu schauen. Denn wird sie verleugnet, so bahnt sie sich andere schädliche Wege. Das schwierigste für den Menschen ist es, seine eigene Endlichkeit, den Tod, das Leiden, die Brüchigkeit des menschlichen Daseins als Grundkonstanten unserer Existenz anzunehmen. Auch diesen Grundgegebenheiten gilt es, sich zu stellen.

2.2 Eros als konstruktive Gegenkraft

Liebesfähigkeit und Fürsorglichkeit

Interessant ist die Studie einer Forschergruppe[6], die eine Korrelation zwischen Persönlichkeitsmerkmalen und Argwohn bzw. Sympathie Fremden gegenüber herausfanden. Hier das Ergebnis: Liebesfähige und fürsorgliche Menschen haben weniger Angst vor Fremden.

Eine ausgeprägte Antipathie gegenüber Türken, Asylbewerbern und Spätaussiedlern wurde von denjenigen geäußert, die sich persönlich als eher misstraurisch und kontaktunsicher beschrieben, die sich in der Zusammen-

arbeit mit anderen schwer tun, die sich lieber absondern und sich wenig Sorgen um andere Menschen machen. In der Regel haben sie ein schwaches Selbstbewusstsein. Diese Antipathie fehlte weitgehend bei Menschen, die sich selbst als kontaktfreudig, kooperativ, liebesfähig und fürsorglich beschrieben und wenig an ihrem Selbstwert zweifelten.
Von Fremden fühlen sich also solche Menschen vergleichsweise am wenigsten bedroht, die ein entspanntes, offenes Verhältnis zu ihrer Umgebung haben, die fürsorgliche Gefühle anderen gegenüber hegen, die eine gewisse erotische Unbefangenheit haben und zur Hingabe fähig sind.

Eros als heilsame Gegenkraft zur zerstörerischen Aggression
Nach Freud hat der Mensch selbst eine heilsame innere Gegenkraft gegen seine eigene Destruktivität: den „Eros". Kultur versteht Freud als einen Prozess im „Dienste des Eros"[7], d.h. Individuen, Familien, Stämme, Völker und Nationen wollen libidinös aneinander gebunden werden. Zerstörerische Aggression und Gewalt isolieren, Eros verbindet. Mit Eros ist jene Kraft gemeint, die Gefühlsbindungen aufbaut, Gemeinsamkeiten unter Menschen herstellt, Mitfühlen, Helfen, sowie das Streben nach Ausgleich und Versöhnung ermöglicht. Erforderlich wäre demnach eine neue Ethik der Fürsorge für unser eigenes Geschlecht, die Welt und Umwelt.
Menschen würden sich in der Gesellschaft wohler fühlen, böte diese ihnen mehr von dem, was sie zuinnerst suchen: Kommunikation, Sensibilität, Solidarität, Konzentration auf wesentliche menschliche Fragen, Glauben und Sinn. Simone Weil schrieb einmal: „Die Verwurzelung ist vielleicht das wichtigste und meistverkannte Bedürfnis der menschlichen Seele."[8]

Sympathie und Anteilnehmen als Disposition für Solidarität und Gerechtigkeit
Durch inneres Anteilnehmen an fremdem Leid lernt der Mitleidende, das verdrängte eigene Leid zu sehen und zu integrieren. Mitfühlen heißt, der Mensch pendelt sein eigenes Selbstverständnis zwischen kläglichen Minderwertigkeitsgefühlen und überkompensatorischer narzisstischer Großartigkeit ein und kann sich offen und ohne Angst dem Bedürfnis nach sympathisierender Verbundenheit überlassen. Auf diese Weise kommt es zu einer inneren Bereicherung durch die anderen (Fremden) und zu einem ausgewogenen Geben und Nehmen.
„Echtes Mitfühlen und Mitleiden fundieren Caritas nicht im Sinne einer Almosen spendenden tröstenden Oben-Unten-Beziehung, sondern als Streben nach Aufhebung von Ungerechtigkeit und Diskriminierung. Das Sympathieprinzip fordert die Gleichsetzung, das echte Teilen von Stärke und Schwäche, die Symmetrie von Geben und Nehmen. Es verlangt die politische Befreiung der Unterdrückten."[9]

2.3 Die Entdeckung des faszinierenden Fremden

Zwar bauen Menschen und Kulturen immer wieder Mauern, und in allen Völkern und Gruppen gibt es eine Anfälligkeit für primitives Sündenbock-Denken, durch das Mauern gezogen und ein angeschlagenes Selbstbewusstsein repariert werden sollen, aber wenn Kulturen ihre Lebendigkeit behalten wollen, braucht es das Überschreiten der Grenzen der eigenen Kultur. Nur im sich Öffnen dem Fremden gegenüber kann es zu einer gegenseitigen Inspiration und Befruchtung kommen.
„Kultur ist das, was in der Auseinandersetzung mit dem Fremden entsteht, sie stellt das Produkt der Veränderung des Eigenen durch die Aufnahme des Fremden dar."[10] Das Fremde vermag uns aus unserer eigenen Welt herauszulocken, uns zu wandeln. Das ist natürlich ein Risiko, auf das es sich einzulassen gilt.
Die Angst vor dem Fremden kann gelindert bzw. überwunden werden durch die Faszina-

tion, die das Fremde auch hat. Dieser Faszination gilt es, sich zu überlassen. Das Fremde bietet eine Alternative, die aus dem engen nur Eigenen und aus der Enge der Angst herausführen kann. Zugang zum Fremden zu finden, setzt voraus, sich von ihm faszinieren, ja sogar verführen zu lassen. Rituale sind hierbei eine große Hilfe und wirken Angst mindernd. Jede Kultur oder Gruppe hat eigene Rituale, z.B. Begrüßungsrituale oder Rituale an den Lebenswenden. Sie helfen, mit schwierigen Situationen umzugehen und Angst zu binden. Auch bei der Kommunikation mit dem/den Fremden ist auf verbindliche Rituale zu achten.

2.4 Die Haltung der Gastfreundschaft

Die Haltung der Gastfreundschaft soll genau diesen Kontakt zu den Fremden ermöglichen. Gastfreundschaft spielt eine besondere Rolle in der Auseinandersetzung mit dem Fremden und sie hat in der Regel auch ihre Formen. Sie trägt zur gegenseitigen Bereicherung bei und unterstützt die Weiterentwicklung der eigenen Kultur. Insofern ist die Beziehung zum Fremden notwendig.
Vom alten Rom wird gesagt, es verdanke seine Größe dem Asylrecht, das es den Fremden gewährte.

2.5 Aufbau einer Zivilisation der Liebe

Wenn wir zueinander finden wollen, reichen einfache Begegnungen nicht aus, sondern es braucht ein gemeinsames „Projekt", an dem wir gemeinsam auf ein gutes Ziel hin arbeiten. Dies könnte sein, dass die verschiedenen Religionen und Kulturen sich ausdrücklich darauf verpflichten, an einer „Civiltà dell´ amore"[11] mitzuwirken.
Es wird einen beständigen Dialog der Kulturen und der Religionen brauchen, um aktiv für eine Zivilisation der Liebe und des Friedens[12] einzutreten.
Hierzu zählt sicher eine gewaltfreie Friedenspolitik, die im eigenen Land mit dem unbedingten Schutz aller Ausländer und Ausländerinnen und aller Minderheiten anfangen muss. Ein Lernziel für uns alle und als Weltgemeinschaft ist sicher Versöhnung und Aussöhnung – Versöhnung mit der eigenen individuellen Geschichte, der Geschichte des eigenen Volkes, Versöhnung mit dem und den Mitmenschen, Versöhnung mit der Umwelt und letztlich Versöhnung mit Gott. Unser christlicher Glaube an den Gott des Lebens und der Liebe, der in Jesus Christus Mensch geworden und sich somit ganz mit uns und unseren Höhen und Tiefen solidarisiert hat, stellt uns hierzu eine gute Wegweisung zur Verfügung.
„Wir Deutschen sollten es wissen: Wer heute die andern zum Feind erklärt, macht sich morgen selbst zum Feind für alle anderen. Wer heute nicht in Freundschaft teilen will, wird morgen Hass und Zerstörung ernten. Wenn wir heute nicht lernen, in Solidarität zu leben, werden wir übermorgen auf der bedrohten Erde gemeinsam zugrunde gehen. Aber Solidarität fällt nicht vom Himmel. Jede und jeder muss sich für sie engagieren – heute und nicht erst morgen!"[13]

Sr. Miriam Altenhofen ist Provinzoberin der Deutschen Provinz der Steyler Missionsschwestern und Mitglied im Vorstand der Deutschen Ordensobernkonferenz.

* Vortrag im Rahmen des Generalkapitels der Armen Dienstmägde Jesu Christi 2007.

1 Feldversuche von Muzafer Sherif, einem türkischen Sozialpsychologen, vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Muzafer_Sherif.

2 Erdheim, Mario. Fremdeln. Kursbuch 107, 19-32.

3 Mahler, Margaret. Studien über die drei ersten Lebensjahre. Klett-Cotta Stuttgart 1985.

4 Erdheim, Mario. Das Eigene und das Fremde. In:

Jansen, Mechtild M. und Peskop, Ulrike. Fremdenangst und Fremdenfeindlichkeit. Stroemfeld Basel 1993. S. 167.

[5] Richter, Horst-Eberhard. Umgang mit Angst. S.13.

[6] Richter, Horst-Eberhard. Umgang mit Angst. S. 229 f.

[7] Freud, Sigmund. Das Unbehagen in der Kultur. In: Gesammelte Werke, Bd. XIV. London 1930. S. 419-506.

[8] in: Erdheim, Mario. S. 174.

[9] Richter, Horst-Eberhard. Der Gotteskomplex. ECON TB 1997, 263.

[10] Erdheim, Mario. S. 168.

[11] Kultur oder Zivilisation der Liebe. Dieser Begriff wurde von Paul VI. am Pfingstsonntag 1975 geprägt und von den Folgepäpsten wiederholt aufgegriffen.

[12] Leitmotiv des Weltfriedenstages 2001.

[13] Richter, Horst-Eberhard. Wer nicht leiden will, muss hassen. Zur Epidemie der Gewalt. Knaur 1995. S. 122.

Josef Stamer WV

Ordensleben in Mali

Man kann schwerlich das Ordensleben in Mali beschreiben ohne auf den sozio-kulturellen und religiösen Hintergrund einzugehen, in dem es sich entfaltet und in den es hinein wirken will. Deshalb zunächst eine kurze Vorstellung des Landes, seiner reichen Geschichte und seiner religiösen Zusammensetzung, die eng mit dieser zusammenhängt.

1. Das Land und seine Geschichte

Mali zählt heute ungefähr 12 Millionen Einwohner. Dazu kommen aber noch 2 bis 3 Millionen, die in der afrikanischen und europäischen Immigration leben. Wenn man nur den wirtschaftlichen Standpunkt berücksichtigt ist Mali eines der ärmsten Länder Afrikas und der Welt mit einem Bruttonationalprodukt von etwa 250 US-Dollar pro Einwohner (heute nicht einmal 200 Euro). Aber das Land hat

↑ Ordensleben in der globalisierten Welt

Den Blick über den Horizont...

...Deutschlands und Europas hinaus wirft die Ordenskorrespondenz in einer lockeren Reihe.
Die weltweiten Netzwerke der Orden können als Paradigma und Vorreiter der Globalisierung gelten. Die Ordenskorrespondenz fragt nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen dem Leben als Ordensfrau/Ordensmann in Deutschland und anderen Ländern und Kontinenten. Dazu bitten wir Ordensleute, denen das Leben in einem Orden in Deutschland vertraut ist, die aber auch die ganz andere Kultur kennen, um Beiträge. So wird ein kritischer Blick auf die Ausprägungen des Ordenslebens in den unterschiedlichen Kontexten ermöglicht.

andere „Reichtümer", die in diesem Artikel auch zum Ausdruck kommen möchten.
Mali ist ein Binnenland, eine Tatsache, die sicher nicht zu seinem wirtschaftlichen Fortschritt beiträgt, es aber zu einem beliebten Begegnungsland für Afrikaner anderer Nationalitäten macht. Die Gastfreundschaft der Malier ist sprichwörtlich. Sieben Länder sind seine unmittelbaren Nachbarn, darunter die Elfenbeinküste. Der Hafen von Abidjan war lange Jahre der einzige Importweg. Deshalb hat die Staatskrise dort seit September 2002 Mali wirtschaftlich stark betroffen. Inzwischen gibt es andere Zufahrtswege über Dakar/Senegal, Conakry/Guinea oder sogar die Häfen von Ghana, Togo und Benin.

1.1 Die Geschichte Malis

Im Gegensatz zu den meisten afrikanischen Staaten hat Mali nicht die Kolonialzeit abgewartet um Geschichte zu schreiben. Diese ist in der Tat schon sehr lang. Auf seinem Boden gab es vom 4. Jahrhundert an schon mehrere Königreiche: Ghana und Ouagadou. Im 12. Jahrhundert legt der legendäre Sundiata Keita dann den Grundstein für das Großreich Mali, das sich vom Atlantik bis in den großen Nigerbogen über Timbuktu hinaus erstreckte. Das heutige Mali sieht sich als dessen Erbe bis hin zum Namen. Die Nachfolger Sundiatas sind nominell Muslime und mehrere unter ihnen haben im 13. Jahrhundert die Pilgerfahrt nach Mekka unternommen, auf denen sie riesige Mengen Gold ausgaben. Islamische Gelehrte kamen mit ihnen zurück aus dem Osten und machten die Städte Timbuktu, Djenne oder auch Gao zu Zentren der islamischen Wissenschaften und Kultur. Noch heute bezeugen mehrere Lehmmoscheen in Timbuktu und viele Manuskripte den Glanz dieser afro-islamischen Kulturblüte. Die politische Macht geht im 14. Jahrhundert auf die Askia-Dynastie in Gao über, aber Timbuktu bleibt das geistige Zentrum dieses Songhai-Reiches bis marokkanische Söldner 1591 dieser islamischen Glanzzeit ein Ende setzen.
Im 17. und 18. Jahrhundert entstehen dann wieder auf dem Boden Malis kleinere Königreiche, mit verschiedenen religiösen Ausrichtungen. Das der Bambara, mit Segu als Hauptstadt ist noch fest in der Stammestradition und -religion verhaftet. Im Maasina schließen sich die Fulbe zu einem islamischen Gottesstaat zusammen, der von einem Senat aus 40 Rechtsgelehrten von Hamdallaye aus regiert wird. Ein anderer islamischer Eroberer Al-Hadsch Umar Tall, der aus dem Senegal stammt, setzt beiden um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein Ende.
Schon bald kommen von Westen her die französischen Kolonialtruppen unter General Gallieni zur angeblichen „Befriedung" der ganzen Gegend. Al-Hadsch Umars Sohn Amadu kann ihnen genauso wenig widerstehen und muss fliehen, wie andere Freiheitskämpfer: Samori Touré im Grenzgebiet nach Guinea und Babemba Traoré in Sikasso, der schließlich 1898 Selbstmord begeht. Die Franzosen verwalten ihre neue Eroberung erst von Kayes aus, das im Westen am Fluss Senegal liegt, dann später von Kuluba aus (was „großer Hügel" bedeutet), einem Bergvorsprung, der das Nigertal über Bamako dominiert. 1920 nennen sie ihre neue Kolonie „französischer Sudan".
Nach dem 2. Weltkrieg beginnt, erst im Untergrund, dann nach dem Autonomiegesetz öffentlich, eine neue politische Tätigkeit in Mali. 1946 wird die erste große westafrikanische Partei (RDA = Rassemblement Démocratique Africain) in Bamako gegründet. Sie soll eine große westafrikanische Föderation vorbereiten. Schließlich bleibt davon 1960 nur die kurzlebige „Föderation von Mali" mit Senegal und Mali übrig, die noch im gleichen Jahr in die Brüche geht.
Der 22. September 1960 ist dann der Gründungstag der Republik von Mali mit dem RDA-Führer Modibo Keita als ersten Präsidenten. Acht Jahre lang führt er ein sozialistisches Regime nach östlichen Muster: Einheitspartei, Verstaatlichung der Wirtschaft, unabhängige Geldpolitik, Jugendmilizen,

usw. Die Verfassung ist religiös neutral und Religion ist Privatsache. Unter seiner Regierung wird das Personenrecht reformiert, das noch heute Geltung hat.
Auf Modibo Keita folgt, nach einem Putsch im November 1968, das Militärregime unter Moussa Traoré, erst Leutnant später General, das sich 23 Jahre an der Macht hält. Es fällt dann der „Demokratie-Welle" in Westafrika zum Opfer. Diese 23 Jahre waren für die Bevölkerung Malis eine harte Zeit. Das Land versinkt immer mehr in eine Art Lethargie und überlässt der von den Militärs gegründeten Einheitspartei jegliche Initiative im Bereich Entwicklung und Fortschritt. Blutige Aufstände gingen dem Umsturz im März 1991 voraus, die mehrere hundert Opfer in der Zivilbevölkerung forderten. Amadou Toumani Touré, ebenfalls ein Leutnant, heißt der neue Staatschef, der das Land über eine Nationalkonferenz und die Ausarbeitung einer neuen Verfassung in die Demokratie führt. Die ersten demokratischen Wahlen nach Jahrzehnten bringen dann 1992 den Archäologieprofessor Alpha Oumar Konaré an die Macht. Nach zehn Regierungsjahren verzichtet er verfassungsgemäß auf ein neues Mandat und sein „Wegbereiter" Amadou Toumani Touré wird mit großer Mehrheit 2002 zum Präsidenten gewählt und 2007 wiedergewählt. Alpha Oumar Konaré ist heute Präsident der Kommission der Afrikanischen Einheit. Die Demokratie in Mali scheint zu funktionieren und gilt als beispielhaft auf dem afrikanischen Kontinent und darüber hinaus.

2. Mali und seine Religionen

2.1 Der Islam in Mali

Aus dem Überflug der Geschichte Malis ergibt sich schon, das man den Islam in Mali nur von den Wurzeln eines tausendjährigen geschichtlichen Erbes her verstehen kann. Je mehr man sich der Gegenwart nähert, umso verschwommener wird das Bild.
Die Kenner des heutigen Islam in Mali sind sich einig, dass man eigentlich heute von zwei verschiedenen Islambildern ausgehen muss, die sich zeitweise gegenseitig bekämpfen, dann aber auch wieder in einander verwoben sind und sich gegenseitig beeinflussen:

- den traditionellen Islam oder den „Islam der Marabus",
- den reformierten Islam oder „den Islam der Prediger".

Die große Mehrheit der Muslime Malis gehört ersterem an, wird aber immer wieder von dem zweiten herausgefordert.

Über Jahrhunderte war der Islam in Mali in der Minderheit im Umfeld der Stammesreligionen. In der heutigen Auseinandersetzung vergisst man diese Tatsache allzu leicht. Dennoch ist der Islam ein unumgänglicher Baustein der Geschichte und Kultur Malis. Er hat den Sprachschatz, den religiösen wie den profanen, aller Sprachen Malis bereichert, längst bevor die verschiedenen Volksstämme sich dem islamischen Glauben zugewandt haben, und über diesen Weg natürlich auch das übrige Denken und die Kultur beeinflusst.
Ohne den Islam wäre Mali, ähnlich anderer Staaten Afrikas, wie schon gesagt, ein Land ohne Geschichte, denn diese enthält hauptsächlich die Ereignisse des Vordringens oder des Rückzugs des Islam und wurde größtenteils von muslimischen Chronisten überliefert.
Der traditionelle Islam in Mali zeigt ein sehr vielschichtiges Gesicht. Jede Volksgruppe hat sich ihn auf ihre Weise angeeignet und darin besteht gerade der Erfolg des Islam in Mali. Die verschiedenen Sûfi-Orden tragen noch das ihre zu dieser Vielfalt bei und sind das entscheidende Element einer flächendeckenden wenn auch oberflächlichen Islamisierung in den letzten zwei Jahrhunderten speziell unter der französischen Kolonial-

herrschaft. Die verschiedenen Stammesreligionen hatten ihre Kraft und ihr Prestige in den gesellschaftlichen Umwälzungen der Neuzeit verloren. Viele Afrikaner fanden sich im Bevölkerungsgemisch der modernen Einrichtungen in den Städten nicht mehr zurecht. Nur die islamische Glaubensgemeinschaft gab da Halt.

Seit Jahrhunderten war der Islam den sesshaften Ackerbauern bekannt als die Religion der Viehzüchter, hauptsächlich im Norden Malis, und der Händler. Beweglichkeit und rascher wirtschaftlicher Erfolg waren seit je her sein Markenzeichen. Im Gegensatz zur Stammesreligion ist der Islam an keinen festen Ort gebunden und kann überall praktiziert werden. Gleichzeitig garantiert er seinen Anhängern wirtschaftliche Unabhängigkeit und meistens einen schnellen Erfolg. Dieses Markenzeichen, das die ersten nordafrikanischen Händler irgendwann im 8. oder 9. Jahrhundert durch die Sahara an das nördliche Nigerufer gebracht haben, gilt auch heute noch.

Es besteht daher kein Zweifel, dass der Handel über die Jahre hin der stärkste Islamisierungsfaktor war und weiterhin ist. Es würde den Rahmen dieses Artikels sprengen, das intime Band darzulegen, das im Islam seit seiner Gründung zwischen Religion und Handel besteht.

Viele dieser muslimischen Händler, ob Berber, später Araber oder dann Afrikaner, waren und sind heute noch der arabischen Schrift und Sprache mächtig und dies in einer völlig schriftlosen Bevölkerung. Die Großreiche des Mittelalters, von denen weiter oben die Rede war, beruhten auf den zwei Stützen: dem Handel und dem Schriftverkehr auf Arabisch in der Verwaltung. Beides war in den Händen von überzeugten Muslimen, auch wenn manche der Herrscher selbst nur sehr laue Glaubensbrüder waren. So entstand ein weiteres Markenzeichen des Islam: die Religion der herrschenden Klasse. Wer Muslim wurde, hatte Zugang zu einer neuen Welt: sowohl die des Wissens und als auch die der Macht. Schließlich hat diese lange Periode, in der Muslime als Minderheit an der Macht waren, doch dazu beigetragen die Art des heutigen Zusammenlebens von Muslimen und Nichtmuslimen zu gestalten: eine traditionelle Haltung der Toleranz, die heute oft als einer der Grundzüge der malischen Gesellschaft und Kultur dargestellt und immer wieder von Regierungsmitgliedern heraufbeschworen wird.

Trotz der starken „Inkulturation" des Islam in Mali, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann, ist er doch bis zu Ende des 19. Jahrhunderts, also bis zum Beginn der Kolonialzeit auf bestimmte Volksstämme begrenzt und aufs Ganze gesehen in der Minderheit geblieben. Erst dann hat er die Stammesreligionen in weiten Gebieten nach und nach ersetzt.

Es würde zu weit führen, die vielschichtigen Gründe hierfür aufzulisten. Tatsache ist, dass durch die Entwurzelungen ganzer Bevölkerungsgruppen, durch Zwangsarbeit, Entwicklung der Verwaltungszentren, Militärdienst, Schule und später die durch verschiedene Trockenperioden hervorgerufene Landflucht, die Stammesreligionen an Einfluss und Geltung verloren haben. Der Übergang zum Islam war fließend und ohne größere äußere Umwälzungen, weder im Privat- noch im Familienleben. Man beginnt einen muslimischen Namen anzunehmen, die islamischen Feste zu feiern und nach und nach sich der muslimischen Gemeinschaft auch in den Gebetsübungen und dem Fastengebot anzuschließen. Diese gewährt dem Afrikaner eine neue, alle Lebenssituationen umfassende Sicherheit. Der Islam, wie vorher auch die Stammesreligionen, ist daher mehr als nur eine Religion im westlichen Sinne. Er ist ein Gesellschaftssystem, das alle Lebensbereiche einschließt. Dennoch blieben die meisten muslimischen Malier in ihrer Grundhaltung Afrikaner. In gewissen Krisensituationen bezieht man sich auch weiterhin auf traditionelle Werte und sucht Lösungen in der Tradition.

Seit gut zwanzig Jahren gibt es nun neue Entwicklungen in den Muslimgemeinden, die diesen letzten Punkt mehr und mehr in Frage stellen. Starke Einflüsse aus der arabischen Welt, die den Afrikanern näher gerückt ist, aber auch eine innere Dynamik und Bewusstseinsbildung tragen dazu bei, dass die traditionellen Elemente immer mehr ausgemerzt werden und man einen anderen reineren Islam leben will. War bis vor kurzem der „Marabu", der örtliche Vertreter der Sufi-Orden, das Zentrum des islamischen Lebens, so verlegt sich dieses mehr und mehr auf die Gruppierung der Gläubigen um die Moschee. Der islamische Charakter einer Gemeinde und das sich daraus ergebende Gemeindeleben werden immer mehr hervorgehoben. Nichtmuslime werden an den Rand gedrängt. Dieser „Reformkurs" ist das Werk junger Prediger, die ihre Ausbildung in den arabischen Universitäten erhalten haben und stark islamistisch angehaucht sind.

Die Kernfrage für die Muslime Malis, wie auch anderswo in Afrika stellt sich heute etwa so: Kann man ein guter Muslim sein und gleichzeitig in seiner afrikanischen Kultur und Geistesart weiterleben oder muss man, um ein guter Muslim zu sein, ein „schwarzer Araber" werden?

2.2 Das Christentum in Mali

Die Kirche in Mali ist jung, etwas über hundert Jahre alt. Statistisch umfasst sie nur 2 bis 3 % der Bevölkerung Malis. Die Christen sind, außer ein oder zwei Schwerpunkten, in kleinen Gemeinden über das ganze Land verstreut. Die meisten Christen kommen zudem aus den ärmeren Bevölkerungsschichten. Diese Tatsachen sind nicht unbedingt ein Hindernis, sondern eher Einladung zu einem überzeugenden und schöpferischen Glaubensleben. Das Hauptaugenmerk der Kirche ist deshalb auf zwei Dinge ausgerichtet:

- den Ausbau der kirchlichen Dienste mit der entsprechenden Ausbildung für Priester und Laien
- die ständige Sorge der Kirche in der malischen Gesellschaft präsent zu sein, anerkannt zu werden und im Geiste des Evangeliums am Aufbau dieser Gesellschaft teilzunehmen und so die Werte des Gottesreiches zu bezeugen.

Ein kurzer Blick auf die Geschichte der christlichen Mission in Mali kann hilfreich sein und zeigt auch gleich den Anteil der christlichen Orden am Entstehen dieser jungen Kirche auf.

Die Verkündigung des Evangeliums in Mali beginnt mit der Ankunft der ersten katholischen Missionare zu Ende des 19. Jahrhunderts. Protestantische Missionare amerikanischen Ursprungs kommen erst zu Anfang des 20. Jahrhunderts und werden nur mit viel Mühe von der laizistisch ausgerichteten Kolonialverwaltung geduldet. Aber auch katholischerseits, im Gegensatz zu anderen Regionen Afrikas, hat es immer eine gewisse Distanz und Spannung zur französischen Kolonialverwaltung gegeben, auch wenn tatsächlich die ersten Missionare sozusagen den Fußspuren der vordringenden Kolonialtruppen gefolgt sind.

Alle Christen Malis kennen den 20. November 1988, den Gründungstag der ersten Missionsstation im heutigen Mali. Im Oktober 1988 haben sich sechs Missionare, Heilig-Geist-Väter, vom Senegal aus auf den Weg gemacht, um in das erst kürzlich von den Kolonialtruppen „befriedete" Gebiet im Westen Malis vorzudringen und sich dort niederzulassen. Kita ist die erste christliche Pfarrei in Mali und heute das alljährliche Pilgerziel zu „Notre Dame du Mali", am Gedenktag der Gründung.

In Wirklichkeit hätte die Geschichte der Kirche Malis ein paar Jahre früher anfangen müssen. Zwei Versuche der jungen Missionsgesellschaft der Afrikamissionare – Weiße Väter –, von Nordafrika aus Timbuktu und damit die als Sudan bekannte Gegend Westafrikas zu erreichen, haben fehlgeschlagen. Kardinal Lavigerie, Erzbischof von Algier, hatte die Weißen Väter 1968 gegründet und

sandte 1976 drei junge Missionare nach Süden mit dem Auftrag, „die Völker des Sudan für Christus zu gewinnen". Wenige Tage nach ihrer Abreise wurden die Missionare von ihren Führern ermordet. Ein zweiter Versuch einer dreiköpfigen Gruppe, die Wüste zu durchqueren, endete fünf Jahre später ebenso tragisch.

Die Heilig-Geist-Väter in Kita haben sofort mit dem Aufbau einer blühenden Missionsstation begonnen und Kita ist wie gesagt heute noch ein Zentrum kirchlichen Lebens. Von Kita aus haben sie dann in den kommenden Jahren noch mehrere weitere Pfarreien gegründet, unter anderem: 1892 Kayes, die heutige Bischofsstadt im Westen Malis. 1895 konnten sie dann in Kayes und Kita den ersten vier Weiße-Väter-Missionaren Gastfreundschaft gewähren auf ihrem Weg weiter nach Osten zur Gründung weiterer Missionsstationen in Segu und dem sagenumwobenen Timbuktu. Die Heilig-Geist-Väter, wie später auch die Weißen Väter haben in diesen ersten Jahren der Mission dem harten Klima einen hohen Tribut zollen müssen. Die meisten unter ihnen sind keine 35 Jahre alt geworden. Die Friedhöfe in Kayes, Kita oder Kati bezeugen es noch heute. Später wurden von Rom aus die Grenzen der Missionsgebiete neu geordnet und die Heilig-Geist-Väter überließen den Weißen Vätern die Pfarreien im Westsudan, übernahmen dafür deren Missionsgebiete in Guinea.

Es ist augenscheinlich, dass diese beiden Missionsorden: Heilig-Geist-Väter und Afrikamissionare „Weiße Väter" den Grundstein des kirchlichen Lebens überhaupt in Mali gelegt haben. Man muss da noch die „Missionsschwestern von Unserer Lieben Frau von Afrika" („Weiße Schwestern") dazu rechnen, die den „Weißen Vätern" noch vor der Wende zum 20. Jahrhundert gefolgt sind. So geben diese Ordensleute, Männer wie Frauen, von Anfang an Zeugnis eines gottgeweihten Lebens im Dienste der Mission und Kirche, aus dem dann später Priester- und Ordensberufe erwachsen können. Ihre Arbeit und ihr Lebensopfer war ein winziges Senfkorn aus dem ein Baum erwachsen kann.

Aber „die Kirche Malis, auf die Weite des Landes und seiner Bevölkerung gesehen, ist heute immer noch ein Senfkorn". Diese Aussage stammt von Bischof Pierre Leclerc, dem ersten Erzbischof der Hauptstadt Bamako, der 1962 seinen Bischofsstab als Erzbischof dem ersten malischen Bischof Luc Sangaré übergab und mit einer kleineren Diözese vorlieb nahm. Er liebte diesen Vergleich aus dem Evangelium und sah darin die ganze Lebenskraft und Dynamik, sowohl der Kirche selbst als auch der verschiedenen Gruppen, die ihr angehören und darunter an erster Stelle des Ordenslebens.

Bei einer Bevölkerung von etwa 12 Millionen, zählt die Kirche in Mali kaum mehr als 250 000 Christen, also etwas über 2% der Bevölkerung. Dazu kommt dann noch ein unbestimmbarer Bevölkerungsanteil, besonders in den Städten aber auch auf dem Land, der am Gemeindeleben der Christen teilnimmt, ohne offiziell die letzte Entscheidung für Christus getroffen zu haben. Jedes Jahr wächst die Kirche um mehrere Tausend Taufen von Erwachsenen, die meist ein mehrjähriges Katechumenat hinter sich haben. Manche bleiben aber auch, hauptsächlich wegen Eheproblemen, „Katechumenen auf Lebenszeit".

Diese geringe Christenzahl ist in sechs Diözesen und an die fünfzig Pfarreien über das ganze Land zerstreut, aber die Dichte ist nicht überall die gleiche. So zählt die flächenmässig kleinste Diözese San an der Ostgrenze nach Burkina Faso fast die Hälfte der Christen Malis überhaupt, wogegen in der Diözese Mopti, die weit mehr als die nördlichen Landeshälfte umfasst (etwa 26 % der Bevölkerung), kaum 10 % der Christen Malis leben. Die ganze Nordhälfte Malis wird von nur zwei Pfarreien abgedeckt: Timbuktu und Gao. Ein anderer Schwerpunkt christlicher Präsenz ist die Hauptstadt Bamako und ihre nächste Umgebung mit über 50 000 Christen, die sich dann doch wieder in der heute

2 000 000 Einwohner zählenden Stadt wie verloren vorkommen.
„Senfkorn", d. h. klein aber fruchtbar, ist auch die Zahl der kirchlichen Mitarbeiter. So hat die kleine Christengemeinde über die Jahre mehr als 130 einheimische Priesterberufe hervorgebracht, eine beträchtliche Zahl. Die sechs Diözesen werden von einheimischen Bischöfen geleitet, manche schon in „zweiter Generation". Aber das reicht natürlich bei weitem nicht aus. Hier sind vor allem, was die direkte Seelsorge angeht, die männlichen Ordensinstitute gefordert.

3. Die Präsenz der Ordensinstitute in Mali

(vgl. Gesamtliste am Ende des Artikels).
Wie schon erwähnt geht die Gründung der Kirche Malis hauptsächlich auf die Arbeit von zwei Missionsinstituten zurück: erst die Heilig-Geist-Väter dann die Afrikamissionare - Weiße Väter. Nach dem Abzug der Heilig-Geist-Väter, vor rund hundert Jahren, haben letztere die Physionomie der Kirche Malis gestaltet. Da es anfangs noch kein Seminar für einheimische Priester gab, gehörten die beiden ersten Priester aus Mali auch der Missionsgesellschaft der Afrikamissionare an.
Andere Kongregationen und Institute sind viel später dazu gekommen. Aber bis heute wurde die Zahl von fünf *männlichen Instituten* nie überschritten, die Herz-Jesu Schulbrüder mit eingerechnet. Die Vielfalt der weiblichen Institute, die heute in Mali arbeiten steht in einem krassen Gegensatz zu dieser Tatsache (siehe weiter unten). Auch heute noch bleiben die Afrikamissionare, neben dem Diözesanklerus, die Hauptstütze in der normalen Pfarrseelsorge.
Dazu gekommen sind zunächst einmal die „Fidei Donum Priester" hauptsächlich aus Frankreich. Ihre Zahl ist rückläufig (2007 waren es sechs an der Zahl). Dafür findet immer mehr ein Priesteraustausch innerhalb der Diözesen Malis und auch mit den Nachbarländern Burkina Faso und Senegal statt.
Die Salesianer Don Boscos (seit 1982) und die Herz-Jesu Schulbrüder arbeiten, ihrem Charisma gemäß, hauptsächlich in den christlichen Schulen, in der technischen Ausbildung der Jugend und darüber hinaus ganz allgemein in der Jugendarbeit. Seit mehreren Jahren haben sich die kolumbianischen Yarumal Missionare dazugesellt und arbeiten in der Erzdiözese Bamako mit. Die Afrikamissionare haben seit jeher die Nähe sowohl zu den Muslimen wie zu den Vertretern der Stammesreligionen gesucht. Eine angemessene Kenntnis der verschiedenen Sprachen und darüber hinaus der Traditionen und Gebräuche der einzelnen Bevölkerungsgruppen war für sie Pflicht. Ihr Einfluss reicht so über die eigentliche Missionsarbeit weit ins Kulturelle hinein. Mehrere Begegnungs- und Konferenzzentren, sowohl direkt im interreligiösen Bereich, wie auch im sozialen und kulturellen, mit entsprechend ausgestatteten Bibliotheken, sind ihr Werk.
Als kleines „Senfkorn" haben auch *die weiblichen Orden und Institute* in Mali begonnen. Die „Missionsschwestern Unserer Lieben Frau von Afrika" („Soeurs Blanches") waren über Jahrzehnte die einzigen, bis nach und nach, aber sehr zögernd in den 50-ger und 60-ger Jahren des vorigen Jahrhunderts andere dazu kamen. Heute sind es an die dreissig verschiedenen Schwesternkongregationen mit über 300 Mitgliedern, die in Mali präsent sind und nach und nach auch einheimischen Nachwuchs in ihren Reihen haben. Manche der kleineren Schwesterngemeinschaften, die im Elan des Konzils nach Mali gekommen waren, mussten sich aber inzwischen aus Nachwuchsmangel aus Mali zurückziehen, ein schweres Opfer für manche ältere Schwester, die über Jahrzehnten im Dienst der Bevölkerung gestanden hatte.
Schon 1935 hatte der damalige Apostolische Vikar, Bischof Paul Molin, zusammen mit den Missionschwestern Unserer Lieben Frau von Afrika, eine einheimische Schwesternkongregation gegründet. Sie hießen zunächst die

„sudanesischen Töchter Mariens". Heute nennen sie sich „die Töchter vom Unbefleckten Herzen Mariens" (Filles du Coeur Immaculé de Marie). Nur sehr langsam und unter vielen Widrigkeiten hat sich dieses im Glauben gesäte Samenkorn entwickelt. Heute zählt die Gemeinschaft über 100 Mitglieder.

Tatsache ist, dass sowohl im islamisch geprägten Umfeld, wie von der afrikanischen Tradition her, ein Leben in Armut und Zölibat kaum ein Echo finden konnte, besonders im Fall der Mädchen und Frauen. Ihr Lebensideal und -aufgabe sind Ehe und Mutterschaft. Andererseits muss gesagt werden, dass die, die das Wagnis des Ordensberufs, des „Gottgeweihtseins" auf sich nehmen und leben, sowohl bei Christen wie bei Muslimen, hoch angesehen sind, egal, was nun ihre konkrete Aufgabe oder Tätigkeit ist.

3.1 Ordensleute im Dienst einer Kirche der Gegensätze

Die obige Beschreibung der allgemeinen Situation der Kirche Malis hat schon einige dieser Gegensätze aufgezeigt: eine lebendige Kirche, die aber sehr schnell an Grenzen stösst. Mehr noch als die Tatsache der geringen Christenzahl und des über ganze Land Versprengtseins, spielen die Neuheit des Christseins und das gesellschaftliche Niveau der Christen eine Rolle. Sicher, man kann in Bamako Christen begegnen, deren Grossvater schon zur Kirche ging, aber das ist eher selten. Der Grossteil der Erwachsenen sind Christen „in ersten Generation", die dann ihren Glauben an ihre Kinder weitergeben möchten, was nicht immer gelingt. Aufs Ganze gesehen ist die Kirche Malis aber – wie die Bevölkerung des Landes überhaupt – eine Kirche der Jugendlichen. Was das gesellschaftliche Niveau angeht, so gibt es zwar einige Christen in hohen oder gutgestellten gesellschaftlichen Positionen, hauptsächlich Beamte, kaum selbstständige Unternehmer, schon gar keine Geschäftsleute. Die Kirche Malis als Ganzes ist eine arme Kirche und vor allem eine Kirche der Armen.

Dennoch, trotz der geringen Mittel, sowohl an Personal wie an Infrastruktur und Finanzen, ist die Kirche Malis gerade auf dem sozialen Sektor ungemein aktiv. Sie widmet ihre Aufmerksamkeit allen Menschen und jedem, nicht nur in der Beziehung zu Gott, sondern in der Förderung der mitmenschlichen Werte. Sie ist sich bewusst, dass der Heilsplan Gottes sowohl die Verkündigung des Evangeliums, wie die Entwicklung und den Kampf gegen jede Form von Armut und Elend beinhaltet. Gerade hier liegt der Grund des hohen Ansehens, das der Kirche, als Ganzes, aber auch jedem Christen und besonders den Priestern und Ordensleuten, von sozusagen allen Maliern entgegengebracht wird. Diese Anmerkungen mussten vorrausgeschickt werden um zu verstehen, dass das Hauptbetätigungsfeld der Ordensleute im sozialen Bereich liegt. Aber soziales Engagement, interreligiöser Dialog und Glaubensverkündigung überschneiden sich immer wieder.

Der kirchliche Einsatz auf dem sozialen Sektor ist wie gesagt landesweit anerkannt: 25% der tatsächlich eine Schule besuchenden Kinder (knapp 50% der Gesamtkinderzahl) gehen in die von der Kirche unterhaltenen Grundschulen, eine beträchtliche Zahl. Auch auf dem Gesundheitssektor ist die Kirche mit 75 Krankenstationen, 50 Entbindungsstationen und rund 40 Armenapotheken sehr stark engagiert. Man kann hier nicht die vielen anderen Initiativen aufzählen, besonders zur Förderung der Frauen, dem Entgegenwirken der Landflucht der Jugendlichen, Strassenkinderaktion, Caritas usw. Die meisten dieser Einrichtungen und Unternehmen gehen zumindest in ihren Anfängen auf Initiativen von Ordensleuten zurück, wenn sie nicht ganz von diesen getragen werden. Bestimmte Ordensgemeinschaften sind nach Mali gekommen um gezielt in einem dieser Bereiche zu arbeiten, besonders im Gesundheitswesen oder im Schul- und Erziehungssektor. Andere wieder sind „Allrounder" an der Basis.

Es muss eigens hervorgehoben werden, dass der Hauptanteil dieses sozialen Engagements im Dienste aller bei den Ordensschwestern liegt. So hatten zum Beispiel die „Missionsschwestern Unserer Lieben Frau von Afrika" vor Jahren schon eine Leprastation in Bamako gegründet. Heute sind es die einheimischen „Tochter vom Unbefleckten Herzen Mariens" die mit staatlichen Mitteln und Personal dort weitarbeiten. Andere der gleichen Schwesternkongregation haben sich für spezifische Dienste in der Krankenpflege ausbilden lassen, wogegen wieder andere die Gefängnisseelsorge mit ihrer sozialen Komponente übernommen haben.
Allen ist gemeinsam, dass sie, sowohl in ihrer Tätigkeit, wie in ihren Einrichtungen für alle da sind, für Muslime und Christen genauso wie für die Anhänger der Stammesreligionen.

3.2 Der religiöse Pluralismus – ein Gnadengeschenk für Mali?

Wie schon erwähnt, ist der religiöse Pluralismus bis hin in die einzelnen Familien und damit der tagtägliche interreligiöse Dialog, eine der Grundgegebenheiten der malischen Gesellschaft. Dennoch, schon 1995 schrieben die Bischöfe Malis in einem „Hirtenbrief an alle Malier": „In unserem Land lebten seit Jahrhunderten Gläubige verschiedener Konfessionen Seite an Seite in Frieden und gegenseitiger Hochachtung. Genügt es dies festzustellen, damit es keine religiösen Konflikte in Mali gibt, die den sozialen Frieden im Land gefährden könnten? ... Werden die Malier aus dieser Tradition heraus dem Drang widerstehen, sich in ihrer konfessionellen Gemeinschaft einzuigeln, wie wir das anderswo heute feststellen müssen?" („Paroles d'Évêques", 1995, S. 335)
Nein, das genügt sicher nicht. Aber die Ordensleute, durch ihren selbstlosen Einsatz im Dienste aller, arbeiten einer Polarisierung der Glaubensgemeinschaften entgegen. Es gilt das konfessionnelle Miteinander neu zu begründen und auf dem Weg des interreligiösen Dialogs weiter zu kommen. Bestimmte Einrichtungen auf Initiative der Afrikamissonare haben dies zum Ziel in Zusammenarbeit mit der Kirche Malis.
Schon vor mehr als 40 Jahren hat ein malischer Priester zusammen mit einem Afrikamissonar das „Centre Djoliba" gegründet, mit dem Ziel einen kulturellen und entwicklungspolitischen Freiraum zu schaffen, in dem alle sich treffen und ausdrücken können. Heute ist dieses Zentrum mit seiner angesehenen Bibliothek und seinen verschiedenen Veranstaltungen nicht mehr aus Bamako wegzudenken. Vor einigen Jahren haben dann die Afrikamissionare zusammen mit der Erzdiözese Bamako das Zentrum „Glaube und Begegnung" („Centre Foi et Rencontre") gegründet, diesmal mit dem Ziel, die formelle, sowohl wie die informelle religiöse Begegnung verschiedener Glaubensrichtungen an der Basis zu stärken und Informationsmaterial dafür zur Verfügung zu stellen. Seit Neuestem besteht, ebenfalls eine Initiative der Afrikamissionare, im gleichen Bereich in Bamako das „Institut für eine Ausbildung in christlich-islamischen Dialog" (IFIC), das den ganzen Raum des frankophonen West- und Zentralafrikas abdecken soll.
Es war viel vom Islam die Rede und das entspricht der soziokulturellen Struktur Malis. Dennoch soll nicht vergessen werden, was verschiedene Ordensleute zur Kenntnis und zum Verständnis der Kultur Malis und speziell der Stammesreligionen beigetragen haben und noch beitragen (Kenntnis der Sprachen, der Sitten und Gebräuchen, der verschiedenen religiösen Riten, Feiern usw.). Diese Beiträge sind meist nur Spezialisten bekannt, aber auch die staatlichen Stellen und ein breiteres Publikum gehen manchmal darauf ein, gerade jetzt, wo im Zuge einer Bewusstseinsbildung zur Erhaltung der Natur eine Rückbesinnung auf traditionnelle Werte und Gebräuche stattfindet.

3.3 Ein Zusammenschluss um sich zu treffen und weiter zu bilden: ANRM

Im März 1981 hat der damalige Apostolische Nuntius, Bischof Luigi Dossena, dem Oberen der Afrikamissionare in Mali die Schaffung einer Vereinigung der verschiedenen Orgensgemeinschaften angetragen. Im September 1982 haben sich darauf 21 Institute zu einer Vereinigung der Ordensoberen Malis zusammmengeschlossen, genannt „Association Nationale des Religieux et Religieuses du Mali" (ANRM). Damals zählte sie 173 weiblichen Mitglieder, sowie 143 Ordenspriester und -brüder. Ordensoberen im kanonischen Sinne gab es damals nur drei in Mali: Schwester Rose-Henriette Keita, die Generaloberin der „Töchter vom Unbefleckten Herzen Mariens", P. Aymar de Champagny, Regionaloberer der Afrikamissionare und Schwester Elisabeth Bellais, Regionaloberin der Missionsschwestern Unserer Lieben Frau von Afrika. Bischof Jean-Marie Cissé (+ 1996) war der für das Ordensleben zuständige Bischof in der Bischofskonferenz. Bis heute hat sich die Originalität erhalten, dass männliche und weibliche Ordensgemeinschaften in einer einzigen Organisation zusammenarbeiten.
Das Ziel dieses Zusammenschlusses kann man wie folgt zusammenfassen:

- In Mali die Entwicklung des Ordensleben zu intensivieren und ihm einen apostolischen Geist einzuhauchen.
- Das Ordensleben tiefer in den afrikanischen Werten zu verwurzeln.
- Gemeinsam die Probleme anzugehen, denen die verschiedenen Kongregation und Gemeinschaften begegnen mit dem Ziel einer besseren Zusammenarbeit.
- Diese Zusammenarbeit mit den pastoralen Zielen und Gegebenheiten der „Kirche-Familie" Malis abzustimmen.

So hat die ANRM im Laufe der Jahre mehrere interne Strukturen geschaffen, um diese Ziele umzusetzen und die geistliche und apostolische Entwicklung und Weiterbildung ihrer Mitglieder zu fördern. Sechs „Kommissionen" wurden zusammengestellt, die sich seit dem Jahre 2000 „Arbeitsgruppen" („ateliers") nennen. Drei davon stehen direkt im Dienste der Aus- und Weiterbildung der Mitglieder:

- Die Arbeitsgruppe „Aus- und Weiterbildung" organisiert allgemein gemeinsame Seminare und Exerzitien. Sie versucht auch eine grössere Zusammenarbeit der einzelnen Institute in der Initialausbildung (Postulate und Noviziate) herbeizuführen.
- Die Arbeitsgruppe „Mater Christi" kümmert sich speziell um die Weiterbildung der jungen Ordensleute in engen Kontakt mit dem Institut „Mater Christi", das sich in Bobo-Dioulasso / Burkina Faso der Ausbildung von Ordensleuten in führenden Positionen für den ganzen westafrikanischen Raum widmet.
- Die Arbeitsgruppe „geistliches Leben", die ein von der jährlichen Generalversammlung gewähltes Jahresthema in den einzelnen Diözesen umsetzt und koordiniert.

Die drei anderen Arbeitsgruppen „Gesundheit" – „Förderung der Frauen" und „Erziehung" verfolgen durch praxisbezogene Seminare und Initiativen ein gemeinsames Ziel: im Geiste der Kirche Malis mit allen Verantwortlichen, Personen wie Organisationen, zusammenzuarbeiten, die gleiche Ziele auf ein christliches Menschheitsideal hin verfolgen.
Die ANRM zählt heute insgesamt 377 Ordensleute als Mitglieder aus 31 Kongregationen und Gemeinschaften, vier männliche und 27 weibliche. Dazu kommen zwei „gemischte" Gemeinschaften aus Bewegungen der „christlichen Erneuerung". Sie leben in 105 Niederlassungen, die über das ganze Land verstreut sind. Sie stammen aus 42 verschiedenen Ländern. 121 Mitglieder sind malischen Ursprungs.
Das gesäte „Senfkorn" ist aufgegangen und zu einem Baume geworden. Als die ANRM kürzlich ihr 25-jähriges Jubiläum feierte, ge-

brauchte man eher ein anderes Gleichnis aus dem Evangelium: „Salz der Erde". Die verschiedenen Ordensleute sind sich bewusst, dass, auf die Weite des Landes gesehen, sie nur eine kleine Schar darstellen, dass so ihre Präsenz und Arbeit nur hier und da in ihrem prophetischen Charakter erkannt und anerkannt wird. Man spricht meist nicht direkt von ihnen, sondern von der Kirche Malis, in die sie sich voll integrieren. Sie sind die „Speerspitze" dieser Kirche wenn es um Gesundheit, Erziehung und interreligiösen Dialog geht, teilen aber gleichzeitig mit Priestern und Laien den pastoralen Alltag im Dienste des missionarischen Zeugnisses in einem islamischen Land. Leider konnte sich eine Dimension des geistlichen Lebens, trotz des oft ausgesprochenen Wunsches, bisher nicht verwirklichen: Es gibt in Mali keine rein kontemplative Ordensgemeinschaft. Gerade in der geistigen Auseinandersetzung mit einer andersgläubigen Mehrheit wäre diese Dimension aber bitter nötig.

P. Josef Stamer WV ist Afrikamissionar in Mali. Im Oktober 2007 wurde in der Diözese Bamako das „Institut de formation islamo-chrétienne" (IFIC) gegründet, eine Ausbildungsstätte in christlich-islamischer Begegnung für Priester, Ordensleute und in der Seelsorge engagierte Laien aus dem gesamten frankophonen Raum Afrikas. P. Stamer ist Leiter des neuen Instituts.

Gegenwärtig in Mali lebende und arbeitende Ordensgemeinschaften (Stand 2007)

- Filles du Coeur Immaculé de Marie
- Sœurs de la Divine Providence
- Sœurs de l'Ange Gardien
- Petites Sœurs du Sacré Coeur de Charles de Foucauld
- Religieuses de Marie Immaculée
- Sœurs de la Charité de Saint Louis
- Sœurs Missionnaires Notre Dame d'Afrique
- Communauté Loyola
- Institut des Filles de Marie Auxiliatrice (Salésiennes)
- Franciscaines Missionnaires de Marie Auxiliatrice
- Sœurs Missionnaires de l'Immaculée Reine de la Paix
- Filles du Saint Coeur de Marie
- Institut Famille des Soeurs de l'Annonciation de Bobo
- Soeurs Carmélites Missionnaires Thérésiennes
- Filles du Divin Amour
- Sœurs de Sainte Clotilde
- Sœurs des Saints Coeurs de Jésus et de Marie
- Sœurs de Notre Dame du Lac
- Sœurs de la Retraite
- Sœurs de la Charité de Jésus et de Marie
- Sœurs Missionnaires de la Charité
- Sœurs de Jeanne Delanoue
- Sœurs Servantes du Sacré Coeur de Jésus
- Soeurs de Sainte Croix
- Sœurs de la Sainte Famille
- Religieuses du Sacré Coeur de Marie
- Sœurs de la Nativité de Notre Seigneur
- Sœurs Franciscaines de Marie Immaculée

- Missionnaires d'Afrique
- Frères du Sacré Cœur
- Salésiens de Don Bosco
- Missionnaires Xavériens de Yarumal

Hans Peter Becker SAC, Steffen Brühl SAC, Klemens Deinzer, Rainer Erne

Die Zusammenlegung der Pallottiner-Provinzen

Ein Erfahrungsbericht

1. Der Umbau der pallottinischen Gemeinschaft

Im Jahr 2004, also vor über drei Jahren, beschlossen die süddeutsche und die norddeutsche Provinz sowie die Region Österreich der Pallottiner, sich zu einer Provinz zusammenzuschließen. Dieser Zusammenschluss wurde wie geplant am 22. Januar 2007, dem Fest des heiligen Vinzenz Pallotti, per Dekret des Generalrektors vollzogen. Sitz der neuen Provinzleitung ist Friedberg in Bayern. Der gemeinsamen Herz-Jesu-Provinz der Pallottiner gehören nun 510 Patres und Brüder in Deutschland, Österreich, Kamerun, Kanada, Kroatien, Spanien und Südafrika an.

Was in den letzten drei Jahren innerhalb der pallottinischen Gemeinschaft geschehen ist, lässt sich mit dem Umbau eines Hauses vergleichen: Zunächst muss geklärt werden, welchem Zweck das zukünftige Gebäude dienen soll und wie der Grundriss demzufolge auszusehen hat. Ist der Grundriss gezeichnet, muss in einem zweiten Schritt ein Bauplan erstellt werden, um den Grundriss „von der Theorie ins Leben" zu überführen. In diesem Bauplan ist definiert, was in welcher Reihenfolge von wem zu tun ist, um den Grundriss zu realisieren. Die Wirksamkeit dieses Plans wird aber erst durch den Umbau selbst offenbar, indem sichtbare Ergebnisse entstehen, die dem Plan entsprechen. Dabei werden auch viele Detailprobleme sichtbar, die am Anfang nicht vorhersehbar und demnach auch nicht eingeplant werden konnten. Schließlich ist ein Umbau nicht dann fertig, wenn die Mauern verputzt und die Gerüste abgetragen sind, sondern erst dann, wenn diejenigen Personen tatsächlich umgezogen sind, für die er umgesetzt wurde.[1]

Im Folgenden berichten der Provinzial der gemeinsamen Provinz P. Hans-Peter Becker, der Provinzökonom P. Steffen Brühl sowie die externen Berater Dr. Klemens Deinzer und Rainer Erne von der Joseph-Stiftung über den Grundriss, den Bauplan, den Prozess des Umbaus sowie den aktuellen Stand des Umbaus. Aus diesen Erfahrungen werden abschließend Empfehlungen für andere Ordensgemeinschaften formuliert.

2. Der Grundriss: Die Ziele

Ein Grundriss soll zeigen, wie das zukünftige Gebäude auszusehen hat. In anderen Worten: Ein Umbauprojekt beginnt mit einer Zielsetzung, die Kriterien dafür bereitstellt, was zu verändern und was beizubehalten ist. Diese Zielsetzung kann unterschiedlich formuliert werden, z.B.:

„Wir müssen verändern, weil alles um uns herum sich verändert!"

„Die Zahl unserer Mitglieder geht zurück, deshalb müssen wir Verwaltungskosten sparen!"

Die beiden Beispiele zeigen, dass ein zu allgemein formuliertes Ziel keine Kriterien dafür liefert, wie der Grundriss auszusehen hat. Ein zu eng gefasstes Ziel dagegen reduziert

den Zweck eines Umbaus auf rein ökonomische Kriterien und vernachlässigt den möglichen pastoralen und spirituellen „Mehrwert", den ein Umbau für eine Ordensgemeinschaft bringen kann.
Die Zielsetzung, die die Pallottiner ihrem Umbauvorhaben gaben, lautete: *„Wir wollen die apostolische und ökonomische Handlungsfähigkeit unserer Gemeinschaft für die nächsten 25 Jahre sicher stellen"*. Dieses Ziel liefert Anhaltspunkte dafür, wie der Grundriss auszusehen hat.

2.1 Der spirituell-apostolische Grundriss

Um die spirituell-apostolische Handlungsfähigkeit einer Gemeinschaft sicherzustellen, muss die Frage nach dem „Mehrwert", d.h. den spirituell-apostolischen Chancen und Möglichkeiten, einer vereinigten Provinz für die Gemeinschaft gestellt werden. Diese können einerseits dadurch entstehen, dass durch die Verschlankung der Verwaltung Mitbrüder für neue Aufgaben frei werden. Andererseits bestehen Chancen darin, dass Mitbrüder, die etwas Neues aufbauen wollen, nun eine größere Provinz vorfinden, in denen sie Mitstreiter für ihre Vorhaben finden können. Eine dritte Chance einer Vereinigung besteht darin, dass mit der Vereinigung von drei Organisationseinheiten drei unterschiedliche Vorstellungswelten aufeinandertreffen, die unter Umständen sich dahingehend unterscheiden, worin das Proprium der Gemeinschaft besteht und wie man in Zukunft gemeinsam Apostolat verstehen und leben will. Dadurch entstehen „kognitive Dissonanzen"[2], die gemeinsame Lernprozesse ermöglichen können.

2.2 Der ökonomische Grundriss

Um die ökonomische Handlungsfähigkeit einer Gemeinschaft sicherzustellen, die in den nächsten 25 Jahren voraussichtlich einen spürbaren Mangel an jüngeren Mitgliedern und einen deutlichen Überhang an über 65-jährigen Mitbrüdern aufweisen wird, bedarf es einer Organisationsstruktur, die dieser Entwicklung ökonomisch Rechnung trägt. Das bedeutet konkret: eine gesellschaftsrechtliche Trennung zwischen den Werken und den Kommunitäten, um die Werke auch in andere Hände übergeben zu können; eine Neuordnung zentral und dezentral geregelter Aufgaben in einer vereinigten Provinz, um die Niederlassungen von administrativen und im Hinblick auf andere Aufgaben zu entlasten; die Etablierung wirksamer ökonomischer Steuerungsinstrumente, um Liquiditätsengpässe und Ineffizienzen rechtzeitig zu entdecken und diesen gegensteuern zu können; die Harmonisierung von Regelungen und Gewohnheiten, die in den unterschiedlichen Organisationseinheiten unterschiedlich gelebt werden.
Dieser zweistöckige Grundriss ist unabdingbar, wenn eine Vereinigung von Provinzen und Regionen mehr sein will als ein staats- und kirchenrechtlicher Verwaltungsakt oder eine Neuordnung im Hinblick auf ökonomische Regelungen. Genau diese Absicht haben die Pallottiner mit ihrem Umbau verfolgt (vgl. Abb.1).

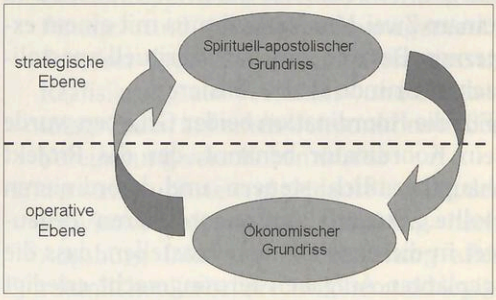


Abb.1: Die zwei Ebenen des Umbauprojekts

3. Der Bauplan: Das Projekt

Um einen solchen zweistöckigen Grundriss zu realisieren, bedarf es eines Bauplans, der Orientierung über folgende Fragen gibt:

- Welche Aufgaben sind in welcher Reihenfolge zu erledigen?
- Zu welchen Terminen müssen diese Aufgaben spätestens erledigt sein?
- Wer ist für die Erledigung dieser Aufgaben verantwortlich?
- Wie sollen die Abstimmungs- und Entscheidungsprozesse gestaltet werden?

Zu diesem Zweck wurde im ersten Quartal 2004 das Projekt „Migration SAC" ins Leben gerufen.
Mitglieder dieses Projekts waren einerseits die Ökonomen der beiden deutschen Provinzen und der österreichischen Regio, die von zwei externen Beratern der Joseph-Stiftung begleitet wurden. Diese „Provinzökonomenkonferenz" (PÖK) sollte sich über den Zeitraum von drei Jahren bis zum Vollzug der Vereinigung alle zwei Monate für ein bis zwei Tage treffen, um den ökonomischen Grundriss zu realisieren. Die Treffen sollten vor allem zur Information, Koordination und Entscheidungsfindung dienen. Der eigentliche Umbauprozess fand zwischen den Treffen statt.
Andererseits gehörten diesem Projekt auch die Provinziale und der Regional sowie deren Stellvertreter an. Sie trafen sich ebenfalls in einem Zwei-Monatsrhythmus mit einem externen Berater, um den spirituell-apostolischen Grundriss zu realisieren.
Für die Koordination beider Gruppen wurde ein Koordinator benannt, der das Projekt hauptberuflich steuern und koordinieren sollte. „Steuern" und „koordinieren" bedeutet in diesem Fall, sicherzustellen, dass die geplanten Aufgaben termingerecht erledigt werden, dass bei unerwarteten Schwierigkeiten eingegriffen und vermittelt wird, dass mit externen Experten Kontakt gehalten wird, dass Entscheidungsanträge der Provinzökonomenkonferenz dem Provinzialtreffen unterbreitet werden und dass Entscheidungen und Aufträge der Provinziale den Ökonomen erläutert werden (vgl. Abb.2).

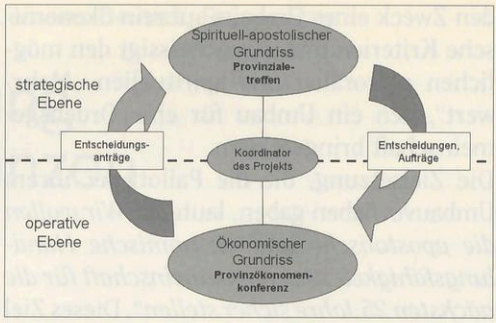


Abb.2: Die Organisation des Umbauprojekts

Die erste Aufgabe in diesem Projekt bestand darin, den Bauplan zu erstellen, indem die Aufgaben, Termine und Verantwortlichkeiten für den Zeitraum 2004-2007 festgelegt wurden. Dieser Bauplan beinhaltete ein Projekthandbuch, das vor allem die Organisation des Projekts definierte, sowie einen Projektplan, in dem die Aufgaben, Verantwortlichkeiten und Termine definiert waren und verfolgt wurden (vgl. Abb.3)[3].

1. **Projektkonzeption**
2. **Projektplanung und –verfolgung**
3. **Projektorganisation und Projektkommunikation**
   - 3.1 Projektorganisation
   - 3.2 Projektteam
   - 3.3 Weitere Interessensgruppen
   - 3.4 Zulieferer
   - 3.5 Projektkommunikation
   - 3.6 Projektberichterstattung
4. **Projektrisiken**
5. **Projekt-Qualitätssicherung**
6. **Projekt-Dokumentation**
7. **Änderungsprozess**

Abb.3: Inhaltsverzeichnis des Projekthandbuchs

Die Teilprojekte, die den Bauplan konstituierten, waren:
1. die Durchführung von Zukunftswerkstätten für die Erneuerung, Sanierung und

Konsolidierung der pallottinischen Gemeinschaft (als gesondertes Projekt)
2. Änderungen von Rechtsformen
3. Konzeption der zukünftigen Provinzverwaltung
4. Konzeption der Betreuung der Wohltäter in der gemeinsamen Provinz
5. Neuordnung der Finanz-, Betriebs- und Lohnbuchhaltung in der gemeinsamen Provinz
6. Konzeption der EDV-Infrastruktur in der gemeinsamen Provinz
7. Harmonisierung der Verträge und Versicherungen in den unterschiedlichen Organisationseinheiten
8. Vereinheitlichung des Immobilien- und Finanzmanagements in der gemeinsamen Provinz
9. Umzug der Provinzverwaltung
10. Planung und Steuerung des Vereinigungsprojekts

Mit der Erstellung, Abstimmung und gemeinsamen Verabschiedung des Projekthandbuchs und des Projektplans war somit der Bauplan erstellt, den es ab dem zweiten Quartal 2004 bis zum Januar 2007 umzusetzen galt.

4. Der Umbau: Ergebnisse und Prozesse

Die wesentlichen Ergebnisse, die der dreijährige Prozess des Umbaus der pallottinischen Gemeinschaft hervorbrachte, waren folgende:

1. die Veranstaltung von Zukunftswerkstätten zur Neubestimmung des Verständnisses und der Schwerpunkte der gemeinsamen Provinz
2. die Etablierung einer neuen Rechtsform für die pallottinische Gemeinschaft, bestehend aus einer Holdingstruktur sowie darin eingelagerten Werken, die ebenfalls als GmbHs geführt werden (vgl. Abb.5)
3. ein Konzept für die Struktur der neuen Provinzverwaltung, detailliert durch Stellenbeschreibungen für alle Funktionsträger. Darüber hinaus wurde auch die Struktur der Provinzverwaltungen bis zur Vereinigung festgelegt (vgl. Abb.6)
4. ein Konzept für die Organisation der Wohltäterbetreuung in der vereinigten Provinz, welche aus einer Mischung von zentralisierten Aufgabengebieten und dezentralen Kompetenzen in den einzelnen Niederlassungen bestand
5. die Harmonisierung der Finanz-, Betriebs- und Lohnbuchhaltung der zwei Provinzen sowie der Regio Österreich, bestehend aus einem gemeinsamen Kontenrahmen und einem vereinheitlichten System der Buchhaltung und des Controlling
6. eine einheitliche EDV-Infrastruktur für die neue Provinz, die nach Kosten-, Leistungs- und Erweiterungskriterien entschieden und bereits vor dem Vollzug der Vereinigung umgesetzt wurde
7. die Harmonisierung aller wesentlichen mitarbeiter- und sachbezogenen Verträge und Versicherungen in den einzelnen Organisationseinheiten sowie die Übertragung dieser auf die neuen Rechtsträger
8. ein Konzept für die Vereinheitlichung des Finanz- und Immobilienmanagements der drei Organisationseinheiten, dessen Realisierung aus Prioritäts- und Kapazitätsgründen auf einen Zeitpunkt nach der Vereinigung verschoben wurde
9. der strukturierte und geplante Umzug der Provinzverwaltung von Limburg nach Augsburg inklusive der Regelung aller räumlichen, arbeitsrechtlichen und logistischen Fragen
10. die Steuerung des Vereinigungsprojektes, welche die Abstimmung der Beschlussvorlagen der Projektgruppe mit den Provinzialen und dem Regional, die Kommunikation des Status des Vereinigungsprojektes in den Niederlassungen sowie die Koordination der unterschiedlichen Aktivitäten in den drei Einheiten umfasste.

Und nicht zuletzt: Der Start einer arbeitsfähigen zentralen Provinzverwaltung zum 1. Januar 2007.

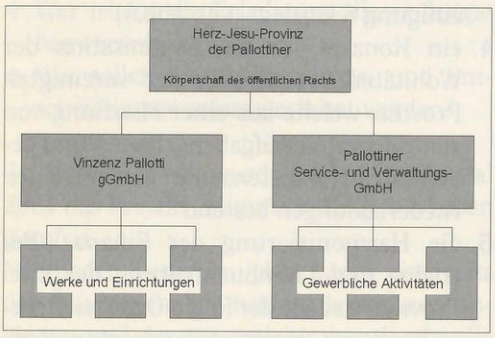


Abb.4: Rechtsformstruktur der gemeinsamen Provinz der Pallottiner

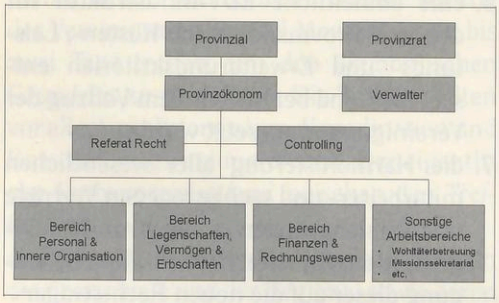


Abb.5: Struktur der neuen Provinzverwaltung der Pallottiner

Die Realisierung dieser Ergebnisse im Prozess des Umbaus brachte jedoch einige typische Schwierigkeiten mit sich, die sich in folgenden vier Kernpunkten zusammenfassen lassen:

1. Mangel an personellen Kapazitäten: Ein Hauptproblem bei der Realisierung des Bauplans bestand in den personellen Kapazitäten. In der Regel wird ein solches Projekt „en passant", also neben dem ohnehin übervollen Tagesgeschäft eines Ökonomen oder Provinzials, durchgeführt. Aus diesem Grund ist ein hauptberuflicher „Bauleiter", ein Projektleiter, unabdingbar. Dabei stellt sich für eine Ordensgemeinschaft das Problem, einen solchen zu finden und freizustellen. Ungeachtet dieser Schwierigkeit ist jedoch ein solches Projekt ohne einen hauptamtlichen Projektleiter, der die termingerechte Erfüllung geplanter Aufgaben sicherstellt, den jeweiligen Status abfragt, unvorhergesehene Schwierigkeiten löst und vor allem die interne und externe Kommunikation und Koordination sicherstellt, nicht plangemäß realisierbar.
2. Komplexe Entscheidungs- und Abstimmungsprozesse: Die Schwierigkeit eines Vereinigungsprojekts besteht darin, dass Entscheidungen für eine gemeinsame Provinz getroffen werden müssen, die es noch nicht gibt. Es bedarf also ordensrechtlicher Entscheidungen in jeder einzelnen Provinz bzw. Regio durch die jeweiligen Leitungen. Um hier umständliche und zeitraubende Entscheidungs- und Abstimmungsprozesse zu vermeiden, bedarf es der Institutionalisierung eines gemeinsamen Gremiums, das gewissermaßen die zukünftige Provinz schon vorwegnimmt. Dabei reicht die Institutionalisierung eines solchen Gremiums allein nicht aus – es muss darüber hinaus auch sichergestellt werden, dass dieses auch wirksam Entscheidungen trifft und umsetzt.
3. Harmonisierung der beiden Handlungsebenen: Ein drittes Problem bestand in der Synchronisierung der spirituell-apostolischen mit der ökonomischen Handlungsebene. In der Regel werden diese beiden Ebenen als getrennte Welten betrachtet. Diese Perspektive kann jedoch für ein Umbauprojekt nicht angelegt werden. Denn Entscheidungen über die Zentralisierung und Dezentralisierung von Aufgaben und Kompetenzen oder die Führungsstruktur einer Provinzverwaltung gründen auf einem bestimmten Verständnis von Gemeinschaft. Da Grundsatzdiskussionen einerseits und der Zwang zur Entscheidung andererseits unterschiedlichen Zeit-

rastern folgen, ist eine Abstimmung zwischen beiden Ebenen nicht einfach.

4. Zusammentreffen unterschiedlicher Kulturen: Eine Vereinigung von drei, bislang selbständig arbeitenden Organisationseinheiten bedeutet auch das Zusammentreffen von unterschiedlichen Kulturen. In der Organisationsforschung wird Kultur definiert als „kollektiv geteilte Überzeugungen".[4] Es treffen also unterschiedliche Überzeugungen davon aufeinander, wie etwas zu deuten, zu bewerten und zu tun ist. Dies stellt einerseits, wie anfangs erwähnt wurde, eine Lernchance dar. Andererseits bringt es jedoch auch aufwändige Entscheidungs- und Abstimmungsprozesse mit sich, wenn es darum geht, für alle verbindliche Regelungen zu treffen. Die Zeit für diese Verständigungsprozesse muss gegeben sein, wenn eine Vereinigung nicht nur auf dem Papier, sondern auch in den Köpfen stattfinden soll. Darin liegt ein zentraler Grund dafür, weshalb drei Jahre für ein Vereinigungsprojekt mindestens einzuplanen sind.

5. Der aktuelle Status: Fertig gestellte und noch offene Baustellen

Die Vereinigung wurde für die Kommunitäten dadurch spürbar, dass sich Rechtsformen und Träger änderten (für den nördlichen Teil der Provinz von einem „eingetragenen Verein" zu einer „Körperschaft des öffentlichen Rechts"). Durch die Einrichtung einer neuen gemeinsamen zentralen Provinzverwaltung in Augsburg änderten sich auch die Ansprechpartner für die Kommunitäten und Werke.

Für den einzelnen Mitbruder in seiner alltäglichen Lebensführung hatte die Union kaum praktische Auswirkungen.

Spürbar hat sich jedoch die Arbeit der neuen Provinzleitung geändert. Allein die weiten Strecken (das primäre Provinzgebiet reicht von Wien bis Hamburg und von Völklingen im Saarland bis Berlin, hinzu kommen noch die ausländischen Delegaturen) rufen eine verstärkte Belastung durch Reisetätigkeiten hervor. Dadurch ergibt sich wiederum eine schlechtere Erreichbarkeit und Ansprechbarkeit der Provinzleitung für die Mitbrüder, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

Dies wirft die Frage nach zeitgemäßen Leitungsstrukturen auf. Dem stellt sich die Provinzleitung in einem eigenen Organisationsentwicklungsprozess.

6. Empfehlungen für andere Ordensgemeinschaften

Aus den Erfahrungen, die die Pallottiner mit dem Umbau ihrer Gemeinschaft gemacht haben, haben sie zum Schluss des Projekts in einer Sitzung mit dem Thema „Was haben wir dabei gelernt?" folgende fünf Empfehlungen formuliert:

1. Für den Umbau einer Ordensgemeinschaft bedarf es klarer, nicht zu allgemeiner und nicht zu enger Ziele. Dabei sollte schon bei der Zielformulierung darauf geachtet werden, dass für deren Realisierung auch die entsprechenden personellen Kapazitäten zur Verfügung stehen. Ist dies nicht der Fall, so ist es ratsamer, die Ziele kleiner zu fassen bzw. den Zeitraum für das Vereinigungsprojekt länger zu planen. In jedem Fall sollte darauf geachtet werden, dass spirituell-pastorale und ökonomische Ziele in einem angemessenen Verhältnis zueinander stehen und auch gemeinsam umgesetzt werden.
2. Für den Umbau einer Gemeinschaft bedarf es eines Bauplans, der die Organisation, die Aufgaben, die Termine und die Verantwortlichen verbindlich definiert und auf dessen Basis ein solches Vorhaben auch verfolgbar ist. Die Instrumente hierfür liefert die Disziplin des Projektmanagements. Ohne eine solche orientie-

rende Landkarte besteht die akute Gefahr, dass man sich in Einzelaufträgen auf Zuruf, in halbfertigen Resultaten sowie in Nacharbeitungen und Überarbeitungen bestehender Ergebnisse verzettelt.

3. Für den Umbau einer Ordensgemeinschaft bedarf es, je nach Größe des Umbauprojektes, einer Person, die zu 50%-100% das Projekt plant, steuert, koordiniert und nach außen und innen kommuniziert. Nur wenn ein solcher „Bauleiter" existiert, können Gremien, die Aufgaben „nebenberuflich" bearbeiten, wirksam werden. Das Problem, einen solchen „Bauleiter" zu finden, entlastet dabei nicht von der Notwendigkeit, dies zu tun.
4. Die Entscheidungs- und Abstimmungsprozesse, die kirchenrechtlich geboten sind, sind so einfach und unbürokratisch wie möglich zu gestalten. Auf der Basis der Erfahrungen aus diesem Projekt ist ein Gremium aus Provinzialen und Ökonomen zu empfehlen, die jeweils an einem anderen „Stockwerk" des Projekts arbeiten und sich regelmäßig über den Projektverantwortlichen austauschen.
5. Aufgrund der Erfahrung, dass ein Umbau erst dann vollzogen ist, wenn die Bewohner „eingezogen" sind und sich eine gemeinsame Kultur etabliert hat, ist zu empfehlen, dass die geplanten Maßnahmen nicht in einer „Hauruck-Aktion" mit dem Akt der offiziellen Vereinigung vollzogen werden, sondern sukzessive schon davor. Das bietet den Vorteil, dass sich die Beteiligten schon daran gewöhnen und die neue Provinz schneller arbeitsfähig wird. Auch wenn in manchen Belangen kirchenrechtliche Bedenken dagegen stehen, lässt sich dieses Prinzip in vielen Bereichen verwirklichen, wie beispielsweise bei der Etablierung neuer Rechtsformen, der Organisation der Wohltäterbetreuung, der Migration der Buchhaltung, der Institutionalisierung einer einheitlichen EDV-Infrastruktur sowie der Etablierung einer einheitlichen Provinzverwaltung.

[1] Zum Gedanken der Hinordnung des Bauens auf das Wohnen vgl.: Heidegger, Martin (1967): Bauen, Wohnen, Denken, in: ders.: Vorträge und Aufsätze, Teil II, 3. Aufl., Pfullingen: Neske; S. 19-36.

[2] Vgl. Festinger, Leon / Irle, Martin / Möntmann, Volker (1978): Theorie der kognitiven Dissonanz, Bern / Stuttgart / Wien: Hans Huber.

[3] Vgl. Schelle, Heinz (2004): Projekte zum Erfolg führen. Projektmanagement systematisch und kompakt, 4. Aufl., München: Beck. Project Management Institute (ed.) (2004): A Guide to the Project Management Body of Knowledge (PMBOK Guide), 3rd ed., Upper Darby / Pennsylvania: Project Management Institute.

[4] Vgl. Sackmann, Sonja (2002): Unternehmenskultur. Erkennen, Entwickeln, Verändern, Köln: Luchterhand.

LITERATUR

Festinger, Leon / Irle, Martin / Möntmann, Volker (1978): Theorie der kognitiven Dissonanz, Bern / Stuttgart / Wien: Hans Huber.

Heidegger, Martin (1967): Bauen, Wohnen, Denken, in: ders.: Vorträge und Aufsätze, Teil II, 3. Aufl., Pfullingen: Neske.

Project Management Institute (ed.) (2004): A Guide to the Project Management Body of Knowledge (PMBoK Guide), 3rd ed., Upper Darby / Pennsylvania: Project Management Institute.

Sackmann, Sonja (2002): Unternehmenskultur. Erkennen, Entwickeln, Verändern, Köln: Luchterhand.

Schelle, Heinz (2004): Projekte zum Erfolg führen. Projektmanagement systematisch und kompakt, 4. Aufl., München: Beck.

D

Dokumentation

Wilhelm Dütz

Rechtsgutachten

zu den Möglichkeiten einer kirchenarbeitsrechtlichen Gestaltung von Arbeitsverhältnissen für und durch die Orden # Ordensgemäße Gestaltung von Kirchenarbeitsrecht – erstattet für die Deutsche Ordensobernkonferenz

A. Auftrag

Untersucht werden sollen die rechtlichen Möglichkeiten und auch kirchenarbeitspolitischen Hintergründe und Folgen einer kirchenarbeitsrechtlichen Arbeitsvertragsregelung für und durch die Institute des geweihten Lebens und die Gesellschaften des apostolischen Lebens päpstlichen Rechts (Orden).

Einzubeziehen sind die den Orden zugeordneten sozialen Einrichtungen. Berücksichtigt werden soll die Wahrung der Kirchlichkeit von Einrichtungen. Gesondert zu erörtern sind die Ordensgemeinschaften bischöflichen Rechts. Geprüft werden soll insbesondere, ob rechtliche Gesichtspunkte gegen die eigenständige Ausgestaltung des kirchlichen Arbeitsvertragsrechts durch die Orden sprechen. Dabei ist darauf einzugehen, ob die genannten Einrichtungen der Orden

→ Rechtsgutachten

Das hier abgedruckte Gutachten hat die Deutsche Ordensobernkonferenz in Auftrag gegeben, um die Möglichkeiten der Gestaltung von Arbeitsverträgen für und durch die Orden zu ermitteln - ganz bewusst aus staatskirchenrechtlicher, nicht aus rein kirchenrechtlicher Sicht. Professor Dütz ist emeritierter Ordinarius für Bürgerliches Recht, Arbeitsrecht und Prozessrecht an der Universität Augsburg. Wenn auch sein Gutachten nicht in allen Punkten die Rechtsauffassung der Deutschen Ordensobernkonferenz wiedergibt, ist es doch wichtig, die unterschiedlichen Betrachtungsweisen und Ansichten zu kennen.

in eine GmbH oder eine Gesellschaft mit anderer Rechtsform ausgegliedert werden. Zu erwägen ist die Bedeutung eines Einspruchsrechts der Orden wie es etwa die Bayerische Regional-KODA-Ordnung (BayRKO) vorsieht. Anzusprechen sind schließlich die Konsequenzen, wenn satzungsmäßig die Arbeitsvertragsrichtlinien des Deutschen Caritasverbandes anzuwenden sind.

B. Rechtliche Grundlagen

Zu der Rechtsfrage, ob Orden für ihre Einrichtungen kirchliches Arbeitsrecht anzuwenden haben oder selbst setzen können, ist hervorzuheben, dass die Beantwortung auf eine Gemengelage bzw. Überkreuzung von verschiedenen Rechtsbereichen bzw. Rechtsebenen trifft: profanes Verfassungsrecht einschließlich Staatskirchenrecht, einfaches profanes Recht mit individuellem und kollektivem Arbeitsrecht sowie Vereinsrecht, Kirchenrecht unter Einschluss von Ordens- und Vereinsautonomie, teilkirchliches Recht deutscher Diözesen und vor allem kollektives kirchliches Arbeitsrecht.

I. Profanes Recht

1. Staatskirchenrecht
Das besondere Kirchenarbeitsrecht hat seine Grundlagen im Staatskirchenrecht, insbesondere den Art. 4 Abs. 1 und 2 GG über die ungestörte Religionsfreiheit und Art. 140 GG, der die Bestimmungen der Weimarer Reichsverfassung zur Glaubensfreiheit (Art. 136 ff., 139 u. 141) als voll gültiges Verfassungsrecht übernimmt. Insbesondere haben die Kirchen nach Art. 137 Abs. 3 S. 1 WRV das Recht, ihre Angelegenheiten selbständig innerhalb der Schranken des für alle geltenden Gesetzes zu ordnen und zu verwalten.

2. Allgemeines Verfassungsrecht
Der allgemeine Gleichheitssatz gem. Art. 3 Abs. 1 GG und die besonderen Gleichheitsbestimmungen nach Art. 3 Abs. 3 GG über den Schutz von Glauben und religiösen Anschauungen gelten auch für Orden im Bereich des Kirchenarbeitsrechts.
Die Koalitionsfreiheit (Art. 9 Abs. 3 GG) steht auch den kirchlichen Arbeitnehmern und ihren Zusammenschlüssen zu.

3. Zivilrecht
Soweit Orden und ihre Einrichtungen vereinsrechtlich organisiert sind, greifen die Grundsätze über die Vereinsautonomie ein (vgl. § 25 BGB) mit dem Recht, sich in freier Selbstbestimmung satzungsmäßig eine eigene innere Ordnung zu geben. Diese Autonomie ergibt sich aus der allgemeinen Vertragsfreiheit und erfährt als Teil der Vereinigungsfreiheit (Art. 9 Abs. 1 GG) verfassungsrechtlichen Schutz.[1] Für kirchliche Arbeitsverhältnisse gelten prinzipiell die Normen des profanen Arbeitsrechts, da die Kirchen und ihre Einrichtungen ihre Beschäftigten auf der Grundlage dieses Rechts beschäftigen.

II. Kirchenrrecht

1. Codex Iuris Canonici
Gemäß c. 586 § 1 CIC wird den Orden eine gebührende Autonomie ihres Lebens, insbesondere ihrer Leitung, zuerkannt, kraft derer sie in der Kirche ihre eigene Ordnung haben. Diese Autonomie zu wahren und zu schützen ist Sache des Ortsbischofs, § 1 a.a.O. C. 593 CIC sieht vor, dass die Orden päpstlichen Rechts in Bezug auf die interne Leitung und Rechtsordnung unbeschadet des c. 586 unmittelbar und ausschließlich der Gewalt des apostolischen Stuhls unterstehen. Ein Institut diözesanen Rechts verbleibt, unbeschadet des c. 586 CIC unter der besonderen Hirtensorge des Diözesanbischofs.
Nach c. 394 § 1 CIC hat der Bischof die verschiedenen Weisen des Apostolates in seiner Diözese zu fördern und dafür zu sorgen, dass in der ganzen Diözese alle Werke des Apostolates unter Beachtung ihres eigenen Charakters unter seiner Leitung koordiniert wer-

den. Die Ordensleute unterstehen der Gewalt der Bischöfe, denen sie in treu ergebenem Gehorsam und mit Ehrerbietung begegnen müssen, in dem, was die Seelsorge, die öffentliche Abhaltung des Gottesdienstes und andere Apostolatswerke betrifft, cc. 678 § 1, 738 § 2 CIC.
Gemäß c. 1290 CIC ist weltliches Vertrags- und auch Arbeitsrecht anzuwenden, wenn die Kirche zur Wahrnehmung ihrer Aufgaben Arbeitnehmer beschäftigt, wenn das nicht dem göttlichen Recht widerspricht. Dabei ist das weltliche Arbeitsrecht genauestens gemäß den von der Kirche überlieferten Grundsätzen zu beachten, c. 1286 CIC.
Kirchliche Vereine genießen auch nach kanonischem Recht eine Autonomie zur eigenverantwortlichen Regelung ihrer Angelegenheiten, s. cc. 299, 309, 315, 319, 321, 323 § 2, 325 CIC.[2]

2. Teilkirchliche Vorschriften

a) Allgemein
Gemäß Art. 2 Abs. 1 Grundordnung (GrO) gilt die Grundordnung für kirchliche Arbeitsverhältnisse im amtskirchlichen Bereich sowie in den öffentlichen juristischen Personen des kanonischen Rechts. Alle sonstigen kirchlichen Rechtsträger und deren Einrichtungen, einschließlich des Verbandes der Diözesen Deutschlands und des Deutschen Caritasverbandes, sind nach Art. 2 Abs. 2 GrO gehalten, die Grundordnung rechtsverbindlich zu übernehmen. Art. 6 bis 8 GrO sehen insoweit individualrechtliche Loyalitätspflichten und die Maßgeblichkeit des kollektiven Kirchenarbeitsrechts vor (kirchenspezifisches Koalitionsrecht, Dritter Weg (KODA-Ordnungen), Mitarbeitervertretungsrecht). Sinngemäße Geltungsvorschriften enthält § 1 der Rahmenordnung für eine Mitarbeitervertretungsordnung mit dem Zusatz, dass auch die mehrdiözesanen und überdiözesanen Rechtsträger erfasst werden; sie sind gehalten, die Mitarbeitervertretungsordnung für ihren Bereich rechtsverbindlich zu übernehmen. Dementsprechend ist der Geltungsbereich in der Rahmen-Bistums-/Regional-KODA-Ordnung in deren § 1 festgelegt mit der Abwandlung, dass diese Ordnung auch für kirchliche Rechtsträger gilt, welche die Grundordnung für ihren Bereich rechtsverbindlich übernommen haben, wenn nicht der Diözesanbischof für diese Rechtsträger eine eigene Ordnung erlassen hat oder kirchliche Anstellungsträger die Arbeitsvertragsrichtlinien des Deutschen Caritasverbandes anwenden. Die Zentral-KODA-Ordnung schließt sich geltungsmäßig der Grundordnung an (§ 1 Zentral-KODA-Ordnung).
Die Caritas-KODA-Ordnung gilt nach ihrem § 1 Abs. 3 für Dienstverhältnisse mit kirchlich-caritativen Rechtsträgern im Bereich des Deutschen Caritasverbandes.

b) Bayerische Diözesen
Besonderheiten gelten teilweise in einzelnen Diözesen, insbesondere in den bayerischen Bistümern. So gilt die BayRKO nach ihrem § 3 für die kirchlichen Rechtsträger und ihre Einrichtungen, für die der Bischof die Grundordnung unmittelbar in Kraft gesetzt hat, für die sonstigen kirchlichen Rechtsträger und ihre Einrichtungen, soweit sie die Grundordnung rechtsverbindlich übernommen haben, für die Institute des geweihten Lebens päpstlichen Rechts und die Gesellschaften des Apostolischen Lebens päpstlichen Rechts, soweit diese verbindlich entschieden haben, dass die vom Bischof in Kraft gesetzten Beschlüsse der bayerischen Regional-KODA auch für ihre Einrichtungen in den bayerischen Diözesen als in Kraft gesetzt gelten, nicht hingegen für kirchliche Anstellungsträger, die satzungsmäßig die Arbeitsvertragsrichtlinien des Deutschen Caritasverbandes anwenden oder sich für die Anwendung dieser Richtlinien entschieden haben.
Nach diesen vielfältigen Vorschriften ist die Kompetenz zur kirchenarbeitsrechtlichen Gestaltung auch im Hinblick auf die Orden zu beurteilen.

C. Meinungsstand

Ob es eine Pflicht oder Obliegenheit der Orden gibt, bischöflich gesetztes kirchliches Arbeitsrecht, insbesondere auch die bischöflichen Ordnungen für die Kommission zur kollektiven Ordnung des Arbeitsrechts (KODA-Ordnungen) anzuwenden bzw. zu übernehmen, wird aktuell und kontrovers diskutiert. Dabei ist zu differenzieren, ob die kirchenarbeitsrechtliche Kompetenz der Amtskirche, also dem jeweiligen Diözesanbischof und zwar auch für die kirchlichen Einrichtungen und Orden zusteht oder ob insbesondere die Orden insoweit eigenständig für ihren Bereich handeln können oder ob vielleicht sogar beiden Rechtsträgern ordensbezügliche kirchenarbeitsrechtliche Kompetenz zukommt.

I. Vorrang des Kirchenrechts

Eine Auffassung rückt die Grenzen des bischöflichen Jurisdiktionsrechts, die Ordens- und Vereinsautonomie und darüber hinaus die Maßgeblichkeit des Kirchenrechts zur Beantwortung der Frage nach der Kompetenz zum Erlass von eigenständigem Kirchenarbeitsrecht in den Vordergrund, während andere, vor allem staatskirchenrechtliche Aspekte vernachlässigt werden. Demgemäß heißt es, dass das bischöflich gesetzte kirchliche Arbeitsrecht auf die Orden keine Anwendung finde, diesen auch vom Bischof nicht auferlegt werden könne, so dass sie es nur freiwillig übernehmen könnten.
Pree, *Rüfner* und *Rohde* bewerten das Problem kirchenrechtlich ohne zureichende Beachtung des Staatskirchenrechts:[3] Bischöfliche Gesetze wirkten nicht in den Bereich der Ordensautonomie hinein. Diese stehe sowohl den Instituten päpstlichen wie diözesanen Rechts zu – wenn auch in unterschiedlicher Ausgestaltung – und sei zwingendes Recht. Das Vermögensrecht der Orden, zu denen die zivilrechtlichen Beschäftigungsverhältnisse mit ordensrechtlichen Rechtsträgern gehörten (einschließlich der ausgegliederten Rechtsträger), gehöre zur Ordensautonomie. Bischöfliche Gesetze in Fragen des kirchlichen Arbeitsrechts bänden Orden daher grundsätzlich nicht. Eine solche Bindung könne auch nicht durch freiwillige Unterwerfung durch die einzelnen Orden herbeigeführt werden (Autonomieverzicht), da die Autonomie zwingendes Recht sei. Anderes ergebe sich auch nicht aus kirchenrechtlichen Aufsichtsbefugnissen des Bischofs: Die Autonomie ende nicht mit den Klostermauern. Der Aspekt des Innenlebens sei von jenem des äußeren, apostolischen Werkes nicht adäquat trennbar. Der Zentralbereich der Autonomie müsse daher auch die äußere Aktivität der Ordensgemeinschaft umfassen, wenngleich es hier Berührungspunkte mit den Kompetenzen des Diözesanbischofs gebe. Dem trage c. 578 § 1 CIC Rechnung. Daraus dürfe aber nicht der Schluss gezogen werden, alles was mit dem Apostolat zusammenhänge (Vermögensfragen, arbeitsrechtliche Fragen), unterstehe der Jurisdiktionsgewalt und daher der einheitlichen Gesetzgebungsgewalt des Bischofs. Der Aspekt von innen und außen sei nicht in dieser Weise trennbar. c. 394 § 1 CIC enthalte keine Regelung, die das Verhältnis zwischen Bischof und Ordensinstituten betreffe, dafür gälten die Spezialnormen der cc. 678 bis 683 CIC. Diese Grundsätze gälten unabhängig davon, ob der Orden selbst handele oder ein ausgegliederter, aber dem Orden zugeordneter und unterstellter Rechtsträger.[4] *Rohde* ist weiter der Meinung, auch außerhalb des verfasstkirchlichen Bereichs gebe es kirchliche Rechtsträger, insbesondere Ordensgemeinschaften und kirchliche Verbände, die aufgrund ihrer autonomen Satzungsbefugnis eigene Kommissionen zur Ordnung des Arbeitsrechts bilden könnten, um ihr Arbeitsvertragsrecht nach dem Dritten Weg zu gestalten. Die bischöflichen Aufsichtsrechte gingen nicht so weit, dass der Bischof ihnen die Einzelheiten ihres Arbeitsrechtsregelungsverfahrens oder ihres Arbeitsvertrags-

rechts vorschreiben könne. In dieser Hinsicht überstiegen die derzeitigen Fassungen der Grundordnung und der KODA-Ordnungen über deren Geltungsbereich die Reichweite der Gesetzgebungsgewalt des Bischofs. Das gelte sowohl für die Verbände päpstlichen als auch für die diözesanen Rechts, weil das kanonische Recht beiden Arten von Verbänden eine gebührende Autonomie zusichere; insbesondere könnten Sie über Gebrauch und Verwaltung ihres Vermögens selbständig Normen erlassen, s. cc. 586, 593, 635 CIC.[5] Bereits früher wurde die Auffassung vertreten, dass die Geltung des kirchlichen Arbeitsrechts für Orden päpstlichen Rechts gemäß c. 593 CIC nur vom Hl. Stuhl vorgeschrieben werden könne.[6]

II. Einheitliches Kirchenarbeitsrecht

Mehrheitlich hat sich sowohl im wissenschaftlichen Schrifttum als auch in der kirchlichen Praxis die Vorstellung durchgesetzt, dass alle kirchlichen Arbeitgeber das bischöflich gesetzte kirchliche Arbeitsrecht (GrO, KODA-Ordnungen, MAVO) anzuwenden haben. Zu diesen Rechtsträgern gehörten auch Orden, soweit sie in ihren Einrichtungen Arbeitnehmer aufgrund von Arbeitsverträgen beschäftigen. Nur zur Gestaltung ihrer inneren Ordnung seien die Orden aufgrund der ihnen nach cc. 586, 732 CIC zustehenden Autonomie frei. Nur für ihre Leitung und ihre kirchliche Lebensordnung (s. c. 578 CIC) sei das kirchliche Arbeitsrecht unanwendbar. Verließen die Orden durch Begründung von profanen Arbeitsverhältnissen mit Arbeitnehmern ihren inneren Bereich mit Außenwirkung, so sei Kirchenarbeitsrecht maßgebend. Orden diözesanen Rechts unterstünden auch insoweit dem bischöflichen Gesetzgebungsrecht, c. 594 CIC. Orden päpstlichen Rechts unterstünden zwar wegen ihrer inneren Ordnung ausschließlich der Gewalt des apostolischen Stuhls, c. 593 CIC. Für die von diesen Orden begründeten, nach außen ins weltliche Arbeitsrecht wirkenden Arbeitsverhältnisse sei aber maßgebend, dass die Ordensleute gemäß cc. 678 § 1, 738 § 2 CIC der bischöflichen Gewalt unterstünden, wenn eine Angelegenheit u. a. die Seelsorge und andere Apostolatswege betreffe. Soweit hierfür Arbeitsverhältnisse begründet würden, habe der Bischof aber nach dem Prinzip der einheitlichen Leitung der Diözese (c. 394 § 1 CIC) die Befugnis, die Geltung des von ihm gesetzten Kirchenarbeitsrechts anzuordnen, wenn der Orden in Ausübung seines Apostolats eine weltliche Arbeitsorganisation in seinem Bereich und in seinen Einrichtungen aufbaue.[7] Ergänzend weist *Amann* darauf hin, dass für die Gestaltung kirchlichen Arbeitsrechts eine Gesetzgebung erforderlich sei, die den Orden nicht zustehe; sie könnten nur sekundäres, also normgebundenes Satzungsrecht erlassen. Verbindliche Normen, die das externe Apostolat beträfen und wie im Arbeitsrecht Nichtmitglieder binden, könnten von Orden nicht statuiert werden. Die kirchenarbeitsrechtliche Gestaltung sei daher dem Bischof vorbehalten. Allerdings müsse dabei das Kooperationsgebot beachtet werden, so dass in die Arbeitsrechtliche Kommission nach dem Dritten Weg alle betroffenen Vereinigungen personell zu integrieren seien. Ordensspezifische Arbeitsrechtsregelungen seien möglich, allerdings müsse die Gefahr einer Zersplitterung des kirchlichen Arbeitsrechts vermieden werden.[8]
Auch in der praktischen Empfehlung der Religiosenkongregation vom 5.4.1979 wird anlässlich eines konkreten Falles bestätigt, dass diese Kongregation die drei Vereinigungen der höheren Ordensoberen in Deutschland auf die Notwendigkeit hingewiesen hat, in der Anwendung der Mitarbeitervertretungsordnung gemeinsam mit den Mitgliedern der Deutschen Bischofskonferenz vorzugehen.[9]

III. Deutsche Bischofskonferenz

Vor diesem Hintergrund ist eine Handreichung des Verbandes der Diözesen Deutschlands und der Kommission für karitative Fra-

gen der Deutschen Bischofskonferenz von 2007 zu verstehen:
„Das kirchliche Arbeitsrecht kann in den Ordenseinrichtungen nur gelten, wenn es von ihnen übernommen wird. Der Diözesanbischof ist faktisch nicht in der Lage, den Einrichtungen in der Rechtsträgerschaft von Orden päpstlichen Rechts das bischöfliche Arbeitsrecht zu oktroyieren. Ob eine eigene Rechtsetzungskompetenz der Ordensgemeinschaften (Institute des geweihten Lebens und Gesellschaften des apostolischen Lebens) auf dem Gebiet des Arbeitsrechts vom weltlichen Recht anerkannt wird, mag sie nach Kirchenrecht auch bestehen (Ob die Schaffung eines parallelen ordenseigenen Arbeitsrechts mit dem Kirchenrecht vereinbart ist, ist im kirchenrechtlichen Schrifttum umstritten.), ist durchaus fraglich, wenn die Orden das bischöfliche Arbeitsrecht nicht übernehmen, laufen sie jedenfalls Gefahr, dass sie in ihren Einrichtungen nach Auffassung der staatlichen Gerichte das weltliche Arbeitsrecht anzuwenden haben. Die staatlichen Instanzen räumen im Zweifelsfall allein dem jeweiligen Diözesanbischof das Recht ein, zu bestimmen, was Kirche ist und wer sich katholisch nennen darf. Die Frage, wer die Religionsgesellschaft gegenüber dem Staat repräsentiert, wer also befugt ist, für die jeweilige Religionsgesellschaft zu sprechen und rechtliche Normen (z. B. solche des Arbeitsrechts) mit Wirkung für den staatlichen Rechtskreis zu setzen, wird von den staatlichen Gewalten teilweise anders beantwortet als vom kanonischen Recht".[10]

D. Staatskirchenrechtliche Maßgeblichkeit

I. Entsprechung von Kirchenrecht und Arbeitsrecht

Für den überwiegend vertretenen kirchenrechtlichen Ansatz mit dem Ergebnis einer bischöflichen Weisungsbefugnis gegenüber den Orden spricht die damit verbundene methodische Geschlossenheit einer diesbezüglichen Interpretation der cc. 393 f., 578, 586, 593 f., 678, 680, 738 CIC zum Kirchenarbeitsrecht und auch im Verhältnis zum profanen Recht, insbesondere zum Arbeits- und Staatskirchenrecht.[11]
Den Orden fehlt zunächst die notwendige Kompetenz zur normativen Regelung von kollektivem Kirchenarbeitsrecht. Dieses hat in seinen Ausprägungen (GrO, MAVO, KODA-Ordnungen) die Qualität von gesetzlichem Kirchenrecht, das bischöflich in Kraft zu setzen ist. Den Orden steht nur für ihren Autonomiebereich ein diesem förmlichen Gesetzesrecht des Bischofs nachgeordnetes Satzungsrecht zur Ordnung ihrer Leitung und ihrer verbandsinternen kirchlichen Lebensordnung zu, nicht aber darüber hinaus zur normativen Regelung von profanen Arbeitsverhältnissen mit Nichtmitgliedern. Es gilt entsprechendes wie bei mit Autonomie ausgestatteten Rechtsträgern im weltlichen Bereich, die auch keine Arbeitsverhältnisse ihrer Arbeitnehmer kraft ihres Satzungsrechts ordnen können.[12] Soweit man auf die Ordensautonomie abstellt, gilt gleiches für päpstliche wie bischöfliche Orden, da deren Autonomie gleich strukturiert ist, während ihre Aufsicht kompetentiell verschieden geregelt wird.
Den notwendig allgemein gehaltenen Vorschriften des gesamtkirchlichen CIC ist weiter nichts zu den Einzelheiten des deutschen teilkirchlichen Arbeitsrechts zu entnehmen. Das zwingt dazu, die genannten heranzuziehenden Vorschriften des CIC so zu verstehen, dass sie sich widerspruchsfrei mit den staatskirchenrechtlichen Anforderungen[13] vereinbaren lassen. Das wird spezifisch dem Kirchenrecht gerecht. Denn gemäß c. 1290 CIC entspricht es dem kirchlichen Selbstverständnis, das allgemeine Zivilrecht auf Arbeitsverhältnisse anzuwenden, wenn die Kirche zur Wahrnehmung ihrer Aufgaben Arbeitnehmer einstellt. Dabei ist nach c. 1286 CIC das weltliche Arbeitsrecht genauestens gemäß den von der Kirche überlieferten

Grundsätzen zu beachten. Zu diesen relevanten Rechtsbereichen gehört auch das Staatskirchenrecht. So wird zugleich den staatskirchenrechtlichen Prinzipien zum kirchlichen Arbeitsrecht entsprochen. Denn danach gilt aufgrund des verfassungsmäßig gewährleisteten kirchlichen Selbstbestimmungsrechts (Art. 140 GG / 137 Abs. 3 S. 1 WRV) für die kirchlichen Arbeitsverhältnisse zwar grundsätzlich das profane Arbeitsrecht, wesentlich bleiben aber wegen der besonderen Eigenart des kirchlichen Dienstes die von der verfassten Kirche hierzu anerkannten Maßstäbe.[14] So werden kirchliches und weltliches Recht gemäß den verfassungsrechtlichen Anforderungen bruchlos miteinander verzahnt.

II. Staatskirchenrechtliche Auswirkungen

Die entscheidende Grundlegung für den Erlass von kirchengesetzlichem Arbeitsrecht stellt auch zur Kompetenzverteilung Art. 140 GG /137 Abs. 3 S. 1 WRV dar.[15] Danach besteht die wesentliche staatskirchenrechtliche Beziehung einschließlich des kirchlichen Selbstbestimmungsrechts zwischen dem Staat und nicht irgendwelchen nachgeordneten öffentlichen Institutionen einerseits und der jeweiligen Religionsgesellschaft, d. h. der katholischen Kirche als solcher und nicht deren jeweiliger Einrichtung.[16] Eine der Kirche zugehörige Einrichtung, auch ein kirchlicher Orden, nimmt zwar über die Kirche an deren Selbstbestimmungsrecht teil, kann sich aber insoweit nicht auf eine eigenständige, insbesondere nicht auf eine von der gesamtkirchlichen Rechtsstellung abweichende Position berufen. Die katholische Kirche wird dabei repräsentiert und vertreten gemäß ihrer amtskirchlichen Verfasstheit, also durch den jeweiligen Diözesanbischof. Das entspricht auch dem Kirchenrecht, cc. 381, 391, 393 CIC. Über diese staatskirchenrechtliche Ordnung, die sich aus dem profanen Verfassungsrecht unter Berücksichtigung kirchlicher Besonderheiten ergibt, haben letztlich die weltlichen Gerichte zu befinden, von denen sie auch wiederholt bestätigt worden ist. So hält das Bundesverfassungsgericht die „Verbindung mit den Amtsträgern der katholischen Kirche" für wesentlich, nicht aber „die Auffassung der einzelnen betroffenen kirchlichen Einrichtungen",[17] und stellt weiter ab auf die „von der verfassten Kirche anerkannten Maßstäbe".[18] Nach dem Bundesarbeitsgericht hat die katholische Kirche mit der Grundordnung als verfasste Kirche von ihrem verfassungsmäßig gewährleisteten Selbstbestimmungsrecht Gebrauch gemacht, so dass damit entschieden ist, welche kirchlichen Maßstäbe insoweit zugrunde zu legen sind. An diese Vorgaben sind die Arbeitsgerichte gebunden, soweit diese den anerkannten Maßstäben der verfassten Kirche Rechnung tragen.[19] Das Bundesarbeitsgericht hat weiter herausgestellt, dass dem Bischof die Gesetzgebungsbefugnis zur kirchenarbeitsrechtlichen Regelung als eigene kirchliche Angelegenheit staatskirchenrechtlich für den Gesamtbereich zusteht, der staatskirchenrechtlich der katholischen Kirche zugeordnet ist. Dazu gehören außer dem amtskirchlich verfassten Bereich auch die Vereinigungen der Kirche wie ihre Orden sowie die privatrechtlich organisierten Einrichtungen der Kirche.[20] Diese kirchlichen Institutionen sind nach alledem keine selbständigen Religionsgemeinschaften i.S.v. Art. 137 Abs. 3 S. 1 WRV, keine Teilkirchen i.S.v. c. 368 CIC, die ein besonderes kirchliches Arbeitsrecht entwickeln könnten.[21] Das wäre zudem auch praktisch völlig undurchführbar, weil es zu einer totalen Rechtszersplitterung führen würde, die weder kirchliche Eigenarten erkennen ließe, noch dem Staat als staatskirchenrechtlichem Partner zuzumuten wäre.

III. Konsequenz

Die Kompetenz zur gesetzlichen Regelung von Kirchenarbeitsrecht steht kraft des verfassungsrechtlich gewährleisteten kirch-

lichen Selbstbestimmungsrechts dem Diözesanbischof zu. Kirchliche Orden nehmen wie andere kirchliche Einrichtungen über diese bischöfliche Regelungsmacht am kirchlichen Selbstbestimmungsrecht und damit an den Besonderheiten des Kirchenarbeitsrechts teil.

E. Einzelfragen

I. Ordensmäßige Arbeitsrechtsgestaltung

Die Gestaltung von Kirchenarbeitsrecht erfolgt kirchengesetzlich durch den Bischof. Ein solches Recht steht einer einzelnen kirchlichen Institution nicht zu;[22] insbesondere können auch die Orden kein eigenständiges Mitarbeitervertretungsrecht oder eigene arbeitsrechtliche Kommissionen im Rahmen des kirchenspezifischen Dritten Wegs kirchengesetzlich einrichten.
Rechtlich möglich ist es hingegen, dass der Ortsbischof in der Bistums-KODA-Ordnung die Möglichkeit von gesonderten Beschlüssen für Ordensleute innerhalb des allgemeinen KODA-Konzepts vorsieht oder sogar – nach Art der bayerischen Lehrer-KODA – eine spezielle Ordens-KODA, die nur für Ordenseinrichtungen zuständig ist. Jedenfalls sollte nach dem kirchlichen Kommunikations- und Kooperationsgebot allemal eine angemessene personelle Berücksichtigung der Orden bei der Besetzung der Arbeitsrechtlichen Kommissionen auf Dienstgeber- und Dienstnehmerseite stattfinden.
Versuchen Orden, eigene kirchenarbeitsrechtliche Ordnungen zu etablieren, sind solche Beschlüsse kirchenrechtlich unwirksam und profanrechtlich irrelevant.

II. Ordenseinrichtungen

Das zu den Orden Ausgeführte gilt sinngemäß für Einrichtungen der Orden, unabhängig von deren Rechtsform.

Von einer ordensmäßigen bzw. kirchlichen Einrichtung, die in den Schutzbereich von Art. 140 GG / 137 Abs. 3 S. 1 WRV fällt, lässt sich allerdings nur unter bestimmten Voraussetzungen sprechen. Erforderlich ist nach dem Bundesverfassungsgericht des näheren, dass die Einrichtung nach Aufgabe und organisatorischer Verbindung zur Kirche gehört.[23] Notwendig ist danach zunächst, dass die Einrichtung nach kirchlichem Selbstverständnis dazu bestimmt ist, einen kirchlichen Auftrag in dieser Welt zu erfüllen. Erforderlich ist weiter eine institutionelle Verknüpfung mit der verfassten Kirche; mit ihr muss bei der Einrichtung gegebenenfalls ein Abweichen von kirchlichen Vorstellungen verhindert und damit eine religiöse Betätigung der Einrichtungen in Übereinstimmung mit den Vorstellungen der verfassten Kirche sichergestellt werden können.[24]

III. Arten von Ordensgemeinschaften

Zu unterscheiden sind Orden bischöflichen und päpstlichen Rechts. Orden bischöflichen Rechts unterstehen bereits gemäß c. 594 CIC auch hinsichtlich der Anwendung kirchlichen Arbeitsrechts der bischöflichen Weisungsmacht und Gesetzgebung. Für Orden päpstlichen Rechts, die prinzipiell nach c. 593 CIC unmittelbar und ausschließlich der päpstlichen Gewalt unterstehen, gilt hinsichtlich der Anwendung von kirchlichem Arbeitsrecht nichts abweichendes, wie sich aus staatkirchenrechtlichen Ableitungen in Verbindung mit kirchenrechtlichen Kompetenzverteilungen ergibt.[25]

IV. Ausgliederung

Entgegen vielfältiger Diskussionen führt eine Ausgliederung von kirchlichen bzw. ordensmäßigen Einrichtungen bzw. Einrichtungsteilen nicht zu besonderen, differenziert zu beurteilenden kirchenrechtlichen Fragen:
Zu beobachten sind vor allem die Ausgründung von bislang kirchlichen Einrichtungen

oder Einrichtungsteilen, insbesondere Service-GmbHs, ohne weitere Anwendung kirchlichen Arbeitsrechts. Vielfach bleiben diese Neugründungen in kirchlicher Hand oder unter kirchlichem Einfluss. Sie behalten bzw. übernehmen etwa Versorgungs-, Reinigungs- und Transportarbeiten in der bisher einheitlichen Einrichtung. Soweit solche Ausgliederungen bzw. Ausgründungen nach rechtlicher Verselbständigung in kirchlicher Hand oder unter bestimmender kirchlicher Aufsicht ohne Anwendung kirchlichen Arbeitsrechts bleiben, wird staatskirchenrechtlich vorgesehenes Kirchenarbeitsrecht verletzt. Denn in diesen Fällen führen die Umorganisationen wiederum zu kirchlichen Einrichtungen, die kirchenrechtlich zur Anwendung von Kirchenarbeitsrecht verpflichtet sind. Entsprechendes gilt für die Zusammenlegung kirchlicher Einrichtungen und für die Ausgründung ganzer, bislang in kirchlicher Trägerschaft stehender Einrichtungen in nichtkirchliche Hände, falls kirchlicher Auftrag und kirchliche bzw. ordensmäßige Bestimmungsbefugnis in der fraglichen Neugründung bestehen bleiben. Denn das kirchliche Selbstbestimmungsrecht, auf dem das Kirchenarbeitsrecht beruht, gewährleistet nicht nur eine Praktizierung kirchlicher Besonderheiten auch im Arbeitsverhältnis, sondern verpflichtet gemäß der kirchenarbeitsrechtlichen Konkretisierung auch zur Anwendung bzw. Beibehaltung kirchlichen Arbeitsrechts.

Etwas anderes kann nur anzunehmen sein, falls die ausgegliederten Dienste öffentlich und allgemein angeboten werden oder eine Ausgliederung in nichtkirchliche Hände ohne Fortbestand eines maßgeblichen kirchlichen Einflusses erfolgt, so dass dann weltliches Arbeitsrecht eingreift.[26]

Bei alledem kommt es auf die jeweilige Rechtsform der ausgegliederten Einrichtung nicht an, denn das kirchliche Selbstbestimmungsrecht gemäß Art. 140 GG /137 Abs. 3 S. 1 WRV besteht für jede kirchliche Institution unabhängig von deren Rechtsform.[27]

V. Bayerische KODA-Konzeption

1. Sonderregelungen

Abweichend von der allgemeinen Rahmen-Regional/Diözesan-KODA-Ordnung enthält die Bayerische Regional-KODA-Ordnung keine Aussage zur Verpflichtung von kirchlichen Einrichtungen außerhalb der verfassten Kirche zur Übernahme kirchlichen Arbeitsrechts, insbesondere nicht zur Anwendung des KODA-Konzepts. Gemäß ihrem § 3 Abs. 1 Nr. 1 u. 2 BayRKO wirkt die Bayerische Regional-KODA mit bei der Arbeitsvertragsgestaltung für die kirchlichen Institutionen, für die der Bischof die Grundordnung unmittelbar in Kraft gesetzt hat, sowie für diejenigen, welche die Grundordnung rechtsverbindlich übernommen haben. Damit wird also abgestellt auf die tatsächliche Geltung der bischöflichen Arbeitsvertragsgestaltung. Zu den päpstlichen Orden heißt es in § 3 Abs. 1 Nr. 3 BayRKO, dass die vom Bischof in Kraft gesetzten KODA-Beschlüsse auch für ihre Einrichtung als in Kraft gesetzt gelten, soweit die Orden dies verbindlich entschieden haben. Auch damit wird die faktische Geltung von KODA-Beschlüssen im päpstlichen Ordensbereich für maßgeblich erklärt, nicht eine Verpflichtung dieser Institutionen zur Übernahme bischöflich gesetzten Arbeitsrechts und deren Erzwingung festgelegt. Insoweit verbleibt es vielmehr bei der vorher auch in Bayern und in den anderen Diözesen maßgebenden Rechtslage.

Demgegenüber wird hierzu teilweise vertreten, damit bleibe die Freiheit jedes einzelnen Instituts päpstlichen Rechts gewahrt, sich unabhängig von der Übernahme der Grundordnung in das bischöfliche KODA-System einzugliedern oder nicht. Diese einmal getroffene Entscheidung sei aber verbindlich. Unabhängig davon verbleibe jedem Institut das Recht, sich wieder aus dem bischöflichen KODA-System auszugliedern. Bei vorliegender Übernahme der Grundordnung bestehe jedoch für aus dem KODA-System ausgetretene Institute die Verpflichtung, sich einem

anderen KODA-System anzuschließen, z. B. einer eigenen Ordens-KODA.[28] Die Bayerische Regional-KODA-Ordnung kann jedoch nicht auf die insoweit maßgebende staatskirchenrechtliche Ordnung einwirken, will es nach der von der Rahmenordnung abweichenden Fassung auch nicht, da sie auf die faktische Anwendung der KODA-Beschlüsse abstellt, nicht aber auf eine Pflicht zu deren Übernahme. Staatskirchenrechtlich sind die katholische Kirche von Deutschland und der Staat Deutschland nach der grundgesetzlichen Ordnung (Art. 140 GG / 137 Abs. 3 S. 1 WRV) die maßgeblichen Partner, nicht aber einzelne Länder, Diözesen oder Kirchenprovinzen. Übernehmen daher die päpstlichen Orden oder Einrichtungen in Bayern nicht das gesamte Kirchenarbeitsrecht, so riskieren sie die Zwänge des profanen Arbeitsrechts.[29] Eine besondere Ordens-KODA-Ordnung kommt nur in Betracht, falls der zuständige Bischof sie einführt. Auch besteht keine rechtliche Möglichkeit, dass einzelne Orden bzw. deren Einrichtungen für ihren Bereich selbst ein besonderes KODA-Konzept schaffen. Denn die das profane Arbeitsrecht verdrängende KODA-Konzeption ist wie das gesamte Kirchenarbeitsrecht Ausfluss des kirchlichen Selbstbestimmungsrechts, das staatskirchenrechtlich nicht einzelnen kirchlichen Einrichtungen eigenständig zusteht, sondern nur der Kirche als solche und damit für einzelne kirchliche Orden und deren Einrichtungen nur über den zuständigen Bischof.

2. Folgerungen

Nach der geltenden Bayerischen Regional-KODA-Ordnung gelten die KODA-Beschlüsse für die päpstlichen Orden also nur, soweit diese sich dafür entschieden haben. Ist dies erfolgt, so steht dem betreffenden Orden außerdem ein Einspruchsrecht gegen KODA-Beschlüsse gemäß § 12 Abs. 3, 6 u. 9 f. BayRKO zu. Dementsprechend ließe sich mit bischöflicher Zustimmung auch in anderen Bereichen der verfassten Kirche und der Caritas verfahren. Denn dass allein den Bischöfen zum Kirchenarbeitsrecht zustehende Gesetzgebungsrecht kann kompetenzmäßig in vollem Umfang des kirchlichen Selbstbestimmungsrechts nach Art. 140 GG / 137 Abs. 3 S. 1 WRV ausgeübt werden, es kann jedoch auch nicht auf die Orden erstreckt bzw. für die Orden in besonderer Weise geltend gemacht werden.[30]

VI. Satzungsmäßige Geltung der Caritas-Arbeitsvertragsrichtlinien

Vielfach sehen auch Ordenssatzungen vor, dass für die Arbeitsverhältnisse der Beschäftigten von Ordenseinrichtungen die Arbeitsvertragsrichtlinien des Deutschen Caritasverbandes Anwendung finden. Das verträgt sich mit dem bischöflichen KODA-Konzept. Denn die KODA-Ordnungen sehen ausdrücklich vor, dass deren Geltungsbereich nicht diejenigen kirchlichen Anstellungsträger erfasst, die satzungsmäßig die Caritas-Arbeitsvertragsrichtlinien anwenden oder sich für deren Anwendung entschieden haben, s. § 1 Abs. 3 Bistums/Regional-KODA-Ordnung, § 3 Abs. 2 BayRKO. Eine solche Zuordnung innerhalb der Gesamt-KODA-Konzeption liegt innerhalb der bischöflichen Rechtsetzungskompetenz zum Kirchenarbeitsrecht.

VII. Verstoßfolgen

Die Sanktionen für eine Nichtanwendung von Kirchenarbeitsrecht durch selbständige kirchliche Einrichtungen, auch Orden, ergeben sich aus dem rechtlichen Verhältnis zwischen Bischof und Einrichtung bzw. Staat und Einrichtung nach kirchlichem und weltlichem Recht (Gesetz, Satzung). Eine kirchliche Gesetzgebungsbefugnis des Bischofs gegenüber selbständigen kirchlichen Einrichtungen gibt es nur, soweit dies kirchenrechtlich vorgesehen ist, etwa für Einrichtungen, auch Orden bischöflichen Rechts, vgl. cc. 678 § 1, 738 § 2 CIC; s. auch Art. 2

Abs. 2 GrO. Fraglich ist daher, ob es eine Pflicht bzw. Obliegenheit von Orden und anderen Einrichtungen gibt, kirchliches Arbeitsrecht zu übernehmen.

1. Erzwingung

a) Kirchenrecht
Der Ortsbischof übt neben der päpstlichen Autorität im Rahmen der diözesanen Koordinierungskompetenz[31] die allgemeine Verwaltungsaufsicht aus, s. cc. 1276, 635, 637, 741 CIC. Demgemäß kann er darauf drängen bzw. amtskirchliche Weisung erteilen, dass die betreffende kirchliche Institution das gesamte Kirchenarbeitsrecht anwendet. Das gilt auch für die Orden.[32]

b) Zivilrecht
Zivilgesetzliche Weisungs- und Aufsichtsbefugnisse des Bischofs gegenüber auch nach weltlichem Recht verfasste kirchliche Einrichtungen und Orden bestehen nicht kraft Gesetzes. Sie können aber nach einer profanrechtlichen Satzung von Einrichtung und jeweiligem Orden gegeben sein.

2. Mittelbare Folgen

a) Kirchenspezifische Auswirkungen
Für rechtlich selbständige kirchliche Einrichtungen gibt es keine originär eigenständige Inanspruchnahme des grundgesetzlich garantierten Selbstbestimmungsrechts, da dieses nicht der jeweiligen Einrichtung gesondert zusteht, sondern der verfassten Kirche selbst, vertreten durch den Diözesanbischof. Jede selbständige kirchliche Einrichtung muss die bischöfliche Regelungsmacht im Bereich des kirchlichen Selbstbestimmungsrechts anerkennen und damit das kirchliche Arbeitsrecht uneingeschränkt anwenden.[33] Geschieht dies nicht, so stellt die Einrichtung jedenfalls insoweit außerhalb der Kirche und verliert damit die Möglichkeit, sich auf das kirchliche Selbstbestimmungsrecht mit der Wirkung zu berufen, dass die Anwendung profanen Arbeitsrechts, insbesondere Koalitions-, Tarif- und Betriebsverfassungsrecht ausscheidet.

b) Profanrechtliche Folgen
Weigert sich eine kirchliche Einrichtung bzw. ein Orden zur Anwendung des Kirchenarbeitsrechts, so bleiben sie im Geltungsbereich des profanen Arbeitsrechts, öffnen sich also insbesondere der Tarifautonomie und damit auch den Gewerkschaften. Profanrechtlich steht den Gewerkschaften alsdann ein betriebliches Zugangsrecht zu.[34] Denn ein solches Zugangsrecht ist zugunsten von Kirche und kirchlichen Einrichtungen nur aufgrund des kirchlichen Selbstbestimmungsrechts eingeschränkt.[35] Unterstellt eine selbständige kirchliche Einrichtung sich nicht dem Kirchenarbeitsrecht, so gilt auch das normale Tarifrecht, und es kann gegebenenfalls auch zu einem tarifbezogenen gewerkschaftlichen Streik kommen.[36] Auch können Gewerkschaften oder einzelne Mitarbeiter die Einrichtung eines profanen Betriebsrats erzwingen (vgl. §§ 17 ff. BetrVG), weil bei einer Nichtanwendung kirchlichen Arbeitsrechts, insbesondere des Mitarbeitervertretungsrechts, eine Freistellung vom staatlichen Mitbestimmungsrecht gemäß § 118 Abs. 2 BetrVG nicht in Betracht kommt.[37]

VIII. Kirchenarbeitspolitisches

1. Allgemeines
Das grundgesetzlich mit dem kirchlichen Selbstbestimmungsrecht gewährleistete Kirchenarbeitsrecht wird heute in verschiedener Weise gefährdet. Aus wirtschaftlichen, vor allem aus lohnpolitischen Gründen, insbesondere um den auch in vielen kirchlichen Bereichen maßgebenden Tarifen für den öffentlichen Dienst zu entkommen, wird es zunehmend unterlaufen durch Maßnahmen von Einrichtungsleitungen, kirchlichen Arbeitgebern und selbst von amtskirchlichen Stellen, so dass zugleich das Prinzip einer kirchlichen

Dienstgemeinschaft in der jeweiligen Einrichtung bedroht ist. Das zeigen deutlich etwa Ausgliederungen von Einrichtungsteilen unter Aufgabe des Kirchenarbeitsrechts, dauernde Arbeitnehmerüberlassungen ohne Anwendung von Kirchenarbeitsrecht auf Leiharbeitnehmer, Gründung von kirchlichen Leiharbeitsunternehmen ohne Geltung kirchenarbeitsrechtlicher Vorschriften, eigenständige Gründung von Arbeitsrechtlichen Kommissionen, insbesondere durch Großeinrichtungen u. a. m. Alle diese Versuche sind mit dem Geltungsanspruch der bischöflichen Gesetzgebungsmacht im Kirchenarbeitsrecht unvereinbar. Deswegen werden solche Entwicklungen zu Recht kritisiert und von den Kirchenleitungen Sanktionen verlangt sowie eine zügige Umgestaltung des kirchlichen Arbeitsrechts zur Bewältigung der heutigen Anforderungen des Sozialmarktes. Die Bischöfe haben sich diesen Forderungen gestellt und wollen nach diesbezüglichen Umstrukturierungen am Dritten Weg im Kirchenarbeitsrecht festhalten. Dazu werden vor allem bei Dienstleistungen wie im profanen Bereich neue, am Wettbewerb orientierte Vergütungs- und Arbeitszeitstrukturen notwendig sein. Auch besondere Vergütungsgruppen für einfache Dienstleistungen werden geboten sein. Sollte dies unter Konkurrenzaspekten im Verhältnis zum profanen Dienstleistungsmarkt nach kirchlichem Verständnis und Dienstgemeinschaftsanforderungen zu nicht mehr akzeptablen Billiglöhnen führen, stellt sich die Frage nach Einrichtungsschließungen und der Beschränkung auf die beispielhafte Führung von kirchlichen Einrichtungen im Vergleich zu weltlich geführten Betrieben. Es kann nämlich nicht kirchliche Aufgabe sein, jedenfalls mittelbar Fehlentwicklung der Arbeitsbedingungen im weltlichen Bereich zu Dumping-Verhältnissen zu stabilisieren oder sonstwie zu unterstützen.[38]

2. Ordensspezifisches

Problematisch ist es auch, wenn Ordensgemeinschaften sich unter Berufung auf ihre Autonomie der Anwendung bischöflich gesetzten Arbeitsrechts verschließen – die rechtliche Möglichkeit eines solchen Vorgehens einmal unterstellt:[39]

Der Erlass einer kirchenarbeitsrechtlichen Regelung durch die einzelnen Orden würde angesichts der Zahl von Ordensgemeinschaften zur Zersplitterung der arbeitsrechtlichen Vorschriften führen und würde damit den kircheneigenen Dritten Weg im Arbeitsrecht in Frage stellen.[40] Es kommt insoweit hinzu, dass es den Orden noch andere mit Autonomie ausgestattete kirchliche Einrichtungen gleichtun könnten, insbesondere kirchliche Vereine, denen nach kirchlichem und nach weltlichem Recht eine Autonomie zur Selbstregelung der eigenen Angelegenheiten zusteht. Schließlich bleibt zu bedenken, ob Orden bei ihrer heutigen personellen und wirtschaftlichen Situation auf Dauer in der Lage sind, ein ordenseigenes, rechts- und sozialstaatlichen Anforderungen genügendes kollektives Arbeitsrechtssystem zu erstellen und zu pflegen.[41]

Eine Zersplitterung des Kirchenarbeitsrechts würde deren kirchenspezifische Inhalte unerkennbar machen. Die staatlichen Stellen, insbesondere Arbeitsgerichte, würden die Notwendigkeit kircheneigener Besonderheiten im Arbeitsrecht nicht mehr anerkennen und mit Recht deren Unübersichtlichkeit in der Praxis für unzumutbar halten, insbesondere, wenn sie sich außer mit den Diözesen noch mit allen rechtlich selbständigen kirchlichen Einrichtungen als staatskirchenrechtliche Partner zur Verfügung halten müssten. Nur eine möglichst einheitliche Ausgestaltung jedenfalls der maßgebenden Grundsätze des kirchlichen Arbeitsrechts sichert eine effektive Ausübung des kirchlichen Arbeitsrechts mit seinen spezifischen Gehalten in Kirche und Welt. Dabei kann nur eine solche Praxis für eine Gewährleistung der sozialen Gerechtigkeit auch im profanen Bereich vorbildhaft wirken.[42]

F. Zusammenfassung

I. Die maßgebende normative Grundlegung für den Erlass von kirchengesetzlichem Arbeitsrecht stellt auch zur Kompetenzverteilung Art. 140 GG / 137 Abs. 3 S. 1 WRV dar.

II. Die Kompetenz zur gesetzlichen Regelung von Kirchenarbeitsrecht steht kraft des verfassungsmäßig gewährleisteten kirchlichen Selbstbestimmungsrechts der verfassten katholischen Kirche als solcher, vertreten durch den jeweiligen Diözesanbischof zu.

III. Kirchliche Orden nehmen wie andere rechtlich selbständige kirchliche Institutionen durch und über die bischöfliche Regelungsmacht am kirchlichen Selbstbestimmungsrecht und damit an den Besonderheiten des kirchlichen Arbeitsrechts teil.

IV. Kirchliche Orden und andere rechtlich selbständige kirchliche Einrichtungen können kein eigenständiges kirchliches Arbeitsrecht schaffen. Es ist aber möglich, dass der Diözesanbischof besondere Bestimmungen für Orden ermöglicht durch gesonderte Beschlüsse der allgemeinen KODA, durch Errichtung einer speziellen Sparten- oder einer selbständigen Ordens-KODA. Nach Art der Bayerischen Regional-KODA-Ordnung ist auch an ein besonderes Einspruchsrecht der Orden im Verlauf des KODA-Verfahrens zu denken. Jedenfalls sollten die Orden eine angemessene personelle Berücksichtigung bei der Besetzung der Arbeitsrechtlichen Kommissionen auf Arbeitgeber- und auf Arbeitnehmerseite sowie bei anderen gemeinsamen KODA-System-Einrichtungen (z. B. Tarifinstitut) erhalten.
Setzen Orden sich mit der selbständigen Errichtung von kirchenarbeitsrechtlichen Regelungen, insbesondere mit der Schaffung von eigenständigen Mitarbeitervertretungsrecht und arbeitsrechtlichen Kommissionen über das bischöflich geschaffene System hinweg, so sind solche Regelungen bzw. Beschlüsse kirchenrechtlich unwirksam und profanrechtlich irrelevant.

V. Die für Orden maßgebende kirchenarbeitsrechtlichen Prinzipien gelten sinngemäß für Ordenseinrichtungen und zwar unabhängig von ihrer jeweiligen Rechtsform. Von einer kirchlichen Einrichtung ist auszugehen, falls eine Institution kirchliche Aufgaben wahrnimmt und unter einem solchen kirchlichen Einfluss steht, dass ein Abweichen von Vorstellungen der verfassten Kirche verhindert werden kann.

VI. Hinsichtlich der prinzipiellen Anwendung von Kirchenarbeitsrecht gibt es keinen Unterschied zwischen Orden bischöflichen und solchen päpstlichen Rechts.

VII. Eine Ausgliederung kirchlicher Einrichtungen stellt nicht vom Kirchenarbeitsrecht frei, sofern die neue Einrichtung nach wie vor kirchliche Aufgaben unter maßgebendem kirchlichem Einfluss wahrnimmt.

VIII. Möglich ist es, dass ein Orden sich satzungsmäßig unter die Geltung der Arbeitsvertragsrichtlinien des Deutschen Caritasverbandes stellt und damit von der Anwendung des allgemeinen diözesanen KODA-Konzepts frei bleibt.

IX. Der jeweilige Diözesanbischof kann kirchenrechtlich die Anwendung von Kirchenarbeitsrecht von Seiten der Orden bischöflichen Rechts durch Gesetzgebung, von Seiten der Orden päpstlichen Rechts durch aufsichtliche Weisung erzwingen.
Weigern Orden sich, Kirchenarbeitsrecht anzuwenden, so stellen sie sich insoweit außerhalb der Kirche, verlieren damit den Schutz des verfassungsmäßig gewährleisteten kirchlichen Selbstbestimmungsrechts und öffnen sich der Geltung des profanen Arbeitsrechts.

X. Die Nichtanwendung von bischöflich gesetztem Kirchenarbeitsrecht durch Orden bzw. andere selbständige kirchliche Einrichtungen gefährdet das kirchliche Selbstbestimmungsrecht, insbesondere die kirchliche Dienstgemeinschaft und damit den kirchlichen Dritten Weg im kollektiven Arbeitsrecht. Ähnliche negative Wirkungen haben Versuche, durch Umorganisation (z. B.

Ausgründungen, dauernde Arbeitnehmerüberlassung usw.) kirchlicher Dienstleistungen (insbesondere Transport-, Reinigungs- und Küchendienste) der Geltung des kirchlichen Arbeitsrechts zu entkommen.

Augsburg, den 29. August 2007

Prof. Dr. Wilhelm Dütz ist emeritierter Ordinarius für Bürgerliches Recht, Arbeitsrecht und Prozessrecht an der Universität Augsburg.

1 S. etwa *Palandt/Heinrichs*, Bürgerliches Gesetzbuch, 66. Aufl. 2007, § 25 Rn. 7.

2 Zum kanonischen Vereinsrecht s. etwa *Dütz*, Kirchliche Vereine nach neuem Kirchenrecht, theologie und glaube, 1988, 352; *ders.*, Kirchliche Vereine und ihr Vermögen nach kanonischem und weltlichem Recht, Festschrift für Anton Rauscher, 1993, S. 455 ff.

3 S. *Pree*, Mehr Freiheit bei den Orden, neue caritas, 2004, 15.

4 *Pree* (Fn. 3), S. 16; zust. *Rüfner*, Weltliches Arbeitsrecht gilt auch für die Kirche, neue caritas, 2004, 19; *Rohde*, Der Bischof und der Dritte Weg, Festschrift für Joseph Listl, 2004, S. 313.

5 *Rohde* (Fn. 4), S. 313.

6 *v. Nell-Breuning*, Arbeitnehmer im kirchlichen Dienst, AuR 1979, 1 (5); *Bietmann*, Betriebliche Mitbestimmung im kirchlichen Dienst, 1982, 75 f.; *Haering*, Bischof, Ordensschulen und Arbeitsrecht, in: Mirabelli/Feliciani/Fürst/Pree (Hrsg.), Winfried Schulz in memoriam, 1990, S. 363, 371 f.

7 *Eder*, Die Zuständigkeit der Bistums- und Regional-KODAen als Kriterium der „Kirchlichkeit" kirchlicher Einrichtungen, ZMV 1991, 126, 127 f.; ders., Kirchliches Arbeitsrecht – ein vernachlässigtes Rechtsgebiet in der kanonistischen Literatur, in: Festschrift Ernst Rössler, 1997, S. 527; *Richardi*, Münchener Handbuch zum Arbeitsrecht, 2. Aufl. 2000, § 196 Rn. 16; *ders.*, Arbeitsrecht in der Kirche, 4. Aufl. 2003, § 4 Rn. 40; § 18 Rn. 9 f.; *ders.*, Handbuch des Staatskirchenrechts in der Bundesrepublik Deutschland, 2. Bd., 2. Aufl. 1995, S. 954; s. auch dens., Geltungsbereich des kirchlichen Arbeitsrechts, ZMV 2005, 5, 8; *Bleistein/Thiel*, Kommentar zur Rahmenordnung für eine Mitarbeitervertretungsordnung, 5. Aufl. 2006, § 1 Rn. 22 ff.; *Beyer*, in: Frey/Coutelle/Beyer/Frank/Hammerl/Müller/Froning/Simon/Sroka/Thüsing/Tiggelbach/Wege, Kommentar zur Rahmenordnung für eine Mitarbeitervertretungsordnung, LoseblattS, Stand: 1/2007, § 1 Rn. 18; *Jurina*, Das Dienst- und Arbeitsrecht im Bereich der Kirchen in der Bundesrepublik Deutschland, 1979, S. 162; s. ferner schon *Henseler*, Münsterischer Kommentar zum Codex Iuris Canonici, 1985 ff., c. 738 § 2; *ders.*, Grundsätzliche Überlegungen zum Verhältnis Ortskirche – Ordensverbände, Ordenskorrespondenz 30 (1989), 5, 14 f.; aber auch *ders.*, Programmierte Konflikte? Gesetzliche Unklarheiten und mögliche Spannungen zwischen Diözese und klösterlichen Verbänden, Ordenskorrespondenz 26 (1985), 17, 34; ferner *Scheuermann*, Die Stellung der Ordensinstitute in der Diözese, in: Festschrift für H. Heine-

mann, 1985, S. 249, 252; aber auch *ders.*, Das Grundrecht der Autonomie im Ordensrecht, Ordenskorrespondenz 25 (1985), 31, 34; weiter *Socha*, Die Gesellschaften des apostolischen Lebens im neuen Kirchenrecht, in: Archiv für katholisches Kirchenrecht 152 (1983), 76, 102.

[8] *Amann*, Wie autonom sind kirchliche Lebensverbände und Vereine in der Gestaltung ihres Arbeitsrechts wirklich?, in: Festschrift für Offizial Max Hopfner, 2006, 51. 48 ff.

[9] *Beyer* (Fn. 7), § 1 Rn. 19.

[10] Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hrsg.), Arbeitshilfen Nr. 209, Bonn 2007, S. 32 f.

[11] Näher dazu unten II., III.

[12] So zutr. *Amann* (Fn. 8), S. 39, 48 f.

[13] Dazu sogleich unten zu II.

[14] BVerfGE 70, 138 (162); ausführlich schon *Dütz*, Kirchliches Arbeitsrecht in nichtdiözesanen Einrichtungen, in: Festschrift für Wolfgang Rückl, 2006, S. 69, 74 f.

[15] Vgl. *Jurina* (Fn. 7), S. 162.

[16] *Richardi*, Arbeitsrecht in der Kirche (Fn. 7), § 3 Rn. 9 f. mit Nachw.

[17] BVerfG AP Nr. 1 zu Art. 140 GG.

[18] BVerfG AP Nr. 24 zu Art. 140 GG.

[19] BAG EzA § 611 BGB Kirchliche Arbeitnehmer Nr. 45 mit Anm. von Dütz.

[20] BAG AR-Blattei Nr. 960 Kirchenbedienstete Nr. 48 mit zust. Anm. von Richardi.

[21] *Bleistein/Thiel* (Fn. 7), § 1 Rn. 22 mit Nachw.

[22] S. o. zu B.

[23] BVerfGE 76, 73 (94).

[24] Dazu näher mit Nachw. *Dütz*, Die Kirchlichkeit von Einrichtungen auf dem Prüfstand, ZMV-Sonderheft 2007, S. 9 f.

[25] S. im Einzelnen o. B.

[26] S. näher mit Nachw. *Dütz* (Fn. 24), ZMV-Sonderheft 2007, 11.

[27] S. *Dütz* (Fn. 24), ZMV-Sonderheft 2007, 11.

[28] *Eder*, Novellierte Ordnung der Bayerischen Regional-KODA, ZMV 2002, 221 f.

[29] S. u. zu VII.

[30] S. auch *Rohde* (Fn. 4), S. 334 ff.

[31] Dazu o. D.

[32] S. o. zu D.

[33] *Richardi*, Arbeitsrecht in der Kirche (Fn. 7), § 3 Rn. 9 f., § 4 Rn. 44.

[34] BVerfG DB 1981, 146.

[35] BVerfG DB 1981, 146; *Dütz*, Gewerkschaftliche Betätigung in kirchlichen Einrichtungen, 1982.

[36] *Richardi*, Arbeitsrecht in der Kirche (Fn. 7), § 3 Rn. 10 mit Nachw.; ders., Gefahren beim Verlassen des „Dritten Weges", neue caritas 2000, 33, 37; Hanau/Thüsing, Änderung der Arbeitsbedingungen in Kirche und Diakonie, KuR 1999, 119, 124 f., 135.

[37] S. im Einzelnen schon *Dütz*, Festschrift für Wolfgang Rückl (Fn. 14), S. 73 ff.; ferner Richardi, Ursprung und Ziel des Dritten Weges – Ein Weg ohne Alternative, neue caritas 1997, 313, 317.

[38] S. im Einzelnen dazu mit Nachw. *Dütz* (Fn. 24), ZMV-Sonderheft 2007, 10 ff.

[39] Zur Rechtmäßigkeit des Näheren s. o. zu D.

[40] S. Arbeitshilfen der Bischofskonferenz (Fn. 10), S. 33.

[41] S. Arbeitshilfen (Fn. 40).

[42] *Amann* (Fn. 8), S. 50.

Hildegard Wustmans

Weltkirchliche Dialog- und Lernprozesse

*Jugend und missionarische Begeisterung**

1. Eine Skizze auf die Situation von Jugendlichen

Das Leben der Jugendlichen und jungen Erwachsenen ist heutzutage von sehr vielen Unbestimmtheiten geprägt und die Verhaltensweisen der Eltern sind nicht mehr zwingend maßgebend und prägend für die eigenen Lebensentwürfe. Daneben wandeln sich nicht nur die Lebensentwürfe, sondern auch die politischen und religiösen Werte, Berufswahlmöglichkeiten, Lebensvorstellungen und Lebensstile rasant. Und viele Jugendliche müssen erfahren, dass die Lebensentwürfe der eigenen Eltern, ihre Werte und Handlungsmuster für sie nicht mehr tragfähig sind. Dies gilt in besonderer Weise für Jugendliche aus Migrationszusammenhängen, aber ebenso für Familien aus den neuen Bundesländern.

Allerdings ist zu beobachten und dies ist ein neues Phänomen, dass Jugendliche sich nicht wie in Generationen zuvor einfach von ihren Eltern absetzen und abgrenzen, indem sie das Gegenteil, den provokanten Gegenentwurf zur Welt der Erwachsenen suchen und leben.

Die Art und Weise, wie Jugendliche ihre Identität finden, unterscheidet sich sehr von den vorausgegangenen Generationen. Wesentliche Bedingungen dieser Generation sind:

- Identität zeigt sich als Patchwork verschiedenster Zugehörigkeiten. Junge Menschen müssen lernen, ein Leben lang mit Teilstücken eines sich ständig wandelnden Umfelds umzugehen, um daraus eine subjektiv ertragbare und tragfähige Einheit zu entwickeln.
- Sie sind stark und zart, selbständig und bedürftig zugleich. Sie lernen schon früh, dass alles so und auch anders möglich ist und dass man sich nur auf Weniges verlassen kann. Kaum hat man sich ein Bild von einer Sache gemacht, schon gibt es neue Erkenntnisse und alles ist auch anders möglich und Bestehendes wird relativiert.

→ Deutscher Katholischer Missionsrat

Die Mitgliederversammlung 2007 des Deutschen Katholischen Missionsrats (DKMR) widmete sich im Rahmen eines Drei-Jahres-Kontinuums „Weltkirchliche Dialog- und Lernprozesse" dem Schwerpunktthema „Jugend und missionarische Begeisterung. Im ersten Teil des Studientages stellten verschiedene Initiativen und Bewegungen ihre Aktionen vor. Die Ordenskorrespondenz dokumentiert in leicht gekürzter Form das anschließende Referat von Dr. Hildegard Wustmans: Sie skizziert die Situation von Jugendlichen in der Gegenwart um in einem zweiten Schritt eine Rückmeldung und Einordnung der Praxisbeispiele zu geben. In einem dritten Schritt stellt sie zehn Eckpunkte vor, die in einer weltkirchlichen Jugendarbeit Berücksichtigung finden sollten.

- Zwei und mehr Ausbildungen sind die Regel. Kontinuierliche Fortbildungen sind ein Muss.
- Partnerschaften und Liebesbeziehungen werden über Grenzen, ja über Kontinente hinweg gelebt. Die Bereitschaft, Arbeits- und Wohnort zu wechseln, wird als selbstverständlich vorausgesetzt.
- Sie haben gelernt, dass einzig sie selbst für ihr Leben verantwortlich sind. Sie wollen ihr Leben so gestalten, wie sie es für richtig halten – ja, von der richtigen Gestaltung des eigenen Lebens hängt das Glück ab. Sie wissen, dass dies ein lebenslanger Balanceakt ist, denn die äußeren Lebensverhältnisse verändern sich rasant. Damit ist verbunden, dass ihnen immer wieder der Boden unter den Füßen weggezogen wird und sie sich ortlos fühlen.
- Religiosität äußert sich wenn, dann eher als eine Größe für das Individuum. Die Institution Kirche hat in der Regel eine sekundäre Bedeutung. Und wenn geglaubt wird, dann an das, was gut tut, aber nicht zwingend an das, was sich wie das Kreuz als eine fortdauernde Zumutung im Leben zeigt.

Ich komme nun zum nächsten Punkt, der vor dem Hintergrund dieser markanten Skizzierung der Situation von Jugendlichen in unseren Breiten und in unserer Zeit das Verhältnis von weltkirchlichem Engagement und Jugend in den Blick nehmen möchte.

2. Mission und Jugend – Jugend und Mission. Rückmeldungen zu den Praxisbeispielen

Das Verhältnis von Jugend und Mission oder Mission und Jugend lässt sich nicht abstrakt bestimmen und dafür stehen auch die Praxisbeispiele vom Vortag. Durch die Praxisbeispiele ist sehr deutlich und sichtbar geworden, dass es sich bei der Begegnung von Jugend und Mission immer um reale Orte, um konkrete Lebensräume handelt. An konkreten Orten finden diese Begegnungen statt, die herausfordernd sind. Denn die Orte und die Begegnungen sind von Differenzen geprägt. Diese Orte setzen einen Rahmen und sie spielen eine Rolle in den Diskursen, die geführt werden. An jedem Ort sammeln sich Themen, die eigenen wie die von Außen zugetragenen. Nimmt man einen Ort ein, dann kann man diesen Fragen nicht ausweichen und auch nicht der Bedeutung, die ein Ort für die eigene Identität gewinnen kann. Den Fragen, die ein Ort provoziert, nicht länger ausweichen zu können, zu wissen, dass diese Fragen nicht länger ausgeschlossen werden können, verweist auf die Bedeutung des Ortes. Orte haben einen spezifischen Charakter und fordern zur Stellungnahme heraus.

Und genau dies lese ich auch aus den Praxisbeispielen. In unterschiedlicher Weise, eben von den Orten bedingt, fordern sie kirchliches Engagement und Jugendliche gleichermaßen. Darüber hinaus machen die Praxisbeispiele deutlich, dass etwas für die Mission zu tun bedeutet, für die Jugend zu sein. Und für die Jugend zu sein, heißt dann konkret, ihnen zuzugestehen, dass sie eine Mission haben. Sie sind in ihrer eigenen Autorität für ihre Missionen zu stärken. Gesteht man ihnen dies nicht zu, dann droht die Gefahr, sie zu verführen. Ein erschreckendes Beispiel aus unserer deutschen Geschichte ist in diesem Zusammenhang die Hitlerjugend. In der Hitlerjugend wurden Jugendliche und junge Erwachsene verführt und der Idee einer wahnsinnigen Mission geopfert.

Und noch etwas machen die Praxisbeispiele deutlich: wo Mission und Jugend zusammenkommen, da entstehen Orte mit konkreten Fragen, für die nach konkreten Antworten gesucht werden muss. D. h. Utopien haben an diesen Orten nur eine sekundäre Bedeutung.

Utopien beziehen sich auf Zukünftiges. Utopien sind Nicht-Orte und dadurch gekenn-

zeichnet, dass sie davon ausgehen, dass das Beste erst noch kommt. Sie sind eben keine realen Orte, sondern Ideen und manchmal reine Fiktionen. Utopien beziehen sich auf Zukünftiges. Zudem sind Utopien davon gekennzeichnet, dass man sich einer Idee unterzuordnen hat. Utopien stärken die Macht der Ideen, nicht die Autorität der Akteure, wie in unserem Kontext die Jugendlichen.

Ich will mit dieser pointierten Beschreibung die Bedeutung von Utopien nicht grundsätzlich in Frage stellen. Ohne Ideen, ohne Utopien wäre vieles nicht erreicht worden, was unser Leben heute erleichtert. Mir geht es in der Anfrage an Utopien im Wesentlichen darum, die Bedeutung realer Orte deutlich in den Blick zu rücken.

So machen für mich die Praxisbeispiele offensichtlich, dass es bereits Orte, Anders-Orte, heterotopische Orte in der Kirche gibt, die eine Identifizierung von Jugendlichen mit weltkirchlichem Engagement möglich machen.

Heterotopie ist eine Kategorie, die Michel Foucault eingeführt hat (Foucault 2005). Heterotopoi sind Orte, die es als soziale, gesellschaftliche, religiöse, personale, kulturelle Tatsachen inmitten der Realitäten des Gewohnten gibt und an denen zugleich eine andere Ordnung der Dinge herrscht. Im Gegenüber zu dieser normalen Ordnung der Dinge legen sie verschwiegene, übersehene, verkannte Ausschließungsmechanismen frei, welche Politik, Gesellschaft, Kirche, personale Verhältnisse beherrschen. Foucault führt als Beispiele den Friedhof, die Gärten, das Theater, das Schiff an. In der Bibel finden sich eine Vielzahl von Heterotopien, z. B. die Arche Noah, das Gelobte Land, die Krippe, das leere Grab (vgl. Sander 2005, Fußnote 110, 867).

Die Praxisbeispiele stehen bereits für Anders-Orte, heterotopische Orte, die es in der Kirche gibt, die eine Identifizierung von Jugendlichen mit Kirche und ihren Missionen möglich machen. Sie belegen eindrucksvoll, dass diese Begegnungen kein reines Wunschdenken sind.

Heterotopien sind reale Orte. Sie sind Orte, die es wirklich gibt und deswegen konfrontieren sie mit einer Realität, der man nicht ausweichen kann, die aber in der Regel nicht gehört wird und erst freigelegt werden muss. In Bezug auf unser Thema und die Praxisbeispiele heißt dies, dass sie als heterotopische Orte die normale Ordnung und Zuordnung im kirchlichen Kontext freilegen und in einer neuen und konkreten Weise ausbuchstabieren. An ihnen wird der Ortswechsel der Kirche zu den Jugendlichen konkret, fassbar und anschaulich. An all diesen Orten hat man sich dafür entschieden, den Jugendlichen ohne Ressentiments zu begegnen. Und alle diese Orte setzen bei den Stärken der Jugendlichen an und bei den Stärken der Welten, in denen sie ihnen begegnet.

Damit stehen die Praxisbeispiele auch für eine kirchliche Identität der Jugendlichen, die von den konkreten Orten geprägt wird. Diese Form der Identitätsbildung unterscheidet sich stark von der Identitätsfrage der Moderne, die danach fragt, „Wer bist du?" Hinter der Frage nach dem „Wer bist du?" steht die Konzeption von Identität, die im Rückbezug auf das eigene Innen zu gewinnen ist. Gemeint ist eine Konzeption von Identität, die im Rückgriff auf die eigenen Ressourcen, also in der Unabhängigkeit von anderen, z. B. Familienbanden gewonnen werden kann. Gemeint ist die Konzeption eines souveränen Subjektes.

Im Kontrast zu dieser „Wer-Identität" steht die „Wo-Identität". Hier geschieht die Identifizierung nicht mit sich, sondern durch die Konfrontation des Selbst mit Themen, die sich an konkreten Orten ergeben. Am Ort sammeln sich die Themen, die eigenen, wie die von Außen zugetragenen. Nimmt man einen Ort ein, dann kann man diesen Fragen nicht ausweichen. Am Ort kommt das zur Sprache, wem oder was Menschen in ihrem „Wer" nicht ausweichen können. Hier geht es um die Konstellationen wie sie sind.

Die „Wo-Identifizierung" mit Kirche und Mission bei Jugendlichen findet schon seit

vielen Jahren in Taizé statt. Der Leitgedanke von Taizé, ein Gleichnis der Gemeinschaft zu verwirklichen, wird durch die Forderungen der Versöhnung der Christen untereinander und durch das Engagement für die Überwindung von Konflikten unterstrichen. Und dieser Leitgedanke von Taizé ist keine Utopie. Keine Idee, die sich erst noch realisieren muss, sondern er wird für viele Menschen gerade dort konkret. Taizé ist ein völkerverbindender Ort über konfessionelle Grenzen hinweg. Taizé ist ein Ort der Friedensarbeit. Er legt den Unfrieden in der Welt frei und reagiert auf diesen Unfrieden mit einem realen Zeichen der Versöhnung und Verständigung. Taizé bildet diese Zeichen gerade auch durch eigene gottesdienstliche Formen, Gesänge und Gebete aus, wirkt nachhaltig und prägt. Taizé ist ein spiritueller Ort. Seit den fünfziger Jahren strömen Jugendliche an diesen Ort und die Gemeinschaft überließ den Jugendlichen ihren Raum und machte sich dann deren Ort als den „neuen" Ort für die Gemeinschaft zu Eigen. Die Stärken der Jugendlichen sind so letztlich auch eingeflossen in die Stärken von Taizé. Hier sind die Jugendlichen zu einer echten und prägenden Autorität geworden. Sie haben an diesem Ort etwas zu sagen und sie tragen diese Erfahrung und die Botschaft von Taizé als „Missionare" in ihre Kontexte hinein. Jugendliche, die in Taizé waren, gestalten z. B. das regelmäßige Taizégebet in einem der Tagungshäuser im Bistum Limburg und laden dazu auch andere Jugendgruppen im Tagungshaus ein. Sie werden so zu Botschafter und Botschafterinnen der Mission von Taizé. Und in ihrer Begeisterung und mit ihrer jugendlichen Kraft werden sie zu überzeugenden Autoritäten für andere Jugendliche.

Und in ganz ähnlicher Weise verhält es sich mit der Sternsingeraktion. Hier tun Kinder etwas für Kinder. Kinder werden zu Missionaren, die an der Türschwelle von ihrem Glauben Zeugnis ablegen. Das sich Kinder für andere Kinder einsetzen, denen es an vielem mangelt, sich über die Welten informieren, in denen diese Kinder leben, bleibt keine Idee, sondern wird konkret. Solidarität ist hier kein utopisches Projekt, sondern konkretisiert sich an den Türschwellen in deutschen Haushalten.

Dabei ist die Türschwelle ein prekärer Ort. Immer wieder stellt sich neu die Frage: Wird uns aufgemacht? Werden wir freundlich empfangen oder abgewiesen? Die Türschwelle wird zu einem Ort der Zumutung und dies im doppelten Sinn. Als Ort, an dem einem ungeheuerliches abverlangt wird und zugleich als Ort, wo man mit ausreichend Mut und Kraft ausgestattet ist und sich gerade deswegen in die prekäre Situation hineinbegeben kann.

Auch die Maz'ler und Maz'lerinnen machen sich auf. Junge Erwachsene gehen an prekäre Orte. In der Regel wollen sie ihre Solidarität mit den Menschen an diesen Orten zum Ausdruck bringen und leben. Viele von ihnen (und da kann ich mich selber einschließen, wenn ich daran denke, wie ich mich nach meinem Abitur aufgemacht habe) machen sich mit einer Idee auf den Weg. Im Laufe der Zeit geschieht aber etwas mit ihnen und dies zeigt sich daran, dass sie mit einer Mission zurückkommen, die keine Utopie mehr ist. Und diese Erfahrung lässt sie nicht mehr los, lässt sie zu einer Gemeinschaft werden, die auch hier in Deutschland Zeugnis von den Erfahrungen gibt. Dafür stehen gerade auch seit Jahrzehnten die Sommercamps im Rheingau. Solidarität wird auch hier konkret. Die Tatsache, dass die Erfahrungen mit anderen Orten Menschen nachhaltig prägen und diese im wahrsten Sinne des Wortes identitätsstiftend sind, wird deutlich. Die Maz'ler/-innen lassen sich ganz und gar auf diese Orte ein. Und dieses Einlassen führt zu der Entdeckung der eigenen Identität, weil sie sich auf die Autorität der Menschen einlassen, mit denen sie es zu tun haben. Diese haben etwas zu sagen und lehren vielfach eine neue Sicht der Dinge.

Das Praxisbeispiel der Initiative „Kirche bewegt" aus Handrup steht exemplarisch für

Schulen, die zunehmend von Kindern und Jugendlichen als prekäre Orte erfahren werden. Schulen sind nicht nur Orte der Schulfreundschaften, der Unbeschwertheit, der Klassenfahrten, sondern wohl immer wieder auch Orte der Überforderung, der Selektion, des Leistungsdrucks und der Gewalt. Und so wird an Schulen gerade Solidarität eine Zumutung.

Versteht sich Schule utopisch, dann glaubt man junge Menschen heranzubilden, die evt. einmal als gesellschaftliche Elite gerade auch für die Schwachen in der Gesellschaft eintreten, die ihre Bildung und ihre Positionen in den Dienst der Gesellschaft stellen. Die Schule als Heterotopie hingegen stellt schon Schülerinnen und Schüler vor die Frage, ob man nur an der eigenen Karriere und den eigenen Zukunftsaussichten interessiert ist oder sich gerade durch solidarisches Engagement auch konkret für andere einsetzt. Die Schule in Handrup ist ein Ort, der Jugendliche mit ihrer Berufung konfrontiert und deswegen kann sie ihnen neue Perspektiven und Möglichkeiten eröffnen.

Das Engagement des BDKJ im Zusammenhang von Fragen der internationalen Gerechtigkeit und ganz besonders auch am aktuellen Beispiel der Aktivitäten um den G8-Gipfel zeigen auch heterotopische Qualitäten auf. Friedliches und entschiedenes Zeugnis wurde und wird in prekären und gewaltbesetzten Kontexten abgelegt. Der G8-Gipfel selber entpuppt sich dabei als eine Utopie, die der Idee nachhängt, dass die wirtschaftlich potenten Länder tatsächlich die Weltwirtschaft alleine retten könnten. Die NGO's und der BDKJ als Teil von ihnen konfrontieren mit Heterotopien. Dies wird gerade darin sichtbar, dass die Ausgegrenzten, jene, die man mit einem Zaun von sich fernhalten musste, im wahrsten Sinn des Wortes eine Bühne bekommen. Also Orte und Personen präsentiert werden, an denen die G8-Staaten nicht vorbeigehen können.

Auch das Praxisbeispiel „Night-fever" steht für eine Heterotopie. Hier wird an einem realen Ort (und das Projekt gibt es inzwischen auch an anderen Orten, ob es nun in Köln, Bonn oder Frankfurt ist) der Gedanke und die Erfahrungen des Weltjugendtages wach gehalten. Nigh-fever erinnert an den heterotopischen Ort Weltjugendtag von Köln im Sommer 2005.

Weltjugendtage sind eine große Feier des Glaubens und für die Jugendlichen und jungen Erwachsenen eine Erfahrung der Gemeinschaft. Sie sind sichtbares Zeichen einer Kirche, die global verortet ist und die (auch) ein junges Gesicht hat. „Die grundlegendsten und spezifischsten Merkmale der Weltjugendtage scheinen zwei Kontrasterfahrungen zu sein: Masse statt Vereinzelung, Globalität statt Lokalität. Die Erfahrung der Masse erweckt bei den Teilnehmenden den Eindruck, dass die eigene (zuhause ggf. ungewöhnliche) Entscheidung für die Kirche und den christlichen Glauben sozial erprobt, d. h. nicht abwegig, sondern bewährt ist. Die Erfahrung von Internationalität relativiert den eigenen lokalen Horizont. Die anwesenden Jugendlichen aus aller Welt repräsentieren eine Kirche, die über die eigene Kirchengemeinde, über die Kirche in Deutschland und über die römische Kirche hinausreicht. Sie repräsentieren, dass die Kirche in allen Teilen der Welt lebt und von jungen Menschen befürwortet wird (Scharnberg/Ziebertz 2003, 44).

Der Weltjugendtag ist im Laufe der Jahre zu einem religionsgemeinschaftlichen Event geworden. Nach Außen demonstrieren die vielen Teilnehmer/-innen ein junges und ein buntes Bild von Kirche. Nach Innen stehen sie für Gemeinschaft und Masse und wirken gerade in diesem Bereich stärkend auf die Jugendlichen.

Bei Weltjugendtagen erleben Teilnehmerinnen und Teilnehmer, dass ihre Expressivität und Lebendigkeit niemand stört. Diese Erfahrung ist für Jugendliche wohl gerade auch in kirchlichen Kontexten nicht alltäglich und deswegen von besonderer Bedeutung. Von diesem Ereignis und den Erfahrungen legt

„Night-fever" Zeugnis ab. Und durch die Form der Gestaltung wird deutlich, dass die Jugendlichen und jungen Erwachsenen als Träger einer Mission und einer eigenen Spiritualität mit Selbstbewusstsein in Erscheinung treten, die in ihrer Entschiedenheit und Ausprägung vielleicht verwundern oder gar befremden.

Im nun folgenden 3. Schritt möchte ich Ihnen 10 Eckpunkte zur Diskussion vorstellen.

3. Eckpunkte für eine weltkirchliche Jugendarbeit

Bei der Formulierung der Eckpunkte muss darauf hingewiesen werden, dass es grundsätzlich um einen Brückenschlag zwischen Kirche und Jugendkultur geht, der die kirchlichen Vertreter/-innen vor besondere Herausforderungen stellt: Denn es geht darum, zu den Jugendlichen Zugänge zu finden und sich selber treu zu bleiben.

1. Eine wesentliche Frage, die im Zusammenhang von weltkirchlichem Engagement und Jugendarbeit zu beantworten ist, ist die, ob tatsächlich reale Orte entstehen, an denen Dinge zur Sprache kommen, die sonst verschwiegen werden? Machen sie auf prekäre Zusammenhänge aufmerksam? Sind sie Orte der Zumutung in dem Sinn, dass sie Mut zusprechen?
2. Weltkirchliches Engagement unterliegt sehr schnell der Versuchung der Utopie, sollte sich aber gerade heterotopisch gestalten und somit deutlich Orte stärken, die über die Ordnung der Dinge hinausgehen.
3. Kriterien für Mission und Jugend sind Orte, an denen sich etwas entzündet und die Ausstrahlungskraft haben. Wer etwas für und mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen tun will, sollte auf die Kraft realer Orte setzen und diese aufsuchen bzw. bewusst gestalten.
4. Jugendliche suchen nach Sinn und gehen an Orte, wo sie bestärkt werden, wo sie sich wohl fühlen, wo sie vor allem auch unter sich sein können. Es geht somit gerade auch darum, Jugendlichen Orte und Räume zur Verfügung zu stellen, an denen sie wachsen können und in ihrer Autorität bestärkt werden.
5. Spontaneität ist ein zentrales Merkmal heutiger Jugendkultur. Und es ist gerade die Spontaneität, die Jugendliche am wenigsten in kirchlichen Kontexten vermuten. Vielleicht war auch deswegen die Überraschung während des Weltjugendtages 2005 für viele so groß, dass Kirche und Spontaneität sich nicht immer und überall ausschließen müssen. Situationen, Personen, die offen sind für die Spontaneität der Jugendlichen können zu wichtigen Glaubensorten und Glaubenszeugen werden.
6. Spannung ist eine wichtige begriffliche Kennzeichnung in der Jugendkultur. Spannung wird in scharfen Kontrasten, schnellen Wechseln und Dissonanzen deutlich. Kirche wird von vielen Jugendlichen als langweilig und eintönig erlebt. Viele kirchliche Formen erscheinen als altmodisch, langweilig und kalt. Im Kontext kirchlicher Handlungsfelder sind Anknüpfungen an die Jugendkultur zu suchen.
7. Jugendliche gestalten ihr Leben oftmals in Szenen und darin steht die Selbstexpressivität im Vordergrund. Szenen sind wählbare und abwählbare Vergemeinschaftungen. Mitgliedschaft beruht auf Freiwilligkeit, besteht in der Regel nur auf Zeit und ist jederzeit kündbar. Szenen entstehen überall dort, wo Menschen gemeinsame Interessen, Wertvorstellungen und Freizeitaktivitäten entwickeln. In der Regel können sich Jugendliche und junge Erwachsene in mehreren Szenen verorten, d.h. es geht nicht um ein „Entweder-oder", sondern um ein „Sowohl-als-auch". Mit der scheinbaren „Beliebigkeit"

der Jugendlichen ist zu rechnen und umzugehen. Die Projektarbeit ist eine taugliche Antwort auf dieses Phänomen.

8. Es sind Orte bereitzustellen, wo Gemeinschaft statt Vereinzelung, Globalität statt Lokalität erfahren werden kann und die jungen Menschen die Erfahrung ermöglichen, dass ihre Entscheidung für die Kirche und den christlichen Glauben nicht abwegig, sondern bewährt ist. In diesem Zusammenhang kommt der Durchführung von Events (Ereignisse besonderer Größe und Prägung) eine besondere Bedeutung zu.
9. Jugendliche wählen unter dem Vorzeichen des Souveränitätswillens (auch im Kontext des Religiösen) aus. Jugendliche machen einen persönlich geltenden Autonomieanspruch gegenüber kirchlichen Traditionen und Institutionen geltend. Jugendliche verhalten sich als selbst bestimmte Sinnkonstrukteure. Und gerade unter diesen Gesichtspunkten ist es wichtig, ihnen eindeutig und authentisch den Glauben vorzuschlagen.
10. Wir leben in einer Zeit religiöser Aufbrüche und entscheidend für die Mission der Christen ist es, Utopien zu wehren und heterotopische Orte zu entwickeln.

Dass dies schon längst geschieht, belegen die Praxisbeispiele und ich bin mir gewiss, dass bei aufmerksamer Beobachtung sich noch weitere Orte identifizieren lassen. Dazu bedarf es des Mutes und nicht zuletzt der Einsicht, dass es um eine Tätigkeit von Kirche geht, die für heute tauglich ist. „Es geht also nicht darum, dass etwas Altes falsch war, weil es etwas Neues gibt. Es geht vielmehr darum, dass die Kirche sich von dem her erneuert, was ihr von alters her an Tätigkeit von Gott und den Menschen zugemutet wird." (Sander 2002, 118)

PD Dr. Hildegard Wustmans ist Dezernentin für Kinder, Jugend und Familie im Bistum Limburg.

* leicht gekürzte Fassung eines Vortrags, gehalten auf der Mitgliederversammlung des Deutschen Katholischen Missionsrats (DKMR) vom 20. bis 22. Mai 2007 in Vallendar.

LITERATUR

Foucault, Michel 2005: Die Heterotopien. Der Utopische Körper. Zwei Radiovorträge. Frankfurt a. M.

Sander, Hans-Joachim 2002: Nicht ausweichen. Die prekäre Lage der Kirche, Würzburg

ders. 2005: Theologischer Kommentar zur Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute Gaudium et Spes, in: P. Hünermann/J. Hilberath (Hg.), Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil, Bd. 4, Freiburg, 581-869, Fußnote 110, 867

Scharnberg, Christian/Ziebertz, Hans-Georg 2003: Weltjugendtag 2002. Forschungsbericht zur Fragebogenuntersuchung, Würzburg

Eugenia Bonetti MC

Die prophetische Rolle der Kirche in ihrer Antwort auf den Menschenhandel*

Einleitung

Die letzten Päpste haben immer wieder die Stimme der Kirche, Mater et Magistra, in ihren Aussagen zum Thema Migration und Ausbeutung erhoben – kürzlich auch in der Botschaft des Papstes zum Tag der Migration 2006. Da sagte Papst Benedikt, dass die Migrationproblematik immer mehr ein weibliches Gesicht bekommt. Es ist dringend, sich daran zu erinnern, „dass wir die Zeichen der Zeit im Licht des Evangeliums deuten sollen."[1] Er wies darauf hin, dass „wir heute die Migration zu den Zeichen der Zeit hinzufügen müssen." Die Tatsache, dass dieses Phänomen ein weibliches Gesicht trägt, deutet an, dass die Migration in vielen Fällen Ausbeutung und Sklaverei mit sich bringt und dass es „Frauen und Mädchen gibt, die am Arbeitsplatz ausgebeutet und fast wie Sklaven behandelt werden – nicht selten – auch in der so genannten Sexindustrie.
Die Dringlichkeit dieser Realität ist ein neues „Zeichen der Zeit" und erinnert die Verantwortlichen in der Kirche, die Caritas, die Nicht-Regierungs-Organisationen (NRO), Pfarreien und Ordensgemeinschaften von Männern und Frauen an die Aktualität des christlichen Gebotes, den Menschen zu helfen, die Hilfe, Begleitung und Unterstützung brauchen. Nie zuvor hat unsere Gesellschaft eine solche Verwirrung erlebt, in der christliche Werte und Engagements hinterfragt werden. Unsere Hilfsorganisationen sind her-

→ Ordensfrauen gegen Menschenhandel

Die Leiterinnen von 35 indischen Frauenorden haben Mitte Januar 2008 im südindischen Mangalore Maßnahmen im Kampf gegen den Menschenhandel beschlossen. Die Schwestern wollen sich besonders gegen den Handel und Missbrauch von Frauen und Kindern einsetzen. Geplant sind Workshops und Projekte in Indien und anderen asiatischen Ländern. Dem Menschenhandel soll vorgebeugt und dessen Opfer rehabilitiert werden. Das Treffen in Mangalore steht in einer Reihe mit vorausgegangenen Tagungen: Im Oktober 2007 hatten in Rom Ordensfrauen aus 26 Ländern ein Internationales Netzwerk gegen den Menschenhandel begründet. Ein Jahr zuvor zeigte im Rahmen einer Konferenz in Kiew am 14. Dezember 2006 Sr. Eugenia Bonetti MC mögliche Antworten der Kirche auf den Menschenhandel auf. Sie ist Leiterin eines „Büros gegen den Menschenhandel" der italienischen Ordensoberinnenvereinigung (USMI). Die Übersetzung ihres Vortrags ins Deutsche für die vorliegende Dokumentation in der Ordenskorrespondenz besorgte Sr. Christel Daun SSpS.

ausgefordert, „die Fantasie der Liebe" zu aktivieren, denn wir sind alle berufen, „die Liebe Gottes sichtbar zu machen" und „prophetische und stille Zeugen zu sein, die gleichzeitig diese inhumane Welt mit großer Redegewandtheit anprangern."[2]

Die prophetische Rolle der Kirche angesichts sozialer Probleme

Warum interessieren sich christliche Kirchen und verschiedene Glaubensgemeinschaften für soziale und existentielle Probleme? Warum fallen ihnen immer soziale Notstände auf, und warum versuchen sie, Elend und Armut zu lindern, lange bevor der Staat sich dieser Situationen bewusst wird? Der Grund liegt in der prophetischen Rolle der Kirche, die auf das Gebot Christi eingeht: Ich war hungrig, ich war krank, ich war im Gefängnis, war fremd im Land und war obdachlos..." und dann wieder: Was immer ihr den Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan" (Mth 25,31-46). Das wird deutlich, wenn wir einen Blick in die Geschichte der Erziehung, des Gesundheitswesen, der Sorge um Waisen, um Alte, um Behinderte und an den Rand gedrückte Personen überall und zu aller Zeit werfen. Wir sehen heute ein Wachsen an Hilfsorganisationen, deren Ziel es ist, auf die neuen sozialen Nöte zu reagieren, wenn zivile Strukturen versagen. Für die Kirche ergibt sich daraus ein großes Einsatzfeld.
Heute sind die zahlreichen Organisationen unterschiedlicher Glaubensrichtungen sehr aktiv im Bereich der praktischen Hilfe, wo immer diese gefragt ist. Wir denken dabei an die Caritas und viele andere ökumenische Hilfsorganisationen, die sich für Drogenabhängige, Aids-Kranke und Alkoholiker engagieren. Es gibt Anlaufstellen und Schutzwohnungen für Immigranten und Flüchtlinge, Pro-Life Zentren und Unterkünfte für Frauen und Minderjährige in Notsituationen. Auch Ordensfrauen setzen sich, gemäß ihres spezifischen Charismas, für diese Menschen ein.

Einige theologische/biblische Reflexionen über die prophetische Rolle der Kirche

Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil war die Wiederentdeckung der prophetischen Identität und Sendung der Kirche eine wichtige Erkenntnis. Solch eine prophetische Aufgabe ist eng verknüpft mit „dem Ideal der prophetischen Gemeinschaften im Alten Testament ...die ihre Wurzeln im Bund zwischen Jahwe und Seinem Volk haben."[3] Israel sollte als eine von Gott erwählte Gemeinschaft Zeichen der Liebe und Barmherzigkeit Gottes sein, ein Hinweis auf eine alternative Lebensform mit moralischen und ethischen Prinzipien, die Gott seinem auserwählten Volk gegeben hat. Gerade dies haben viele Kirchenväter, Heilige und charismatische Persönlichkeiten erfahren und in ihrer Zeit gelebt.
Zuweilen war aber diese Vision in der Geschichte des Gottesvolkes von dem Streben nach Macht und Reichtum überschattet. Es lebte in einem Land, in dem Korruption, Ungerechtigkeit und die Unterdrückung der Armen weit verbreitet waren. Da erhoben die Propheten ihre Stimme und erinnerten das Volk an ihren Bundesgott, dem sie Treue gelobt hatten. Die Propheten standen immer in Zeiten der Krise auf, um die Untreue des Volkes anzumahnen, aber auch um gleichzeitig neue Visionen zu entwickeln und Hoffnung zu schenken.[4]
Im Neuen Testament wird Christus als die Erfüllung der prophetischen Tradition dargestellt, der seiner prophetischen Botschaft und seinem Dienst eine neue Dimension gab. Die tiefen Wurzeln seiner Sendung waren Liebe, Gerechtigkeit und Frieden – nicht das Gesetz. Für ihn bedeutete das Reich Gottes Solidarität mit den Ausgegrenzten[5] und in

besonderer Weise Solidarität mit „den Unbedeutendsten, den Letzten, den Niedrigen und den Verlorenen." Jesu Sendung und Lehre zeigt seine besondere Aufmerksamkeit für die Heiligkeit der Person, der er ohne Vorurteile begegnete. Er war immer bereit, zu heilen, zu bestätigen, zu lieben und zu vergeben.

Das Gleichnis vom Barmherzigen Samariter ist ein deutliches Beispiel für seine Lehre, denn auf die Frage „Wer ist mein Nächster?" gibt Jesus dem Schriftgelehrten keine theologische Antwort, sondern bietet ihm eine schockierende Neuigkeit an: er erzählt ein Gleichnis, das die natürlichen und gewohnten Handlungsweisen hinterfragt, kulturelle Verhaltensformen auf den Kopf stellt, Vorurteile auslöscht und gewisse Haltungen verdammt, dagegen aber einen konkreten Einsatz befürwortet. Für Jesus steht die Person, die gerade vor ihm steht, im Mittelpunkt seiner Aufmerksamkeit, das heißt, es handelt sich dabei um jede Person, wo immer und in welcher Situation sie sich auch befindet. Die „Person" ist in der Tat der/die Nächste, der/die unserer Liebe und Sorge bedarf.

Kann dieses Gleichnis – die Antwort Jesu – auch heute noch für uns eine konkrete Antwort sein, wenn wir fragen „Wer ist mein Nächster?"

Wie oft waren auch wir versucht, Jesus zu bitten, uns den „Nächsten" zu zeigen, den wir lieben und dem wir helfen sollten, und das besonders dann, wenn dieser „Nächste" uns auf eine Art begegnet, die uns unglaubwürdig oder zweideutig erscheint? Es ist schwer, als „Nächsten" die Personen anzuerkennen, die wir in gewisse Kategorien verwiesen und aus unserem Gesellschaftskreisen ausgeschlossen haben, weil wir sie als skandalös betrachteten.

Aber, wenn Jesus heute dieses Gleichnis verkünden sollte, würde er möglicherweise so beginnen: „Eine junge Frau war auf dem Weg von Nigeria nach Italien, durchquerte die Sahara und geriet in die Hände von Schleppern. Sie betrogen und missbrauchten sie, nahmen ihr ihre Würde, ihre Legalität und ihre Freiheit...und ließen sie halbtot liegen." Wie würde Jesus die Geschichte weiter erzählen? Wie würde er dieses Gleichnis deuten und erklären?

Wenn wir uns die Personen, die Haltungen und Aktionen genauer anschauen, entdecken wir, dass die Beziehung zwischen der Botschaft an die Zuhörer, denen Jesus die Geschichte vom Barmherzigen Samariter erzählt, und der Realität, die wir heute sehen, analog ist. Es geschieht in einem anderen und neuen Kontext in den Herkunftsländern, den Durchgangsländern dem endgültigen Zielort. Gesichter, Namen und Situationen verändern sich, aber die Realität der Gewalt an den Schwachen und Wehrlosen bleibt dieselbe. Auch wir möchten fragen: Wer ist heute mein Nächster?"

Der moderne Sklavenhandel: Verkauf von Frauen und Kindern

Der Menschenhandel zur sexuellen Ausbeutung ist eine ernste Verletzung der Menschenrechte und Menschenwürde. Es ist ein weltweites Problem und involviert die Ursprungs-, Durchgangsländer und Zielorte, in denen Ordensleute und Laien aufgefordert sind, gemeinsam über Strategien nachzudenken und diese einzusetzen, damit die Würde einer jeden Person gewährleistest ist. Es geschieht überall, und es ist kein Phänomen der „Dritten Welt". Es ist ein weltweites Geschehen.

Statistiken über den Frauenhandel sind schwer zu finden. Kürzlich sprach ein Bericht der UNO von 4 Millionen Frauen, die von einem Land in ein anderes verkauft oder in einem Lande von Ort zu Ort verschleppt werden. Vor nicht langer Zeit schätzte der TIP (Trafficking in Person) Bericht 2006 ein, dass jedes Jahr zwischen 600.000 bis 800.000 Personen über internationale Grenzen hinweg verschleppt werden. Von diesen sind 80%

Frauen und Mädchen und bis zu 50% sind es Minderjährige.
Weltweit gesehen, so sagt es die Caritas Internationalis,[6] werden alleine in West Europa jährlich 120.000 Frauen von Zentral- nach Osteuropa hauptsächlich für die Sexindustrie verschleppt. Ungefähr 20 Millionen Frauen sind in Indien versklavt – 25% davon sind unter 18 Jahren. Zehntausende von Frauen aus der früheren Sowjetunion werden in den Mittleren Osten, die Arabischen Emirate und nach Israel verkauft. Die CIA schätzt, dass 50.000 Personen in die USA oder über die USA jährlich als Sexsklaven oder Hausangestellte verschleppt werden. Diese Zahlen sind nicht ganz korrekt, denn die genaue Zahl ist viel höher.
Wie ist aber nun die Situation in der Ukraine? Im TIP Bericht der UNO von 2006 lesen wir über die Ukraine folgendes: „Die Ukraine ist in erster Linie ein Land, aus dem Männer, Frauen und Kinder international zum Zweck sexueller Ausbeutung und Zwangsarbeit verkauft werden. Zu den Zielländern gehören die Türkei, Russland und Polen. Weitere Länder sind die Tschechische Republik, Italien, Israel, Griechenland, Serbien und Montenegro, England, Litauen und Portugal. Es gibt weitere Berichte über den Menschenhandel im Inland der Ukraine. Im Jahr 2005 nahm die Zahl der Zielländer, die von den Menschenhändlern benutzt wurden, zu. Davon sind 50 Länder in Europa – der Handel erstreckt sich aber auch weiter östlich bis hin nach China. Die ukrainische Regierung hält sich nicht an den Minimum Standard der Bekämpfung und Ausrottung dieses Handels, obwohl es Anzeichen ernster Bemühungen gibt."[7]
Auch Italien ist ein Zielland und hat einen großen Anteil an der Sexindustrie. Organisationen, die direkt mit den Opfern arbeiten, sagen, dass 50.000 – 70.000 Migrantinnen aus Westafrika, Lateinamerika und Osteuropa auf den Straßen unserer Städte und in den ländlichen Gegenden als Prostituierte leben und arbeiten. Vor kurzem wurden diese Aktivitäten in Apartments und Nachtclubs verlegt. So sollten die Opfer das Risiko vermeiden, von der Polizei aufgegriffen und in ihr Heimatland abgeschoben zu werden. Zu dieser Gruppe gehören 30-40% Minderjährige (zwischen 14-18 Jahren, heutzutage hauptsächlich aus Rumänien). Da sie illegal in Italien leben, ist es schwer, die genaue Zahl, ihr Alter, Herkunft und ihre Bewegungen von Ort zu Ort zu schätzen. Was wir aber wissen, ist die Tatsache, dass die meisten von ihnen wie Sklaven behandelt werden – echte Opfer des Menschenhandels.

Ketten der Sklaverei

Sklaven sind normalerweise angekettet, und diese Ketten nehmen den Menschen ihre Freiheit und zwingen sie, sich dem Willen einer anderen Person zu unterwerfen. Die heutige Sklaverei hat viele Glieder in einer solchen Kette, und diese haben ihre eigenen Namen: die Opfer in ihrer Armut, die Ausbeuter und ihre enormen Verdienste aus dem Menschenhandel, die Verbraucher oder Nutznießer mit dem Bedürfnis, sich ihrer Frust oder ihrer Verantwortung zu entziehen, indem sie die Befriedigung ihrer Lust suchen, die Gesellschaft mit ihren leeren Werten und ihrer sexuellen Freizügigkeit, die Regierung und ihr korruptes System so wie ihre Mittäterschaft, die Kirche und alle Christen, die schweigen und gleichgültig zuschauen.
Es gibt eine gut funktionierende Organisation von Schleuserbanden, das sind Männer und Frauen, die ihre Opfer in ihren Heimatländern, in denen extreme Armut herrscht, wo Familien sehr groß sind und wo junge Menschen keine Hoffnung auf ein besseres Leben haben, anlocken. Sie nutzen die sozialen und ökonomischen Missstände des Landes aus und betrügen diese Frauen und ihre Familien, indem sie ihnen gut bezahlte und ehrenhafte Arbeit versprechen. Dann werden die Frauen illegal nach Europa/Italien gebracht. Oft spielen korrupte Angestellte in

den Botschaften, an den Flughäfen, im Immigrationsbüro, beim Zoll, bei Reisegesellschaften mit. Man findet diese Zwischenhändler auch unter den Hotelbesitzern, Eigentümern von Apartments, und Taxifahrern. Es ist ein gutes Geschäft und die Gefahren sind gering. Viele Menschen profitieren an der Zerstörung der Lebenschancen einer Frau. Wenn die Frauen dann endlich an ihren Bestimmungsort kommen, werden ihnen ihre Dokumente genommen, die oft so wie so gefälscht sind. Sie verlieren dadurch ihren Namen, ihre Identität und ihre Freiheit. Nach und nach haben sie kein Gefühl mehr dafür, wer sie wirklich sind.

Es ist gut möglich, dass diese Frauen mehrere Länder durchreisen, bevor sie im „gelobten Land" ankommen. Zu den Durchgangsländern gehören Griechenland, Russland, Bulgarien, die Niederlande, Deutschland, Spanien und Frankreich, und die Reise dauert oft Wochen und Monate, denn sie geht über Land, durch die Luft oder über das Meer. Die nigerianischen Frauen durchqueren die Sahara Wüste, weil sie Anträge für legale Papiere vermeiden wollen.

Der Mechanismus des Handels mit jungen Frauen aus den verschiedenen Ländern hat viele Ähnlichkeiten, besonders was die körperliche und psychologische Gewalt, der sie ausgesetzt sind, anbetrifft. Doch die Dynamik des Handels weist große Unterschiede auf. Bei jungen Frauen aus dem Osten handelt es sich um falsche Versprechungen für eine Arbeit oder eine Heirat. Das Ganze wird von Männern kontrolliert, die mit den Gefühlen der Frauen spielen. Sie werden nicht aus den Augen gelassen und oft weiterverkauft. Die Käufer und Verkäufer stammen meistens aus Russland, Rumänien und/oder Albanien. Vor kurzem hat dieses Netzwerk die Frauen dazu überredet, auf einen Prozentsatz ihres täglichen Einkommens zu verzichten, um dadurch die Anschuldigung der Zwangsprostitution zu vermeiden.

Andererseits werden die Nigerianerinnen so genannten „Mamans"[8] anvertraut. So werden aus Ausgebeuteten neue Ausbeuter. Sie unterweisen die Neuankömmlinge in der Art der Straßenprostitution, kontrollieren sie, verteilen ihren Platz am Straßenrand, wo sie arbeiten sollen, sammeln ihr Einkommen ein, bestrafen sie im Fall des Widerstands und – was am schlimmsten ist – drohen ihnen mit „Voodoo Ritualen" (schwarze Magie)[9], einer Form von psychologischer Folter. Die Menschenhändler aus Nigeria sind meistens Männer, die die Mädchen „in Kommission" von einer solchen Madam einschleusen, oder sie verkaufen die Mädchen, die sie selber gebracht haben, an den, der am meisten bietet.

Das Risiko auf den Straßen

Die „Prostituierten" müssen unter absoluter Geheimhaltung arbeiten und ihren Schleusern und den Mamans bedingungslos gehorchen. Darüber hinaus sind sie den Gefahren der Straße ausgesetzt: Misshandlungen, Missbrauch, Straßenunfällen und sogar Tod. Jährlich werden hunderte von Mädchen auf unseren Straßen getötet – von ihren Freiern, von Verrückten oder von den Schleusern. Viele sterben auch auf dem strapazenreichen Weg nach Europa. Andere verschwinden einfach. Wieder andere werden schon auf der Reise schwanger und müssen oft in der Wüste gebären.

Dann gibt es die Gefahr, sich mit HIV/AIDS anzustecken. 10 - 15% der Frauen, die auf der Straße „arbeiten" werden positiv getestet. Sie setzen sich ungewollten Schwangerschaften aus und lassen dann abtreiben. Frauen aus Osteuropa haben 3-4 Abtreibungen hinter sich. Für afrikanische Frauen – für die Mutterschaft der höchste Wert ist – bedeutet die Abtreibung nicht nur das Töten eines neuen Lebens sondern auch den Tod einer Kultur. Afrikanerinnen sind oft Opfer von Geistesstörungen durch die „Voodoo Rituale" , denen sie ausgesetzt worden sind. Sie befürchten, dass durch diese Rituale auch ihren Familien zu Hause ein Unglück zustößt.

Auf der Straße verliert die „Prostituierte" endgültig ihre Identität, ihre menschliche Würde und ihre Freiheit. Sie sieht sich nur noch als Objekt, als ein Ding, als ein Stück Handelsware. Sie ist gezwungen, als illegale Einwanderin und als eine sozial und kulturell ausgestoßene Person im Land zu leben. Ihr bleibt nur eine Option – für ihre sexuelle Dienstleitung Geld zu verlangen, ohne davon etwas behalten zu dürfen.

Der Bedarf fördert die Versorgung: die Konsumenten

In der Versklavungskette des Dritten Jahrtausends ist der Konsument – oder Klient – eines der stärksten Glieder. Er unterstützt die Sexindustrie nicht nur, sondern fördert sie auch noch.

Wenn es um Beziehungen geht, dann haben sich die Männer für eine Abkürzung entschieden und benutzen dabei „männliche" Methoden, die keine Diskussion erlauben oder erfordern, ihnen aber auch keine schlechten Gefühle einflößen. In vielen Fällen ziehen Männer bewusst einen bezahlten Geschlechtsverkehr vor, denn in einer solchen Situation interessiert sie die Frau nicht, weil diese nicht als Person, sondern nur als Objekt betrachtet wird, an dem man seinen persönlichen Frust, seine Unsicherheit und den Wunsch nach Beherrschung oder Kontrolle über eine andere Person auslassen kann.

So wird Sex zu einer Banalität und ist weder ein gegenseitiges Geschenk, ein Akt zwischenmenschlicher Kommunikation noch die Erfüllung einer liebenden Beziehung. Im Gegenteil, es handelt sich nur um eine finanzielle Transaktion. Die Tatsache, dass sich auf unseren Straßen so viele „Prostituierte" – arme, wehrlose Frauen ohne Papiere, ohne legalen Status, ohne Rechte, ohne Familie anbieten, weil sie gezwungen sind, ihren Körper zu verkaufen, beweist, dass der Bedarf groß ist und dass diese Frauen als die Antwort auf männliche Bedürfnisse betrachtet werden. Für die betroffenen Frauen aber ist die Prostitution keine persönliche Wahl.

Die „Klienten"

Das Durchschnittsalter der „Klienten" liegt zwischen 18 und 80 Jahren. Sie kommen aus allen Gesellschaftsschichten und sie benutzen regelmäßig diese „Sklavinnen der Straße". Dabei ist ein Missbrauch nichts Ungewöhnliches. Siebzig Prozent der Klienten sind entweder verheiratet oder haben eine Partnerin, mit der sie zusammenleben. Leider gibt es kaum exakte Informationen über die Klienten, die nachts nach „Prostituierten" Ausschau halten, sie dann „benutzen" und wie Abfall wegwerfen – nach dem Motto unserer Konsumgesellschaft: „Nach Gebrauch entsorgen". Wir sprechen oft von der Prostitution als sei sie eine Frauensache, aber es ist Zeit, dass wir beginnen, dieses Phänomen als ein Männerproblem zu betrachten.

Oft bemühen sich Regierungen, religiös geprägte Gruppen, Hilfsorganisationen und Nichtregierungsorganisationen, die Bevölkerung für das Schicksal der Opfer des Menschenhandels und für deren Nöte zu sensibilisieren. Das ist positiv zu bewerten, aber der Klient wird selten in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gerückt. Viel muss noch getan werden, nicht nur was den Aspekt der „Ware", sondern ebenso den der Nachfrage angeht. Wenn wir die Nachfrage nicht reduzieren, werden die Menschenhändler weiterhin ihren Handel mit neuen Opfern treiben. Diesbezüglich trägt die Kirche eine große Verantwortung als eine Organisation, die Menschen informiert und sensibilisiert für die christlichen Werte des gegenseitigen Respekts, der persönlichen Beziehungen und Familienbanden, damit eine gewisse Harmonie und Balance im Umgang von Männern und Frauen erreicht wird. Die Täter zu bestrafen ist nutzlos, wenn es uns nicht gelingt, die Mentalität derer zu verändern, die meinen,

Frauen könnten wie Ware gekauft und benutzt werden. Niemand kann die Würde einer Person kaufen, weil jeder Mensch nach dem Abbild Gottes geschaffen ist.

Eine neue Herausforderung: Treue zur Botschaft des Evangeliums

Es ist in der Geschichte der Kirche immer ein Anliegen gewesen, sich um Randgruppen zu kümmern. Dazu gehören die oft so schutzlosen Frauen, die der Diskriminierung, der Stigmatisierung und der Unterwerfung unter eine patriarchalische Kultur ausgeliefert sind.

In diesem Zusammenhang sehen wir den Einsatz christlicher Organisationen gegen den „Menschenhandel". In der jüngsten Vergangenheit konnten die Caritas und die Frauenorden in besonderer Weise konkrete und effektive Einsätze verzeichnen. In den vergangenen 10-15 Jahren haben viele Gruppen der Caritas und Ordensgemeinschaften durch Personal, Geld und Unterbringung dazu beigetragen, dass eine neue Diakonie der Nächstenliebe entstehen konnte, die den heutigen Opfern des Menschenhandels einen konkreten Erweis der Liebe und Barmherzigkeit Gottes bezeugen.

Leider kann man dasselbe nicht über die männlichen Orden sagen, die sich in diesem Apostolat noch nicht engagieren. Von Seiten der Priester und der männlichen Ordensgemeinschaften gibt es noch viel Widerstand, sich der „Welt der Nacht" zu nähern und das Phänomen des bezahlten Sex besser zu verstehen oder etwas dagegen zu unternehmen. Ihr Engagement wäre aber ein besonderer Dienst an der Jugend in den Schulen und Pfarreien, an Ehepaaren, die treu bleiben wollen und, darüber hinaus, an der Rehabilitierung der Menschenhändler und der „Nutznießer" dieses Gewerbes. Der „Klient" selber ist ein Opfer des Konsums, denn alles kann erwünscht und gekauft werden, selbst die „Hilflosigkeit" vieler Migrantinnen oder Minderjährigen. Wir in der Kirche, die ihre „besondere Liebe zu den Armen" bekennt, müssen „die Zeichen der Zeit" und die neuen Formen der Armut erkennen. Wir müssen alle unsere Kräfte bündeln und uns mit dieser neuen Form der Sklaverei, die Generationen von jungen Frauen und unzählige Familien zerstört, auseinandersetzen.

Aus Opfern werden Bürgerinnen: die Antwort der Ordensfrauen

Zur Zeit arbeiten in 110 Projekten in Italien 250 Ordensschwestern aus 70 Gemeinschaften. Sie tun dies oft in Zusammenarbeit mit der Caritas oder anderen Ehrenamtlichen in zivilen oder privaten Organisationen. Ihre Motivation ist das Gebot des Evangeliums. Mehrere hundert Opfer aus den verschiedensten Ländern leben zur Zeit in unseren Schutzwohnungen, wo wir ihnen helfen, ihr zerstörtes Leben wieder aufzubauen.

Ordensfrauen sind präsent und geben ein prophetisches Zeugnis für Menschenrechte und die Würde der Person unter anderem in:

- Anlaufstellen für die Opfer der Straße;
- Beratungsstellen, wo die Probleme der Frauen identifiziert werden und nach geeigneter Hilfe gesucht wird;
- Schutzwohnungen, in denen Programme zur sozialen Reintegration angeboten werden;[10]
- Wiederherstellung eines gesetzlichen Status durch Hilfe bei der Besorgung wichtiger Dokumente;[11]
- Vorbereitung auf einen Beruf durch Sprachunterricht und fachliche Ausbildung;
- Psychologische und spirituelle Hilfe damit die Überlebenden ihre kulturellen Wurzeln und ihren Glauben wieder entdecken, ihren Selbstrespekt stärken und damit die tiefen Wunden der schmerzlichen Erfahrung heilen können.[12]

- Kontakte mit Klöstern zur Gebetsunterstützung für die „Schwestern der Nacht und der Straße“ in dem Wissen, dass „Wenn Gott das Haus nicht baut, mühen sich die Arbeiter vergebens.“ (Psalm 127,1). Einige Klöster verpflichten sich nicht nur zum Gebet, sondern helfen auch ganz konkret, indem sie Projekte für die Reintegration der Überlebenden finanziell unterstützen.

Nennenswert sind die folgenden Initiativen, die von kongregationsübergreifenden Gruppen ins Leben gerufen wurden:

- Eine Mappe mit Materialien zur Information bezüglich des Menschenhandels, die in Ordensgemeinschaften, Priesterseminaren, Schulen, Pfarreien, Jugendgruppen benutzt werden kann. Es gibt sie in sechs Sprachen: in Englisch, Italienisch, Spanisch, Französisch, Polnisch und Rumänisch. Das Material wurde von einer Arbeitsgruppe gegen den Handel mit Frauen und Kindern zusammengestellt. Diese Gruppe ist Teil der Kommission für Gerechtigkeit und Frieden der Internationalen Vereinigung der Generalobern und Oberinnen. (UISG/USG). Übersetzungen in Portugiesisch, Deutsch und Albanisch sind noch im Druck, und wir hoffen, dass diese Mappe auch in Ukrainisch übersetzt wird.
- Wöchentliche Besuche durch eine Gruppe von 14 Schwestern aus 11 Kongregationen und 8 Nationalitäten. Sie besuchen als Gruppe jeweils eines der 14 vorübergehenden Untersuchungsgefängnisse, um sich dort seelsorglich um 180 Frauen zu bemühen, die auf ihre Abschiebung warten, nachdem sie 60 Tage gemäß dem Bosi-Fini Gesetz festgehalten wurden, weil sie keine offiziellen Papiere besaßen.[13]
- Ein Ausbildungsprogramm für Ordensfrauen wurde von 2004 - 2005 in verschiedenen Ländern, die vom Menschenhandel betroffen sind, in Italien, Nigeria, Albanien, Rumänien, in Thailand und in der Dominkanischen Republik angeboten. Weitere Kurse wurden für 2006 für Brasilien, die Philippinen und Portugal geplant.[14] Diese Ausbildungskurse erfolgten auf Vorschläge der amerikanischen Botschaft am Heiligen Stuhl und wurden vom amerikanischen Staatssekretariat finanziert. Die Durchführung übernahm die IOM in Zusammenarbeit mit der UISG und der USMI.[15]

Unserer Strategien

In den letzten 10-15 Jahren wurde schon viel Aufmerksamkeit auf das Phänomen des Menschenhandels gerichtet und viel Öffentlichkeitsarbeit geleistet, damit den Frauen Schutz gewährt wird. Aber es muss noch viel getan werden, um diese neuen und unsichtbaren Fesseln zu lösen, junge Mädchen zu retten und ihnen ihre gestohlene Würde wiederzugeben. Das kann man nur erreichen durch:

- Vereinte Bemühungen um mehr Informationsaustausch, engere Zusammenarbeit mit den Regierungsämtern, den NROs, der Caritas, mit religiösen Gemeinschaften und mit solchen, die sich auf einen christlichen Glauben berufen, aber auch mit Rechtspersonen, um diese Form der Sklaverei im 21. Jahrhundert effektiver auszurotten. Das Ziel ist es, die Korruption, den illegalen Profit und die enorme Nachfrage von Millionen „Konsumenten“ nach bezahltem Sex zu bekämpfen. Leider wird aber heute das Problem der „Nachfrage“ kaum beleuchtet oder angesprochen.
  Wir sind auch überzeugt, dass es sehr wichtig ist, unsere Aufmerksamkeit auf den zu lenken, der den „bezahlten Sexmarkt“ durch seinen ständigen Bedarf unterstützt und fördert – der Klient. Wir sehen den „Klienten“ auch als Opfer des Konsumdenkens unserer modernen Gesellschaft, in der alles gekauft werden kann

– selbst die „Verletzbarkeit" vieler Migrantinnen und die Körper der wehrlosen Minderjährigen. Wir müssen alle unsere Kräfte vereinen, die Werte des gegenseitigen Respekts, der familiären Beziehungen wiederzubeleben, um erneut eine Balance und eine Harmonie in der Beziehung zwischen Mann und Frau herzustellen.

- Vernetzung mit den Ländern, aus denen die Opfer kommen, um so eine strategische Allianz zu bilden. Wir sind uns bewusst, dass unser Charisma als Ordensfrauen einen Schwerpunkt auf die aktive Nächstenliebe legt und dass wir auch in allen Teilen der Welt präsent sind. So nehmen wir Kontakt mit der Caritas, den Kirchen der Ökumene und den Ordenskonferenzen auf, besonders in den Ländern Osteuropas, damit die Ursprungsländer und die Zielländer eng zusammenarbeiten können. Unser natürliches Netzwerk und unsere Motivation können diesen Exodus so vieler junger Frauen, die bessere Lebensbedingungen suchen, aber nur zu schnell in wirklicher Sklaverei landen, verhindern.
- Die Zusammenarbeit mit Ordensfrauen in den Ursprungsländern ist ein weiterer strategischer Ansatz. Unsere Aufgabe und unsere Intervention für die Frauen in den Empfangsländer kann nur dann effektiv sein, wenn wir eng mit den Lokalkirchen, mit den karitativen Organisationen und Ordensgemeinschaften in den Ursprungsländern zusammenarbeiten. In vergangenen Jahren gab es Bemühungen, die Hilfe der Ordenskonferenz in Nigeria einzuschalten – und das mit gutem Erfolg. Das Ziel dieser Zusammenarbeit ist es:
  - konsequente und rechtzeitige Informationen auszutauschen, um so das Phänomen an beiden Fronten besser zu beobachten und zu verstehen, damit neue Strategien zur Intervention entwickelt werden können;
  - Kampagnen zur Bewusstseinsbildung organisieren, um den „Exodus" junger Frauen aus ihren Familien, ihren Schulen und Pfarreien in das „gelobte Land" zu verhindern;
  - die Familien der Opfer ausfindig machen und vor Erpressung und Rache durch die Ausbeuter schützen;
  - der soziale Reintegration durch ad hoc Projekte zu helfen, wenn junge Frauen freiwillig nach Hause zurückkehren;
  - den vielen Opfern ohne Dokumente zu helfen, wenn sie aus den europäischen Ländern ausgewiesen werden und dabei bedenken, dass 10-15% HIV positiv sind.

Vorschläge an die sendenden und empfangenden Länder

- den Lokalkirchen der Ökumene, den Priestern und Ordenskongregationen helfen, ihre Unterschiede und Meinungsverschiedenheiten beiseite zu legen und zusammenzuarbeiten, um systematisch Informationen zu sammeln und Präventionskampagnen zu initiieren, vor allem in Schulen und in Pfarreien, mit der Jugend und mit Frauengruppen;
- mit der Rückführung von vielen Personen umzugehen lernen, durch Unterstützung der Opfer und die Rückkehr zu ihren Familien, damit sie wieder in die Gesellschaft eingegliedert werden auch durch von ihnen finanzierte Projekte;
- die Verantwortlichen in den Kirchen der Länder, die in den „Handel mit Menschen" verstrickt sind, aufrufen, diese Praxis mutig anzuprangern, so wie es die Bischöfe Nigerias in ihrem Hirtenbrief von 2002 „Der nigerianischen Frau ihre Würde wiedergeben" getan haben;
- eine Lobby beginnen, damit wirksame Gesetze gegen den Menschenhandel und die darin verwickelten Personen eingeführt werden und ebenso daran arbeiten, dass schon existierende Gesetze, wenn sie der Situation entsprechen, auch eingehalten werden;

- ein strategisch effektives Netzwerk unter den religiös ausgerichteten Gruppen aufbauen, damit eine positive Antwort auf diese neue Notsituation gegeben werden kann, besonders in Osteuropa und angesichts der Osterweiterung der EU;
- Priester und Ordenskongregationen einbeziehen, denn sie halten sich leider aus diesem Kampf und Dialog heraus. Ihr Einsatz wäre besonders wichtig in der Formation der Jugend, in der Unterstützung zerbrochener Familien und darüber hinaus im Kontakt mit den „Konsumenten" und deren Rehabilitation;
- allen öffentlichen und privaten Kräften, seien sie von Laien oder Ordensleuten, die volle Zusammenarbeit anbieten, damit durch diesen verstärkten Einsatz der „Handel" für immer ausgemerzt wird;
- die Zusammenarbeit mit den Medien suchen, damit genaue Informationen verbreitet werden und die Öffentlichkeit durch Kampagnen sensibilisiert wird.

Abschließende Gedanken: Wer ist mein Nächster?

Angesichts der ständigen Veränderungen unserer Welt auf der Suche nach Gerechtigkeit, Solidarität, menschlicher Würde und Respekt für das Recht der einzelnen Person, besonders für die Schwachen und Wehrlosen, sind wir alle gefordert, unseren Beitrag zu liefern. Nur durch funktionierende Netzwerke und enge Zusammenarbeit wird dieses Apostolat erfolgreich sein, wenn wir versuchen, die unsichtbaren Ketten des Menschenhandels, dieses Verbrechen gegen die Menschheit, zu bekämpfen. Als Christen haben wir den Auftrag Jesu durch die Kirche erhalten, prophetisch zu sein, und, so wie die Propheten, müssen heute die Verantwortlichen in der Kirche ihre Sendung erkennen, „die Erniedrigten aufzurichten und zu befreien". Die Kirche kann nur dann authentisch und prophetisch sein, wenn sie mit den „Armen einen Bund schließt" und dadurch ihrer Sendung treu bleibt.
Indem sie ihre prophetische Rolle im Dritten Jahrtausend erkennt und wahrnimmt, antwortet die Kirche klar und konkret auf die Frage. „Wer ist mein Nächster?" Die Antwort kann nur eine sein: „Geh und handle ebenso!" Dies ist mein Wunsch, mein Dank und mein Gebet.

Sr. Eugenia Bonetti MC ist Consolata Missionarin. Nach 24jähriger Missionstätigkeit in Kenia kehrte sie nach Italien zurück und arbeitete dort seit 1993 zunächst mit Migrantinnen in Turin. Seit 2000 ist sie die nationale Koordinatorin für die Italienische Konferenz der Ordensfrauen (USMI) in ihrem Kampf gegen den Menschenhandel.

* leicht gekürzte Dokumentation eines Vortrags bei der Konferenz „Die Rolle der griechisch-katholischen Kirche in der Ukraine bei der Bekämpfung des Menschenhandels in der Ukraine" am 14. Dezember 2006 in Kiew".

1 Botschaft des Heiligen Vaters, Benedikt XVI. am Internationalen Tag der Immigranten und Flüchtlinge 2006.

2 „Neubeginn in Christus" (Nr. 33).

3 P. Lynch, „Religious as Prophets" 86.

4 Cf. Ibid., 86-87.

5 Cf. Ibid., 87.

6 Sébastian Dechamps, Caritas Internationalis: Joining the Fight against Modern-Day Slavery – A Seminar on Trafficking in Person, 26. Oktober 2005.

7 Trafficking in Person Report: Juni 2006, Seite 252.

8 In den meisten Fällen sind das junge Mädchen oder Frauen, die selber einmal versklavt und Opfer des Menschenhandels waren. Wenn sie dann genug Geld angeschafft haben, um ihren „Schulden" zu bezahlen, arbeiten dann, um genug Geld zu verdienen, mit dem sie ein Mädchen „kaufen", das wiederum ihre Sklavin wird und ihr zu Geldabgaben verpflichtete ist – genau so wie sie es selbst erlebt haben.

[9] Das sind Riten der schwarzen Magie, bei denen Teile des Mädchenkörpers (zum Beispiel, Schamhaare, Nägel, Menstruationsblut, Haare, Stücke der intimen Kleidung) in einer verschlossenen Tasche gesammelt und dem Menschenhändler überreicht werden. Die Mädchen müssen dann einen Eid schwören, dass sie das Ursprungsland ihrer Reise nicht verraten, um ihre „Schulden" zu bezahlen. (Die genaue Summe wird nicht gesagt, wenn sie ihren „Blutvertrag" unterzeichnen.). Auch dürfen sie sich nie bei der Polizei melden. Wer diese Bedingungen nicht einhält, kann schwer krank werden oder sogar sterben. Der Person kann ein schweres Unglück zustoßen.

[10] Es gibt ungefähr 100 Häuser, die von Ordensfrauen geleitet werden, in denen diese Programme für eine menschliche, soziale und rechtliche Reintegration durchgeführt werden. Viele nehmen Mütter mit Kindern oder schwangere Frauen auf, um sie zu beschützen und das neue Lebens zu sichern. Die Anzahl der „Mädchen" in diesen Wohnungen ist normalerweise nicht höher als sieben und die Dauer des Aufenthaltes liegt zwischen 12-24 Monaten. Das reicht oft für eine adäquate soziale Reintegration, die zur vollständigen Selbstständigkeit führt.

[11] Seit Beginn unserer Zusammenarbeit mit den Ämtern in der Abteilung Menschenhandel wurden mehr als 2000 Pässe von der nigerianischen Botschaft ausgestellt. Dadurch wurde die Bedingungen des Artikels 18 im Prozedere für die Aufenthaltsgenehmigung erfüllt.

[12] Einige Ordensleute haben damit begonnen, den Opfern Wege zur inneren Heilung zu zeigen, damit die jungen Frauen ihr Trauma und ihre tiefen Verletzungen verarbeiten und ihr Selbstwertgefühl wieder entdecken. Das geschieht durch Gebet und Schriftlesung und auf diese Weise können die Frauen ihr weibliches Wesen und ihren Glauben wieder entdecken. Fast alle Frauen kommen aus christlichen Familien und haben ein starkes Gespür für Gott und seine Transzendenz. Viele leiden an Schuldgefühlen und sehnen sich darum nach der Versöhnung mit Gott, mit sich selbst und mit ihren Familien.

[13] In den letzten vier Jahren haben sich Ordensfrauen für diesen pastoralen Einsatz des Trostes engagiert. Sie boten den vielen verzweifelten Frauen moralische und psychologische Unterstützung an, weil diese nicht mit leeren Händen und als „Prostituierte" abgestempelt zu ihren Familien zurückkehren wollen.

[14] 2004 wurde ein Kurs für 24 Ordensfrauen in Polen angeboten. Dieser wurde von der USMI angeregt und organisiert. Die Internationale Kommission für Migration (ICMC) war der Sponsor und Organisator.

[15] Das Ziel der Kurse war eine adäquate professionelle Vorbereitung der Ordensfrauen, die dadurch befähigt werden sollten, zur Verhütung des Menschenhandels in den Ursprungsländern beizutragen und bei der Reintegration der Opfer durch spezifische Interventionen zu helfen. In Englisch und Italienisch wurde für diese Ausbildung ein Handbuch verfasst.

M

Mitteilungen der Ordenskorrespondenz

abgeschlossen am 13. Februar 2008

Aus dem Vatikan

Botschaft des Heiligen Vaters Benedikt XVI. zum 45. Weltgebetstag um geistliche Berufungen

13. April 2008 – 4. Sonntag der Osterzeit

Thema: »Die Berufungen im Dienst der Kirche in ihrer Sendung«

Liebe Brüder und Schwestern!

1. Für den Weltgebetstag um geistliche Berufungen, der am 13. April 2008 abgehalten werden wird, habe ich folgendes Thema gewählt: *Die Berufungen im Dienst der Kirche in ihrer Sendung*. Den Aposteln vertraute der auferstandene Jesus den Auftrag an: „Darum geht zu allen Völkern, und macht alle Menschen zu meinen Jüngern; tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes" (*Mt* 28,19). Und er versicherte ihnen: „Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt" (*Mt* 28,20). Die Kirche ist als ganze und in jedem ihrer Glieder missionarisch. Wenn kraft der Sakramente der Taufe und der Firmung jeder Christ berufen ist, das Evangelium zu bezeugen und zu verkünden, so ist die missionarische Dimension besonders und sehr eng mit der priesterlichen Berufung verbunden. Im Bund mit Israel vertraute Gott auserwählten Männern, die von ihm berufen und in seinem Namen zum Volk gesandt wurden, die Sendung an, Propheten und Priester zu sein. So tat er es zum Beispiel mit Mose. Jahwe sagte zu ihm: „Und jetzt geh! Ich sende dich zum Pharao. Führe mein Volk aus Ägypten heraus! ... Wenn du das Volk aus Ägypten herausgeführt hast, werdet ihr Gott an diesem Berg verehren" (*Ex* 3,10.12). Ebenso geschah es mit den Propheten.

2. Die Verheißungen, die den Vätern gemacht wurden, wurden in Jesus Christus in ihrer ganzen Fülle verwirklicht. Das Zweite Vatikanische Konzil sagt in diesem Zusammenhang: „Es kam also der Sohn, gesandt vom Vater, der uns in ihm vor Grundlegung der Welt erwählt und zur Sohnschaft vorherbestimmt hat ... Um den Willen des Vaters zu erfüllen, hat Christus das Himmelreich auf Erden begründet, uns sein Geheimnis offenbart und durch seinen Gehorsam die Erlösung gewirkt" (Dogm. Konst. *Lu-*

men gentium, 3). Und Jesus erwählte sich, als enge Mitarbeiter im messianischen Dienst, bereits in seinem öffentlichen Leben Jünger, während der Verkündigung in Galiläa – zum Beispiel bei der Brotvermehrung, als er zu den Aposteln sagte: „Gebt ihr ihnen zu essen!" (*Mt* 14,16), und sie so anspornte, sich um die Not der vielen Menschen zu kümmern, denen er Speise geben wollte, um ihren Hunger zu stillen, aber auch um die Speise zu offenbaren, „die für das ewige Leben bleibt" (*Joh* 6,27). Er hatte Mitleid mit den Menschen, denn als er durch die Städte und Dörfer zog, traf er viele Menschen, die müde und erschöpft waren „wie Schafe, die keinen Hirten haben" (vgl. *Mt* 9,36). Diesem Blick der Liebe entsprang seine Einladung an die Apostel: „Bittet also den Herrn der Ernte, Arbeiter für seine Ernte auszusenden" (*Mt* 9,38), und er sandte die Zwölf zuerst „zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel", mit genauen Anweisungen. Wenn wir innehalten und diesen Abschnitt des Matthäusevangeliums betrachten, der gewöhnlich „Missionsrede" genannt wird, dann bemerken wir all jene Aspekte, die die missionarische Tätigkeit einer christlichen Gemeinschaft, die dem Vorbild und der Lehre Jesu treu bleiben will, kennzeichnen. Wer dem Ruf Jesu entsprechen will, muss mit Klugheit und Arglosigkeit jeder Gefahr und sogar den Verfolgungen gegenübertreten, denn „ein Jünger steht nicht über seinem Meister und ein Sklave nicht über seinem Herrn" (*Mt* 10,24). Eins geworden mit dem Meister, sind die Jünger nicht mehr allein bei der Verkündigung des Himmelreiches, sondern Jesus selbst wirkt in ihnen: „Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, nimmt den auf, der mich gesandt hat" (*Mt* 10,40). Darüber hinaus verkündigen sie als wahre Zeugen „mit der Kraft aus der Höhe erfüllt" (*Lk* 24,49) allen Völkern, „sie sollen umkehren, damit ihre Sünden vergeben werden" (*Lk* 24,47).

3. Eben weil sie vom Herrn gesandt sind, bekommen die Zwölf den Namen „Apostel". Sie sind dazu bestimmt, durch die Straßen der Welt zu ziehen und das Evangelium zu verkünden als Zeugen des Todes und der Auferstehung Christi. Der hl. Paulus schreibt an die Christen von Korinth: „Wir" –also die Apostel –"verkündigen Christus als den Gekreuzigten" (1 *Kor* 1,23). Die *Apostelgeschichte* weist in diesem Evangelisierungsprozeß auch anderen Jüngern eine sehr wichtige Rolle zu, deren missionarische Berufung Umständen entspringt, die von der Vorsehung bestimmt und manchmal schmerzhaft sind, wie die Vertreibung aus dem eigenen Land als Nachfolger Christi (vgl. 8,1-4). Der Heilige Geist macht es möglich, diese Prüfung in eine Gelegenheit der Gnade umzuwandeln und sie zum Anstoß werden zu lassen, damit der Name des Herrn anderen Völkern verkündigt werde und sich auf diese Weise der Kreis der christlichen Gemeinde erweitere. Es handelt sich um Männer und Frauen, die, wie Lukas in der *Apostelgeschichte* schreibt, „für den Namen Jesu Christi, unseres Herrn, ihr Leben eingesetzt haben" (15,26). Der erste von allen, der vom Herrn selbst berufen wurde und damit ein wahrer Apostel ist, ist zweifellos Paulus von Tarsus. Die Geschichte des Paulus, des größten Missionars aller Zeiten, macht unter vielen Gesichtspunkten die Verbindung zwischen Berufung und Sendung deutlich. Von seinen Gegnern angeklagt, nicht zum Apostel dienst ermächtigt zu sein, beruft er sich immer wieder auf die Berufung, die er unmittelbar vom Herrn empfangen hat (vgl. *Röm* 1, 1; *Gal* 1,11-12.15-17).

4. Am Anfang, wie auch späterhin, ist es stets „die Liebe Christi", die die Apostel „drängt" (vgl. 2 *Kor* 5,14). Als treue Diener der Kirche, fügsam gegenüber dem Wirken des Heiligen Geistes, sind unzählige Missionare im Laufe der Jahrhunderte den Spuren der Apostel gefolgt. Das Zweite Vatikanische Konzil sagt: „Obwohl jedem Jünger Christi die Pflicht obliegt, nach seinem Teil den Glauben auszusäen, beruft Christus der Herr aus der Schar der Jünger immer wieder solche,

die er selbst will, damit sie bei ihm seien und er sie zur Verkündigung bei den Völkern aussende" (vgl. *Mk* 3,13-15) (Dekr. *Ad gentes*, 23). Die Liebe Christi muss nämlich den Brüdern durch das Beispiel und mit Worten, mit dem ganzen Leben vermittelt werden. Mein verehrter Vorgänger Johannes Paul II. schrieb: „Die besondere Berufung der Missionare *auf Lebenszeit* behält ihre volle Gültigkeit: Sie verkörpert das Beispiel des missionarischen Einsatzes der Kirche, die immer auf die radikale und ganzheitliche Hingabe angewiesen ist, auf neue und kühne Impulse" (Enzykl. *Redemptoris missio*, 66).

5. Unter den Personen, die sich ganz dem Dienst am Evangelium hingeben, sind insbesondere Priester, die berufen sind, das Wort Gottes weiterzugeben, die Sakramente zu verwalten, besonders die Eucharistie und die Versöhnung, die sich dem Dienst an den Geringsten widmen, an den Kranken, den Leidenden, den Armen und denen, die schwere Zeiten durchmachen in Regionen der Erde, wo es manchmal viele Menschen gibt, die noch heute keine wirkliche Begegnung mit Jesus Christus hatten. Zu ihnen tragen die Missionare die erste Verkündigung seiner erlösenden Liebe. Die Statistiken bezeugen, daß die Zahl der Getauften jedes Jahr zunimmt dank der Seelsorgetätigkeit dieser Priester, die ganz dem Heil der Brüder und Schwestern geweiht sind. In diesem Zusammenhang gebührt besondere Anerkennung „den *Fideidonum-Priestern*, die im Dienst der Mission der Kirche mit Kompetenz und großherziger Hingabe die Gemeinde aufbauen, indem sie ihr das Wort Gottes verkünden und das Brot des Lebens brechen, ohne ihre Kräfte zu schonen. Man muss Gott danken für die vielen Priester, die Leiden bis zum Opfer des eigenen Lebens ertragen haben, um Christus zu dienen. ... Es handelt sich um erschütternde Zeugnisse, die viele junge Menschen anregen können, ihrerseits Christus nachzufolgen, ihr Leben für die anderen hinzugeben und gerade so das wahre Leben zu finden" (Apost. Schreiben *Sacramentum caritatis*, 26). Durch seine Priester macht Christus sich also unter den Menschen von heute gegenwärtig, bis in die entferntesten Winkel der Erde.

6. Seit jeher gibt es in der Kirche nicht wenige Männer und Frauen, die, vom Wirken des Heiligen Geistes bewegt, sich entschließen, das Evangelium radikal zu leben, indem sie die Gelübde der Keuschheit, der Armut und des Gehorsams ablegen. Diese Schar von Ordensmännern und Ordensfrauen, die zahllosen Instituten des kontemplativen und aktiven Lebens angehören, hat „bisher den größten Anteil an der Evangelisierung der Welt" (Dekr. *Ad gentes*, 40). Mit ihrem unablässigen und gemeinschaftlichen Gebet halten die Ordensleute kontemplativen Lebens ohne Unterlass Fürbitte für die ganze Menschheit, diejenigen aktiven Lebens bringen durch ihr vielgestaltiges karitatives Handeln allen das lebendige Zeugnis der Liebe und der Barmherzigkeit Gottes. In Bezug auf diese Apostel unserer Zeit sagte der Diener Gottes Paul VI.: „Durch ihre Ganzhingabe im Ordensstand sind sie im Höchstmaß frei und willens, alles zu verlassen und hinzugehen, um das Evangelium zu verkünden bis an die Grenzen der Erde. Sie sind voll Unternehmungsgeist, und ihr Apostolat ist oft von einer Originalität, von einer Genialität gekennzeichnet, die Bewunderung abnötigen. Sie geben sich ganz an ihre Sendung hin: Man findet sie oft an der vordersten Missionsfront, und sie nehmen größte Risiken für Gesundheit und Leben auf sich. Ja, wahrhaftig, die Kirche schuldet diesen Ordensleuten viel" (Apost. Schreiben *Evangelii nuntiandi*, 69).

7. Damit die Kirche auch weiterhin die Sendung durchführen kann, die ihr von Christus anvertraut ist, und es nicht fehlen möge an Verkündern des Evangeliums, derer die Welt bedarf, ist es außerdem notwendig, dass in den christlichen Gemeinden die ständige Erziehung der Kinder und Erwachsenen zum Glauben niemals nachlässt und in den Gläubigen ein aktiver Sinn für die missionarische Verantwortung und die solidarische Gemeinschaft mit den Völkern der Erde aufrechterhalten

wird. Durch das Geschenk des Glaubens sind alle Christen berufen, an der Evangelisierung mitzuarbeiten. Dieses Bewusstsein muss genährt werden durch die Verkündigung und die Katechese, die Liturgie und eine ständige Hinführung zum Gebet, es muss verstärkt werden durch die Übung der Annahme, der Nächstenliebe, der geistlichen Begleitung, der Reflexion und der Entscheidungsfindung, ebenso wie durch eine pastorale Planung, deren fester Bestandteil die Aufmerksamkeit gegenüber den Berufungen sein muss.

8. Nur in einem geistlich gut bestellten Acker gedeihen die Berufungen zum Priesteramt und zum geweihten Leben. In der Tat werden die christlichen Gemeinden, die die missionarische Dimension des Geheimnisses der Kirche in der Tiefe leben, niemals die Tendenz haben, sich in sich selbst zurückzuziehen. Die Sendung, als Zeugnis der göttlichen Liebe, wird besonders wirkmächtig, wenn sie in Gemeinschaft geteilt wird, „damit die Welt glaubt" (*Joh* 17,21). Das Geschenk der Berufungen ist das Geschenk, das die Kirche jeden Tag vom Heiligen Geist erbittet. Wie in ihren Anfängen versammelt sich die kirchliche Gemeinschaft um die Jungfrau Maria, Königin der Apostel, und lernt von ihr, den Herrn um eine Blüte neuer Apostel zu bitten, die es verstehen, in sich selbst den Glauben und die Liebe zu leben, die für die Sendung notwendig sind.

9. Während ich diese Reflexion allen kirchlichen Gemeinschaften anvertraue, auf dass diese sie sich zu eigen machen und sie vor allem als Ansporn zum Gebet nehmen, ermutige ich den Einsatz derjenigen, die mit Glauben und Großherzigkeit im Dienste der Berufungen tätig sind, und sende den Ausbildern, den Katecheten und allen, besonders den jungen Menschen auf dem Berufungsweg, von Herzen einen besonderen Apostolischen Segen.

Aus dem Vatikan, am 3. Dezember 2007

Benedikt XVI

Neuer Nunitus in Deutschland bittet um Gebet der Ordensleute

Im November 2007 trat Erzbischof Dr. Jean-Claude Périsset das Amt des Apostolischen Nuntius in Deutschland an. In einem Schreiben an die Vorsitzende der Deutschen Ordensobernkonferenz wendet sich der neue Nuntius an die Ordensleute in Deutschland. Die OK dokumentiert seine Zeilen im Wortlaut:

Ehrwürdige Sr. Generaloberin!
Vor einigen Tagen habe ich meine Mission als Apostolischer Nuntius in Deutschland begonnen. Der Heilige Vater hat mir damit eine schwere und verantwortungsvolle Aufgabe übertragen. Ich möchte deshalb alle Mitglieder der Deutschen Ordensobernkonferenz (DOK) bitten, meinen Dienst für die Kirche in Deutschland mit Ihrem Gebet zu begleiten. Ihre Fürbitte erflehe mir Kraft und die Gaben des Geistes Gottes, damit meine Tätigkeit mit reichen Früchten gesegnet sei. Mit den besten Segenswünschen und freundlichen Grüßen Ihr im Herrn Jean-Claude Périsset, Apostolischer Nuntius.

Apostolischer Weltkongress zur Barmherzigkeit

Zu einem apostolischen Weltkongress zur Barmherzigkeit vom 2. bis 6. April 2008 in Rom laden Kardinal Christoph Schönborn aus Wien und der Präsident der Ordenskongregation, Kardinal Franc Rodé ein. Ziel dieses ersten Weltkongresses soll es sein, mehr Aufmerksamkeit für die göttliche Barmherzigkeit zu schaffen und zu verstärkter Motivation durch diese zu führen. Die Barmherzigkeit Gottes soll als „Paradigma jeder Evangelisation" ins Licht gerückt werden. Dem Weltkongress, an dem Papst Benedikt XVI. teilnehmen wird, sollen kontinentale, nationale und diözesane Kongresse

folgen. Weitere Informationen im Internet: www.worldapostoliccongressonmercy.org.

Papst ruft Missionsorden zu verstärkter Zusammenarbeit mit Laien auf

Papst Benedikt XVI. hat die Generaloberen der Missionsgesellschaften zu einer verstärkten Zusammenarbeit mit Laien ermutigt. Der Wunsch von Frauen und Männern, sich in der Mission zu engagieren, habe ein vielversprechendes Signal zur Erneuerung des missionarischen Verständnisses der Kirche gegeben, sagte der Papst am 16. November 2007 im Vatikan. Die Generaloberen von rund 100 Missionsorden aus zahlreichen Ländern tagten auf Einladung der vatikanischen Missionskongregation in Rom. Die Missionsgesellschaften hätten gerade unter den heutigen Bedingungen oftmals mit Nachwuchsproblemen zu kämpfen, so der Papst. Daher solle die Kooperation mit Laien-Organisationen gefördert werden. (rv/kna)

Vatikan will Profil der katholischen Schulen schärfen

Ordensleute und Laien an katholischen Schulen sollen nach dem Willen des Vatikan mehr darauf hinarbeiten, ihre Schüler zu christlicher Gemeinschaft zu erziehen. Die Werte des Evangeliums bildeten sowohl pädagogischen Leitlinien als auch Motivationsgrund und Ziele der schulischen Bildung, heißt es in der Schrift „Gemeinsam erziehen in der katholischen Schule – Eine geteilte Mission von Ordensleuten und gläubigen Laien", die am 20. November 2007 vorgestellt wurde. Katholische Schulen sollten für die Jugendlichen einen Damm gegen Libertinage und Relativismus bilden und die Schüler zu Verantwortlichkeit und Solidarität erziehen, heißt es weiter. Besonders betont das Papier die Erziehung zu Frieden, Zusammenleben, Gerechtigkeit und Brüderlichkeit. Von den Lehrern verlangt die Kongregation, eine Synthese von Glauben, Kultur und Leben zu leisten. Im schulischen Leben müssten die Auseinandersetzung mit der Bibel sowie Gottesdienste einen festen Platz haben. Lehrer an katholischen Schulen werden aufgefordert, auch erkennbar am Leben ihrer Ortskirche teilzunehmen. Das Projekt einer konfessionellen Schule sei nur dann überzeugend, wenn entsprechend motivierte Personen es tragen. (kna)

Kardinal Franc Rodé würdigt Jesuitenorden

Im Rahmen der Eröffnung der 35. Generalkurie des Jesuitenordens am 7. Januar 2007 in der römischen Kirche „Il Gesu" hat der Präfekt der vatikanischen Ordenskongregation, Kardinal Franc Rodé, die Rolle der Jesuiten in der Wissenschaft und bei der Priesterausbildung gewürdigt. Zugleich mahnte er den Orden zur Treue gegenüber dem Papst. Der neue General des Jesuitenordens, P. Adolfo Nicolas SJ, betonte nach seiner Wahl, die Gesellschaft Jesu stehe von Anfang an und weiterhin in Gemeinschaft mit dem Heiligen Vater und wolle mit dem Heiligen Stuhl zusammenarbeiten: „Diese Überzeugung hat sich nicht geändert und wird sich meines Erachtens nicht ändern." (rv/kna)

Generaloberer Heinz Wilhelm Steckling OMI in Rat für den interreligiösen Dialog berufen

Heinz Wilhelm Steckling OMI (60), Generaloberer der Oblaten der Makellosen Jungfrau Maria (Hünfelder Oblaten), ist von Papst Benedikt XVI. in den Rat für den interreligiösen Dialog berufen worden. Das teilte der Vatikan am 2. Februar 2008 mit. Der aus dem Erzbistum Paderborn stammende Steckling wurde 1998 zum Generaloberen des Ordens gewählt und 2004 in diesem Amt bestätigt. (kna)

Aus der Weltkirche

Die Zahl der katholischen Ordensleute beläuft sich weltweit auf 945.210. Darunter sind 136.171 Ordenspriester und 753.400 Ordensfrauen, wie die Vatikanzeitung „Osservatore Romano" am 5. Februar 2007 unter Berufung auf das demnächst erscheinende Statistische Jahrbuch der Kirche 2006 meldete. Hinzu kommen demnach 532 Ständige Diakone im Ordensbereich und 55.107 Ordensbrüder. Insgesamt bedeute dies einen Rückgang um 7.230 Personen gegenüber dem Vorjahr. Laut Statistik waren im Jahr 2006 in Europa 52.290 Ordenspriester und 315.981 Ordensfrauen tätig, in Afrika 11.349 Priester und 60.708 geweihte Frauen. In Asien zählt die Statistik 21.154 Ordenspriester und 155.854 Ordensfrauen, in Amerika belaufen sich die Zahlen auf 42.318 und 211.159. Zu den Ordenspriestern kommen weltweit rund 270.000 Diözesangeistliche, womit die Zahl der Priester insgesamt etwa 400.000 beträgt. (kna)

Niederlande

Neuer Vorsitzender der Niederländischen Bischofskonferenz ist Bischof Adrianus van Luyn SDB. Der 1935 in Groningen geborene van Luyn ist Salesianer Don Boscos. Er studierte unter anderem in Turin und Den Haag und wurde 1964 zum Priester geweiht. 1969 wurde er zunächst zum stellvertretenden, dann 1975 zum Provinzial der niederländischen Salesianer ernannt. 1981 ging van Luyn nach Rom, wo er an der Salesianer-Universität tätig war. Zwei Jahre nach der Ernennung zum Generalsekretär der Niederländischen Bischofskonferenz 1991 wurde er zum Bischof von Rotterdam ernannt. Van Luyn ist Präsident der niederländischen Sektion der katholischen Friedensbewegung Pax Christi. Er gehört dem Päpstlichen Kulturrat an. Seit März 2006 ist van Luyn zudem Präsident der EU-Bischofskommission COMECE.

Österreich/Deutschland

Das Karl-Rahner-Archiv ist im Februar 2008 von Innsbruck nach München verlegt und in den Gesamtbestand des Archivs der Deutschen Provinz der Jesuiten integriert worden. Neuer Leiter des Rahner-Archivs wird der österreichische Jesuitenpater Andreas Batlogg, Redakteur der in München erscheinenden Monatszeitschrift „Stimmen der Zeit". Nach Ordensangaben sind bisher rund ein Drittel der „Sämtlichen Werke" Rahners noch nicht veröffentlicht. An der katholisch-theologischen Fakultät Innsbruck soll das Werk Rahners weiter Forschungsschwerpunkt bleiben. Zu den Beständen des Archivs gehören alle veröffentlichten Bücher und Aufsätze Rahners, rund 1.000 Manuskripte, außerdem geschäftliche und persönliche Briefe sowie einige persönliche Gegenstände aus dem Besitz des Konzilstheologen. (kna/rv)

Schweiz: Kirche und Orden räumen Mitschuld ein

Der Fall eines pädophilen Ordensmanns im Bistum Lausanne-Genf-Freiburg hat große Auf-merksamkeit erregt. Der heute dem Delsberger Kloster Montcroix zugeteilte 67-jährige Kapuziner ist geständig, seinen 12-jährigen Neffen im Jahr 1992 missbraucht zu haben. Am 20. Januar 2008 haben ein Vertreter der Bistumsleitung wie auch der Kapuzinerorden eine Mitschuld eingestanden. Es habe ein „geheimes Einverständnis" ge-

geben. Das Bistum wisse seit 1989, dass der Priester mindestens ein Kind missbraucht habe, erklärte der Offizial des Bistums, Nicolas Betticher, in einem Interview mit der Zeitung „Le Matin dimanche". Man habe aber die staatlichen Behörden nicht informiert und trage dadurch Mitschuld an dem Rückfall des nach Frankreich versetzten und inzwischen in die Schweiz zurückgekehrten Priesters. Kapuzinerprovinzial P. Ephrem Bucher OFMCap. sagte gegenüber Radio Suisse Romande (RSR): „Wir sind als Kapuziner dafür verantwortlich, was geschehen ist. Wir haben damals nicht so reagiert, wie wir hätten sollen." (kipa/rv)

Frankreich

Francois Fillon (53), französischer Premierminister, hat großen Respekt vor der Sparsamkeit von Ordensleuten. So hätten die Benediktiner der Abtei von Solesmes in seinem Heimat-Departement Sarthe eigenhändig die Statuen der Klosterkirche mit Zahnbürsten gereinigt, zitierte die Tageszeitung „Le Figaro" am 16. Januar 2008 den Politiker. Die Kulturverwaltung habe dafür keinen Cent ausgeben müssen, lobte Fillon nach Angaben der Zeitung am Rande seines Neujahrsempfangs für Journalisten. Die Abtei von Solesmes, deren Ursprünge im 11. Jahrhundert liegen, ist wegen des dort gepflegten gregorianischen Gesangs international bekannt. Im 19. Jahrhundert war sie der Ausgangspunkt für die Wiederbegründung des Ordenslebens in Frankreich nach der Französischen Revolution. (kna)

Polen

Die katholische Kirche in Polen verzeichnet einen gravierenden Rückgang der Priesteramtskandidaten. Die Zahl der Neueintritte sei 2007 im Vergleich zum Vorjahr um fast ein Viertel auf 786 gesunken, berichtete die Tageszeitung „Dziennik" (Freitag) unter Berufung auf eine Kirchenstatistik. Weniger Zulauf registrieren nach dem Blatt auch Ordensgemeinschaften. Der Vorsitzende des nationalen Rates für die Berufung von Seelsorgern, Bischof Wojciech Polak, sprach von einem „alarmierenden Signal"; von einer Krise könne man aber nicht sprechen. Als Gründe nannte der Bischof die demografische Entwicklung, die Auswanderungswelle und kulturelle Änderungen. (kna)

Wegen judenfeindlicher Äußerungen bei einer Diskussionsveranstaltung in einer Krakauer Jesuitenkirche hat sich der Leiter der polnischen Jesuitenprovinz, Krzysztof Dyrek, entschuldigt. Er entschuldige sich bei allen, die sich durch das verletzt fühlten, was in der Herz-Jesu-Basilika geschah, schrieb Dyrek in einer Stellungnahme vom 12. Februar 2008. Zwei Referenten hatten am vorausgegangenen Samstag bei der Protestveranstaltung gegen das Buch „Die Angst" über polnischen Antisemitismus vor mehr als 1.000 Zuhörern Juden scharf angegriffen. Dyrek bedauerte dies und betonte, in einer katholischen Kirche dürfe „nicht zum Antisemitismus aufgerufen werden". In Anwesenheit des Krakauer Altweihbischofs Albin Malysiak (91) hatte unter anderem der Geschichtsprofessor Jerzy Nowak von der Hochschule des umstrittenen katholischen Senders „Radio Maryja" gegen Juden polemisiert. (kna)

Weißrussland

Polnische Karmeliten die in Weißrussland tätig sind, haben immer wieder Schwierigkeiten mit der Aufenthaltserlaubnis. Das berichtet die Generalkurie des Ordens in ihren „Communicationes". Die Brüder lebten stets mit der Gefahr einer möglichen Verweisung des Landes. Gründe für die nicht gewährte Aufenthaltsbewilligung würden seitens der Behörden niemals angegeben. Der Vorgang

wiederholte sich zuletzt zum Jahreswechsel 2007/2008. Nach Auskunft des Erzbistums Minsk wurde auch anderen Priestern die Aufenthaltsbewilligung nicht gewährt.

Israel

Die Franziskaner im Heiligen Land haben Mitte Januar 2008 ein neues Multimedia-Zentrum eröffnet. Die Etage im Westjerusalemer „Terra-Santa-College" ist mit zwei modernen Fernsehstudios, acht Büros, mehreren Computerschnittplätzen sowie Glasfiberleitungen für Live-Sendungen ausgerüstet. Damit solle das Heilige Land für die Menschen in der ganzen Welt besser als spirituelle Quelle erschlossen werden, sagte Franziskaner-Kustos Pierbattista Pizzaballa bei der Einweihungsfeier. Die Verantwortung für das Zentrum wurde der brasilianischen katholischen Gemeinschaft „Cancao Nova" („Neues Lied") übertragen. Im Heiligen Land gebe es nicht nur Probleme und Konflikte, wie die meisten Nachrichten glauben machten, so Pizzaballa. Vielmehr berge die Heimat Jesu einen „enormen spirituellen Schatz", der bekannter werden solle. Zwar habe die Kirche kaum Einfluss auf die Berichterstattung der großen Medien, aber es gebe das „unüberschaubare Netz an katholischen Medien in der ganzen Welt", die nur einen Stützpunkt im Heiligen Land bräuchten. Die Gemeinschaft „Cancao Nova" wurde 1979 mit dem Ziel der Neuevangelisierung gegründet. Ihre Mitglieder wollen das Multimedia-Zentrum auch interessierten Journalisten anderer Medien gegen eine geringe Gebühr zur Verfügung stellen. Außerdem soll eine Datenbank mit Filmmaterial aufgebaut werden, das ebenfalls gegen geringes Entgelt bestellt werden kann. Einzelne in dem Zentrum hergestellte Kurzvideos sind bereits jetzt auf der Internetseite www.stage6.com/holyland zu sehen. (kna)

Irak

Der Druck auf Christen im Irak bleibt unverändert hoch. Bei Anschlägen in Bagdad und Mossul sind am Epiphaniefest vier Kirchen und drei Klöster mit Sprengsätzen attackiert worden. Sechs Menschen wurden verletzt. Die Serie von Attentaten wurde als gezieltes Signal an die Christen interpretiert. Der chaldäisch-katholische Erzbischof von Kirkuk, Louis Sako, sagte dem römischen Pressedienst asianews, die Anschläge seien offensichtlich Teil eines koordinierten Plans und stellten eine „präzise Botschaft" dar. Unter anderem wurden in der Hauptstadt eine griechisch-katholische Kirche sowie ein chaldäisches Nonnenkloster im Stadtteil Zaafraniya beschädigt. In Mossul wurde ein Kloster der Dominikanerinnen Ziel eines Anschlags. Seit dem US-Einmarsch üben islamistische Terroristen immer stärkeren Druck auf die Christen aus, zum Islam überzutreten oder die Stadt zu verlassen. Unterdessen werden in Europa Forderungen lauter, die Europäische Union solle mehr christliche Flüchtlinge aus dem Irak aufnehmen. Die Flüchtlinge lebten in den Nachbarstaaten des Irak ohne rechtlich gesicherten Status und häufig unter erbärmlichen Umständen. (mit Material von KNA)

Eritrea

Die Behörden Eritreas haben Mitte November 2007 dreizehn katholische Missionare und Ordensfrauen, darunter vier Comboni Missionare und zwei Comboni Schwestern, des Landes verwiesen. Der afrikanische Pressedienst CISA vermutete unter Berufung auf Quellen im Land eine weiter reichende Strategie des „maoistischen" Staatspräsidenten Isaias Afewerki, der die katholische Kirche Eritreas zerschlagen wolle. Den Angaben zufolge erhielten die Ordensleute 14 Tage, um das Land zu verlassen. Diese Frist lief am 20. November 2007 aus. Bei den Ausgewiesenen

handele sich unter anderen um Philippinos, Mexikaner, einen Kenianer und einen Italiener. Eritrea am Horn von Afrika wird nach einem jahrzehntelangen Unabhängigkeitskrieg seit 1994 von einer Partei, der EPLF, regiert. (kna/nad)

Kasachstan

Ausländische Missionare bedrohten die Stabilität des Landes. Das meint Präsident Nursultan Nasarbajew und möchte ihr Handeln gesetzlich einschränken. Tausende Missionsorganisationen seien in dem zentralasiatischen Land tätig. Ihre Aktivitäten seien unkontrollierbar, sagte Nasarbajew bei einer Tagung seiner Republikanischen Vaterlandspartei Otan in der Hauptstadt Astana. „Wir sind ein säkularer Staat, in dem Religion und Staat getrennt sind. Das heißt aber nicht, dass wir zur Müllhalde für alle möglichen religiösen Bewegungen werden", zitiert die „Moscow Times" den Staatschef. (idea)

Indien

Die indische Regierung will den Religionsunterricht in Privatschulen, die vom Staat finanziert werden, weitgehend verbieten. Das geht aus einem Dokument der Regierungskommission zur Reform des Schulwesens im Bundesstaat Kerala hervor. Dem Papier zufolge sollen religiöse Symbole aus den Klassenräumen verschwinden und Religionsunterricht nur noch Schülern zuteil werden, die eine schriftliche Genehmigung der Eltern haben. Als Lehrkräfte sind zudem nur solche zugelassen, die in einer Liste der Regierung verzeichnet sind und daher mit Diskriminierungen rechnen müssen. Die Kirche sieht in den Maßnahmen den Versuch der indischen Regierung, die Schulen in kirchlicher Trägerschaft unter ihre Kontrolle zu bringen. Sie fordert die Gläubigen dazu auf, die Minderheitenrechte zu verteidigen. (rv)

China

Immer mehr Ordensberufungen kommen aus China. Das sagte der Präfekt der vatikanischen Ordenskongregation, Kardinal Franc Rodé am 2. Februar 2008 gegenüber Radio Vatikan: „Wirklich überraschend ist die Lage der Ordensberufungen in Asien. Einige Länder, wie Vietnam, Indonesien, Korea, Philippinen, Indien und auch – davon spricht man immer öfter – aus China. Selbst wenn die Nachrichten rar sind, die uns von jenem großen Volk erreichen, beobachten wir eine große Blüte an religiösen Berufungen, und ich muss sagen, soweit ich sie kenne, sind sie von großer spiritueller Qualität." (rv)

Brasilien

Das Oberste Gericht des Amazonas-Teilstaats Para hat das Urteil gegen den Mörder der 2005 erschossenen US-Urwaldmissionarin Dorothy Stang aufgehoben. Das Gericht in Belem begründete dies am 17. Dezember 2007 mit verfahrensrechtlichen Fehlern. Die Rechte der Verteidiger seien beschnitten worden. Die Verteidigung hatte angegeben, der geständige Mordschütze Rayfran Sales sei vor der Tat von der 73-jährigen Missionarin bedroht worden. Die Missionarin soll im Auftrag von Holzfirmen und Großgrundbesitzern ermordet worden sein, weil sie gegen die Urwaldvernichtung und für die Rechte armer Anwohner gekämpft hatte. Nach Einschätzung von Menschenrechtsorganisationen waren der Mordschütze und einige Hintermänner nur deshalb relativ rasch verurteilt worden, weil der Fall damals im Ausland großes Aufsehen erregte. Zahlreiche Morde mit ähnlichem Hintergrund seien indessen seit Jahren ungesühnt.

Aus der Deutschen Ordensobernkonferenz

Personelles

Sr. M. Edith Egbuogu DDL ist von der Generaloberin der Töchter der göttlichen Liebe zur neuen **Regionaloberin** ihrer Gemeinschaft für die Deutsche Region ernannt worden. Sie tritt die Nachfolge von Sr. M. Etuosoluchukwu Ezenwafor DDL zum 01. Juli 2008 an. Die Gemeinschaft feiert am 28. Juni 2008 ihre 25-jährige Tätigkeit in Deutschland.

Wie die Gemeinschaft per Schreiben vom 5. Januar 2008 mitteilt, hat der Konvent des Ursulinenklosters Dorsten ***Sr. Teresa Büscher OSU*** zur neuen **Oberin** gewählt. Sie löst in diesem Amt Sr. Johanna Eichmann ab, die es zwölf Jahre lang inne hatte.

Das Generalkapitel der Dominikanerinnen von Kloster Neusatzeck in Bühl hat am 28. Dezember 2007 ***Sr. M. Birgitta Dorn OP*** zur neuen **Generalpriorin** bestimmt. Die 1946 geborene Ordensfrau wurde als Nachfolgerin von Sr. M. Donata Quaiser OP für eine Amtsperiode von sechs Jahren gewählt.

Der Konvent der Karmelitinnen in Witten hat am 28. Dezember 2007 ***Sr. Anna Maria Blum OCD*** zur **Priorin** gewählt. Sie übernimmt das Amt von Sr. M. Brocarda Klein.

Nach einem dreijährigen Prozess des Zusammenwachsens werden die Provinzen der „Schwestern Unserer Lieben Frau" in Deutschland, die Provinzen von Coesfeld, Mülhausen und Vechta sich zu der gemeinsamen „Maria Regina Provinz Coesfeld" zusammenschließen. Die Gemeinschaft feierte das Ereignis gemeinsam mit Bischof Dr. Reinhard Lettmann (Münster) am 5. Januar 2008. Generaloberin Sr. Mary Sujita Kallupurakkathu übertrug das Amt der ersten **Provinzoberin** an ***Sr. M. Anneliese Stelzmann*** (63). Sitz des neuen Provinzialats ist Coesfeld. Sr. M. Anneliese war 28 Jahre lang Direktorin des Liebfrauengymnasiums in Büren in Trägerschaft der Ordensgemeinschaft.

Sr. M. Celine Kizhakeveliyil aus Indien ist beim Generalkapitel der Genossenschaft der Cellitinnen nach der Regel des hl. Augustinus (Kloster Heisterbach/Königswinter) am 21. bis 27. November 2007 zur neuen **Generaloberin** gewählt worden.

Die Benediktinerinnen der Abtei Dinklage haben am 21. November 2007 ***Sr. Franziska Lukas OSB*** (53) zur neuen **Äbtissin** gewählt. Ihre Vorgängerin im Amt, Sr. Máire Hickey OSB, leitete die Abtei 24 Jahre lang. Sr. Franziska stammt aus Bottrop. Sie trat 1974 ins Dinklager Kloster ein und wurde jetzt gemäß den Regeln der Gemeinschaft für zwölf Jahre gewählt. Die neue Äbtissin ist gelernte pharmazeutisch-technische Assistentin sowie Krankenschwester. Sie war in der Exerzitienarbeit sowie seit 1994 als Novizenmeisterin tätig. 1999 wurde ihr das Amt der Priorin übertragen.

Die Karmelitinnen des Karmel „Maria Mutter der Kirche" in Speyer haben am 15. November 2007 eine neue **Priorin** gewählt. Die Wahl fiel auf ***Sr. M. Katharina Seibert OCD***. Die 50-jährige Ordensfrau löst die langjährige Priorin Schwester M. Magdalena Götz ab, die ihr 80. Lebensjahr vollendet hat und dem Kloster seit seiner Neugründung im Jahr 1986 als Priorin vorstand.

Das Kapitel der Föderation deutschsprachiger Ursulinen hat am 19. November 2007 ***Sr. Ingeborg Wirz OSU***, **Oberin** des Ursulinen-

klosters Duderstadt, als Präsidentin wiedergewählt.

Bereits am 21. Juni 2007 haben die Franziskusschwestern in Karlsruhe **Sr. Katharina Brandel** zur neuen *Oberin* gewählt. Sie hat im Amt Sr. Johanna Blatter abgelöst.

Der Provinzial der europäischen Provinz der Kreuzherren, P. Huub Wagemans OSC mit Sitz in Sint Agatha/Niederlande hat am 19. Dezember 2007 ***P. Chris Aarts OSC*** in Haan bei Düsseldorf zu seinem **Vertreter für die Kreuzherren in Deutschland** ernannt. Er ist Subsidiar in den Pfarrgemeinden Sankt Chrysanthus und Daria, Haan und Sankt Nikolaus, Gruiten. P. Aarts löst als Delegat P. Martien Jilesen ab. Seit 1998 hatte dieser zunächst das Amt des Vikars für die neu errichtete „regio generalis" des Ordens in Deutschland und später des Delegaten des Provinzials der europäischen Provinz ausgeübt. Die bis dahin selbständige deutsche Ordensprovinz der Kreuzherren war 1998 aufgelöst worden.

Beim außerordentlichen Provinzkapitel der oberdeutschen Karmelitenprovinz am 14. Dezember 2007 in Bamberg ist ***P. Dieter Lankes O.Carm.*** zum neuen **Provinzial** gewählt worden. P. Dieter wurde 1962 in Nürnberg geboren und trat nach dem Abitur am Spätberufenengymnasium Theresianum in Bamberg in den Orden ein. 1986 legte er seine einfache Profess ab und wurde 1992 zum Priester geweiht. Von 1991 - 2000 wirkte er in Ohrdruf (Diözese Erfurt), danach übernahm er die Leitung des Exerzitienhauses Carmel Springiersbach, von 2003 bis 2007 zudem das Amt des dortigen Priors. Nach dem Provinzkapitel 2006 wurde P. Dieter zum Noviziatsbegleiter ernannt.

Die Mönche der Abtei Weingarten haben am 12. Dezember 2007 ***P. Basilius Sandner OSB***, Mönch der Abtei Maria Laach, zum **Prior-Administrator** gewählt und eingesetzt. P. Basilius übernimmt die Aufgabe von Erzabt Theodor Hogg OSB von Beuron, der die Benediktinerabtei in den letzten 3 Jahren geleitet hatte. P. Basilius wurde 1938 in Mährisch Schönberg (Sudetenland) geboren. Er war vor seinem Klostereintritt Pfarrer in der Diözese Bamberg. In Maria Laach war er zeitweise Subprior und begleitete viele Priester und Ordensleute bei ihren Exerzitien und Einkehrtagen.

Br. Peter Berg (43) ist der neue **Generalobere** der Barmherzigen Brüder von Maria-Hilf (Trier). Er wurde am 15. November 2007 im Rahmen des 32. Generalkapitels der Kongregation gewählt und folgt in diesem Amt Br. Bernward Elsner (69). Br. Peter trat nach seiner Schul- und Ausbildungszeit als Finanzbeamter in die Brüdergemeinschaft ein, wo er 1984 die Profess ablegte. Nach einer weiteren Ausbildung als Krankenpfleger arbeitete er in diesem Beruf bis 1993 in Bonn. Br. Peter gehört seit 1995 der Ordensleitung als Generalassistent und Generalsekretär an. Br. Bernward Elsner hatte das Amt des Generaloberen seit 1995 inne. In dieser Eigenschaft war er von 2002 bis 2005 Vorsitzender der Vereinigung der Brüderorden in Deutschland (VOB). Bereits zuvor war er viele Jahre für die VOB tätig: Von 1984 bis 2002 und zuletzt erneut von 2005 bis 2006 war er Generalsekretär der VOB.

Die Arbeitsgemeinschaft der Novizenmeister (AGNO) hat am 30. Januar 2008 einen neuen Vorstand gewählt. Neuer Vorsitzender ist der Novizenmeister der Herz-Jesu-Priester, ***P. Olav Hamelijnck SCJ*** aus Freiburg. Er löst im Amt des AGNO-Vorsitzenden Br. Benedikt Molitor FMMA ab.

Bundeskommission der Arbeitsrechtlichen Kommission des DCV

Seit dem Beginn des Jahres 2008 gibt es zur Regelung Arbeitsrechtlicher Fragen im Deutschen Caritasverband sechs Regional-

kommissionen und eine Bundeskommission. Die Regionalkommissionen beschließen die einzelnen AVR-Bestimmungen innerhalb einer von der Bundeskommission vorgegebenen Bandbreite. Als Ordensvertreter wurden auf Vorschlag der Deutschen Ordensobernkonferenz nun in die Bundeskommission gewählt: ***Sr. Marianne Rauner CSJ*** (Ursberg) und ***Br. Ulrich Schmitz FFSC*** (Hausen). Die beiden sind damit auch wertvolle Ansprechpartner der Ordens-Dienstgeber für alle AVR-relevanten Fragen und Anliegen. Sie vertreten deren Interessen in der Bundeskommission der Arbeitsrechtlichen Kommission. Umgekehrt werden sie die Fragen und Beschlüsse der Kommission den Ordens-Dienstgebern zu vermitteln suchen.

Stellungnahme zu Plänen des Bundesinnenministeriums

Mit einer öffentlichen Stellungnahme hat die DOK am 22. Januar 2008 gegen Pläne des Bundesinnenministeriums protestiert, künftig auch Geistliche abzuhören: „Die Deutsche Ordensobernkonferenz (DOK) protestiert gegen Pläne des Bundesinnenministeriums, künftig auch Geistliche abzuhören, selbst wenn dadurch Gefahr für Leib und Leben oder Freiheit von Personen abgewendet werden kann. Dies würde eine aus Sicht der Orden inakzeptable Aufweichung des Beicht- und Seelsorgegeheimnisses darstellen. Damit geriete ein über 800 Jahre altes humanitäres Kulturgut in Gefahr, dass die Würde des Einzelnen – auch des schuldig gewordenen Menschen – in besonderer Weise achtet.
Mit ihren Seelsorge- und Beichtangeboten stellen Ordensgemeinschaften und Klöster einen geschützten Raum zur Verfügung, der es ermöglicht, auch intime oder geheime Themen zur Sprache zu bringen – selbst dann, wenn jemand massive Schuld auf sich geladen hat. „Nur wenn Menschen damit rechnen können, dass das unbedingte Stillschweigen, zu dem etwa der Beichtvater verpflichtet ist, eingehalten wird, bleibt dieses Angebot vertrauenswürdig", stellte Abt Hermann Josef Kugler O.Praem., stellvertretender Vorsitzender der DOK, am 22. Januar dieses Jahres in Windberg fest.
Die DOK fordert daher das Bundesinnenministerium auf, jede Aufweichung des Zeugnisverweigerungsrechtes für Priester zu verhindern und in den Geheimnischarakter von Beicht- und Seelsorgegesprächen auch nicht durch die Möglichkeit von Abhörmaßnahmen einzugreifen. Die Ordensgemeinschaften in Deutschland werden sich gegebenenfalls mit den zur Verfügung stehenden Möglichkeiten gegen solche Schritte zur Wehr setzen; sie würden aus Sicht der Deutschen Ordensobernkonferenz einen Bruch des Konkordats mit dem Vatikan darstellen."
Zur Frage des Schutzes des Beicht- und Seelsorgegeheimnisses erarbeitet die Rechtskommission des Verbandes der Diözesen Deuschlands (VDD) derzeit einen juristischen Leitfaden. Er wird voraussichtlich in nächster Zeit als Arbeitshilfe in der Schriftenreihe der Deutschen Bischofskonferenz erscheinen.

DOK-Vorsitzende Sr. Aloisia Höing SMMP dankt Kardinal Lehmann

Den Dank der Ordenschristen in Deutschland für seine langjährige Tätigkeit als Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz hat Schwester Aloisia Höing SMMP, Vorsitzende der Deutschen Ordensobernkonferenz (DOK), an Karl Kardinal Lehmann übermittelt. Lehmann hatte am 15. Januar 2007 mitgeteilt, dass er nach fast 21 Jahren als Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz zurücktreten werde. Die DOK habe ihn als Vorsitzenden der Bischofskonferenz als verlässlichen, offenen und nach Lösungen suchenden Menschen erfahren, heißt es in Sr. Aloisias Schreiben vom 16. Januar dieses Jahres: „Als Deutsche Ordensobernkonferenz

konnten wir immer mit Ihrem offenen Ohr und mit Verständnis für unsere Belange rechnen, auch wenn die Lösungen nicht gleich auf dem Tisch lagen. Mit großem Interesse und positiver Unterstützung haben Sie den Prozess der Zusammenlegung der drei Ordensobernvereinigungen begleitet. Der Studientag der Bischofskonferenz 2005 mit dem Thema Ordensleben hat den Dialog zwischen Ordensobern und Bischofskonferenz neu angestoßen und fruchtbar werden lassen. Die dann folgenden Fachgespräche zwischen Bischöfen und Ordenschristen und das Zukunftsgespräch 2007 haben wesentliche Aspekte für den künftigen Weg der Kirche in Deutschland zur Sprache gebracht." Im Bischofswort „Gemeinsam dem Evangelium dienen", so Sr. Aloisia Höing, seien die Inhalte dieser Gespräche manifestiert. Mit dem Dank verband sie Wünsche für eine gute Gesundheit und „einen wachen und lebendigen Geist, das tun zu können, was Ihnen als Bischof von Mainz und Gelehrter am Herzen liegt."

Aus dem „Forum Seelsorge und Evangelisation"

Am 12./13. Dezember 2007 traf sich in Mainz zum ersten Mal das DOK-Forum „Seelsorge und Evangelisation". Das Forum will in nächster Zeit den Fokus auf das Thema „Evangelisation" richten. Den Teilnehmern der Tagung war die Problematik des Begriffs bewusst. Doch auch Ausdrücke wie „Evangelisierung" oder „Mission" sind vorbelastet. Es geht darum, im säkularen oder von postmoderner Religiosität geprägten Umfeld das Evangelium zu verkünden. Folgende Fragen stellen sich zum Beispiel für die Weiterarbeit: Welche Erfahrungen und Projekte gibt es bereits bei den Ordensgemeinschaften? Gibt es noch mehr Möglichkeiten der Kooperation und Vernetzung? Wo sind Ordensleute in Deutschland herausgefordert?

Arbeitsgemeinschaft in Köln wählt neuen Vorstand

Die Arbeitsgemeinschaft der Ordensfrauen im Erzbistum Köln hat auf ihrer letzten Mitgliederversammlung am 21. Januar 2008 einen neuen Vorstand gewählt. Wieder gewählt wurden als erste Vorsitzende Sr. Mirjam Kiechle OCD, als zweite Vorsitzende Sr. Katharina Hartleib OSF, als erste Beisitzerin Sr. Annette Wenning SND, als zweite Beisitzerin wurde neu gewählt Sr. Gerlinde Mersch SDS. Die Arbeitsgemeinschaft ist ein freiwilliger Zusammenschluss aller Frauenordensgemeinschaften und Klöster auf dem Gebiet des Erzbistums Köln. Der Vorstand ist wiederum für drei Jahre gewählt. Er initiiert und koordiniert Angebote der AG für die ca. 1400 Ordensfrauen im Erzbistum.

Sternschwestern in Augsburg feiern 750-jähriges Jubiläum

Am 5. Januar 2008 haben die Franziskanerinnen von Maria Stern in Augsburg das 750. Jubiläum ihrer Ordensgründung mit einem Gottesdienst in der neu renovierten Sternkirche eröffnet. Ordensreferent Prälat Dr. Bertram Meier betonte in seiner Predigt die Bedeutung der Franziskanerinnen von Maria Stern für Augsburg. Generaloberin Schwester Theophila Kilgenstein dankte in ihrer Festansprache allen, die an der Kirchenrenovierung und den Jubiläumsvorbereitungen beteiligt waren, darunter eine 600 Seiten umfassenden Festschrift zur Geschichte des Mutterhauses sowie der Filialen der Sternschwestern in Augsburg. Den Höhepunkt des Jubiläumsjahres wird am 26. April dieses Jahres ein Festgottesdienst mit Bischof Dr. Walter Mixa im Augsburger Mariendom mit anschließendem Empfang im Goldenen Saal des Rathauses bilden. Vom 14. März bis 1. Mai 2008 wird eine Ausstellung zur Geschichte der Ordensgemeinschaft Maria Stern im Augsburger Zeughaus gezeigt.

Orden gehen neue Wege in der Hospizarbeit

Das erste deutsche Hospiz für Jugendliche und junge Erwachsene soll Anfang nächsten Jahres in Olpe im Sauerland entstehen. Das teilte die Gemeinnützige Gesellschaft der Franziskanerinnen am 18. Januar 2008 mit. Das Haus sei für unheilbar erkrankte Jugendliche gedacht, die ihre Diagnose als Kinder erhalten oder neu davon erfahren hätten, aber noch keinen Zugang zu einem Erwachsenenhospiz erhielten. Die Jugendlichen sollen nicht nur in der allerletzten Lebensphase begleitet werden, sondern schon ab der Diagnose jeweils für mehrere Wochen im Jahr. Das soll auch die Eltern und Angehörigen entlasten.
Neue Wege in der Hospizarbeit gehen auch die Barmherzigen Brüder (OH). Sie tragen die Hospizidee in die Behindertenhilfe. Bisher einmalig in Deutschland bieten die Barmherzigen Brüder eine „Palliative-Care-Weiterbildung" für Fachkräfte in der Behindertenhilfe an. Unter Palliative Care versteht man ein ganzheitliches Betreuungskonzept für Patienten im fortgeschrittenen Stadium einer unheilbaren Erkrankung. Gefördert wird der Kurs von der Bayerischen Stiftung Hospiz. (kna/pm)

Zisterzienserkongregation des Reinsten Herzens Mariens in Frauenkongregation umgewandelt

Die Zisterzienserinnenabtei Marienthal berichtet in ihrem Jahresbericht 2007 von einem einmaligen Vorgang im Bereich der Zisterzienserklöster im deutschsprachigen Raum: Der Zisterzienserkongregation vom reinsten Herzen Mariens gehörten bis vor einiger Zeit neben mehreren Zisterzienserinneabteien (darunter die deutschen Abteien Marienstern und Marienthal) auch mehrere Männerklöster an, darunter das Kloster Osek mit Visitationsrecht. Weil die Männerklöster sich inzwischen anderen Kongregationen angeschlossen haben (wie das Priorat Langwaden) oder nicht mehr fungieren (z.B. Kloster Rosenthal) und Osek aufgrund weniger Ordensmitglieder nicht mehr in der Lage ist, die Kongregation zu leiten, die Frauenklöster dagegen stabil sind, wurde die Kongregation von der vatikanischen Glaubenskongregation als Frauenkongregation bestätigt. Der Kongregation steht nun nicht mehr ein Abt, sondern eine Äbtissin vor. Beim Wiedererstarken der Männerklöster Osek und Rosenthal könnten diese jederzeit in die neue Frauenkongregation aufgenommen werden. Zur ersten Äbtissin Präsides wurde beim Kongregationskapitel im Kloster Marienstern Äbtissin M. Theresa Brenninkmeijer aus der dänischen Abtei Sostrup gewählt.

Benediktinerinnen verlassen Kloster Hamicolt in Dülmen

Im Kloster Maria Hamicolt in Dülmen-Rorup bei Coesfeld steht ein Wechsel an. Die bisher dort lebenden neun Benediktinerinnen werden im März 2008 aus Altersgründen in ein katholisches Altenheim in Rosendahl-Osterwick umziehen, teilte das Bistum Münster mit. Dort setzen sie den Angaben zufolge ihr klösterliches Leben fort. Dafür entsendet die „Gemeinschaft des neuen Weges vom heiligen Franziskus" einige Mitglieder nach Hamicolt. Bei der Gemeinschaft handelt es sich um Frauen, die 2005 aus der Gemeinschaft der Thuiner Franziskanerinnen ausgetreten waren. Sie sollen Gästehaus und Hostienbäckerei in Hamicolt weiterführen und das Kloster durch eigene geistliche und soziale Akzente prägen, wie es hieß. Bischof Reinhard Lettmann hatte die Gruppe nach den Worten von Domkapitular und Ordensreferent Dr. Christoph Hegge in seiner Diözese aufgenommen, „weil Berufungen nicht verlorengehen sollen".

Kloster Maria Hamicolt war ursprünglich ein Bauernhof, den Anna Maria Schulze Hamicolt dem Bistum Münster vererbte. 1865 ließen sich dort zunächst Redemptoristen nieder. 1891 übernahmen die Benediktinerinnen vom Heiligsten Sakrament das Kloster. Von Rorup aus gründeten sie 1898 das Priorat Vinnenberg und 1902 die spätere Abtei Varensell. (kna/Bistum Münster)

Restaurierungen an der Zisterzienserbasilika Marienstatt abgeschlossen

Die Kirche der Abtei Marienstatt hat nach jahrelangen Arbeiten wieder ein Erscheinungsbild, das dem mittelalterlichen Aussehen sehr nahe kommt. Nach einer rund neunjährigen Planungs- und Bauzeit ist das Gotteshaus des Zisterzienserklosters im Westerwald fertig restauriert. Das Land Rheinland-Pfalz, dem die Kirche gehört, steckte 8,2 Millionen Euro in deren Erneuerung. Die Abteikirche wurde zwischen 1222 und 1425 erbaut. Sie gilt als erste gotische Kirche rechts des Rheins. Am 23. September 2007 wurde die Basilika im Rahmen eines Pontifikalamtes wieder in die „rein geistliche Funktion" überführt. (KSt/ abtei-marienstatt.de)

Spiritaner gründen Stiftung zum Erhalt ihrer Einrichtungen

Die Missionsgesellschaft vom Heiligen Geist (Spiritaner) hat eine Stiftung gegründet, die in Zukunft die Trägerschaft dreier ordenseigener Einrichtungen übernehmen soll. Unter dem Dach der Stiftung werden das Heilig-Geist-Gymnasium in Würselen bei Aachen, die Missionszentrale in Stuttgart sowie das „Notel", eine Unterkunftsstelle für Drogenabhängige in Köln, zusammengeführt. Mit der Neugründung soll die Fortsetzung der Angebote des Ordens gewährleistet werden. Über 1100 Schüler besuchen das Heilig-Geist-Gymnasium im Aachener Nordkreis. Die Stuttgarter Ordensniederlassung hat einen Schwerpunkt in der Ausbildung und Betreuung junger Entwicklungshelfer, die am Programm „Missionar auf Zeit" beteiligt sind. Das seit 1990 bestehende Kölner „Notel" gibt drogenabhängigen Jugendlichen, Frauen und Männern Nahrung, Unterkunft und Beratung. In Zukunft sollen die Aktivitäten der Spiritaner ausgebaut werden: Dabei stehen zehn weitere Projekte im Blickfeld der Gemeinschaft, so zum Beispiel eine Ausweitung des „Notel"-Angebots sowie eine Zufluchtsstätte für Flüchtlinge. (DOK/CSSp)

Treffen zwischen angehenden Ordensfrauen und Priesteramtskandidaten in Kloster Reute

Zum ersten Mal in der Geschichte des Bistums Rottenburg-Stuttgart ist es zu einem Treffen zwischen angehenden bzw. kürzlich eingetretenen Ordensleuten und Studenten des bischöflichen Theologenkonvikts gekommen. Die Initiative zu der Zusammenkunft vom 16. bis 18. November 2007 im Franziskanerinnenkloster Reute ging vom diözesanen Ordensrat aus. Unter den 60 Teilnehmerinnen und Teilnehmern befanden sich neben den neu Berufenen die Oberinnen der einzelnen Gemeinschaften, ein Vertreter der Männerorden sowie die Leitung des in Tübingen ansässigen Theologenkonvikts „Wilhelmsstift" samt dem Regens des Priesterseminars.
Anhand des gemeinsamen Themas der Evangelischen Räte wurden die verschiedenen Wege zur Berufung, Herausforderungen und die Wege konkreter Lebensführung diskutiert. Hilfestellung leisteten dabei zwei Referate, die jeweils aus der Sicht der Orden und der Weltpriester das Thema mit Inhalt füllten. Gespräche befassten sich mit Schwierigkeiten des Zölibats und eines Lebens ohne weite finanzielle Spielräume.

Ordensname in Personalausweis und Pass

Der Gesetzgeber hat ohne Rücksprache mit kirchlichen Stellen die Eintragung des Ordensnamens in Pass und Personalausweis aus den entsprechenden Gesetzen gestrichen. Die Deutsche Ordensobernkonferenz (DOK) hat daraufhin bei den Ordensoberen erhoben, welche praktische Bedeutung die Eintragung des Ordensnamens in Pass- und Personalausweis hat. Die Umfrage ergab, dass in sehr vielen Gemeinschaften auch im bürgerlichen Rechtsverkehr (Vertretung von Körperschaften des öffentlichen Rechts, Eintragungen im Vereinsregister, Handelsregister usw.) ausschließlich der Ordensname benutzt wird. Daher wurde das Bundesinnenministerium über das Katholische Büro Berlin gebeten, bei der nächsten Änderung des Pass- und des Personalausweisgesetzes die Eintragung wieder vorzusehen und auch eine Lösung zu finden für die Ordensleute, die in der Zwischenzeit einen neuen Pass oder Personalausweis beantragen und im bürgerlichen Rechtsverkehr ausschließlich den Ordensnamen verwenden. Für den 21. Februar 2008 war ein Gespräch im Bundesinnenministerium mit dem Katholischen Büro und Vertretern der DOK geplant. Ergebnisse lagen bei Redaktionsschluss noch nicht vor.

Verwaltung von Ordens gemeinschaften

In vielen Ordensgemeinschaften wird es immer schwieriger, eine geeignete Kandidatin bzw. einen geeigneten Kandidaten für das Ökonom(inn)enamt zu finden. Ein Lösungsansatz könnte in diesem Fall sein, dass Ordensgemeinschaften sich bereit erklären (auch gegen Kostenerstattung), die Verwaltung für andere Gemeinschaften zu übernehmen. In einem Gespräch mit Vertretern der DOK im Sommer 2006 hat der Untersekretär der Religiosenkongregation die DOK ausdrücklich dazu ermutigt, nach derartigen Lösungen zu suchen und sie der Kongregation vorzulegen, damit diese eine entsprechende Dispens erteilt.
Ein anderer Weg kann in manchen Fällen in der Ernennung weltlicher Ökonomen liegen: Auf Antrag einer deutschen Ordensgemeinschaft hat die Religiosenkongregation „nach reiflicher Erwägung der vorgetragenen Gründe die erbetene Zustimmung" dazu erteilt, dass für die Dauer der Amtszeit der Generaloberin „eine vollkommen vertrauenswürdige und befähigte außenstehende Person" zur Generalprokuratorin ernannt wird. In dem Schreiben der Kongregation, dass vom Sekretär Erzbischof Gianfranco A. Gardin OFM Conv. und der Untersekretärin Schwester Enrica Rosanna FMA unterzeichnet wurde, wird neben der Zustimmung festgestellt: „Die Generaloberin wird der ernannten Person helfen, Natur, Ziel und Geist des Instituts zu verstehen."

Altersversorgungsrückstellungen in der Handels- und Steuerbilanz von Ordensgemeinschaften

In letzter Zeit ist verschiedentlich von Seiten der Finanzverwaltung die Ansicht vertreten worden, der Ausweis von Altersversorgungsrückstellungen in der Steuerbilanz von Ordensgemeinschaften sei nicht zulässig.
Der Ansatz von Altersversorgungsrückstellungen wurde für nicht zulässig gehalten, da § 6 a des Einkommensteuergesetzes (EStG) mangels schriftlicher Vereinbarung und Festlegung der Höhe der Pensionsleistung sowie wegen Überversorgung nicht anwendbar sei. Zudem sei die Höhe der Rückstellungen falsch, weil davon ausgegangen werde, dass die Ordensangehörigen in jedem Falle ab 65 Jahre Leistungen erhalten würden. Tatsächlich würden sie jedoch weiter für den Orden und damit auch für ihren Lebensunterhalt arbeiten. Auch würden teilweise

für die Bewertung Pflegesätze von Pflegeeinrichtungen zugrunde gelegt, in denen eine Gewinnspanne einkalkuliert sei.

Pflichtrückstellung nach § 249 HGB / § 5 Abs. 1 EStG in Verbindung mit § 5 Abs. 1 Nr. 3 SGB VI

Zwar hält auch die Solidaris § 6 a EStG für nicht anwendbar, weil das Verhältnis zwischen Orden und Ordensangehörigem – wie auch der Bundesfinanzhof festgestellt hat – ausdrücklich kein Arbeitsverhältnis ist, sondern ein „... familienähnliches Verhältnis eigener Art, das auf dem religiösen Gelübde begründet ist". Der Ausweis von Altersversorgungsrückstellungen in den Handelsbilanzen von Ordensgemeinschaften begründe sich aber auch nicht aus § 6a EStG, sondern leite sich aus der zwingenden Vorschrift des § 5 Abs. 1 Nr. 3 SGB VI (Gesetzliche Rentenversicherung) ab.

Gemäß § 5 Abs. 1 Nr. 3 SGB VI sind in der gesetzlichen Rentenversicherung versicherungsfrei: *satzungsmäßige Mitglieder geistlicher Genos-senschaften, Diakonissen und Angehörige ähnlicher Gemeinschaften, wenn ihnen nach den Regeln der Gemeinschaft Anwartschaft auf die in der Gemeinschaft übliche Versor-gung bei verminderter Erwerbsfähigkeit und im Alter gewährleistet und die Erfüllung der Gewährleistung gesichert ist.*

Nach der ausdrücklichen Bestimmung des § 5 Abs. 1 Nr. 3 SGB VI greift diese Versicherungsfreiheit also nur, wenn die Erfüllung der Gewährleistung, also der Versorgungsverpflichtungen, **gesichert ist**. Diesen Nachweis müssen die Orden dem Staat gegenüber erbringen. Zu diesem Zweck wurde das „Solidarwerk der katholischen Orden Deutschlands e. V." gegründet. Die vom Solidarwerk für seine Mitgliedsorden ausgestellte Gewährleistungsbescheinigung ist die vom Staat verlangte Ausfallbürgschaft, mit der die Ordensgemeinschaften den zuständigen staatlichen Behörden und den Sozialhilfeträgern gegenüber nachweisen, dass sie mit eigenen Mitteln oder notfalls mit solidarischer Unterstützung der zum Solidarwerk gehörenden anderen Ordensgemeinschaften ihre eigenen satzungsmäßigen Ordensmitglieder bei verminderter Arbeitsfähigkeit und im Alter jederzeit versorgen können, wie sie es ihnen durch den Professvertrag verbindlich zugesagt haben, und zwar ohne einen späteren Rückgriff auf beitrags- oder steuerfinanzierte Leistungen des Sozialstaates. Der Staat erkennt damit die kirchenrechtlichen Regelungen des kanonischen Rechts (hier can. 670) an. Danach hat der Orden für die Ordensangehörigen zu sorgen, insbesondere auch im Alter, im Krankheits- und Pflegefall. Aufgrund der ausdrücklichen Verpflichtung der Ordensgemeinschaft gemäß § 5 Abs. 1 Nr. 3 SGB VI, dem Staat gegenüber nachzuweisen, dass sie in der Lage ist, ihren Ordensangehörigen die in der Gemeinschaft übliche Versorgung bei verminderter Erwerbsfähigkeit und im Alter zu gewähren, ergibt sich eine Verpflichtung zum Ausweis einer entsprechenden Rückstellung nach § 249 Abs. 1 HGB (Pflichtrückstellung). Diese Rückstellung ist gemäß § 5 Abs. 1 Satz 1 EStG auch in der Steuerbilanz auszuweisen (Maßgeblichkeit der Handelsbilanz für die Steuerbilanz), soweit die Ordensgemeinschaft freiwillig nach handelsrechtlichen Grundsätzen Bücher führt und regelmäßige Abschlüsse macht.

Bewertung der Altersversorgungsrückstellungen

Für die Bewertung der Altersversorgungsrückstellungen sind grundsätzlich die anerkannten Regeln der Versicherungsmathematik zugrunde zu legen. Auszuweisen sind damit die Barwerte der künftig vom Orden zu erbringenden Versorgungsleistungen. Dabei ist eine Einzelbewertung je Ordensangehörigem vorzunehmen. Zurzeit sind dabei die sowohl für Zwecke der Handels- als auch für Zwecke der Steuerbilanz anerkannten versicherungsmathematischen Richttafeln 2005 G von Prof. Dr. Klaus Heubeck anzuwenden.

Bei der Höhe der vom Orden aufzubringenden Versorgung des Ordensangehörigen bei

verminderter Erwerbsfähigkeit und im Alter ist der Aufwand anzusetzen, den der Orden voraussichtlich wird aufbringen müssen. Dabei sind möglicherweise bestehende Ansprüche aus der gesetzlichen Rentenversicherung anzurechnen. Rentenansprüche aus Lebensversicherungen sind nur dann auf die zu erbringende Versorgung anzurechnen, wenn keine Aktivwerte (Deckungskapitalien, Rückkaufswerte) in der Bilanz des Ordens ausgewiesen werden. Der bei den versicherungsmathematischen Berechnungen angewandte Rechnungszinsfuß sollte sich dabei an den aktuellen Zinssätzen am Kapitalmarkt (z. B. langfristige Zinsstrukturkurve der Deutschen Bundesbank für langfristige risikolose Anleihen) bzw. an den vom Orden tatsächlich erzielten Renditen für Kapitalanlagen orientieren. Der in § 6a Abs. 3 Satz 3 EStG vorgegebene Rechnungszinsfuß von 6 % ist – so die Solidaris – nicht bindend, da § 6a EStG – wie eingangs ausgeführt – nicht anwendbar ist

Dabei kommt durchaus auch eine Orientierung an den Leistungsentgelten von Pflegeeinrichtungen in Betracht, da diese – soweit nicht die Preise gewerblicher Anbieter angesetzt werden – entgegen der Auffassung der Finanzverwaltung keine Gewinnzuschläge enthalten. Zudem ist zu berücksichtigen, dass die Orden bereits heute vielfach die Versorgung ihrer alten Ordensangehörigen nur durch die Beschäftigung von Pflegekräften sicherstellen können. Diese Entwicklung wird sich aufgrund der Altersstrukturen in vielen Orden noch verstärken. Ergänzend ist noch zu berücksichtigen, dass viele Pflegeeinrichtungen in der Vergangenheit öffentliche Investitionszuschüsse erhalten haben oder nach den jeweiligen Landespflegegesetzen erhalten. Dies führt dazu, dass die den Pflegebedürftigen gemäß § 82 Abs. 3 Sozialgesetzbuch XI (SGB XI - soziale Pflegeversicherung) berechneten „gesondert berechenbaren Investitionskosten" im Sinne von § 82 Abs. 2 AO staatlich subventionierte Preise sind und damit unter den tatsächlich anfallenden Aufwendungen liegen. Ordensgemeinschaften erhalten derartige Zuschüsse für ihre Klöster bzw. Mutterhäuser, in denen sie ihre Ordensangehörigen versorgen, nicht. Schließlich geht auch der Einwand der Finanzverwaltung fehl, die Ordensangehörigen würden auch nach Erreichen des 65. Lebensjahres weiter für den Orden arbeiten, denn auch „normale" Rentner/-innen arbeiten nach Eintritt in den Ruhestand regelmäßig weiter, indem sie, soweit es ihr Gesundheitszustand zulässt, ihren Haushalt weiter selber erledigen.

Rücklage nach § 58 Nr. 6 der Abgabenordnung (AO) für nicht bilanzierende Ordensgemeinschaften

Ordensgemeinschaften, die nicht verpflichtend (aufgrund Rechtsform) oder freiwillig nach handelsrechtlichen Regeln Bücher führen und regelmäßige Abschlüsse erstellen, müssen laut Solidaris mittels Bildung einer Rücklage nach § 58 Nr. 6 AO den Nachweis erbringen, dass sie in der Lage sind, die Altersversorgung ihrer Ordensangehörigen sicherzustellen. Diese Verpflichtung obliegt ihnen sowohl nach kanonischem Recht als auch nach § 5 Abs. 1 Nr. 3 SGB VI.

(mit Materialien der solidaris-Information 4/2007)

Handlungsbedarf für gGmbHs?

Das Oberlandesgericht München hat entschieden, dass die Abkürzung „gGmbH" auch bei einer gemeinnützigen GmbH keine zulässige Angabe der Gesellschaftsform darstellt und nicht im Handelsregister eingetragen werden kann. Die Frage, ob für eingetragene „gGmbHs" nun Handlungsbedarf besteht, wird derzeit unterschiedlich beantwortet.

Der Versicherungsdienst Ecclesia weist in seinem Informationsschreiben darauf hin, dass nach § 37 Abs. 1 HGB das Registergericht Ordnungsgeld für den Fall festsetzen kann, dass

jemand eine ihm nicht zustehende Firma gebraucht. Da aber das Handelsregister die Eintragung ursprünglich unbeanstandet selbst vorgenommen hat, ist anzunehmen, dass die Registergerichte vor einschneidenden Maßnahmen oder der Verhängung von Ordnungsgeldern die Betroffenen zunächst auffordern würden, den gesetzlichen Neuerungen bzw. Verpflichtungen innerhalb einer bestimmten Frist nachzukommen.
Für eine realistische Gefahr hält die Ecclesia, dass nach § 37 Abs. 2 HGB ein Dritter (z.B. ein Konkurrent) die Unterlassung des Firmenzusatzes „gGmbH" verlangen kann. Damit bestehe die Gefahr, dass der Geschäftsbetrieb und die Außendarstellung der „gGmbH" gestört werden. Hinzu komme, dass die Kosten für die Geltendmachung des Unterlassungsanspruchs durch den Konkurrenten der „gGmbH" aufgebürdet würden. Um dem zu entgehen, empfehle sich eine neue Firmierung (etwa „Gemeinnützige Musterhausener Altenhilfe GmbH" statt „Musterhausener Altenhilfe gGmbH") durch Änderung des Gesellschaftsvertrages sowie eine neue Eintragung ins Handelsregister. Die durch eine Änderung von Schildern und Briefbögen entstehenden Kosten seien wohl leider unvermeidbar.
Anderer Ansicht ist die Solidaris: Abmahnungen und Unterlassungsansprüche seien nur möglich, wenn in der Bezeichnung ein Verstoß gegen das Wettbewerbsrecht im geschäftlichen Verhalten liegen würde. Solche unlautere Wettbewerbshandlungen sind nach § 3 UWG alle Handlungen, die geeignet sind, den Wettbewerb zum Nachteil der Mitbewerber, der Verbraucher oder der sonstigen Marktteilnehmer nicht nur unerheblich zu beeinträchtigen. Dies dürfte nach Ansicht der Solidaris in dem Führen der Bezeichnung „gGmbH" jedoch nicht gegeben sein – vor allem dann, wenn die Gesellschaft tatsächlich gemeinnützig ist. Zumindest dürfte nach deren Auffassung in der Regel keine erhebliche Beeinträchtigung des Wettbewerbes zum Nachteil der Mitbewerber vorliegen.
Die Solidaris weist auf die Auffassung des OLG München hin, wonach der Zusatz im Hinblick auf die Haftungsmodalitäten der GmbH missverständlich sei. Eine erhebliche Beeinträchtigung des Wettbewerbs sei diesem Aspekt aber nicht zu entnehmen. Des Weiteren liege auch keine Irreführung im Sinne des UWG vor, da keine beim Verkehr unzutreffende Vorstellung über die geschäftlichen Verhältnisse des Unternehmens hervorgerufen werde. Unterstützt werde dieses durch die Tendenz der Rechtsprechung, wegen des ausufernden Abmahnverhaltens einiger Personen oder Anwälte die Notwendigkeit von Abmahnungen stärker zu hinterfragen und die den Abmahnungen zugrunde liegenden Rechtsnormen restriktiver auszulegen. Die Solidaris kommt zu dem Schluss, dass gegnerische Abmahnungen zwar denkbar sind, jedoch gute Argumente bestünden, sich gegen diese erfolgreich zu wehren. Damit besteht nach ihrer Auffassung derzeit kein zwingender Handlungsbedarf.
(mit Materialien des Ecclesia-Informationsdienstes 3/2007 und der solidaris-Information 3/2007).

Kirchliche Stiftungen planen engere Kooperation

Die kirchlichen Stiftungen in Deutschland wollen enger zusammenarbeiten. 60 Vertreter des Arbeitskreises Kirchen im Bundesverband Deutscher Stiftungen berieten Ende November 2007 in Berlin über ihre künftige Arbeitsweise und ihre Positionierung in der Öffentlichkeit sowie innerhalb des Bundesverbands. Dessen Generalsekretär Hans Fleisch nannte als Ziel ein Netzwerk von Stiftungen, die sich gegenseitig stützen und den Stiftungsgedanken in Deutschland stärken. Nach Einschätzung Fleischs haben gerade die kirchlichen Stiftungen eine Schlüsselrolle für das „Blühen und Gedeihen des Stiftungswesens". Zur Begründung führte er an, dass sie sich auf eine gute Infra-

struktur, viele Ehrenamtliche und erfolgreiche Projekte stützen könnten. Gerade bei den vielen kleinen Stiftungen in Deutschland mit einem Kapital von unter 500.000 Euro sei es wichtig, dass sie engagiert und nachhaltig verwaltet würden, damit der Stifterwille zur Geltung komme. Nach Angaben des Bundesverbands gibt es in Deutschland schätzungsweise 30.000 kirchliche Stiftungen, darunter mehr als 13.000 rechtsfähige kirchliche Stiftungen. (kna)

Aushöhlung des kirchlichen Selbstbestimmungsrechts durch die EU und das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz (AGG)

Das Arbeitsgericht Hamburg hat das Diakonische Werk Hamburg, das der Nordelbischen Evangelisch-lutherischen Kirche angehört, zur Zahlung einer Entschädigung gemäß § 15 Abs. 2 AGG in Höhe von drei Monatsverdiensten verurteilt, weil es eine Bewerberin im Einstellungsverfahren wegen ihrer Religion benachteiligt hat.
Die Klägerin hatte sich auf eine Stelle als Sozialpädagogin in dem Projekt „Integrationslotse Hamburg" beworben, die aus Mitteln des Bundes und der Europäischen Union finanziert wird. Bewerber sollten nach neutralen Kriterien eingestellt werden. Das Projekt dient als Schulungsangebot im Bereich der beruflichen Integration erwachsener Migranten. Auf Rückfrage des Arbeitgebers bezeichnete sie sich als gebürtige Muslima, die jedoch keine Religion praktiziere. Einen Eintritt in die Kirche lehnte sie ab, weil die Stelle keinen religiösen Bezug aufweise.
Das verfassungsrechtlich garantierte kirchliche Selbstbestimmungsrecht berechtige den kirchlichen Arbeitgeber nicht, die Einstellung für jede Tätigkeit von der Kirchenzugehörigkeit abhängig zu machen, meinte das Arbeitsgericht. Dabei sieht das AGG in Paragraph 9 ausdrücklich eine Ausnahme für Religionsgemeinschaften vor. Danach dürfen sie Bewerber oder Mitarbeiter aus Gründen der Religion oder der Weltanschauung benachteiligen, wenn das Selbstverständnis der Kirche diese berufliche Anforderung rechtfertigt. Auf diese „Kirchenklausel" hatte sich auch der Landesverband berufen.
Dieses Argument ließen die Hamburger Richter jedoch nicht gelten. Für ihre Entscheidung orientierten sie sich an den europäischen Richtlinien, die die Grundlage für das Gesetz bilden. „Bei richtlinienkonformer Auslegung ist das Selbstverständnis einer Religionsgemeinschaft kein absoluter und abschließender Maßstab für eine unterschiedliche Behandlung", betonte das Gericht. Vielmehr dürfe für die konkrete Tätigkeit das Selbstverständnis der Kirche nur im „verkündungsnahen" Bereich eine Rolle spielen. Im Fall der Tätigkeit als „Integrationslotse" beträfen die öffentlichen Auftritte bei Behörden oder Verbänden jedoch nicht den religiösen Hintergrund des Arbeitgebers.
Das Diakonische Werk hat gegen dieses Urteil Berufung zum Landesarbeitsgericht Hamburg eingelegt. (Mit Materialien der FAZ)

Deutsche Bahn: Buchung von Fahrkarten mit City mobil Ticket jetzt auch im Online-Buchungsportal möglich

Ordensmitglieder oder Mitarbeiter von Ordensgemeinschaften, die den Großkundenrabatt der Deutschen Bahn nutzen, können jetzt im online-Portal der Bahn auch die sogenannte „City mobil Fahrkarte" lösen. Dieses Ticket gibt es für eine bestimmte Auswahl an Städten. Wird eine Fahrkarte gebucht und stimmt der Zielort mit den zur Auswahl stehenden Städten überein, so kann ein Ticket für den öffentlichen Personennahverkehr im jeweiligen Stadtgebiet mitgebucht werden. Die Buchungsoption „City mobil" erscheint jetzt automatisch, wenn der Zielort im Angebot enthalten ist.

Gottesdienst eröffnet Gedenkjahr zum 700. Todestag Duns Scotus'

Mit einem Gottesdienst begann am 8. Dezember 2007 in Köln das Gedenkjahr zum 700. Todestag des Franziskaners Duns Scotus (1265/66-1308). Nach einer Statio in der Minoritenkirche am Grab des Philosophen und Theologen und einer anschließenden Lichterprozession zum Kölner Dom feierte Kardinal Joachim Meisner dort einen Gottesdienst am Hochfest der unbefleckten Empfängnis Mariens. Mit der Verteidigung dieses Glaubenssatzes prägte Duns Scotus die Marienverehrung bis heute. Aus Anlass des 700. Todestags sind bis Anfang 2009 zahlreiche Veranstaltungen über sein philosophisches und theologisches Werk geplant. Den Höhepunkt bildet eine internationale Konferenz vom 5. bis 9. November 2008 in Bonn und Köln. Die Tagung des Albertus-Magnus-Instituts der Universität Bonn, des Thomas-Instituts an der Universität Köln und der Mönchengladbacher Johannes-Duns-Skotus-Akademie widmet sich den philosophischen Perspektiven der Schriften des Franziskaners. (kna)

Tagungsbericht: Arbeitskreis Ordensgeschichte 19./20. Jahrhundert

Achte wissenschaftliche Fachtagung an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar vom 8. bis 10. Februar 2008

Bei der diesjährigen ordenshistorischen Tagung, mit über 30 Teilnehmern und Teilnehmerinnen aus Deutschland, Österreich und Italien wurden Arbeiten aus einem breiten Spektrum vorgestellt. Bei der Versammlung erfolgte auch die Eröffnung des Instituts für Theologie und Geschichte religiöser Gemeinschaften an der Theologischen Fakultät der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar (IRG). Das Institut will forschen und Forschung national und international vernetzen.

Witze über Orden. Mit diesem Vortrag eröffnete Dr. Gisela Fleckenstein (Brühl) die Tagung. Sie ging auf den Witz als besondere Textsorte ein, der eine Hochform der Kommunikation darstellt. Bei Erzählern und Zuhörern müssen die Besonderheiten von verschiedenen Ordensgemeinschaften bekannt sein, damit der Witz richtig erzählt und verstanden wird. Viele Witze thematisieren den Vergleich zwischen den klassischen Ordensgemeinschaften Benediktiner, Franziskaner, Kapuziner, Dominikaner und Jesuiten. Über Jesuiten gibt es eine erstaunlich große Anzahl an Witzen. Gering war die Ausbeute bei Witzen über Frauenkongregationen. Witze über Ordensfrauen beschränken sich meist auf das neutrale Personal der Nonne, die keiner spezifischen Gemeinschaft zugeordnet werden kann. Ordenswitze sind vielfach Insiderwitze.

Dr. Andreas Henkelmann (Bochum) beschäftigte sich am Beispiel von Pater Johannes Chrysostomos Schulte (1880-1943) mit der *Modernismus-Krise bei den Kapuzinern in der Rheinisch-Westfälischen Provinz*. Das Promotionsstudium an einer staatlichen Universität konfrontierte seinen bis dahin eher kindlichen Glauben mit theologischen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Problemen und mit gegenüber der modernen Kultur aufgeschlossenen Katholiken. Dies führte zu einem Bruch in seiner Lebensgeschichte. Schulte gehörte zu den Verteidigern der 1907 erschienenen Enzyklika „Pascendi", was ihn aber nicht hinderte seine Doktorarbeit über den Kapuziner Martin von Cochem (1643-1717) nach der historisch-kritischen Methode zu bearbeiten. Nach dem Studium engagierte er sich besonders in der Akademikerseelsorge. Sein Ziel war es, entkirchlichte katholische Akademiker wieder mit der Kirche zu versöhnen, war doch die Versöhnung von Christentum

und moderner Kultur sein Anliegen. Eine enge Begriffsdefinition von Modernismus bzw. Modernist, lässt sich auf Schulte nicht anwenden, er bewegte sich, wie der Titel seiner Autobiographie zeigt, „Zwischen zwei geistigen Welten". Bei seinen Mitbrüdern in der Ordensprovinz stieß Schulte mit seinen Ansichten vielfach auf Unverständnis. Eine geradlinige Modernismusgeschichte in der Kapuzinerprovinz gibt es nicht, doch viele Einzelaspekte sind noch zu erforschen.

Bernhard Haas (Lahnstein), Mitglied der missionarischen Ordensgemeinschaft der Oblaten der makellosen Jungfrau Maria, referierte über die *Auswirkungen des Ersten Weltkriegs auf die deutsche Provinz seines Ordens*. 1895 kam es zur Gründung der ersten deutschen Niederlassung des Ordens in Hünfeld, da die Gemeinschaft die Seelsorgetätigkeit an Deutschen in der Kolonie Deutsch-Süd-West-Afrika übernommen hatte. Bei Kriegsausbruch 1914 zählte die Provinz 355 Mitglieder, von denen sich viele freiwillig für den Sanitätsdienst und die Militärseelsorge meldeten. Ein großer Teil der Ordensleute in Ausbildung wurde eingezogen, so dass sich schon 1915 mehr als die Hälfte der Ordensleute im Kriegsdienst befanden. Haas wertete insbesondere die Berichte in der monatlich erscheinenden ordenseigenen Zeitschrift „Maria Immaculata" aus. Daraus geht eine religiöse Deutung des Krieges hervor und während der langen Kriegsdauer deutet sich eine Friedenssehnsucht an. In der Zeitschrift werden einzelne Kriegserfahrungen geschildert. Der Schwerpunkt der Tätigkeit lag in der Krankenpflege in den Kriegs- und Heimatlazaretten sowie im Kampfgeschehen. Die Provinz musste 32 Gefallene und viele Verwundete beklagen. Die Oblaten empfanden sich selbst zuerst als Deutsche und dann als Katholiken und Ordensleute. Nach dem Krieg versuchte die Provinz das Alltagsleben wieder aufzunehmen.

Dr. Wolfgang Schaffer (Köln), stellte den Abschluss einer fast fünfzehnjährigen Arbeit vor. Er schilderte die *Ordensentwicklung seit dem 19. Jahrhundert auf einem Kartenausschnitt des Geschichtlichen Atlas der Rheinlande*. Das Kartenblatt umfasst größtenteils das Gebiet der ehemaligen preußischen Rheinprovinz; berücksichtigt aber noch benachbarte Regionen wie das nördliche Saarland, den Südwestteil Westfalens sowie die Beneluxländer. D.h. der Bearbeiter musste eine Vielzahl von Diözesen berücksichtigen. Auf der Karte werden alle Ordensniederlassungen mit mindestens drei Personen bis zum Stichjahr 1995 kumulativ dargestellt. Die Karte differenziert nach den Tätigkeitsmerkmalen Caritas, Schule und Bildung, Seelsorge, Fürsorge, Verwaltungs- und Haushaltsführung. Es handelt sich dabei um 3843 Einträge. Alle Einträge sind mit der genauen Bezeichnung der einzelnen Gründung, der Zugehörigkeit zu einer Ordensgemeinschaft sowie mit Angaben zu ihrer Tätigkeit in einem Beiband aufgeführt. Die Publikation erscheint noch in diesem Jahr.

Der Salesianer Don Boscos Prof. Dr. Norbert Wolff (Benediktbeuern) widmete sich der *Wahrnehmungs- und Erinnerungsgeschichte: Oswiecim/Auschwitz als salesianischer Erinnerungsort*. Die polnische Stadt Oswiecim hat für den Orden eine besondere Bedeutung, denn dort wurde 1898 das Mutterhaus der polnischen Ordensprovinz gegründet. Die zentrale Lage der Grenzstadt an einem Eisenbahnknotenpunkt war für die Salesianer ausschlaggebend für die Errichtung einer Niederlassung und den Bau einer Schule. Oswiecim war ab 1905 auch Sitz der Österreichisch-Ungarischen Ordensprovinz. Für die Salesianer ist Oswiecim eine Geschichte von Wachstum und Erfolg und auch der Kontinuität, denn das Haus besteht bis heute. Die gute Verkehrsanbindung von Auschwitz war für die Nationalsozialisten mit ein Grund zur Errichtung des Vernichtungslagers. Auschwitz ist bis heute ein Symbolort für Vernichtung. Im Lager waren auch mehrere polnische Salesianer. Darunter der 1999 selig gesprochene P. Josef Kowalski (1911-1942), der im KZ umgebracht wurde.

Für die Salesianer ist Oswiecim/Auschwitz zugleich Ort der Unmenschlichkeit und Ort der Heiligkeit. Also ein ambivalenter Ort der Erinnerung, über den deutsche und polnische Salesianer heute in einen Dialog getreten sind.

Rainer Asshauer (Finnentrop) gab einen Einblick in sein Dissertationsprojekt über *das Kloster Maria Laach in der langen Amtszeit des Abtes Ildefons Herwegen* (1913-1946) und seine kirchliche, kulturelle und politische Bedeutung. Dabei geht es ihm um die Bedeutung der Abtei in vier verschiedenen politischen Epochen, wobei sein Schwerpunkt auf der Weimarer Republik, die vom monarchisch eingestellten Herwegen innerlich abgelehnt wurde, und dem Nationalsozialismus liegt. Herwegen wurde prägend für die liturgische Bewegung in Deutschland, die aber nicht von allen Laacher Mönchen mitgetragen wurde. Der Abt war stets loyal gegenüber kirchlichen und staatlichen Autoritäten. Die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wurde in Maria Laach begrüßt und der Abt hielt 1933 eine Gedenkrede bei einer Schlageter-Gedenkfeier in Köln. Die Maria Laacher Mönche distanzierten sich erst ab Anfang 1934 vom Nationalsozialismus. Asshauer hält es zum gegenwärtigen Stand seiner Forschungen für problematisch, Herwegens politische Haltung nur auf diese wenigen Monate zu reduzieren und zu beurteilen. Dem Abt ging es eher darum, Traditionen zu bewahren. Die Beurteilung der politischen Bedeutung des Abtes bedarf noch einer genauen Auslotung.

Der Salesianer P. Johannes Wielgoß (Essen) knüpfte mit seinem Referat über *Fürsorgeerziehung in der NS-Zeit* an ein Thema der Vorjahrestagung an. Am Beispiel des Eduardstifts in Helenberg bei Trier zeigte er die Veränderungen der Erziehung unter der nationalsozialistischen Herrschaft auf. Das Eduardstift war in Trägerschaft des Salesianerordens und wurde als christliche Erziehungsanstalt für Jugendliche geführt (heute ist der Orden nur noch Träger). Die Heimleitung ging trotzdem konform mit den neuen Bestimmungen und es kam in mindestens zwanzig Fällen zu Zwangssterilisationen von Zöglingen. Die Salesianer sollten die Jugendlichen darauf psychologisch vorbereiten und ihnen die Maßnahmen als Dienst am Volke vermitteln. Das Vertrauen zwischen Erziehern und Zöglingen wurde dadurch massiv gestört. Die Heimleitung konnte sich andererseits den nationalsozialistischen Vorschriften und Anordnungen nicht entziehen, da sie mit Denunziationen durch die Zöglinge zu rechnen hatte. In Berichten an staatliche Stellen kam die salesianische Erziehung im Geiste Don Boscos nicht vor, obwohl kirchliche Feste im Haus gefeiert wurden. Im Zuge des Entkonfessionalisierungsprogramms der NSDAP wurde das Heim sukzessive unterbelegt und diente dann bis 1941 als Verwahranstalt für Menschen mit geistiger Behinderung. Bei dieser Personengruppe hatte der Staat keine weltanschaulichen Bedenken bei der Unterbringung. Die deutschen Salesianer hatten die Geschichte des Helenbergs lange Zeit ausgeblendet.

Ein Schwerpunktthema der Tagung war Orden und Heiligkeit. Prof. Dr. Joachim Schmiedl (Vallendar) gab zunächst anhand des Index ac Status Causarum (1999) einen statistischen Überblick über *Selig- und Heiligsprechungen unter den Pontifikaten des 20. Jahrhunderts*. Von Pius X. bis Ende 1999 fanden insgesamt 366 Feiern statt. Davon waren 261 Selig- und 105 Heiligsprechungen. Von insgesamt 2159 selig- und heiliggesprochenen Personen waren fast die Häfte (47,9%) Ordensleute. Dabei korrespondiert die Anzahl der weiblichen Ordensleute bei weitem nicht mit der Anzahl der Seligen und Heiligen; wurden doch im 20. Jahrhundert mehr als doppelt so viele Ordensmänner als Ordensfrauen kanonisiert. Berücksichtigt man hingegen die Anzahl der selig- und heiliggesprochenen Ordensgründer und Gründerinnen, so beträgt der Anteil der Gründerinnen an den insgesamt kanonisierten Ordensschwestern 44%. Hier macht sich die

große Anzahl der Kongregationsgründungen im 19. Jahrhundert bemerkbar. Nicht zu vergessen ist, dass ein Prozess viel Geld kostet und einen langen Atem braucht.

An diesen Vortrag schlossen sich zwei Beispiele an. Johannes Mertens (Berlin) sprach über *die selige Maria Louise Merkert* (1817-1872), die zur Gründerinnengruppe der Schwestern von der heiligen Elisabeth gehört. Eine Frauengruppe widmete sich seit 1842 in Neisse der ambulanten Krankenpflege. Nach einer Orientierungsphase bei den Borromäerinnen gründeten sie 1859 einen Krankenpflegeverein, der vom Fürstbischof als kirchliche Gemeinschaft anerkannt wurde. Maria Merkert wurde die erste Generaloberin. Ab 1866 wurden Schwestern ins Ausland entsandt. Die Schwestern engagierten sich auch in der Kriegskrankenpflege. Die päpstliche Anerkennung erfolgte 1871. Beim Tod von Merkert zählte die Gemeinschaft 440 Schwestern in 87 Niederlassungen. Der kanonische Prozess wurde 1985 in Oppeln eröffnet und am 30. September 2007 mit der Seligsprechung in Neisse abgeschlossen.

Der Pallottiner Prof. Dr. Heribert Niederschlag (Vallendar) stellte mit *Rosa Margarete Flesch (1826-1906) die Gründerin der Waldbreitbacher Franziskanerinnen von der allerseligsten Jungfrau Maria von den Engeln* vor. Flesch kam aus einfachsten Verhältnissen, war früh für ihre Geschwister verantwortlich und widmete sich dann der Krankenpflege. Ihr Handeln war geprägt vom Vorbild des Heiligen Franziskus von Assisi. Sie fühlte sich zum Ordensleben berufen, konnte diesen Schritt aber erst 1863 verwirklichen. Sie wurde 1869 Generaloberin der von ihr gegründeten Gemeinschaft, aber in diesem Amt nach 1878 nicht mehr bestätigt. Sie wurde Opfer einer Intrige des geistlichen Rektors der Gemeinschaft, Konrad Probst, der die Wahl einer anderen Schwester favorisierte, um seine Macht und seinen Einfluss auf die junge Gemeinschaft zu behalten. Flesch lebte bis zu ihrem Tod – von vielen Schwestern als Gründerin unerkannt – als einfache Schwester in einem Filialhaus ihrer Gemeinschaft. Der Referent betonte vor allem die Kraft der Spiritualität von Rosa Flesch sowie ihre zielstrebige Festlegung auf ein Lebensprojekt. Die anwachsende Gemeinschaft – heute sind die Waldbreitbacher Franziskanerinnen ein Krankenpflegekonzern – ignorierte das Leben ihrer Gründerin bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts. Publikationen wurde zeitweise unterdrückt. Der Seligsprechungsprozess begann 1957 und er wird am 4. Mai 2008 abgeschlossen.

Die Tagung begann mit einem heiteren Thema und endete mit kulinarischen Ausblicken. Dr. Mary-Anne Eder (Kösching) vermittelte einen Einblick in *Klosterküchen und Klosterrezepte*. Die Regel des heiligen Benedikt bestimmte die Eigenproduktion und die Eigenversorgung der Mönche mit Nahrungsmitteln und legte fest, wer sich in der Küche betätigt und was jeder Mönch essen darf. So handelt es sich bei Trippa all´olivetana um ein benediktinisches Rezept. Denn nicht alle Rezepte, die den Namen Kloster im Titel führen, stammen wirklich aus einem Kloster. Fleisch stand bei Orden, die es nicht nur für die Kranken vorsahen, lediglich an drei Tagen der Woche auf dem Tisch. Gab es doch bis zur Erfindung der Tiefkühltruhe ein Problem der Konservierung. Interessant waren die Fastenspeisen und deren optische Gestaltung. So wurde auch Fleisch in Fischform serviert. Über Gemüse, Gewürze und Backwerk führte der Weg auch zum Champagner Dom Pérignons. Klosterprodukte sind heute vielfach gefragt und im Internet wird weltweit mit diesem Label gehandelt.

Gisela Fleckenstein

Die nächste Tagung des Arbeitskreises findet vom 6. bis 8. Februar 2009 in Vallendar statt. Kontakt: Dr. Gisela Fleckenstein, E-Mail: g.fleckenstein@web.de oder PTH Vallendar, Arbeitskreis Ordensgeschichte 19./20. Jahrhunderts, Prof. Dr. Joachim Schmiedl, Pallottistr. 3, 56174 Vallendar, E-Mail: jschmiedl@pthv.de

Neue Bücher

Rezensionen

Patristik

HEITHER, Theresia OSB / REEMTS, Christiana OSB

BIBLISCHE GESTALTEN BEI DEN KIRCHENVÄTERN. ABRAHAM

Münster: Aschendorff, 2005. – 399 S. – ISBN 3-402-04385-8. – EUR 39.00.

sowie

HEITHER, Theresia OSB / REEMTS, Christiana OSB

BIBLISCHE GESTALTEN BEI DEN KIRCHENVÄTERN. ADAM

Münster: Aschendorff, 2007. – 334 S. – ISBN 978-3-402-04387-5. – EUR 39.80.

Die zwei Bücher, die im Folgenden besprochen werden, eröffnen eine neue Reihe, die sich laut Vorwort zum Ziel gesetzt hat, „die Art und Weise, wie die großen Theologen der frühen Christenheit die Bibel lasen, vorzustellen und so zu einer geistlichen Schriftauslegung in unserer Zeit Anregungen zu geben" (Abraham, 6). Beide Autorinnen, die zur Abtei Mariendonk gehören - Christiana Reemts ist dort seit 2005 Äbtissin -, haben schon durch mehrere Veröffentlichungen zur Exegese der Kirchenväter ihre fachliche Befähigung zur Durchführung des Projekts erwiesen.

Der Band über Abraham ist in zwei Teile gegliedert. Der erste Teil, von Th. Heither verfasst, bietet, nach einer kurzer Einleitung zur Hermeneutik der Kirchenväter (14-21), Zeugnisse von altchristlichen Autoren zum Abraham-Zyklus Gen 11-25 (22-183). Zwei zusammenfassende Abschnitte über Abraham im übrigen Alten Testament und im Neuen Testament (184-227) vervollständigen den Überblick über die Gestalt Abrahams in der Bibel aus der Sicht der alten Kirchenschriftsteller. - Der zweite Teil, von Ch. Reemts besorgt, beschäftigt sich mit Abraham in der christlichen Tradition: Als geschichtliche Gestalt, die Fakten (Zeit und Ort) (235-243), seine Bedeutung (der erste Verehrer des wahren Gottes, der Freund Got-

tes, Philosoph, Priester, König, Presbyter, Athlet der Gottesliebe, Vater, Prophet) (244-314), Abraham als moralisches Vorbild (315-353), Abraham als Typos (354-365), als Hoffnung für die Zukunft (S.366-372). Eine Bibliographie und ein Register der zitierten Autoren und Stellen schließen den Band ab (377-399).

Der Band über Adam trägt der Bedeutung und Komplexität der anvisierten Gestalt Rechnung und ist dementsprechend anders gegliedert. Ch. Reemts behandelt zuerst das Thema „Adam – der Mensch am Anfang": Was heißt „Adam"? - die Einheit der Menschheit in Adam – Bild Gottes – Wesen aus Leib und Seele – Bewohner des Paradieses (18-106). Th. Heither listet sodann die literarischen Zeugnisse zu Gen 2,15-4,1 auf (107-246). Der Sünde Adams wird ein eigenes Kapitel gewidmet, das Ch. Reemts geschrieben hat (247-281). Die Bedeutung Adams im Neuen Testament (Th. Heither) (283-307) und ein Epilog über die Rettung Adams (Ch. Reemts) (309-316) sind die zwei letzten Themen des Bandes, der auch mit einer Bibliographie und einem Register der zitierten Autoren und Stellen abgeschlossen wird (317-334).

Was Th. Heither am Anfang des Abrahambandes über den intendierten Leserkreis sagt, dürfte als Ansatz für die ganze Reihe gelten (14): Für die Fachleute bietet das Buch „eine wertvolle Materialsammlung. Es soll aber darüber hinaus Christen ansprechen, die sich intensiver mit der Heiligen Schrift beschäftigen wollen, besonders mit dem Alten Testament, das wertvoll ist für die Glaubenserkenntnis, also nicht nur von historischem Interesse ... Alle, die wissen und verstehen wollen, was das Alte Testament mit ihrem Leben als Christen und ihrem Glauben zu tun hat, können bei ihnen (d.h. bei den Kirchenvätern) Anregungen finden." (14)

Wenn ich es richtig verstehe, geht es bei dieser Reihe um ein durchaus ernstes Anliegen, nämlich um das über den historischen Sinn der Schrift hinausgehende Ziel, den geistigen Sinn der Schrift zu erfassen, wofür die Auslegung der so genannten „Kirchenväter" als Vorbild hergenommen wird. So sehr dieses Anliegen ernst zu nehmen und zu würdigen ist, drängen sich dennoch manche Fragen auf, die ich, ohne die Zielsetzung der Reihe in Abrede zu stellen, formulieren möchte.

1. Die Kirchenväter als „Väter des Glaubens" (Abraham, 14 u. 16). Die Bezeichnung ist deswegen problematisch, weil sie eine Nähe zwischen den Kirchenvätern und den heutigen Gläubigen suggeriert, die m.E. nicht gegeben ist. Das fängt schon mit dem Begriff „Kirchenvater" an. Wenn die Autorinnen zwischen „Kirchenvätern" und „Kirchenschriftstellern" nicht unterscheiden (Abraham, 10), warum fällt sogleich die Entscheidung zugunsten der „Kirchenväter"? Erstaunt liest man im Vorwort (Abraham, 10): „Wenn in diesem Buch von 'Vätern' oder 'Kirchenvätern' die Rede ist, umfasst dieser Begriff auch Autoren wie ORIGENES und TERTULLIAN, die im strengen Sinn nicht als Kirchenväter bezeichnet werden, weil ihr Werk auch Aussagen enthält, die von der Kirche nicht rezipiert wurden." Als hätte die Kirche alle Aussagen der „echten" Kirchenväter rezipiert, etwa die subordinationistische Christologie Justins (1 Apol 13,3) oder den Chiliasmus des Irenäus (adv.haer. 5,31-36). Gerade im Hinblick auf Origenes und auf seine Wirkungsgeschichte in der Bibelauslegung – das heben die Autorinnen selbst hervor – wird deutlich, dass der Begriff „Kirchenvater" historisch irrelevant und für das Verständnis der altchristlichen Literatur eher ein Hindernis ist. – Es ist möglich, dass der Glaube der heutigen Christen viele Väter hat, aber wahrscheinlich wird man dazu kaum die „Kirchenväter" rechnen dürfen. Je mehr sich einer mit den altchristlichen Autoren beschäftigt, desto deutlicher tritt das Empfinden der Fremdheit gegenüber einer Denkweise hervor, die nicht die unsere ist. Die Auswahl der Texte in beiden Bänden ist geschickt gemacht, um möglichst viele Abschnitte zu bieten, zu denen der heutige Leser einen Zugang finden kann. Trotzdem bleibt die Begegnung mit einer Sprache und Denkart, die uns fern lie-

gen, unvermeidbar. Die Überlegung des Irenäus (adv.haer. 3,23,5) über die Schurze aus Feigenblättern (Gen 3,7) ist eines von vielen anderen Texten, die das verdeutlicht: „Indem er einen Schurz nahm, bewies Adam gleich bei der Tat Reue, weil er sich mit Feigenbaumblättern bedeckte. Denn es hätte viele andere Blätter gegeben, die den Körper nicht so gequält hätten. Trotzdem machte er sich, von der Furcht Gottes erschüttert (vgl. Gen 3,10), ein Gewand, das ganz zu seinem Ungehorsam passte. Jetzt, da er seinen natürlichen und kindlichen Sinn verloren hatte und auf schlechte Gedanken gekommen war, drückte er den ausgelassenen Ansturm des Fleisches zurück und legte sich und seiner Frau den Zügel der Enthaltsamkeit um, aus Furcht vor Gott und in Erwartung seiner Ankunft. Damit wollte er ungefähr sagen: Das Kleid der Heiligkeit, das ich vom Geist hatte, habe ich durch Ungehorsam verloren, und nun muss ich erkennen, dass ich eine solche Bedeckung verdiene, die keinerlei Vergnügen bereitet, sondern den Körper kratzt und sticht“ (Adam, 184).

2. Die Exegese der „Kirchenväter“ und eine geistliche Schriftauslegung in unserer Zeit. Richtig beschreibt Th. Heither die Exegese der Kirchenväter (Abraham, 14-21). Dazu passt das Zitat aus Origenes, Jo. 20,10: „Jede Abrahamsgeschichte muss allegorisch verstanden werden und, was er getan hat, muss von uns geistig nachvollzogen werden“ (Abraham, 13). Ohne Zweifel haben die Autoren der Alten Kirche die Schrift mit dem Instrumentarium ihrer Zeit ausgelegt. Die Frage ist nun, ob der heutige Leser, der durch das historische Bewusstsein in einem ganz anderen Verstehenshorizont lebt, für eine geistliche Schriftauslegung auf die Typologie und Allegorie nach wie vor angewiesen ist. Der intensive Kontakt mit den alten Kirchenschriftstellern wird immer anregend bleiben, aber es kann nicht darum gehen, von einer „geistlosen“ historischen Exegese zu einer typologisch bzw. allegorisch orientierten geistigen Auslegung hinüberzugehen, die nicht nach der ursprünglichen Aussageintention des Textes fragt, sondern den Text das sagen lässt, was durch den jeweiligen Bezugsrahmen der Allegorie vorgegeben ist. Eine richtig verstandene historische Hermeneutik, welche den verschiedenen Sinnebenen eines Textes Rechnung trägt, weist m.E. auf den richtigen Weg für eine geistliche Schriftauslegung in unserer Zeit hin.

3. Die Aussagen der alten Kirchenschriftsteller und deren historisch-theologischer Hintergrund. Es mag sein, dass das zitierte Interesse, mit Texten der alten Kirchenschriftsteller Anregungen „zu einer geistlichen Schriftauslegung ... zu geben“, die Frage nach dem theologischen Hintergrund der zitierten Aussagen stark beeinträchtigt hat. Es gibt aber Informationen, die notwendig sind, um den betreffenden Sachverhalt richtig erfassen zu können. Als erstes Beispiel erwähne ich die Gestalt des Philo von Alexandria. Es war eine angenehme Überraschung, im Register seinen Namen in der Rubrik „Texte der Kirchenväter“ zu finden. Aber der Leser wird seine Bedeutung für die alexandrinische Exegese und ihren Wirkungsbereich durch die zitierten Stellen nicht richtig einschätzen. Philo ist der große Lehrmeister in der Kunst der Allegorie, und seine Spuren sind bei den Kirchenschriftstellern weit häufiger zu finden als hier angegeben wird. Das gilt für Gestalten wie Adam und Abraham, aber auch für Mose, dem sicherlich auch ein Band gewidmet sein wird. - Eine Unterscheidung in der Charakterisierung Abrahams zwischen der christlichen Theologie und dem Judentum (Abraham, 375) vermag ich nicht zu teilen, es sei denn, dass Philo aus dem Judentum herausgenommen wird. Auch der „Philo christianus“ der Kirchenschriftsteller bleibt doch ein Jude. - Ein zweites Beispiel bietet die Frage der Gottebenbildlichkeit (Gen 1,26). Origenes, Ambrosius und Augustinus werden mit der Meinung zitiert, die Gottebenbildlichkeit bestehe in der Seele, im Geiste des Menschen (Adam, 55-57). Dass diese Ansicht keine christliche Errungenschaft ist, sondern auf Philo zurückgeht, erfährt der Leser nicht. Im Gegensatz dazu behauptet Irenäus (adv. haer. 5,6,1), dass das Fleisch nach dem Abbild Gottes gebildet ist („quae

est plasmata secundum imaginem Die"). Ch. Reemts zitiert die Stelle und erklärt sie trefflich durch die Bedeutung der Inkarnation bei Irenäus (Adam, 58). Darüber hinaus wäre eine zweifache Verdeutlichung erforderlich: 1. Es handelt sich um zwei ganz verschiedene Anthropologien, die man nicht einfach nacheinander erwähnen darf, ohne auf den tiefen Unterschied zwischen den beiden aufmerksam zu machen; 2. die Anthropologie des Irenäus wurde in der christlichen Theologie kaum rezipiert. - In beiden Bänden reihen sich die Zitate als wären sie zeitlose Zeugen einer weitgehend übereinstimmenden Theologie, die durch die Aussagen der „Väter" vertreten wird. Die Wirklichkeit der altchristlichen Literatur ist eine andere.

Die vorgetragenen Bemerkungen zielen nur darauf ab, die komplexe Problematik, die mit der altchristlichen Literatur und der Suche nach einer geistlichen Schriftauslegung verbunden ist, offen zu legen. Niemand wird dabei Lösungen erwarten, aber es wäre gut, darüber nachzudenken.

Horacio E. Lona SDB

AUGUSTINUS, Aurelius

DIE BERGPREDIGT

Ausgewählt und übertragen von Susanne Greiner.
Einsiedeln: Johannes-Verlag, 2006. – 170 S. – (Christliche Meister 54).
– ISBN 3-89411-396-0. – EUR 14.00/Sfr. 22,50.

In der Reihe „Christliche Meister" hat Hans Urs von Balthasar mehrere umfangreiche Werke des Augustinus in Auswahl mit einer Einleitung versehen und herausgegeben: Der Gottesstaat, Über die Psalmen, Die Bekenntnisse, Das Antlitz der Kirche (aus dem Predigtwerk). Der Band mit der Auslegung der Bergpredigt, in der leicht gekürzten Übertragung von Susanne Greiner, setzt die gute Tradition fort, wichtige Texte des Augustinus einem breiten Leserkreis zugänglich zu machen.

Die Einführung (9-29) informiert zuerst kurz und klar über den historischen Rahmen der Schrift (9-14), die „nach dem August 393" (9) datiert wird. Es ist verständlich, dass der begabte Rhetor, der auf Wunsch des Bischofs in der Gemeinde von Hippo die Aufgabe der Verkündigung übernahm, über einen sowohl bekannten als auch schwer zu deutenden Text predigen musste. Darüber hinaus war es aber sicherlich die Bedeutung des Textes, die Augustinus dazu bewegte, eine Auslegung in zwei Büchern zu verfassen. Darin verband er meisterhaftes exegetisches Können nach den damals üblichen Interpretationsprinzipien mit dem Anliegen des Seelsorgers. Für diesen stellt die Bergpredigt das „Idealbild für einen christlichen Lebenswandel" dar (vgl. de sermone domini 1,1). – Es folgt eine gedankliche Gliederung (14-21), die anhand von kurzen Inhaltsangaben den Weg der Auslegung erschließt. – Der letzte Teil der Einführung: „Die Bergpredigt als Zeugnis der Gnadenlehre" (21-29), hebt die theologische Bedeutung des Textes gerade im Hinblick auf eine Frage hervor, die Augustinus auch später immer wieder beschäftigen und auf die er noch oft zurückkommen wird: das Mysterium der Gnade.

Die Übersetzung ist flüssig und gibt den lateinischen Text gut lesbar wieder. Wenige Anmerkungen erläutern Einzelheiten im Zusammenhang mit anderen Werken des Afrikaners. Der

Leser findet auch Hinweise auf die „Retractationes", in denen Augustinus manche Ansichten in seiner Auslegung revidiert bzw. präzisiert. – Eine knappe aber gut ausgewählte Bibliographie (167-170) schließt den Band ab.

Im Vergleich zu den oben erwähnten Werken des Augustinus ist die Auslegung zur Bergpredigt längst nicht so umfangreich. Daher wäre es m.E. besser gewesen, auf Kürzungen zu verzichten. Hätte man sich dafür entscheiden, wäre das Buch nur um etwa 15 Seiten gewachsen. In der jetzigen Gestalt des Textes weiß der Leser nicht, wie viel vom lateinischen Text weggelassen wurde. Auslassungszeichen (...) erscheinen dort, wo nur eine als Übergang gedachte Wendung übergangen wurde (z.B. 33.49), aber auch einige Zeilen (z.B. 48.50) oder ganze Abschnitte (z.B. im ersten Buch die Kap. 23.25.65; vgl. 51.53.86; im zweiten Buch die Abschnitte 7.54.55.79; vgl. 106.142.159) können gemeint sein. In den Passagen, wo ein ganzer Abschnitt ausgelassen wurde, wäre eine kurze Inhaltsangabe über die entstandene Lücke hilfreich, um die Denkart des Augustinus besser zu kennen.

Bei Kürzungen an einem Text bleibt jede Entscheidung erfahrungsgemäß sehr subjektiv. Was einem von sekundärer Bedeutung erscheint, kommt einem anderen sehr wichtig vor. Unter diesem Vorbehalt weise ich auf einige Abschnitte hin, die vielleicht Beachtung verdient hätten, etwa 2,65 mit dem Beispiel des Paulus als Gegensatz zum Heuchler (149f), oder 2,70 mit der Erklärung zu Mt 7,17f, dem guten und dem schlechten Baum.

Zur Bergpredigt gibt es eine unüberschaubare Literatur in allen möglichen Gattungen, die sich an verschiedene Adressaten richtet. Die Auslegung des Augustinus ist nach wie vor wertvoll nicht nur für die Geschichte der Exegese und der christlichen Spiritualität, sondern auch als Zeugnis für die einmalige Bedeutung der Bergpredigt. Die letzte deutsche Übersetzung des Werkes ist die von A. Schmitt (St. Ottilien 1952). Dass den deutschsprachigen Lesern jetzt eine neue Fassung in einer Sammlung vorliegt, die Texte von „christlichen Meistern" veröffentlicht, entspricht ganz dem Sinn der Reihe.

Horacio E. Lona SDB

GRABNER-HAIDER, Anton

DIE GROßEN ORDENSGRÜNDER

Wiesbaden: Marix, 2007. – 256 S. – ISBN 978-3-86539-921-2. – EUR 5.00.

„Die Orden und Klöster haben ohne Zweifel die christliche und europäische Kultur durch fast 1600 Jahre entscheidend mitgeprägt." (15) Daher ist es lohnenswert, die Gründerpersönlichkeiten geistlicher Gemeinschaften einer eingehenden Betrachtung zu unterziehen – ein Anliegen, dem sich der österreichische Theologe und Religionswissenschaftler Anton Grabner-Haider widmet. Der Titel des Buches gibt den Inhalt allerdings nur unvollständig wieder, denn mehrere Kapitel handeln nicht von Ordensgründern und -gründerinnen, sondern thematisieren allgemeine Aspekte des Ordenslebens bzw. einzelner Gemeinschaften.

Zum Aufbau des Werkes: Auf das Vorwort (11-13) und die Einleitung (15-19: „Auf den Spuren Jesu – zurück zu den Anfängen!") folgen zwei Kapitel, in denen es um Ordensgründer des christlichen Altertums geht (20-43: „‚Neues im Osten' – Von Eremiten, Anachoreten und Koinobiten"; 43-55: „Ordensväter im Westen"). Jeweils zwei Kapitel behandeln das Mittelalter sowie die (frühe) Neuzeit, wobei hier großer Wert auf die Kontextualisierung gelegt wird (56-81: „Das Mönchtum im Mittelalter"; 81-122: „Die Ordensgründer im Mittelalter"; 122-140: „Orden und Klöster in der Neuzeit"; 140-163: „Ordensgründer in der Neuzeit"). In den zwei Kapiteln zum 19. und 20. Jahrhundert findet auch eine Differenzierung nach Geschlechtern statt (163-174: „Ordensgründer im 19. und 20. Jahrhundert"; 174-195: Ordensgründerinnen im 19. und 20. Jahrhundert"). In einem weiteren Kapitel geht es um neue geistliche Bewegungen der Gegenwart (195-231: „Movimenti und Säkularinstitute"). Das letzte Kapitel stellt schließlich die Frage nach der Zukunft des Ordenslebens (231-240: „Ausblick: Zur Situation der Orden heute"). Ein Verzeichnis der Ordensgemeinschaften im deutschsprachigen Raum (241-247), die Anmerkungen (249-255) und eine kurze Bibliographie (256) runden das Buch ab.

Im ersten Kapitel zu den Anfängen des Mönchtums im östlichen Teil des Römischen Reiches (Ägypten, Syrien) macht der Autor deutlich, dass sehr unterschiedliche Faktoren zur Entstehung einer neuen Lebensform in der Kirche führen konnten: Impulse aus dem Neuen Testament, soziale Veränderungen, Einflüsse des Judentums und der griechischen Philosophie. Es werden drei besonders bedeutende und bekannte Persönlichkeiten vorgestellt: Antonios von Ägypten (ca. 251-356), Pachomios von Ägypten (ca. 292-347) und Basilios von Kaisareia (ca. 330-379). Diese drei Namen stehen auch dafür, dass das Ordensleben mehr und mehr an Struktur gewann – nicht zuletzt durch die von Pachomios und Basilios verfassten Regeln.

Im zweiten Kapitel werden die westlichen „Ordensväter" Martin von Tours (ca. 316-397), Rufinus von Aquileia (ca. 345-410), Hieronymus (ca. 347-419), Aurelius Augustinus (354-430) und Johannes Cassianus (ca. 360-435) behandelt und auch in ihrer Bedeutung für die Theologie und andere Bereiche des kirchlichen Lebens gewürdigt. Den größten Raum nimmt dabei Augustinus ein (48-54).

Das dritte Kapitel setzt nicht bei den Gründergestalten an, sondern thematisiert allgemeine Entwicklungen in Kirche und Ordensleben des Mittelalters. Indem Grabner-Haider das keltische Mönchtum, die Bildungstätigkeit mittelalterlicher Klöster, Reformen in der Karolingerzeit und im Hochmittelalter (unter anderem Cluny) und die Entstehung der Ritterorden behandelt, beschreibt er zugleich den kulturgeschichtlichen Hintergrund, der für das Wirken der großen Ordensgründer und -reformer des Mittelalters bedeutsam wurde. Um Benedikt von Nursia (ca. 480-547), Bruno von Köln (ca. 1036-1101), den Zisterzienserreformer Bernhard von Clairvaux (1090-1153), Norbert von Xanten (ca. 1085-1134), Dominikus von Guzman (ca. 1170-1221), Franz von Assisi (ca. 1182-1226) und Klara von Assisi (ca. 1193-1253) geht es dann auch im vierten Kapitel.

Im fünften Kapitel spannt der Autor erneut einen weiten kulturgeschichtlichen Bogen, diesmal von der Renaissance über die Reformation; die Katholische Reform, die Barockzeit und die Aufklärung bis hin zur Säkularisation von 1803 und zum beginnenden Kongregationsfrühling. Im sechsten Kapitel werden Angela Merici (1474-1540), Ignatius von Loyola (1491-1556), Johannes von Gott (1495-1550), Kamillus von Lellis (1550-1614), Philipp Neri (1515-1595), Pierre de Bérulle (1575-1629), Franz von Sales (1567-1622), Mary Ward (1585-1645), Vinzenz von Paul (1581-1660) und Alfons von Liguori (1696-1787) behandelt. Zugleich wird aufgezeigt, dass die frühe Neuzeit eine Vielzahl sehr unterschiedlicher Ordensgemeinschaften hervorbrachte, wobei nun auch Frauen in größerem Maße als Gründerinnen aktiv wurden.

Das 19. Jahrhundert bescherte der katholischen Kirche den schon genannten Kongregationsfrühling. Hier konnte (und musste) der Autor aus einer Fülle von Gründergestalten auswählen. Bei den Männern (siebtes Kapitel) entschied er sich für Guillaume Chaminade (1761-1850); Vincenzo Pallotti (1795-1850), Johannes Bosco (1815-1888), Daniele Comboni (1831-1881), Charles Lavigerie (1825-1892), Arnold Janssen (1837-1909) und Franz Pfanner (1825-1909); bei den Frauen (achtes Kapitel) für Madeleine Sophie Barat (1779-1865), Karolina (Theresia) Gerhardinger (1797-1879), Antonia Lampel (1807-1850), Clara Fey (1815-1894) und Katharina Scherer (1825-1888).

Am Ende des achten Kapitels finden sich ein kurzer Abschnitt über „Frauenorden – heute und morgen" (183f) und ein Exkurs über „Große Ordensfrauen" (184-195), der sich mit der Zeit vom 4. bis zum 20. Jahrhundert beschäftigt. Hier werden unter anderem Scholastika, Lioba, Roswitha von Gandersheim, Hildegard von Bingen, Gertrud von Helfta, Katharina von Siena, Johanna Franziska von Chantal, Teresa von Ávila, Theresia von Lisieux, Edith Stein erwähnt – allesamt Ordensfrauen, die nicht Gründerinnen waren, aber im Laufe der Geschichte Großes leisteten.

Im neunten Kapitel wird nach einem allgemein gehaltenen Abschnitt zu den Säkularinstituten (196-199) die Personalprälatur Opus Dei (199-202) eigens behandelt. Danach werden in aller Kürze sehr unterschiedliche, zum Teil ökumenisch ausgerichtete „Movimenti" (202-231) vorgestellt wie die Charismatische Erneuerung, Communione e Liberazione, die Fokolar-Bewegung, die Gemeinschaft Sant'Egidio, die Integrierte Gemeinde, die Salesianische Familie, die Schönstatt-Bewegung. Diesen neuen geistlichen Bewegungen scheint Grabner-Haiders besondere Vorliebe zu gelten. 231 schreibt er: „Alle diese und viele andere geistliche Bewegungen versuchen, den christlichen Glauben zu leben und in der modernen und postmodernen Welt zu bezeugen. [...] Diese Bewegungen sind weltweit die Keim- bzw. Frischzellen der katholischen Kirche. Vom Absterben der Religion kann hier keine Rede sein."

Im zehnten und letzten Kapitel konstatiert der Autor, dass Ordensgemeinschaften heute in Europa vor Problemen – vor allem bezüglich der Gewinnung von Nachwuchs – ste-

hen. Ihm ist es ein Anliegen, das prophetische Charisma des Ordenslebens zu bewahren. Ein Weg dazu ist aus seiner Sicht die Existenz neuartiger Gemeinschaften: „Warum nicht ein alternatives, von Spiritualität geprägtes Zusammenleben von Mönchen, Nonnen, Familien und Singles in den großen und heute bereits vielfach leer stehenden Klostergebäuden? [...] – Die Klöster blieben so Orte geistlichen Lebens, Orte auch des sozialen und persönlichen Lernens, von dem viele nach Sinn suchende Zeitgenossen profitieren könnten[...]."

Das vorliegende Buch ist von einer großen Sympathie für die behandelten Ordensgründer und -reformer geprägt. Manchmal klingt Grabner-Haiders Sprache etwas hagiographisch. Positiv zu erwähnen ist auf jeden Fall, dass der Autor Entwicklungen im Ordensleben jeweils in einen kulturgeschichtlichen Horizont einordnet und auch die Wirkungsgeschichte der einzelnen Gründungen nicht ausspart. Es handelt sich um ein gut lesbares Buch, dessen verständliche Sprache sich an ein breites Publikum richtet und das für eine Erstinformation zum Thema Ordensgeschichte geeignet ist. Für Leser, die das Studium eines Ordensgründers bzw. einer -gründerin vertiefen möchten, wäre es jedoch hilfreich gewesen, wirklich weiterführende Literatur anzugeben.

Bei der Lektüre der Anmerkungen fällt auf, dass sich Grabner-Haider bei der Abfassung der ersten fünf Kapitel vorwiegend auf Studien und Gesamtdarstellungen zur Ordensgeschichte stützt, dass er für die letzten fünf Kapitel hingegen weitgehend das „Lexikon für Theologie und Kirche" konsultiert hat. Was die Movimenti anbetrifft, so zitiert er vor allem aus Broschüren der Erzdiözesen Wien und Salzburg, was zur Folge hat, dass manche Passagen seines Werkes nach Eigendarstellung dieser neuen geistlichen Gemeinschaften klingen.

Einige kleine Fehler haben sich in das Buch eingeschlichen: S. 69 findet sich eine unpassende Kopfzeile. S. 242 werden als Provinzen der Jesuiten im deutschsprachigen Bereich genannt: „Niederdeutsche Provinz", „Oberdeutsche Provinz" und „Österreichische Provinz"; dabei haben sich die beiden deutschen Provinzen schon 2004 zu einer einzigen zusammengeschlossen, und außerdem gibt es eine Schweizer Provinz. Auf derselben Seite fehlen etwa die Salesianer Don Boscos in der Aufzählung der Ordensgemeinschaften. S. 243 wird der Ortsname „Bottrop" falsch geschrieben.

Norbert Wolff SDB

DER PAULINERORDEN IN DEUTSCHLAND

Beiträge zu seiner Geschichte und Gegenwart.
Von Elmar L. Kuhn, Magda Fischer und P. Miroslaw Legawiec.
Tettnang: Senn, 2005. – 256 S. – ISBN 3-88812-200-7.

sowie:

DAS OFFICIUM DES PAULINERORDENS AM FEST DES ORDENSPATRONS; DES HL. PAULUS DES EREMITEN; AM 10. JANUAR

Duplex I classis cum octava communi.
Redigiert nach den Texten von 1703 bis 1938 von Elmar L. Kuhn.
Friedrichshafen: Collectio Paulina, 2005. 139 S. – (Geschichte am See; Bd. 56). – ISSN 0718-4994. – Beziehbar über: Kulturamt des Bodenseekreises, Schloss Salem, 88682 Salem. Das Heft kostet EUR 10.00.

Die Pauliner zählen zu den in Deutschland eher unbekannten Orden. Die Gemeinschaft entstand um 1250 in Ungarn durch den Zusammenschluss von Eremitengruppen, die sich unter das Patronat des historisch schwer fassbaren, frühchristlichen Eremiten Paulus von Theben (Ägypten) stellten. Der Orden breitete sich rasch im ostmitteleuropäischen Raum (Ungarn, Kroatien, Österreich, Polen) und in Schwaben aus. Das berühmteste Kloster des Ordens befindet sich im polnischen Tschenstochau, wo die Pauliner auf dem Hellen Berg (Jasna Góra) die Wallfahrt zur Schwarzen Madonna betreuen. Nach Schwaben gelangte die Gemeinschaft im Jahre 1340; bis 1405 entstanden hier fast 20 Klöster, die eine eigene Provinz mit Sitz (meist) in Langnau bei Tettnang (Bodenseekreis) bildeten. Reformation und Türkenkriege schwächten den Orden zeitweise, bis die Barockzeit eine neue Blüte brachte. Nur zwei Klöster – Tschenstochau und Krakau – überlebten die josephinischen Klosteraufhebungen in Österreich-Ungarn sowie die große Säkularisation in Deutschland. In den letzten 25 Jahren entstanden – von Polen aus – neue Niederlassungen in Süddeutschland: Mainburg, Todtmoos, Erding, Regensburg, St. Märgen und Passau. Der ursprünglich stärker kontemplativ ausgerichtete Orden ist in Deutschland vor allem pastoral tätig.

Zwei neuere Publikationen möchten die Erinnerung an das paulinische Erbe in Deutschland wachhalten und die heutige Wirksamkeit des Ordens einer breiteren Öffentlichkeit vorstellen.

Der Sammelband „Der Paulinerorden in Deutschland" beinhaltet verschiedene Beiträge, die teilweise schon an anderen Stellen publiziert worden sind. Nahezu alle Beiträge (bis auf zwei Artikel von Magda Fischer und einen Artikel von Miroslaw Legawiec) stammen aus der Feder von Elmar L. Kuhn.

Zum Aufbau des Buches: Vorwort (7f.); „Die Pauliner, ein Orden aus Ungarn in Schwaben und seine Rückkehr aus Polen" (9-21); „Der Ordenspatron: Der hl. Paulus von Theben, der erste Eremit" (22f); „Eremiten und Mönche: Entstehung und Frühgeschichte des Ordens" (24-37); „Die deutsche Provinz vom 14. bis 16. Jahrhundert" (38-52); „Die schwäbische Provinz in der frühen Neuzeit" (53-120); „Die Spiritualität der schwäbischen Pauliner im Spiegel der Visitationen" (121-146); Magda Fischer, „Bildung und Ausbildung der Mönche in der schwä-

bischen Provinz" (147-160); Magda Fischer, „Die Bibliotheken der schwäbischen Paulinerklöster" (161-184); „Das Ende der deutschen Paulinerklöster 1340-1807" (185-201); Miroslaw Legawiec, „Die Gegenwart: Die Rückkehr der Pauliner nach Deutschland" (202-208); „Die schwäbischen Paulinerklöster des 17. und 18. Jahrhunderts" (209-223); „Liste der Provinziale und Prioren" (225-231); Quellen und Literatur (232-242); Druck- und Bildnachweise (243-245); Orts- und Personenregister (246-255).

Die einzelnen Artikel informieren in verständlicher Sprache über die wichtigsten Aspekte des paulinischen Ordeslebens in Deutschland. Zahlreiche Bilder (Fotografien, Stiche, Karten usw.) lassen die Darstellung sehr anschaulich werden. Der Leser, der sich eingehender mit der Materie befassen möchte, hätte sich Anmerkungen zu den verschiedenen Beiträgen gewünscht. Allerdings ist zu sagen, dass das ausführliche Quellen- und Literaturverzeichnis diesen Mangel bis zu einem gewissen Grade kompensiert.

Bei dem von Elmar L. Kuhn redigierten „Officium des Paulinerordens" handelt es sich um die Rekonstruktion des Offiziums eines Paulinerkonvents zum Hochfest des Ordenspatrons. Der Herausgeber nennt als Ziele:
„- ein Beispiel für den Aufbau des Officiums vor der großen Reform des Stundengebets durch das Vatikanum II zu präsentieren,
- den Umfang der Gebetsverpflichtungen im Tageslauf zu verdeutlichen,
- eine Quelle für die spezifische Spiritualität des Paulinerordens zugänglich zu machen,
- nicht nur eine historische Quelle vorzulegen, sondern auch die eigene Teilnahme am Gebetsleben des Ordens zu ermöglichen." (9)
Zum Aufbau: Vorwort (8-10); rekonstruiertes Offizium (11-104); Varianten (105-115); „Anhang: Deutsche Offizien 1733 und 1736" (116-125); Quellen- und Literaturverzeichnis (126-131); ausführliches Register (132-139).
Geboten werden neben den lateinischen Texten auch deutsche Übersetzungen, die in der Regel der Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift bzw. dem Stundenbuch entnommen sind. Detaillierte Angaben am Rand ermöglichen es, zu den Originalquellen zu gelangen.

Norbert Wolff SDB

HERSCHE, Peter

MUßE UND VERSCHWENDUNG

Europäische Gesellschaft und Kultur im Barockzeitalter.
Freiburg [u.a.]: Herderverlag, 2006. – ISBN 978-3-451-28908-8. – EUR 78.00.
Bd. 1. S. 1-666.
Bd. 2. S. 667-1206.

„Ein überraschend neuer Blick auf eine glanzvolle Epoche – ein hinreißendes Buch für jeden historisch Interessierten." Mit überschwänglichem Lob preist der Herderverlag das Werk des emeritierten Berner Historikers an. Und in der Tat muss man das dickleibige Buch, das nur des Umfangs wegen, nicht aus sachlichen Gründen in zwei Bände unterteilt wurde, der Leserschaft dieser Zeitschrift dringend empfehlen: Zumindest in jeder Bibliothek solcher Orden, deren Wurzeln weiter zurück als bis in das 19. Jahrhundert reichen, sollte es nicht fehlen.

Hersche schreibt eine Art Handbuch, das versucht die Barockepoche sowohl in ihrer gesamten zeitlichen als auch räumlichen Ausdehnung in den Blick zu nehmen. Dazu bedarf es freilich eines solchen Überblicks über die Materie, wie ihn sich der Verfasser zahlreicher Einzelstudien und Literaturberichte im Laufe der Jahre hat erwerben können: Nicht nur über die Ereignisgeschichte der wichtigsten europäischen Länder, sondern auch über die sozialhistorischen Fakten desselben Raumes weiß Hersche im Detail Bescheid. Die Darstellung der letzteren bildet den eigentlichen Gegenstand des Buches. Doch auch die Theorie-Diskussionen der letzten Jahrzehnte sind ihm geläufig.

Die diversen, zum Teil gegensätzlichen sozial- und kulturhistorischen Ansätze für die Erforschung und Interpretation der Barockepoche stellt er nach einer Vorbemerkung zur Zielsetzung und zum Aufbau des Buches umfassend dar und arbeitet seine eigene Position heraus (36-111). Entschieden wendet er sich dabei gegen das auf der Bielefelder Schule von Hans Ulrich Wehler fußende wissenschaftliche Paradigma von der Konfessionalisierung, welches besonders die Kirchenhistoriker Heinz Schilling für die evangelische Kirchengeschichte und Wolfgang Reinhardt für die katholische vertreten und das sich bis heute einer allgemeinen Anerkennung erfreut (55-63). Kennzeichnend für die Reinhardsche These ist die Interpretation der konfessionellen Ausbildung in den frühneuzeitlichen Territorien als einer Epoche der Modernisierung. Konfessionalisierung wurde dadurch zur „fraglosen Erfolgsstory" stilisiert. „Von einem Standpunkt der weniger aus dem 16. Jahrhundert nach vorwärts als aus dem 18. Jahrhundert zurückblickt, stellt sich aber die einfache Frage: Wenn man im katholischen Europa so eifrig modernisiert hätte, wie dies Reinhard annimmt, dann hätte seine damals konstatierte und etwa im wirtschaftlichen Bereich auch einigermaßen messbare ‚Rückständigkeit' doch gar nicht oder nicht in diesem Ausmaß entstehen können." (58)

Demgegenüber möchte Hersche die bekannte These von Max Weber, die Entstehung des Kapitalismus hänge ursächlich mit der Ausformung des Protestantismus zusammen, gewissermaßen von ihrer Kehrseite her betrachten: Wenn es nach Weber einen engen Zusammenhang von Religion und wirtschaftlichem Verhalten gibt und es ihm darum ging, „zu analysieren, wie dieser Zusammenhang beschaffen war, wie sich die Religion auf das Profane auswirkte und die Lebenspraxis formte" (106), so stehe diese Aufgabe für den Barockkatholizismus noch aus. Dieser Aufgabe will sich der Verfasser stellen und er sieht sein Programm in der Formel zusammengefasst, die seinem Buch den Titel gibt: Muße und Verschwendung sind nach Hersche die Insignien dieses Katholizismus gewesen, ja, des Barock überhaupt. Weshalb er seine Darstellung auch auf die katholische Kirche beschränken will, da sich das protestantische Leben und Denken der Zeit von dieser Lebenshaltung fundamental unterscheide. Ich muss allerdings zugeben, dass mir auch nach der Lektüre noch nicht recht klar ist, ob es sich hier um ein hellsichtiges Urteil oder um einen methodischen Circulus vitiosus handelt.

Die Darstellung von „Anspruch und Wirklichkeit" der tridentinischen Reform schließt den Einleitungsteil ab (152-211). In drei großen Blöcken untersucht Hersche sozialgeschichtliche, wirtschaftsgeschichtliche und kultur- und mentalitätsgeschichtliche Aspekte des Barockzeitalters. Dabei geht er im einzelnen auf die „Eigenheiten der katholischen Gesellschaft" (214-246), „Den geistlichen Stand" (247-318), „Das Kloster als spezifische Lebensform" (318-383), „Die Rolle der Laien in der Kirche (383-439, hier ist auch sehr breit das Bruderschaftswesen abgehandelt), den speziell „katholischen Wirtschaftsstil" (442-489), das „Kreditwesen und Investitionsverhalten" (490-527), die „ostentative Verschwendung" (528-600), die Vorliebe für die Muße (601-666), die „erfolglose Disziplinierung" (668-747), das „Leben ohne Plan" (748-793), das Wallfahrtswesen als „religiösem Freizeitvergnügen" (794-845) und den

Zusammenhang von „Bildung, Wissenschaft und Magie“ (845-890) ein. Aus diesem in solcher Weise geordnetem Material zieht er auf den letzten knapp zweihundert Seiten ein Resümee. Das Zahlenmaterial über die Religiosen (bei ihm Klerus genannt) legt er in mehreren Tabellen vor. Ein Literaturverzeichnis und ein Personenregister schließen den zweiten Band ab.

Dieser Überblick deutet die Fülle an, die Hersche vor dem Leser auszubreiten weiß und der eine Rezension nur schwer gerecht zu werden vermag. Für uns bietet es sich an, den Blick auf die Darstellung des Klosterwesens zu beschränken.

Als einen „Spiegel der damaligen Gesellschaft“ fasst er das Kloster auf, weil sich die Pole von Muße und Verschwendung im Hang zum kontemplativen Leben und der exorbitanten Bautätigkeit besonders ausgeprägt hätten.

Die Zusammenfassung des Zahlenmaterials über die Entwicklung der Religiosen in Europa, welches er mit aller Vorsicht, die man gegenüber den Quellen haben muss, präsentiert, ergibt den Trend eines Anstiegs der Ordensangehörigen von der Zeit des Tridentinums an bis zu der Zeit um 1750. Das ließe vermuten, dass die tridentinische Reform auch in den Klöstern ihre Wirksamkeit zeigte. Dieser Schlussfolgerung steht Hersche insgesamt und so auch im Falle der Klöster indessen sehr skeptisch gegenüber. In diesem Zusammenhang betont er, dass die Reformforderung von den Orden als Rückgewinnung der ursprünglichen Intention ihrer Gründung verstanden wurde und diese Interpretation einen gewissen Gegensatz zu den als neu erachteten Forderungen des Trienter Konzils bildet. Dass sich die alten Orden dabei an den Formen mittelalterlicher Frömmigkeit orientierten, wurde noch dadurch begünstigt, dass Neugründungen wie die Jesuiten bald als Konkurrenz gerade auf dem Gebiet der Frömmigkeit empfunden wurden. Während also im 17. Jahrhundert zwei unterschiedliche Konzepte von Reform zum Teil miteinander unvereinbar waren, schwand im 18. Jahrhundert generell der Reformwille und es kam in ganz Europa „wie im Spätmittelalter zu einer Verweltlichung mit ziemlichen Erleichterungen von der Regel.“ (330) Hersche liefert für die Behauptung zahlreiche Belege aus der Entwicklung des Alltagslebens in beiden Jahrhunderten.

Konterkariert wurde der Reformgeist auch durch die soziale Funktion, die die Klöster für ihre Insassen einnahmen. Dass religiöse Motive bei einem Klostereintritt im Vordergrund standen, war ja meist eine Ausnahme. Besonders in Frauenklöstern kam dagegen der Umstand zum Tragen, dass viele nur deshalb Nonnen wurden, weil sie mangels der elterlichen Finanzkraft ledig geblieben wären, was deren sozialen Geringschätzung bedeutet hätte. „ Nicht in erster Linie wegen des religiösen Impetus der Gegenreformation, sondern infolge der allgemeinen Durchsetzung des Fideikommisses und der Heiratsbeschränkungen wurden Klöster so aus durchaus profanen Ursachen zu unentbehrlichen Instituten.“ (335)

Ungeachtet dessen hebt Hersche auch die Leistungen hervor, die die Orden für Kirche und Gesellschaft erbrachten. Die Leistungen für die Kirche, die vor allem auf dem Gebiet der Seelsorge und der Sakramentenspendung lagen, blieben den Aufklärern freilich fremd. Aber auch sie mussten immerhin der Tatsache Rechnung tragen, dass das Bildungswesen „in den katholischen Ländern auch außerhalb der Theologie fast vollständig auf den Orden“ ruhte (346). Deshalb entgingen solche, die sich darin besonders hervortaten auch der ersten Welle der Aufhebungen, was aber das allgemeine Schicksal der katholischen Orden am Anfang des 18. Jahrhunderts nicht abwenden konnte. Kritischer betrachteten die Aufklärer dagegen das große caritative Engagement, weil damit „eine Armee von Müßiggängern“ (347) unterhalten würde. Dass dies freilich nicht das Problem der Orden war, sondern aus der dauernden Arbeitslosigkeit, der die Klöster auch durch vielfältige Beschäftigungen begegneten, resultierte, wurde bei dieser Argumentation ausgeblendet. In diesem Zusammenhang ist besonders auf

die rege Bautätigkeit hinzuweisen, die nicht nur vielen Künstlern sondern vor allem Handwerkern dazu verhalf, ihre Existenz aufzubauen und zu erhalten. Allerdings ist das barocke „Klosterschloss" wie man es nennen kann, ein Bautyp, der außerhalb des südlichen deutschsprachigen Bereichs einschließlich Böhmens nur punktuell vorkommt und sich zudem in der Regel auf die Männerklöster beschränkt (das hat seinen Grund vor allem im System der Finanzierung durch die Kommende). Neben der Arbeitsbeschaffung nennt Hersche als weitere Gründe für die rege Bautätigkeit das neue Kirchenbauideal, das Anwachsen der Bibliotheksbestände und die daraus resultierende Notwendigkeit neuer Räume, das Konkurrenz- und Machtdenken unter den einzelnen Klöstern.

Es ist ein wenig Schade, dass er an dieser Stelle dem für die historische Anthropologie so zentralen Gedanken der Repräsentation keinen Deutungsvorrang eingeräumt hat, weil sich auf diese Weise mehr über das Selbstverständnis der Orden anhand deren Bautätigkeit hätte sagen lassen. Die Motive, so wie sie von ihm dargestellt werden, machen jedenfalls den Eindruck als ob es sich um eine Summe von Zufälligkeiten handelte und sich das Prunken-Wollen dabei letztlich durchgesetzt habe. Ist es aber nicht erstaunlich, dass z.B. die oft stattlichen Bibliothekssäle mit künstlerisch wertvollen Deckengemälden keineswegs für die öffentliche Repräsentation gemacht waren, weil kaum jemals ein Externer diese „Schätze" zu Gesicht bekam? Stattdessen wendet sich diese Art von Repräsentation nach innen an die Mönche selbst und schärft so deren Bewusstsein von Sinn und Zweck ihres Hierseins, das sich wiederum in der Bautätigkeit Ausdruck verschafft. Für das Aufzeigen dieser Wechselwirkung von Ausdruck und innerer Haltung bildet die Barockzeit die ideale Epoche – wie Hersche übrigens selbst schon im Titel des Werkes und an vielen anderen Stellen des Buches deutlich macht.

Diese Anmerkung ist eine Marginalie, die keinen Schatten auf die große Leistung des gelehrten Historikers wirft. Eben weil es sich hier um ein Standardwerk handelt, das für eine lange Zeit Gültigkeit beanspruchen darf, irritiert es allerdings am Ende doch, dass für die Aufbereitung der Literatur und des reichen Inhaltes so wenig Mühe verwandt worden ist. Zwar informieren Abschnitte in Petitschrift gedrängt und gut über die Forschungslage eines bestimmten Themas und geben wichtige Informationen über bestimmte in der Literaturliste aufgeführte Bücher. Weder findet aber ein Rückverweis aus dem Register oder der Liste in den Text statt, so dass diese Informationen ohne Aufwand stets zuhanden wären, noch wird die Literaturliste selbst systematisch dargeboten. Wer sie benutzen möchte, um für bestimmte Themen den Einstieg zu finden, muss sich durch über hundert dicht bedruckte Seiten kämpfen. Auch fragt man sich bei einem so reichhaltigen Werk, wem das sechseinhalbseitige Personenregister eigentlich dienen möchte? Es sollte doch mindestens dem Verlag klar gewesen sein und eigentlich keiner Diskussion darüber bedürfen, dass erst die angemessene Erschließung (und d.h. auch geographische und vor allem sachliche Zugriffsmöglichkeiten mittels Register) dem Werk eine Nutzung ermöglicht, die es ohne Zweifel verdient. Bei einer der zahlreichen Neuauflagen, die man dem Unternehmen gerne wünscht, wird dieser Mangel leicht zu beheben sein.

Philipp Gahn

HELLMEIER, Paul D.

DOMINIKUS BEGEGNEN

Augsburg. Sankt-Ulrich-Verlag; 2006. – 152 S. – (Zeugen des Glaubens).
– ISBN 978-3-936484-92-2. – EUR 11.90.

Im Band „Dominikus begegnen" aus der Reihe „Zeugen des Glaubens", nähert sich Paul D. Hellmeier OP der Gründergestalt seines Ordens, dem Heiligen Dominikus an, wobei er dieses Unterfangen als kein Einfaches bezeichnet (9). Im deutschen Sprachraum ohnehin wenig bekannt, überdecken zahlreiche Klischees ein unverstelltes Bild auf den Ordensvater der Predigerbrüder. Überdies hinterließ der hl. Dominikus selbst so gut wie nichts Schriftliches, aus dem man – für sich alleine genommen – Rückschlüsse auf seinen Charakter, gar auf die Intention seiner Ordensgründung ziehen könnte. Dennoch zeichnet der Autor anhand einer Vielzahl von geschichtlichen Quellen, Legenden und Zeugenberichten, die über den Heiligen existieren, ein lebendiges und anschauliches Bild von Dominikus. Das Buch gliedert sich in zwei Teile, wovon der erste über das Leben des hl. Dominikus Auskunft gibt, der zweite mit der Überschrift „Vita Apostolica" bezeichnete Teil den Charakter des Heiligen und die Sendung des Ordens anhand der Quellen darstellt.

Im ersten Teil beginnt Hellmeier chronologisch mit der Kindheit des Heiligen in Caleruega im von der Reconquista geprägten, spanischen Kastilien und beschreibt den jungen Dominikus als einen von Mitleid und Entschlossenheit geprägten Charakter. Durch den Verkauf seiner Studienbücher, dem der Ausspruch des hl. Dominikus „Ich will nicht über toten Häuten studieren, während Menschen vor Hunger sterben" (25) vorausgegangen sein soll, wurde der Bischof von Osma auf den jungen Mann aufmerksam und holte ihn als Regularkanoniker an die Kathedrale seines Bischofssitzes, dessen säkularisierte Kanoniker er einer Reform unterziehen wollte. Im Zuge der Beauftragung Diegos, des Bischofs von Osma, zur Brautsuche durch König Alphons von Spanien, begegnet Dominikus erstmals den Reformbewegungen der Katharer und Waldenser in Südfrankreich, worauf er seine Berufung zur Predigttätigkeit zum „Heil der Menschen" (49) erkannte. Politik und Macht interessierten Dominikus nicht und er lehnte mehrere ihm angebotene Bischofsstühle ab. Anfang des Jahres 1215 konstituierte sich in Toulouse die erste Brüdergemeinschaft, indem sich zwei Bürger der Stadt, nämlich Petrus Seilhan und Johannes von Navarra an den Mann aus Caleruega banden, ohne dass jedoch die Absicht bestand, einen Orden zu gründen. Im Umfeld des IV. Lateran-konzils (1215) allerdings, das im 10. Kapitel die Bestellung geeigneter Prediger forderte, wollten sich Dominikus und Bischof Fulko das bisher Erreichte anerkennen und sich die Gemeinschaft als „Orden der Prediger" bestätigen lassen. Nach der Annahme der Augustinusregel für den Orden, die durch die Konstitution der Prämonstratenser ergänzt wurde, begann das Ordensleben als „vermönchte Kanoniker" (54) seinen Lauf zu nehmen. Nachdem Dominikus an Mariä Himmelfahrt des Jahres 1217 seine Mitbrüder anscheinend ohne klares Ziel aussandte, um neue Niederlassungen zu gründen, empfahl Papst Honorius III. in der Bulle

vom 11. Februar 1218 die „Brüder des Predigerordens" den Bischöfen und Oberen (60). Im Kapitel „Spanienreise und letzte Jahre in Italien" beschreibt der Autor die Ausbreitung und Festigung des Ordens. Der erste Teil des Buches schließt unter gewohnter Berücksichtigung der Quellen mit den Kapiteln über Tod (6. August 1221) und Heiligsprechung (3. Juli 1234) des Dominikus, der – obwohl durch seine Brüder zunächst vor starker Verehrung zurückgehalten – sein Leben lang den „Wohlgeruch Christi" verströmt hatte (vgl. 2 Kor 2,15).

Im zweiten Teil des Buches will der Autor v.a. anhand der bisweilen lapidar einfachen Quellen aus dem Heiligsprechungsprozess ein „ebenso zeitnahes wie lebendiges Bild des Heiligen" (87) zeichnen und stellt überdies dadurch grundgelegte Charakteristika des Ordens selbst dar. Freude, Gelassenheit, Liebenswürdigkeit und Mitleid sind typisch für den Ordensvater, die in den Quellen immer wieder begegnen. Aus dem Gebet schöpfte Dominikus die Kraft für sein aktives Tun. „Mit Gott oder von Gott sprechen" war die Devise des Heiligen, eine Charakteristik dominikanischer Spiritualität, die in dem Satz „contemplari et contemplata aliis tradere" nach Thomas von Aquin in anderen Worten zum Ausdruck kommen sollte. Dieser Grundzug bestimmte Leben und Predigttätigkeit der Dominikaner. Armut war für Dominikus nicht so sehr ein Weg der Christusnachfolge, als vielmehr im Dienst der Verkündigung stehend, Demut lehrend und der Dynamik des Ordens förderlich. Strenge verband der Heilige stets mit Güte, und großes Vertrauen in seine Mitbrüder gehörte zu seinem Wesen. Das apostolische Leben als „Synthese aus klösterlichem Gemeinschaftsleben und Glaubensverkündigung in Armut" (105), wie es im Dominikanerorden von seinem Gründer angelegt wurde, wurde von Papst Innozenz III. in seinen Bemühungen um eine Reform der Kirche favorisiert. Dessen Nachfolger Papst Honorius III. stattete den Orden mittels Bullen mit zahlreichen Privilegien aus und schrieb die Predigt als die vornehmliche Aufgabe seiner Sendung fest. In den folgenden Kapiteln erörtert Hellmeier die Annahme der Augustinusregel durch Dominikus, beschreibt die Wahl des Heiligen zum ersten Ordensmeister auf dem ersten Generalkapitel und das Entstehen der Ordenskonstitutionen als dynamische, anpassungsfähige Ordensverfassung, sowie die Einführung der Dispens als Neuerung im klösterlichen Leben, um dem Studium und der Predigt nichts in den Weg zu setzen. Die Konzentration auf das Studium und die auf dem zweiten Generalkapitel beschlossene „Ansiedlung" des Ordens in den beiden großen Universitätszentren Paris und Bologna bescherten dem jungen Orden einen regen Zulauf an neuen, motivierten und gut qualifizierten Brüdern. Die Liebe des Dominikus zu Büchern und zum Studium sollte somit gleichsam der Auftrag des Ordens als Antwort auf die Herausforderungen der Zeit im Dienste der Kirche werden. Im letzten Kapitel vor dem abschließenden Anhang, der wichtige Urkunden zur Gründung des Predigerordens beinhaltet, liegt es dem Autor am Herzen, den unbefangenen Umgang mit, gar die „Schwäche" des Dominikus für das „schöne Geschlecht" (130) darzustellen, was letztlich das „Erdverhaftetsein" des Heiligen unterstreicht und somit daran erinnert, dass auch Heilige Menschen sind, allerdings mit einer gehörigen Portion Mut, Hingabe und Visionen.

Insgesamt ist das detailliert an Quellen recherchierte und liebevoll „komponierte" Buch ein sehr lesenswerter und geeigneter Einstieg, um mit Person und Werk des dominikanischen Ordensgründers und seiner Spiritualität vertraut zu werden.

Horst Wieshuber

OPEKA, Pedro CM

KÄMPFER DER HOFFNUNG

Wie ich den Kindern Madagaskars eine Zukunft gab.
Unter Mitarb. von Carole Excaravage und Grégory Rung. Aus dem Französischen von Gérard Turbanisch.
Berlin: Ullstein, 2007. – 297 S. – ISBN 978-3-550-07893-4. – EUR 19.95.

Der argentinische Missionspriester Pater Pedro Opeka, nominiert für den Friedensnobelpreis, ist in Frankreich und den USA eine große Berühmtheit und wird auf dem Klappentext des Buches gar als würdiger Nachfolger von Mutter Teresa und Abbé Pierre bezeichnet. Im angezeigten Buch beschreibt der Lazarist unter Mithilfe zweier französischer Schriftsteller seine Herkunft und Motivation, vor allem aber sein tägliches Leben in einem Dorf in Madagaskar.

Madagaskar gehört laut Berichten der WHO zu den fünf ärmsten Ländern der Erde. Während der Staatsapparat Madagaskars unfähig ist, das Land zu verwalten, fristen 90% aller Madagassen ihr Dasein in tiefster Armut. Tausende sterben an Epidemien und Unterernährung. Pater Pedro schildert in seinem Buch ungeschminkt die Not der madagassischen Bevölkerung. Mit deutlichen Worten prangert er die Missstände auf dieser Insel und die Ignoranz der machthabenden Personen an. Doch noch mehr als seine Worte entblößt die Kraft seines Werkes die Lügen seiner feindlichen Umwelt. Pater Pedro war und ist bereit, sich dem Elend der Menschen in Madagaskar zu stellen – mit nichts anderem als seinem Glauben und großem Mut.

Als Sohn slowenischer Auswanderer wächst Pedro Opeka in ärmlichen Verhältnissen in Argentinien auf. Die tiefe religiöse Verwurzelung seiner Eltern sowie deren schlichtes, aber umso klareres Wertesystem prägen schon früh seine Persönlichkeit. Von seinem Vater erlernt er das Maurerhandwerk, das ihm im Laufe seines Lebens immer wieder von Nutzen sein wird. Mit viel Energie, sportlichem Ehrgeiz und großer Neugierde durchläuft er seine Schul- und Universitätsausbildung. Zahlreiche Auslandsaufenthalte in Europa und Amerika weiten seinen Horizont und zeigen ihm die Vielfalt an Möglichkeiten, die ihm offen stehen. Dennoch entscheidet er sich für das Ordenspriestertum in der Gemeinschaft der Missionspriester des Hl. Vinzenz von Paul. Als solcher kommt er im Missionseinsatz nach Madagaskar und entdeckt dort die tiefe Armut und Hoffnungslosigkeit der Menschen, die auf die Mülldeponie der Inselhauptstadt Antananarivo abgeschoben werden. In dieser Begegnung erkennt er endgültig seine Berufung: gerade diesen von allen verlassenen Menschen die christliche Erlösungsbotschaft zu verkünden und mit ihnen einen Weg für zukunftsfähige Grundlagen zu suchen. Auf diese Weise tritt er vollkommen in die Spuren seines Ordensgründers Vinzenz von Paul, der sich im 17. Jahrhundert mit den Ärmsten der Armen solidarisierte und ihnen Hilfe zur Selbsthilfe anbot. Wie dieser verzichtet Pater Pedro auf ein erfolgreiches Leben als Kleriker und tauscht sein sicheres Quartier im sauberen Pfarrhaus gegen die Nachbarschaft einer Müllhalde. Er weiß, worauf er sich einlässt, denn „Missionar zu werden, bedeutet, den Weg in die Hölle zu wählen". Doch Schulter an Schulter mit Tausenden von Unterprivilegierten sucht er nach Auswegen aus dieser Hölle. Dabei verspricht er den Menschen nicht den Himmel auf Erden. Er kommt nicht mit unzähligen Spendengeldern und Hilfsgütern, sondern er steht als Mensch an ihrer Seite, mit nichts in den Händen außer seiner Maurerkelle, Hoffnung im Herzen und einer neuen Perspektive. Durch Arbeitsmöglichkeiten versucht er den Menschen ei-

ne Chance auf ein neues Leben zu eröffnen und ihnen so ihre Menschenwürde zurück zu geben. Wer von den Armen bereit ist, auf diese Weise neu Verantwortung für sein Leben zu übernehmen und für die Verbesserung der eigenen Lebensbedingungen zu arbeiten, wird in das Hilfsprojekt aufgenommen.

Der tägliche Kampf ist kein leichter und Pater Pedro und seinen Mitarbeitern werden immer wieder Steine in den Weg gelegt: aus Unwissenheit, aus Angst, aus Neid. Sogar mit internationalen Hilfsprogrammen gerät er in Konflikt, da diese oft eher eigenen Notwendigkeiten folgen statt den selbstgefundenen Hilfswegen der Betroffenen. Dennoch umfasst die Kleinstadt Anamaso der Armen der Müllhalde inzwischen tausende Einwohner, von denen alle einer Arbeit nachgehen, ausreichend ernährt und medizinisch versorgt sind und Zugang zu Bildung haben.

Die Lebensgeschichte, vor allem aber der tägliche Kampf von Pater Pedro lassen den Leser nicht unberührt. Mit Bewunderung und Hochachtung steht man vor der großen Leistung und dem unerschütterlichen Gottvertrauen dieses Menschen. Man spürt seine Zurückhaltung, sich selbst zur Schau zur stellen, und doch lässt der Autor eine erstaunliche Nähe zu seinem Leben, vor allem aber zu seinem Glauben zu. Durch klare Sprache und eindeutige Beschreibungen weckt er beim Leser ein Verständnis für den religiös orientierten Kampf gegen das Unrecht der Welt. Viel Energie, ja sogar Wut kommt zwischen den Zeilen zum Ausdruck: Wut gegenüber der Ignoranz und Arroganz vieler Menschen, die die Augen verschließen vor dem Elend. Wut, die bei ihm jedoch nicht in Zerstörung oder Resignation umschlägt, sondern die er immer und immer wieder in konstruktive Energie verwandelt. Pater Pedro versteht sich als Botschafter seiner „Brüder von der Müllkippe" und möchte die Menschen wachrütteln. Er möchte davon überzeugen, dass jeder seinen Beitrag für mehr Gerechtigkeit auf dieser Welt, für die Wiederbelebung der menschlichen Werte, für Liebe und Barmherzigkeit leisten kann. Er überzeugt in seiner Radikalität und seinem Bemühen um Wahrhaftigkeit und lässt einen doch mit dem Gefühl zurück, zu solchen Taten selbst nicht fähig zu sein.

Barbara Flad SCVP

MAUREDER Josef SJ

MENSCH WERDEN – ERFÜLLT LEBEN

Ignatianische Impulse.
Würzburg: Echter-Verlag, 2007. – 94 S. – ISBN 978-3-429-02936-4. – EUR 8.90.

Die seit 2004 bestehende kleine Schriftenreihe der „Ignatianischen Impulse" im Echter-Verlag wächst zusehends an. Sie hat es sich zur Aufgabe gesetzt, aktuelle und existentielle, aber auch umstrittene Themen aufzugreifen und zu diskutieren. Wegen ihrer guten und verständlichen Lesbarkeit bietet sie konkrete Hilfestellung für das alltägliche Leben aus dem Glauben an. Dabei stehen die Impulse des Heiligen Ignatius, gleich einer Grundmelodie, begleitend im Hintergrund. Nun hat der österreichische Jesuit Josef Maureder, Novizenmeister der deutschsprachigen Jesuitenprovinzen und Psychotherapeut, ein schönes Büchlein vorgelegt zu einem immer aktuellen Thema: wie kann ich ein erfülltes Leben finden und dabei ganz Mensch werden? Die Gedanken Maureders bestechen durch ihre Klarheit und Nüchternheit, ihren Erfahrungsbezug und durch eine wunderbare, heute so selten zu findende Ausgewogenheit. „Auf dem Weg menschlichen Reifens geht es darum, immer mehr zu werden, was wir sind: Mensch." (8) Den Begriff der Reife umschreibt der Verfasser in einer dreifachen Grundausrichtung der Person: die innere Stimmigkeit, die Beziehungsfähigkeit und die Offenheit für die ganze Realität, die bisweilen so vielstimmig und widersprüchlich daherkommt. Wie kann der Mensch zu solcher Reife finden, gerade wenn er sich seiner religiösen Herkunft bewusst ist? „Reifen in christlicher Sicht ist wie die immer harmonischer werdende Melodie zweier Töne: des menschlichen Tons und des geistlichen Tons." (9) Beide klingen zusammen und ergeben die Melodie, die den je einmaligen Weg eines Menschen ausmacht.

Maureder entfaltet den Weg der Reifung in vier Kapiteln. Er greift darin zentrale Lebensbereiche auf, in denen sich menschliches Wachstum ereignet und ergänzt seine Anmerkungen mit konkreten Übungsfragen für die Leser. Es geht ihm um eine stimmige Lebensweise (Kapitel 1), eine liebevolle Lebensweise (Kapitel 2), eine kreative Lebensweise (Kapitel 3) und eine vertrauensvolle Lebensweise (Kapitel 4). Die persönliche Reifung kann der Mensch nicht machen und doch kann er sie gestalten, indem er die Bedingungen bewusst wählt bzw. immer wieder korrigiert, wo es nötig und möglich ist. Der Verfasser betont den Geschenkcharakter eines erfüllten Lebens und benennt die Hauptblockaden, die das Reifen verhindern. Der Mythos der Unfehlbarkeit verwechselt Reife mit Perfektion. Nicht der vollkommene und fehlerlose Mensch hat zu sich gefunden, sondern der, der es lernt, die Fehlerhaftigkeit des Daseins, der eigenen Person zuzulassen und anzunehmen. Der Mythos der Unverwundbarkeit gaukelt dem Menschen vor, dass absolute Schmerzfreiheit und permanente Stärke Zeichen für erfülltes, „richtiges" Leben seien. Reife erweist sich stattdessen gerade darin, die eigenen Gefühle der Trauer, Angst und Schwäche wahrzunehmen, sie anzunehmen und sie auf dem Weg der Menschwerdung immer mehr zu integrieren.

Reifen im Sinne des Autors hat überhaupt viel mit dem fein zu balancierenden Gleichgewicht von Gestalten und Lassen zu tun. Seine Ausführungen wecken Freude und Zuver-

sicht, sich auf den eigenen Weg zu einem volleren, lebendigeren Leben zu begeben. Sie vermitteln Wertschätzung und Barmherzigkeit im Blick auf die Vorläufigkeit des Daseins, auf die oft mühsamen Prozesse des Werdens. „Wonach man jagt, das bekommt man nicht; aber was man werden lässt, das fliegt einem zu.", zitiert Maureder einen jüdischen Weisheitsspruch. So liegt hier eine Einladung zum Werden vor, die jeden, ob fromm oder nicht, aufrichten und ausrichten kann.

Elisabeth Thérèse Winter

SCHMITT, Veronika Elisabeth OCarm

CONTEMPLATIO

Die Mystik des Karmel aus Quellen frühchristlicher Kontemplation.
Würzburg: Echter-Verlag, 2007. – 134 S. – ISBN 978-3-429-02898-5. – EUR 12.80.

Sr. Veronika Elisabeth Schmitt, Karmelitin im Kloster Heilig Blut in Dachau hat im Echter-Verlag ein Buch zu den Quellen der Mystik des Karmel – vor allem in der frühchristlichen Kontemplation – vorgelegt. Das Buch zeichnet ihren eigenen langjährigen Weg der Kontemplation nach, es wurde angestoßen durch die Lektüre der Schrift „Der Karmel im Heiligen Land" (von P. Elias Friedmann, hg. von P. Silvano Giordano OCD, 7) und die Begleitung von Kontemplationsgruppen, die sie angesichts der Anziehungskraft östlicher Meditationsformen angeregt haben, den Blick über die vertrauten westlichen Traditionen des Karmel – die großen spanischen Mystiker Teresa von Avila und Johannes vom Kreuz – hinaus zu wagen. In Zeiten der Suche nach Zukunftswegen für das Ordensleben tut der Blick in die Quellen not. Sr. Veronika Elisabeth Schmitt versucht, die „Elija-Quelle" in aller Vielfalt neu zu erschließen (124) und dabei den Ursprung des Karmel stärker in der Mystik der östlichen Patristik und Ordensgeschichte zu verorten. So kann „auch ein anderes Licht auf die Entstehungsgeschichte des Ordens" (10) fallen. Sr. Veronika Elisabeth Schmitt verfolgt dabei jedoch kein wissenschaftliches Interesse, die Publikation ist persönlich motiviert und – wie sie im einführenden „Überblick" (7-11) schreibt – in den Kontext ihrer Arbeit mit Kontemplationsgruppen eingebettet. Ihr Anliegen charakterisiert sie folgendermaßen: „Zu wenig bekannt wurden im westlichen Christentum kontemplative Formen des Gebets, welche das Ich-Bewußtsein erweitern, die Personalität transzendieren hin zu einer christlich verstandenen Einheitserfahrung, in der Personalität und Transzendenz sich im Einswerden mit der Person Jesu Christi im Geheimnis Gottes als dem Urgrund verbinden." (8) Wenn darum die östlichen Traditionen der „theoria" – der Gottesschau – aufgearbeitet werden, kann der Mensch neu lernen, „mit den ‚Augen der Seele bzw. des Geistes (nous)'" (8) an die Wirklichkeit Gottes zu rühren. So ist es Anliegen ihres Buches, „die Mystik des Karmel als eine Mystik zu skizzieren, in der die personale liebende Beziehung zu Gott in Jesus Christus verbunden ist mit der Weite von Transzendenzerfahrung einer „via negationis" (Apophatik), die Rationalität und Personalität transzendiert." (10) Weiter erläutert sie dieses „Transzendieren" jedoch nicht.

Der zentrale erste Teil des Buches (15-80) entfaltet ihren Zugang zu den Quellen frühchristlicher Kontemplation in 5 Schritten: vorgestellt werden der Gedanke des „Ek-stase" bei Philo von Alexandria, die Beziehung zum Bräutigam Christus bei Origenes, das immerwährende Gebet im frühchristlichen Mönchtum, die mystische Nacht bei Gregor von Nyssa und die negative Theologie Pseudo-Dionysius Areopagitas. Von Bedeutung gerade für die Spiritualität des Karmel und seine Brücken zwischen den Traditionen des Alten und Neuen Bundes ist der Ansatz bei der mystischen Theologie Philos von Alexandria. Sr. Veronika Elisabeth Schmitt bezieht sich auf seine Schrift „Über das beschauliche Leben" und die Interpretation der Gottesschau durch Mose. Bei Origenes ist diese Inpretation der alttestamentlichen Texte christozentrisch angelegt. Seine Charakteristik des Weges der Seele zu Gott wird über die 27. Homilie zum Buch Numeri vorgestellt. Mit Gregor von Nyssa und Pseudo-Dionysius Areopagita wird das Feld negativer Theologie erschlossen, die Gottesschau wird als „eine alles transzendierende Erfahrung aufgezeigt" und in den „Bereich der Transrationalität" geführt" (8). Hier wird etwas deutlicher, was Sr. Schmitt unter Transrationalität versteht: „Es geht nicht mehr primär um das Denken, sondern um das Lieben. Damit erschließt Gregor den Bereich der Transrationalität mittels der Sehnsucht des menschlichen Herzens, die unstillbar ist. Transrationalität schließt Rationalität ein, nicht aus, sie ist „übervernünftig", nicht widervernünftig" (75).

Im zweiten Haupteil (83-118) skizziert die Verfasserin in drei kurzen Schritten die „Mystik des Karmel", zunächst die Erfahrung der Gegenwart Gottes bei den ersten Karmeliten Anfang des 13. Jahrhundert auf dem Berg Karmel, wobei sie sich auf Texte wie das „Buch der ersten Mönche" bezieht, die gerade die Kontinuität des Karmelordens mit der mönchischen Tradition auf dem Berg Karmel herausstellen, als Gegenakzent zu den Änderungen, die der Karmelorden durchmacht, als er im Westen Fuß fasst und sich in vielem den neu entstandenen Bettelorden angleicht. Bei allen Änderungen bleibe jedoch das Ziel der Kontemplation, das „Verkosten der göttlichen Gegenwart im Herzen und im Geist" (97). Nicht ganz klar ist, warum die Verfasserin gerade hier behauptet, dies sei die „klassische Definition des Abendlandes von Mystik": „Erkenntnis Gottes aus der Erfahrung (experimentalis)" (97). Was „westlich", was „östlich" akzentuiert ist, verschwimmt hier. Das Anliegen dieser These bleibt im Dunkeln. In einem zweiten und dritten Schritt werden der Beginn der Reform des Karmelordens durch Teresa von Avila und Johannes vom Kreuz in den Blick genommen. Auch hier ist Sr. Schmitts Anliegen, die Mystik der großen „Meister" des Karmelordens in die vorgestellte Tradition frühchristlicher Kontemplation einzubetten. So weist sie ausführlich auf Teresas Lektüre der Texte des Franziskaners Francisco de Osuna hin, der an die Formen der Kontemplation der Wüstenväter erinnert hat; dabei wird aber auch das Auszeichnende der teresianischen Mystik herausgestellt, die Christozentrik und Orientierung an der Menschheit Jesu. Die entsprechenden Texte Teresas aus dem „Buch meines Lebens" oder der „inneren Burg" werden zitiert. Unklar bleibt, warum Sr. Schmitt in der „Zusammenschau" zum Teresa-Kapitel den Auferstandenen und nicht den Menschgewordenen in den Blick nimmt: „Nicht mehr die Erfahrung Gottes im eigenen Herzen, wie es die ersten Karmeliten formulierten, sondern der Auferstandene in der Seelenmitte ist Kern der Kontemplation des reformierten Karmel." (110)

Nur kurz charakterisiert Sr. Schmitt im dritten und letzten Abschnitt des Buches (119-124) ihren eigenen Weg der Kontemplation; sie überschreibt ihn mit dem Stichwort „Ekstase: Herausgehen"; über die Momente der Nachfolge Christi, des immerwährenden Gebetes, der mystischen Nacht, der Gottesschau auf dem Antlitz Christi und der Nacht der Gotteinung charakterisiert sie die einzelnen Momente dieser „Ek-stase"; sie orientiert sich dabei an den

verschiedenen Stationen der Tradition des Karmel, wie sie sie in den verschiedenen Kapiteln des Buches erschlossen hat. Es wäre wünschenswert gewesen, wenn die Verfasserin auf die Aufgabe, die sie sich mit ihrem Buch gestellt hat (vgl. s.o. 8), noch einmal eingegangen wäre. Sie sucht – über die klassischen Wege westlicher Mystik hinaus – nach neuen Wegen der Kontemplation; es wäre hilfreich gewesen, zusammenfassend zu erläutern, was für sie das „Transzendieren von Rationalität und Personalität" bedeutet und wie sie es auf den Wegen der frühchristlichen Kontemplation der westlichen Mystik neu erschließen kann.

Das Buch von Sr. Veronika Elisabeth Schmitt kann denen ein hilfreicher erster Einstieg in die Spiritualität des Karmel sein, die sich selbst auf kontemplative Exerzitien und Meditationen im Karmel einlassen. Aus dieser Begleitung ist das Buch erwachsen; es darf sicher nicht allein nach wissenschaftlichen Kriterien beurteilt werden. Sr. Schmitt hat sich selbst in der Ausarbeitung ihres Buches vor allem von der Mystikgeschichte Bernard McGinns anregen lassen. An manchen Stellen hätte es sicher nicht geschadet, weitere Literatur einzuarbeiten und Belegstellen auch aus Originalquellen zu zitieren. Es gibt auch in der wissenschaftlichen Literatur des Karmel weitere Referenzquellen. Wenn es für Sr. Schmitt nicht anders möglich war, hätte das Lektorat hier vielleicht eine Hilfestellung leisten können.

Margit Eckholt

GEIST UND FEUER

Festschrift anlässlich des 70.Geburtstags von Erzbischof Dr. Alois M. Kothgasser SDB, überreicht von der Katholisch-Theologischen Fakultät der Paris-Lodron-Universität Salzburg.
Hrsg. von Renate Egger-Wenzel. – Innsbruck [a.a.]: Tyrolia-Verlag, 2007 – (Salzburger Theologische Studien, Bd.32) – 677 S. – ISBN 978-3-7022-2868-2. – EUR 49.90.

Die Theologische Fakultät der Universität Salzburg hat ihrem Magnus Cancellarius, dem Erzbischof von Salzburg Dr. Alois M. Kothgasser, anlässlich seines 70.Geburtstags (29.Mai 2007) im Rahmen eines Festakts in der Salzburger Residenz am 6.Juni 2007 eine umfangreiche Festschrift mit dem Titel „Geist und Feuer" überreicht. „Dieses Thema wurde gewählt", schreibt die Herausgeberin, Dr. Renate Egger-Wenzel, in ihrem Vorwort S.17, „um auf einem lang beackerten Feld des Jubilars ein paar Samen auszustreuen". Ihrem Fleiß und ihrer großen Ausdauer ist es zu verdanken, dass dieses imponierende, 677 S. umfassende Werk rechtzeitig erscheinen konnte. Daher schreibt der Dekan S.10: „Die Idee und die Initiative für die Festgabe sind von Frau Ao. Univ.-Prof. Dr. Renate Egger-Wenzel ausgegangen. Sie hat dazu auch noch die vielfältige Mühe der Herausgeberinnenschaft des Buches übernommen und die Festschrift organisatorisch zusammengestellt".

Eine Übersicht über die thematisch breit gestreuten 28 Beiträgen (S.23-671) aus allen an der Salzburger Theologischen Fakultät vertretenen philosophischen und theologischen Fächern bietet das Inhaltsverzeichnis S.19-22. Die Artikel der Festschrift sind verfasst von Professorinnen und Professoren sowie von wissenschaftlichen Mitarbeitern der Theologischen Fakultät; diese werden S.672-677 in einem Autorenverzeichnis aufgeführt. Die Gliederung der Festschrift in fünf Teile wird jeweils durch die Überschriften, auf den Geist Gottes bezogene Schriftzitate, vorgenommen: Ps 77,7; Joel 3,1; Sach 4,6, Jes 42,1; Jak 2,26. Die Herausgeberin stellt S.7f. dem Ganzen eine kurze Biographie des Jubilars voran. Darauf folgt S.9f. das Vorwort des Dekans der Fakultät Dr. Hans-Joachim Sander. Daran schließt sich S.11f. das Geleitwort des Rektors der Universität Salzburg Dr. Heinrich Schmidinger, an. Von der Hochachtung, die Erzbischof Kothgasser auch in der weltweiten Christenheit genießt, zeugen zwei persönlich gehaltene Grußworte von deren höchsten Repräsentanten: vom Heiligen Vater, Papst Benedikt XVI. (S.15f.), und vom Ökumenischen Patriarchen Bartholomaios (13f.). Die bis ins Jahr 2006 reichende „Bibliographie – Erzbischof Dr. Alois M. Kothgasser" findet sich S.665-671. Auf den Inhalt der einzelnen Artikel dieser Festschrift – aus dem Bereich Philosophie sind es 3, aus dem Bereich Exegese 6, aus dem Bereich der historischen Theologie 4, aus dem Bereich der systematischen Theologie 9 und aus dem Bereich der praktischen Theologie 6 – im einzelnen einzugehen, ist im Rahmen dieser Kurzrezension nicht möglich.

Die vorliegende Festgabe für Erzbischof Kothgasser erweist sich als lebendiges Zeugnis für das fruchtbare Verhältnis zwischen der Theologischen Fakultät und ihrem Großkanzler. Mit den behandelten Themen ist sie aber zugleich auch ein Beweis für die Lebendigkeit

und Weltoffenheit einer Theologischen Fakultät, die im Rahmen der universitas litterarum einer modernen Universität eine wichtige und unverzichtbare Aufgabe erfüllt, wie diese heute zurecht auch von den anderen Fakultäten sowie von Kirche und Gesellschaft erwartet wird. Daher ist dieser reichhaltigen und anregenden Festschrift eine weite Verbreitung und desgleichen auch eine fruchtbare Wirkung zu wünschen.

Otto Wahl SDB

VOSEN, Klaus-Peter:

MIT ALLEN SINNEN DER SEELE

Impulse zur eucharistischen Anbetung.
Leipzig: St.-Benno-Verlag, 2007. – 137 S. – ISBN 978-3-7462-2281-3. – EUR 9.90.

Dieses Gebet- und Meditationsbuch enthält Impulse zur eucharistischen Anbetung in zeitgemäßer Sprache. Diese Andachtsform hat bei jungen und alten Menschen eine wachsende Beliebtheit gefunden, nicht zuletzt seit der unvergesslichen Vigil mit Papst Benedikt XVI. beim Weltjugendtag in Köln. Inhaltlich orientieren sich die Texte an den 33 Anrufungen der Herz- Jesu- Litanei. Die Anbetung Christi „mit allen Sinnen der Seele" findet einen tiefen Grund darin, dass Christus herzlich liebend sich selbst in der Eucharistie an uns verschenkt.

FIDLER, Rudolf / SCHULTEBRAUCKS, Meinolf

DAS ZISTERZIENSERINNENKLOSTER ST. MARIAE ZU WELVER UND SEINE PFARR- UND KLOSTERKIRCHE ST. BERNHARD

Paderborn: Bonifatius-Verlag, 2007. – 235 S. – ISBN 978-3-89710-388-7.– EUR 19.90.

Das Zisterzienserinnenkloster St. Mariae zu Welver entstand 1238. Der erste Teil des Buches gibt einen Rückblick auf die Geschichte des Klosters, der auf die schwierige Aufnahme der jungen Gründung in den Orden der Zisterzienser ebenso eingeht wie auf den erfolgreich abgewendeten Niedergang der Klosterdisziplin im ausgehenden 15.Jahrhundert.
Als isolierte katholische Einrichtung inmitten eines von der „Territorialmacht" Soest beherrschten protestantischen Umfeldes war die Frauenzisterze Welver seit der Einführung der Reformation in Soest vielfältigen Einschränkungen ausgesetzt, die im 17.Jh. sogar dazu geführt haben, dass der Konvent seine Gottesdienste nur noch auf der Nonnenempore der eigenen Kirche abhalten durfte, während der Kirchenraum von der neu eingerichteten evangelischen Pfarrgemeinde genutzt wurde. Der mehrheitlich adelige Konvent beugte sich dennoch nicht den von Soest ausgehenden Forderungen nach einer Abkehr vom katholischen Bekenntnis und war bis zu seiner Säkularisierung im Jahr 1809 das einzige Frauenkloster in der Soester Börde.

Mit der Auflösung des Klosters wurden auch seine Schätze eingezogen, die im Lauf der Zeit verkauft und heute an unterschiedlichen Standorten zu finden oder größtenteils sogar verschwunden sind. Handschriftenfragmente aus dem 14.Jh., eine barocke Monstranz (1722), ein römisches Messbuch (1704) und das lebensgroße Porträt einer seiner Äbtissinnen

(1735) sind aber noch erhalten. Sie werden erstmals detailliert beschrieben und unter ikonologischen Gesichtspunkten ausgewertet. Im letzten Teil der Arbeit wird auf die Entstehung der Pfarrgemeinde St. Bernhard zu Welver (1806) eingegangen und beschrieben, warum sich das Land Nordrhein-Westfalen bis heute im Rahmen seiner Patronatsverpflichtungen am Erhalt der Pfarrkirche und des verbliebenen Gäste- und Prioreitraktes des ehemaligen Klostergebäudes beteiligt.

ISABELLA DE SPIRITU SANCTU O.Carm.

HERZBÜCHER

Kritische Edition von M. Antonia Sondermann OCarm. – Langwaden: Bernardus-Verlag, 2005. – 169*, 664 S. – ISBN 3-937634-30-4. – EUR 29.80.

Isabella de Spiritu Sancto (1606-1675), eine bedeutende Persönlichkeit des 17. Jahrhunderts, legte als Gründerin des Kölner Karmel das Fundament für die Ausbreitung der Teresianischen Reform in Deutschland. Als Karmelitin und Künstlerin schuf sie mit ihrem Hauptwerk, den Herzbüchern, die hier erstmals im Druck vorliegen, ein mystisches Emblembuch, das den Weg der Vereinigung der Seele mit Gott beschreibt. Die Herzbücher stellen mit viel Humor und Phantasie eine Synthese von klassisch mystischer Theologie und teresianischer Mystik dar.

Die menschliche Person wird in ihnen durch ein Herz mit Augen, Füßen und Händen symbolisiert. Eine umfangreiche historisch-theologische Einleitung erschließt dem Leser das Verständnis der Person und des Werkes von Isabella de Spiritu Sancto.

MURRAY; Paul OP

DEN WEIN DER FREUDE TRINKEN

Wege Dominikanischer Spiritualität.
Mit einem Vorwort von Timothy Radcliffe OP. Aus dem Englischen von Horst Wieshuber. Leipzig: St.-Benno-Verlag, 2007. – 177 S. – (Dominikanische Quellen und Zeugnisse; Bd. 11). – ISBN 978-3-7462-2328-5. – EUR 12.50.

Aus dem Vorwort von P. Timothy Radcliffe OP: „Man findet nicht viele Bücher über dominikanische Spiritualität. Als junger Dominikaner lehrte man mich, argwöhnisch gegenüber Spiritualität zu sein. In diesem Buch zeigt Paul Murray, dass es tatsächlich so etwas wie dominikanische Spiritualität gibt. Es geht nicht um besondere Weisen des Gebets. Es geht darum, in Gott und für andere lebendig zu sein. Aus einem solchen Leben entspringt unser Predigen. Schon bei den ersten Predigerbrüdern und -schwestern tritt das Weintrinken als eine Schlüsselmetapher zutage. Sie weist auf die überschwängliche und ekstatische Qualität unserer Beziehung mit Gott hin. Wir geraten außer uns und werden selbstvergessen und glücklich. Das ist heute dringend notwendig in einer Kirche, die manchmal dazu neigt, bedrückt und pessimistisch, introvertiert und ängstlich zu sein."

Aufbruch zum Leben : spirituelles Lesebuch für die Fasten- und Osterzeit 2008. – Leipzig: St.-Benno-Verlag, 2007. – 159 S. – ISBN 978-3-7462-2056. – EUR 5.00.

Benedikt XVI. Das Brot des Lebens : Gedanken, Gebete & Meditationen. – Leipzig: St.-Benno-Verlag, 2007. – 144 S. – ISBN 978-3-7462-2268-4. – EUR 6.50.

Benedikt XVI. Die Schönheit Gottes : Ecce Homo – Seht, welch ein Mensch. – Leipzig: St.-Benno-Verlag, 2008. – 45 S. + 1 CD. – ISBN 978-3-7462-2290-5. – EUR 9.90.

Alltägliche Begegnungen mit der Bibel. Themenheft der Zeitschrift: Dein Wort, mein Weg : Zeitschrift für Bibel im Alltag. – 1 (2008), H. 1. Hrsg. Werk der Frohbotschaft Batschuns. Die Zeitschrift für Bibel im Alltag kann kostenlos bestellt werden bei folgender Adresse: Dein Wort – Mein Weg, Bahnhofstraße 27, 6800 Feldkirch, Österreich.

Delp, Alfred: Mit gefesselten Händen : Aufzeichnungen aus dem Gefängnis. – Unveränderter Nachdruck der 11. Aufl. von Alfred Delp, Im Angesicht des Todes. – Freiburg i. Br.: Knecht-Verlag, 2007. – 234 S. – ISBN: 978-3-7820-0903-4. – EUR 14.90.

Eckert, Johannes: Lebe, was du bist : klug, gerecht, tapfer, maßvoll ; ein Brevier der Tugenden. – München: Kösel-Verlag, 2007. – 117 S. – ISBN: 978-3-466-36764-1. – EUR 12.95.

Die Geistlichen Gemeinschaften der katholischen Kirche : Kompendium. – Leipzig: St.-Benno-Verlag, [2007]. – 359 S. – ISBN 978-3-7462-1995-0. – EUR 14.80. [Ital. Orig.-Ausg. erschien u.d.T.: Associazioni internationali di fedeli – repertorio, 2004].

Leben im Kloster Fahr. – Fotos Liliane Géraud, Texte: Abt Martin Werlen, Susann Bosshard-Kälin, Josef Rennhard, Silja Walter. – Freiburg/Schw.: Paulusverlag, 2007. – 126 S. – ISBN: 978-3-7228-0719-5. – EUR 29.80.

Leben im Kloster Hauterive. – Fotos von Paul Joos, Texte: Dominique de Buman, P. Jean-Marie Lussi, Barbara Monteiro, Thierry Carrel, Henri-Marie Couette, Abt Mauro-Giuseppe Lepori, Catherine Waeber, Alberich Martin Altermatt. – Freiburg/Schw.: Paulusverlag, 2007. – 126 S. – ISBN: 978-3-7228-0690-7. – EUR 29.00.

Terwitte, Paulus / Birkhofer, Peter: Ich bin gerufen. – Münsterschwarzach: Vier-Türme-Verlag, 2007. – 114 S. – ISBN: 978-3-87868-659-0. – EUR 7.90.

Walter, Silja: Der Wolkenbaum : meine Kindheit im alten Haus. – Freiburg/Schw.: Paulusverlag, 2007. – 164 S. – ISBN: 978-3-7228-0723-2. – EUR 18.50.

Wolf, Notker / Rosanna, Enrica: Die Kunst Menschen zu führen. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuchverlag, 2007. – 187 S. – ISBN 978-3-499-62256-4. – EUR 12.00.

Vorwort

In Anlehnung an die alttestamentliche Begegnung des Mose mit Gott im brennenden Dornbusch hat Br. Andreas Knapp auf der letztjährigen Tagung der Ordensdirektorenvereinigung (ODIV) die Rolle des Lehrers und Erziehers gedeutet. Die Erfahrung, von Gott geliebt zu sein, mache engagiert und gelassen zugleich: „Ich darf brennen, aber ich brenne dabei nicht aus". Die Dornbuschsituation schenke eine Freiheit, die es ermögliche auch andere zu befreien und zugleich selber freier zu werden. Exodus - Educatio sei in diesem Sinne ein wahres „Herausführen": Erziehung zu Freiheit und Liebe. Seinen Vortrag dokumentiert die vorliegende Ausgabe der Ordenskorrespondenz.

Das Bild des Feuers greift auch Sr. Aurelia Spendel OP auf, um die Herausforderungen zu beschreiben, vor denen die Ordenstheologie der Gegenwart steht. Feuer sei biblisch zugleich Zeichen der rettenden Anwesenheit Gottes wie auch seines reinigenden Gerichts. Jüngerschaft Jesu in Form des Ordenslebens sei von Freiheit und Bindung, Demut und Selbstbewusstsein, Entäußerung und Gnade bestimmt. Elemente, die „wie in einem Feuer" miteinander reagieren. Ordenstheologie sei der Ort, an dem eine Gesamtschau des Ordenslebens gewagt werde, die nicht nur das Gegebene rezipiere, sondern neue „Brennstoffe" schaffe. Sie fordert in Hinblick auf eine Ordenstheologie der Zukunft das intra- und interdisziplinäre Gespräch der verschiedenen Ordensgemeinschaften.

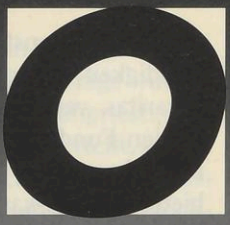
Der Artikel von Sr. Aurelia Spendel ist Teil eines Themenschwerpunktes „Ordenshochschulen" im vorliegenden Heft. In den vergangenen Jahren haben auf verschiedenen Ebenen Gespräche stattgefunden, die die Zukunft der Ordenshochschulen in Deutschland betrafen. Auf dem Prüfstand standen Modelle der Zusammenarbeit in unterschiedlicher Intensität auf der einen, die Vielfalt der Ordens-Hochschullandschaft auf der anderen Seite.

Die Diskussionen werden angesichts der bekanntermaßen nicht einfachen Lage der Ordenshochschulen sicherlich auch in den kommenden Jahren nicht abreißen. Der vorliegende Themenschwerpunkt möchte einen Beitrag zu konstruktiven Gesprächen leisten. Er ist in Zusammenarbeit mit der Arbeitsgemeinschaft der Ordenshochschulen (AGO) entstanden und legt den Akzent auf die Vielfalt der Ordenshochschullandschaft in Deutschland. In Beiträgen der Hochschulrektoren wird deutlich, dass jede der Einrichtungen ihr eigenes unverwechselbares Profil hat, das nicht ohne Weiteres austauschbar ist. Eine Analyse der Gesamtsituation bietet der Artikel von P. Bernd Werle SVD, der sich als Provinzial einer der Trägergemeinschaften äußert.

Im Rahmen seiner USA-Reise hat Papst Benedikt XVI. vor wenigen Wochen eine „Schärfung des christlichen Profils" der Schulen und Hochschulen gefordert. Die kirchlichen Bildungseinrichtungen seien großzügig und nachhaltig zu unterstützen, so der Papst. Diesen Forderungen kann man sich nur anschließen!

Arnulf Salmen

Korrektur:
In Heft 1/2008 der Ordenskorrespondenz ist auf S. 33 von der Gründung der ersten Missionsstation der Spiritaner im heutigen Mali die Rede. Die Missionsstation wurde nicht am 20. November 1988 sondern am 20. November 1888 gegründet.



Ordensleben

Bernd Werle SVD

Ordenshochschulen

Ein Geschenk der Orden an die Orden, an die Kirche und Gesellschaft in Deutschland?

Dankbar und froh habe ich das Wort der deutschen Bischöfe ‚Gemeinsam dem Evangelium dienen', das aus der Weggemeinschaft der Bischofskonferenz und der Gemeinschaften des geweihten Lebens hervorgegangen ist und am 1. Februar 2007 veröffentlicht wurde, aufgenommen. Dieses Wort unserer Bischöfe will dazu beitragen, „die Sendung der Gemeinschaften des geweihten Lebens für die verschiedenen Bereiche und Glieder der Ortskirche bekannter und fruchtbar zu machen".[1] Wenn man auch nicht erwarten darf, dass dieses Wort alle Facetten des Lebens und Wirkens der Ordensgemeinschaften in der Kirche Deutschlands zur Sprache bringt, fällt einem Provinzial einer Ordensgemeinschaft, dessen Provinz Träger einer Ordenshochschule, genauer gesagt einer staatlich und kirchlich anerkannten theologischen Fakultät ist, dennoch auf, dass das „Herz der Kirche", in dem die Ordenschristen ihren bevorzugten Ort haben, einen „blinden Fleck" hat.

Denn die Dienste der Ordenshochschulen und jener Ordenschristen, die an diesen leben und arbeiten, werden in diesem Wort der deutschen Bischöfe gerade an zwei Stellen wahrgenommen.[2] Hinzu kommt, dass selbst diese Wahrnehmung eine seltsame Unschärfe aufweist. Ordensgemeinschaften wird zugesprochen, dass sie über die Ordenshochschulen „Erfahrung und Kompetenz" darin erworben haben, „ihre karitativen und kulturellen Tätigkeiten theologisch zu fundieren." Aus diesem in den Ordensgemeinschaften selbst zuhandenen Erfahrungs- und Kompetenzschatz wird nun abgeleitet, dass „Ordenshochschulen ... einen wichtigen Beitrag zur Qualitätssicherung der karitativen Dienste der Kirche leisten" können. Dieser

spezifische Dienst wird verortet in der Notwendigkeit, dass die Verbands- und Gemeindecaritas verstärkt „die theologisch-spirituellen Fundamente ihrer Dienste" wiederentdecken muss, „um unter den vielen Anbietern sozial-karitativer Dienstleistungen ihr unverwechselbares Profil als Dienst der Kirche im Sinn des Evangeliums zu erhalten." [3] Ob die Ordenshochschulen auch weitere wichtige Beiträge zur Qualitätssicherung anderer kirchlicher Dienste und Aufgaben leisten oder leisten können, kommt nicht zur Sprache.
Angesichts dieser Engführung und partiellen Wahrnehmung der Leistungen wie auch der Leistungsfähigkeit von Ordenshochschulen drängt sich die Frage auf, ob die Ordenshochschulen gerade in ihrer real existierenden Vielfalt von Verknüpfung theologischer Wissenschaft und Ordenscharismen als ein Geschenk wahrgenommen werden, das auch wirklich und in aller Ernsthaftigkeit von den Diözesen und den Orden selbst als ein wertvolles Geschenk angenommen wird und sich allseitiger Wertschätzung erfreuen darf.
Meines Erachtens steht diese mit Mängeln und Unschärfen behaftete Wahrnehmung der Ordenshochschulen und ihres Dienstes, die nicht nur im Wort der deutschen Bischöfe sondern auch in den Ordensgemeinschaften selbst zutage tritt[4], im Zusammenhang mit der Geschichte der Ordenshochschulen.

Mit dem Leben und Wirken vieler (männlicher) Ordensgemeinschaften war vor allem in den letzten Jahrhunderten – wie selbstverständlich – auch die Existenz von Ordenshochschulen verbunden. Sie dienten der philosophisch-theologischen Ausbildung der jungen Mitbrüder des eigenen Ordens und deren Hinführung zur Priesterweihe. Eng verknüpft mit den von der Kirche vorgegebenen akademischen Anforderungen an die künftigen Ordenspriester war auch die Vermittlung der dem jeweiligen Institut eigenen Spiritualität. Neben den für die Priesterausbildung geforderten Fächern fanden sich im Fächerkanon daher weitere Fächer, in denen der jeweilige Orden auf die besonderen Erfordernisse des Zweckes der Ordensgemeinschaft antwortete. Zum Professorenkollegium des jeweiligen Instituts gehörten in der Regel ausnahmslos Mitglieder der jeweiligen Ordensgemeinschaft.
Die für die Ausbildung des Ordensnachwuchses benötigten finanziellen Mittel wurden fraglos von den Ordensleitungen zur Verfügung gestellt. Ordensintern waren diese Hochschulen als Ausbildungsstätten des eigenen Ordensnachwuchses unbestritten und unterstanden der Autorität der Ordensoberen und den von diesen eingesetzten Rektoren.
Im Jahr 1952 gab es in Deutschland 31 solcher Ordenshochschulen. Sie existierten neben den großen theologischen Fakultäten der Universitäten und damit auch am Rande der Wahrnehmung der Diözesen. Unabhängig von diesen organisierten sie ihren Lehrbetrieb. Die Frage, welche Außenwirkung die jeweilige Ordenshochschule hatte, war – wenn überhaupt – von untergeordneter Bedeutung.

Viele Ordensgemeinschaften mussten jedoch in den Jahren nach dem II. Vatikanischen Konzil einen drastischen Rückgang an Berufungen – und damit an auszubildenden Mitbrüdern – hinnehmen.[5] So ist nicht verwunderlich, dass seit Mitte der 60er Jahre des vergangenen Jahrhunderts innerhalb weniger Jahrzehnte mehrere Ordensleitungen beschlossen, ihre Ordenshochschulen zu schließen. Die Anzahl der aktiven Ordenshochschulen ging drastisch zurück. Im Jahr 1991 hielten nur noch sieben Ordenshochschulen in Deutschland ihren Lehrbetrieb aufrecht. Bei diesen handelte es sich um jene, deren Träger und Leitungen sich seit Ende der 60er Jahre entschlossen hatten, ihre Ordenshochschule für Mitglieder anderer Ordensgemeinschaften sowie für Frauen und Männer, die sich für ein Studium der Philosophie und Theologie interessieren und zu einem Hochschulstudium berechtigt sind, zu öffnen.
Manche Ordensgemeinschaften entschlos-

sen sich, Hochschulgemeinschaften zu bilden wie etwa die Franziskaner und Kapuziner in Münster und die Redemptoristen und Steyler Missionare in Hennef/Sankt Augustin. So entstanden gerade über die Ordenshochschulen erste Formen einer engen und fruchtbaren Kooperation zwischen Ordensgemeinschaften. Die Hochschule der Jesuiten in Frankfurt am Main / St. Georgen war von der Gründung 1926 an Ausbildungsstätte für Priesteramtskandidaten des Bistums Limburg und anderer deutscher Diözesen, so dass sich hier ein Erfahrungsschatz der Kooperation mit den Ortskirchen ansammelte. Mit der Öffnung der Ordenshochschulen verknüpfte sich notwendig das Bemühen um staatliche und kirchliche Anerkennung. Dieser Schritt erforderte von den Hochschulleitungen, Studien- und Examensordnungen zu erarbeiten, die sich streng an den kirchlichen und staatlichen Vorgaben orientierten.
Hinzu kam das Bemühen, entsprechend der Tradition und der Zielsetzung des jeweiligen Ordens eine Spezialisierung zu entwickeln und diese konsequent auf- und auszubauen. Die Schwerpunkte der Arbeit der einzelnen Hochschulen, wie sie sich in diesen Jahren ausbildeten, werden auf der Website der Arbeitsgemeinschaft der Hochschulen wie folgt beschrieben: „Die Hochschule der Salesianer in Benediktbeuern konzentriert sich auf die Jugendpastoral, die der Jesuiten in München auf Philosophie und die Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen / Frankfurt am Main auf Philosophie und systematische Theologie. Die Hochschule der Pallottiner in Vallendar mit ihrem Institut für Erwachsenenbildung setzt ihren Schwerpunkt auf die Mitverantwortung der Christen in Kirche und Gesellschaft, die der Steyler Missionare in St. Augustin auf die Missionswissenschaft und die der Kapuziner in Münster auf die Spiritualität."[6]
In die Lehrkörper wurden – zumeist bedingt durch den Mangel an eigenen Kräften – Lehrkräfte aufgenommen, die nicht dem eigenen Orden entstammten. So entstanden Möglichkeiten der Kooperation und der Solidarität unter den Orden. Lehraufträge wurden zudem an qualifizierte Diözesanpriester sowie Laien, Frauen und Männer, erteilt, so dass auch in der Zusammensetzung der Professorenkollegien der Wandel der Ordenshochschulen Ausdruck fand.

So traten die Ordenshochschulen allmählich aus ihrem Schattendasein, nahmen ebenbürtig ihren Platz neben den altehrwürdigen Fakultäten katholischer Theologie an den Universitäten und auch den kirchlichen Fakultäten ein. Ihre Studienabschlüsse waren staatlich und kirchlich anerkannt, so dass sie ihren Studierenden eine qualifizierte akademische Ausbildung anbieten konnten.
Es nimmt nicht Wunder, dass eine Ordenshochschule nach der anderen auch den Fakultätenstatus zu erlangen suchte. Diese Bestrebungen hatten zur Folge, dass sich am 23. April 1990 der ständige Rat der Deutschen Bischofskonferenz mit Fragen des hochschulrechtlichen Status der deutschen Ordenshochschulen befasste und folgende Empfehlung an die Kongregation für das Katholische Bildungswesen aussprach: „Wenn eine Ordenshochschule in ihren Bemühungen um wissenschaftliche Qualifizierung einen Entwicklungsstand erreicht hat, der den für die katholisch-theologischen Fakultäten geltenden Anforderungen voll entspricht, sollte ihr der Status einer theologischen Fakultät nicht versagt werden."[7]
Nach den Hochschulen der Jesuiten in Frankfurt und München erlangten auch die anderen Ordenshochschulen den Fakultätenstatus, so dass die heute noch existierenden Ordenshochschulen der Kapuziner in Münster, der Steyler Missionare in Sankt Augustin, der Pallottiner in Vallendar, der Jesuiten in Frankfurt/St. Georgen und München sowie die der Salesianer in Benediktbeuern den Status einer kirchlich und staatlich anerkannten Fakultät innehaben.
Mit der Erlangung des Fakultätenstatus war anerkannt, dass die jeweilige Ordenshoch-

schule tatsächlich den Entwicklungsstand erreicht hatte, der den von der Bischofskonferenz genannten Anforderungen voll entsprach. Andererseits ergab sich dadurch auch die Verpflichtung, diesen Entwicklungsstand dauerhaft zu sichern.

In den Statuten der Fakultäten ist festgehalten, dass die jeweiligen Orden bzw. die Provinz des Ordens, in der die Hochschule angesiedelt ist, Träger der Ordenshochschule ist. So heißt es etwa in den Statuten der Philosophisch-Theologischen Hochschule SVD St. Augustin: „Rechtlicher und finanzieller Träger der Hochschule ist der Steyler Missionare e.V." (§6, 1), wobei der Träger durch den Provinzial der Ordensprovinz vertreten wird.[8] In der Regel ist der Provinzial auch der Vize-Großkanzler der Ordenshochschule mit den ihm in der jeweiligen Grundordnung zugewiesenen Aufgaben.
Wenn auch die Rektoren der jeweiligen Ordenshochschulen die Hauptlast der skizzierten Entwicklung trugen, haben dennoch die Ordensprovinzen als Träger der Hochschulen in den Umbrüchen der letzten Jahrzehnte den Prozess der Öffnung der Ordenshochschulen von ordensinternen Lehranstalten hin zu Ordenshochschulen mit Fakultätsstatus begleitet und durch den Einsatz von Personal und Finanzen mitgeholfen, den vom ständigen Rat der Bischofskonferenz geforderten Entwicklungsstand zu erreichen und zu halten.

Wenn durch die Erlangung des Fakultätenstatus der nur kurz beschriebe Wandel der Ordenshochschulen in den vergangenen Jahrzehnten einen Abschluss gefunden hat, lässt sich feststellen, dass innerhalb der betroffenen Ordensprovinzen selbst nicht alle Mitbrüder in der gebotenen Schärfe wahrgenommen haben (bzw. wahrnehmen), dass ihre Ordenshochschule eine geradezu revolutionäre Entwicklung genommen hat und die heute real existierenden Ordensfakultäten nur noch wenig mit den vor noch 35 Jahren existierenden Ausbildungsstätten des ordensinternen Priesternachwuchses und deren Funktionen gemein haben.

Nennen möchte ich aus meiner Sicht nur die folgenden Merkmale:

- Ordenshochschulen sind heute nicht mehr nur Orte der Ausbildung der eigenen Mitbrüder sondern Orte, an denen das „intellektuelle Apostolat"[9] der jeweiligen Ordensgemeinschaft in Kirche und Gesellschaft eine dem Charisma der Gemeinschaft verpflichtete und damit profilierte Gestalt annimmt.
- Ordenshochschulen sind heute darauf verpflichtet, sich in Lehre und Forschung streng an den staatlich und kirchlich vorgegebenen Standards auszurichten, um im Gesamt der theologischen Fakultäten ihren Ort zu behaupten und konkurrenzfähig zu bleiben.
- Ordenshochschulen erbringen in der qualifizierten Ausbildung von Theologen und Theologinnen seit mehreren Jahrzehnten Dienstleistungen für Kirche und Gesellschaft.
- Ordenshochschulen garantieren durch ihre Verwurzelung in Charisma, Spiritualität und Tradition der jeweiligen Ordensgemeinschaft, die in den jeweiligen Schwerpunkten zum Ausdruck kommt, eine fruchtbare Vielfalt im Raum philosophisch-theologischer Forschung und Lehre in der Kirche Deutschlands.
- Ordenshochschulen, an denen die Nähe von Lehre und gelebter Ordensspiritualität gepflegt wird, bieten Studierenden (zu denen auch Gasthörer zu rechnen sind) einen Begegnungsraum, der „Erfahrungen von Frauen und Männern in ihren heutigen Lebenssituationen ernst nimmt" und Möglichkeiten der Einübung „einer tragfähigen, erwachsenengemäßen Gestalt von Christsein" erschließt.[10] So tragen sie dazu bei, „dass Wissen dem guten Leben dient".[11]
- An den meisten Ordenshochschulen wird angesichts der Internationalisierung der

Gemeinschaft der Studierenden und der Lehrenden Weltkirche präsent. So werden sie gerade auch wegen ihrer Überschaubarkeit zu Orten, an denen in Zeiten der Globalisierung interkulturelles Lernen und weltkirchliches Miteinander eingeübt wird.

So dürfen die Ordenshochschulen, mag auch ihre Lobby schwach sein und mancher blinde Fleck ihre Wahrnehmung stören, in der akademisch theologischen Landschaft wie auch in der Kirche und den Orden als bereicherndes Geschenk angesehen werden.

Seit dem Jahr 2005 haben sich die Provinziale, deren Ordensgemeinschaften Träger einer Ordenshochschule in Deutschland sind, mehrmals getroffen und in ihrem Treffen im Herbst 2005 in St. Georgen ein eindeutiges „Ja" zu ihrer Ordenshochschule gesagt. Dieses „Ja", verbunden mit der Intention, die sechs existierenden Ordenshochschulen weiter zu erhalten, haben sie auch in ihrem Gespräch, das sie am 21. September 2006 mit Kardinal Karl Lehmann, dem damaligen Vorsitzenden der deutschen Bischofskonferenz, führten, eindeutig und unmissverständlich zum Ausdruck gebracht.

Dieses „Ja" der damals versammelten Provinziale weiß natürlich darum, dass jede Ordenshochschule mit großen finanziellen und personellen Sorgen verbunden ist. Es weiß auch darum, dass das in der jeweiligen Ordenshochschule Form gewinnende intellektuelle Apostolat immer auch im Hinblick auf das Selbstverständnis der jeweiligen Ordensgemeinschaft, wie es in Auseinandersetzung mit den Bedürfnissen von Kirche und Gesellschaft fortgeschrieben wird, evaluiert und angepasst werden muss. Darüber hinaus lebt kein Orden in autarker Autonomie auf einer „Insel der Seligen". Darum können die Träger die Entwicklung ihrer Ordenshochschule nicht mehr unabhängig von der gesellschaftlichen Entwicklung, der Entwicklung der anderen Ordenshochschulen und theologischen Fakultäten sowie der Frage nach der Sicherung der Präsenz des Reichtums von Ordenshochschulen in einer am Horizont aufscheinenden künftigen Fakultätenlandschaft betrachten.

Gerade die finanziellen und personellen Aspekte der Aufrechterhaltung einer Ordenshochschule führen in den ordensinternen Diskussionen unweigerlich zu der Frage, ob es sich überhaupt noch lohnt, eine Hochschule zu führen, eine Frage, die leicht auch in den Ruf nach Schließung mündet. Zudem gerät der Träger in der durchaus brisanten Frage nach dem Sein oder Nichtsein seiner Ordenshochschule leicht zwischen alle Stühle: jene der wissenschaftskritischen (manchmal gar wissenschaftsfeindlichen) Mitbrüder; jene der ordenseigenen Theologen und Philosophen, die sich bisweilen gern betriebswirtschaftliche Fragestellungen vom Leib halten und dort, wo sie in aller Schärfe gestellt werden, auch schon mal allergisch reagieren (und somit der Kritik der „harten Realisten" auch noch ungewollt die Argumente liefern); jene der offiziellen und halboffiziellen Vertreter der Orden in Deutschland, die das langsame aber sichere Sterben aller Ordenshochschulen lebendig vor Augen haben und lieber Heute als Morgen eine einzige Ordenshochschule in der Fakultätenlandschaft sähen, damit das Erbe der Ordenshochschulen auch künftig im Wettstreit einer zusammengeschrumpften Anzahl theologischer Fakultäten qualifiziert präsent bleibt, usw.

So verbinden sich mit dem „Ja" der jeweiligen Provinziale zu der ihnen anvertrauten Ordenshochschule weitere unterschiedliche Herausforderungen, von denen ich hier – aus meiner Sicht – nur einige benennen möchte:

- Angesichts der finanziellen und personellen Engpässe, denen Ordensgemeinschaften heute ausgeliefert sind, ist jede Ordenshochschule an einer höchst empfindlichen Schnittstelle des Engagements einer Ordensprovinz angesiedelt. Diese Empfindlichkeit wird noch verschärft,

wenn die Ordensprovinz alleine, ohne Hilfe von Seiten der Kirche oder des Staates, die gesamte finanzielle Last für die Aufrechterhaltung eines Lehrbetriebs und der Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses erbringen muss, der nur einem geringen Prozentsatz an ordenseigenen Studenten eine Ausbildung vermittelt und ansonsten Dienstleistungen für Kirche und Gesellschaft erbringt.[12] So sind die Provinzleitungen herausgefordert, die Betriebsführung der Hochschulen an strengen Kriterien der Wirtschaftlichkeit auszurichten sowie neue Formen der Finanzierung zu initiieren bzw. auszubauen.

- Angesichts der personellen Engpässe, denen sich die Ordensprovinzen gegenüber sehen, sind die Provinzleitungen herausgefordert, konsequent und konstant die Ausbildung qualifizierter Mitbrüder für die Hochschulen zu planen und zu fördern – dies müsste meines Erachtens jedoch vor allem in den mit dem Charisma und der Spiritualität des jeweiligen Ordens verbundenen Kernbereichen geschehen. Andererseits bedarf es einer sorgsamen Achtsamkeit der Provinzleitung, damit diesen Mitbrüdern – gerade angesichts des Personalmangels – keine unnötigen sonstigen Aufgaben aufgebürdet werden, die eine qualifizierte und profilierte Tätigkeit dieser Mitbrüder in Lehre und Forschung behindern bzw. unmöglich machen.
- Angesichts des sich in Zukunft verschärfenden Wettbewerbs um Studierende sind Ordenshochschulen herausgefordert, nicht mehr einfach nur auf eine Mundpropaganda zu vertrauen. Sie bedürfen vielmehr einer offensiven Öffentlichkeitsarbeit, in der sie die reellen Vorzüge, die Ordenshochschulen samt ihrem Umfeld (Ordensgemeinschaft) bieten, herausstellen.
- Da die personellen und finanziellen Engpässe sowie der zu befürchtende Rückgang der Studierendenzahlen den einen oder anderen Träger von Ordenshochschulen möglicherweise mit der Frage der Schließung der eigenen Ordenshochschule konfrontieren werden, ist heute schon eine noch engere Kooperation der Ordenshochschulen (sowie der Orden insgesamt) vor allem im Einsatz und in der Planung von Personal angesagt. Bisher bestehende sporadische Lehrbeauftragungen sind ein guter Anfang, bei dem man allerdings nicht stehen bleiben darf. Diese zu verstärkende Kommunikation und Kooperation betrifft die Ebene der Träger ebenso wie die der Leitungen der Ordenshochschulen.
- Wenn uns unsere Spezifika im Hochschulbetrieb als wertvolle Schätze überkommen sind, die auch in Zukunft Ordenshochschulen (oder gar eine Ordenshochschule) auszeichnen muss, bestünde die Herausforderung an die jeweiligen Träger darin, die eigenen Schätze und die der anderen als ein „vielfältiges Gesamt" zu sehen, das die Tradition der Ordenshochschulen hervorgebracht hat. In Sorge um die Wahrung dieses Schatzes für die Zukunft stünde es an, den Austausch untereinander zu institutionalisieren, um schon jetzt jene Schritte auszuloten, die miteinander anzustoßen und zu gehen sind, um den Gesamtschatz in ein von allen getragenes Projekt „Ordenshochschule" einzubringen[13], auf deren Altar meines Erachtens jedoch nicht der Reichtum der Vielfalt geopfert werden dürfte. Da es sich bei unseren Ordensfakultäten nicht mehr um autark autonome Institutionen handelt, die einzig und allein ein Geschenk für die eigene Ordensgemeinschaft sind, sondern um solche, die (hoffentlich) einen Schatz für die Ortskirche und die Gesellschaft darstellen, scheint es mir unverantwortlich, mit den Schritten, die den Schatz der Ordenshochschulen in die Zukunft tragen, so lange zu warten, bis womöglich eine Ordenshochschule nach der anderen in aller Stille weggestorben ist.

Dass das entschiedene „Ja“ der Träger der heute existierenden Ordenshochschulen einer solchen Vision und den durchaus schwierigen, Geduld und Ausdauer erfordernden Schritten hin zu ihrer Verwirklichung nicht im Wege steht oder sie gar verhindert, wage ich zu hoffen.

P. Dr. Bernd Werle SVD ist als Provinzial der Deutschen Provinz der Steyler Missionare Vizegroßkanzler der Philosophisch-Theologische Hochschule SVD St. Augustin – Theologische Fakultät – und dort Dozent für Moraltheologie.

1 Gemeinsam dem Evangelium dienen. Die Gemeinschaften des geweihten Lebens in der Kirche. Die deutschen Bischöfe Nr. 86, 1. Februar 2007, S. 6.

2 In einer Aufzählung der Aktivitäten der Ordensgemeinschaften im Bildungsbereich werden die Ordenshochschulen neben Erwachsenenbildungseinrichtungen, Forschungsinstituten, wissenschaftlichen Zeitschriften und Buchreihen sowie Fachbibliotheken erwähnt. Es heißt dann, dass die Orden mit diesen Aktivitäten dazu beitragen, „dass Wissen dem guten Leben dient“ (vgl. Gemeinsam dem Leben dienen, S. 22f). Etwas ausführlicher wird über die Ordenshochschulen im Zusammenhang mit der Rede von der Wiederentdeckung der theologisch-spirituellen Fundamente der Dienste gesprochen (vgl. ebd., S. 29). Angesichts dieser Sachlage drängt sich mir der Eindruck auf, dass in den Gesprächsrunden, die die Weggemeinschaft der Bischöfe und Orden prägten, keine Ordenschristen zugegen waren, die aktiv und engagiert in den Ordenshochschulen arbeiten und dadurch mit der komplexen Materie vertraut waren.

3 Gemeinsam dem Evangelium dienen, S. 29.

4 Eine ähnliche Beobachtung ergibt sich beim Lesen des Artikels „Hochschulen, kirchliche“ im Staatslexikon. Dort werden im Abschnitt über die katholischen kirchlichen Hochschulen die Ordenshochschulen mit keinem Wort erwähnt.

5 Zeitlich verschoben zeitigt(e) dieser Rückgang an Berufen auch Auswirkungen auf die Gewinnung qualifizierter Mitbrüder für den Dienst in den Lehrkörpern und Verwaltungen der Ordenshochschulen.

6 http://www.ordenshochschulen.de/html/arbeit_1.HTM (28.04.2008).

7 Zitiert bei Prawdzik, Werner: Die Bedeutung und der Beitrag der Ordenshochschulen und der wissenschaftlichen Institute von Ordensgemeinschaften für den Bildungsauftrag der Ortskirche in Deutschland. In: OK 32 (1991) 175-190; hier: 189.

8 Die Trägerschaft findet in den Statuten der jeweiligen Ordenshochschule einen unterschiedlichen Ausdruck. So heißt es z.B. in den Statuten von St. Georgen: „§ 4: Träger der Hochschule ist der Orden der Gesellschaft Jesu, der die Trägerschaft durch die Norddeutsche Provinz S.J. ausübt.“ (Statuten St. Georgen).

9 Der Begriff „intellektuelles Apostolat“ stammt aus der jesuitischen Tradition.

10 Vgl. Gemeinsam dem Evangelium dienen. S. 39.

11 Ebd., S. 23.

12 Hier wäre meines Erachtens im Hinblick auf einen fruchtbaren Wettbewerb auch hilfreich, wenn der Verband der deutschen Diözesen (VDD) die Kriterien für die Vergabe von Mitteln, die von der Deutschen Bischofskonferenz zur Unterstützung von Hochschulen in kirchlicher Trägerschaft aufgewendet werden, im Gespräch mit den Leitungen der Ordenshochschulen transparent machen würde.

13 Mit dem „Gesamtschatz“ meine ich nicht nur die Schätze, die die heute bestehenden Ordenshochschulen einbringen. In ihn müssten auch die Schätze anderer Orden, besonders aber der kontemplativen Ordensgemeinschaften sowie die der Brüder- und Frauenorden mit einfließen.

Lothar Bily SDB

Die Philosophisch-Theologische Hochschule der Salesianer Don Boscos – Theologische Fakultät – in Benediktbeuern (PTH)

Eine Erfolgsgeschichte

Als sich die Salesianer Don Boscos 1930 entschlossen, das seit über hundert Jahren aufgelöste ehemalige Benediktinerkloster in Benediktbeuern als Ausbildungsstätte für den eigenen Ordensnachwuchs zu erwerben, nahmen sie in gewisser Weise eine alte Tradition wieder auf. Zwar war das Kloster – nach der Überlieferung 739 vom heiligen Bonifatius gegründet, aber neuesten Forschungen zufolge wohl schon seit 725 bestehend – 1803 der Säkularisation zum Opfer gefallen, es war bis zu diesem Zeitpunkt aber immer ein Zentrum für Bildung und Kultur gewesen. So hatte es in den Jahren 1698-1707 und 1762-1768 das „commune studium" der 1684 gegründeten bayerischen Benediktinerkongregation beherbergt.

Eingedenk dieser großen Vorgeschichte nahm die „Theologische Studienanstalt" der Salesianer 1931 ihren Lehrbetrieb auf, der seitdem kontinuierlich fortgeführt wurde. Lediglich vom Herbst 1941 bis zum Kriegsende 1945 verboten die nationalsozialistischen Machthaber das Theologiestudium in Benediktbeuern und zwangen damit jene Studierenden, die nicht zum Kriegsdienst eingezogen worden waren, für diese Zeit zum Wechsel an die Universität Würzburg.

Dafür kam es dann schon bald nach dem Krieg in mehrfacher Hinsicht zu einem neuen Aufschwung der Theologischen Studienanstalt: Die theologische Ausbildung wurde durch ein vorausgehendes Philosophiestudium erweitert, zudem kamen viele Ordensbrüder aus dem Krieg zurück und wollten das unterbrochene Studium fortsetzen. So stiegen die Hörerzahlen innerhalb kurzer Zeit erheblich an.

Bis gegen Ende der 60er Jahre waren die Hörer fast ausschließlich Salesianer. Da der Orden überwiegend in der Jugendarbeit tätig ist, war auch für eine entsprechende fachliche Ausbildung im pädagogischen Bereich zu sorgen: So wurde 1967 unter Beteiligung der Münchner Fachschule für Sozialarbeit ein „Jugendleiter-Seminar" gegründet. Daraus entstand dann 1968 die „Höhere Fachschule für Sozialpädagogik der Salesianer Don Boscos in Benediktbeuern", die schließlich 1971 im Zuge der Gründung von Fachhochschulen in Bayern zur „Katholischen Stiftungsfachhochschule München – Abteilung Benediktbeuern" erhoben wurde, getragen von der überdiözesanen Stiftung „Katholische Bildungsstätten für Sozialberufe in Bayern". Damit wurden dann auch beachtliche Veränderungen für die Theologische Studienanstalt eingeleitet: Denn mit der Konzeption des so genannten „Benediktbeurer Studienmodells", einer Kombination der beiden Stu-

diengänge Katholische Theologie und Sozialpädagogik/Sozialarbeit, begann der Zustrom „weltlicher" Studierender, und die Zahl der Studierenden in Benediktbeuern stieg auf das bis heute gehaltene Niveau von etwa 500 eingeschriebenen Studentinnen und Studenten an der Stiftungsfachhochschule und rund 300 Inskribierten an der theologischen Hochschule.
Die zahlenmäßig bald überwiegenden Laienstudenten und die Eröffnung neuer Berufsfelder für Laien in der Kirche (Pastoralreferent/in, Gemeindereferent/in), machten es nötig, sich um eine kirchliche wie staatliche Anerkennung der philosophischen und theologischen Abschlüsse zu kümmern. Hier war es vor allem der langjährige Rektor und Professor für alttestamentliche Exegese, P. Otto Wahl, der immer wieder neue Anläufe unternahm, um die ehemalige „Studienanstalt" auf das Niveau theologischer Fakultäten in Deutschland anzuheben. Dazu dienten zunächst in den 70er Jahren die Affiliationen mit der theologischen Fakultät und mit dem Institut für Philosophie an der Päpstlichen Salesianischen Universität (UPS) in Rom. 1981 konnte dann die staatliche wie kirchliche Anerkennung als wissenschaftliche Hochschule in privater Trägerschaft erlangt werden (mit dem Abschluss des „Diplom-Theologen", Dipl.-Theol. [Univ.]), und als logische Konsequenz daraus 1990 das staatliche und 1992 auch das kirchliche Promotionsrecht in Katholischer Theologie (Dr. theol.) – letzteres zusammen mit der Erhebung zur Theologischen Fakultät durch die „Congregatio de Institutione Catholica". Abschluss dieses „Eingliederungsprozesses" in die Gemeinschaft staatlicher wie kirchlicher theologischer Fakultäten in Deutschland war dann 2002 der Erhalt des Rechtes zur Verleihung der „Venia legendi" (Habilitation) durch das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst unter Approbation durch die „Congregatio de Institutione Catholica".

Das „Benediktbeurer Studienmodell"

Das bereits erwähnte „Benediktbeurer Studienmodell" begründet auch das besondere Profil der Philosophisch-Theologischen Hochschule (PTH): Werden hier doch zwei Hochschulen und zwei Studiengänge, eben Sozialpädagogik/Sozialarbeit und Theologie, so miteinander verbunden, dass für die Studierenden die Möglichkeit geboten ist, zwei akademische Abschlüsse in einem integrierten Doppelstudium zu erwerben: Den „Bachelor" (BA) in Sozialarbeit (bisher „Diplom-Sozialpädagoge" [FH]) und das Diplom in Katholischer Theologie. Über das Studienmodell wird es zudem Fachabiturienten schneller ermöglicht, nach Abschluss des Studiums an der Fachhochschule auch die akademischen Grade an der theologischen Fakultät zu erwerben.
Die PTH setzt in ihrem eigenen Lehrangebot zudem einige Schwerpunkte, die ihr auch ein eigenständiges Profil geben: Da sind zunächst – der Trägerschaft durch die Salesianer Don Boscos entsprechend – die beiden Schwerpunkte „Jugendpastoral" (mit dem einzigen Lehrstuhl für Jugendpastoral an einer theologischen Fakultät im deutschen Sprachraum) und „Salesianische Spiritualität und Ordensgeschichte", in jüngerer Zeit sind als weitere Akzente die Umweltpastoral, die „Theologie in der Sozialen Arbeit" und die „weltkirchliche Perspektive" hinzugekommen. Für jeden dieser Schwerpunkte gibt es neben der Katholischen Stiftungsfachhochschule (KSFH) weitere kooperierende Einrichtungen, v.a. das „Zentrum für Umwelt und Kultur" (ZUK) und zwei „An-Institute" der PTH, das „Jugendpastoral-Institut" (JPI) und das „Institut für Salesianische Spiritualität" (ISS), die beide auch außerhalb des Hochschulbereiches Bildungs- und Forschungsaufgaben wahrnehmen.
Es ist von diesen Schwerpunkten und Kooperationen her verständlich, dass auch ver-

schiedene akademische Abschlüsse und Qualifikationen an der PTH erworben werden können: Neben den akademischen Abschlüssen in der Theologie (Diplom, Lizentiat, Promotion, Habilitation) sind dies vor allem das „Bakkalaureat in Philosophie" als eigenständiger Abschluss (über die Affiliation mit der UPS in Rom) und die Möglichkeit, mit dem Abschluss der Sozialpädagogik und nach erfolgreicher Teilnahme an der 3-semestrigen „Theologischen Zusatzausbildung" (TZ) der KSFH ein Abschlusszeugnis („Zertifikat") im Rahmen einer ebenfalls 3-semestrigen, von der PTH angebotenen „Zusatzqualifikation Religionspädagogik" (ZRP) zu erwerben, das die Möglichkeit zum Erhalt der „Missio", d.h. der kirchlichen Unterrichtserlaubnis für die nebenberufliche Erteilung des Religionsunterrichtes eröffnet. Für „Nur-Theologen" gibt es zudem die auf zwei Semester konzipierte studienbegleitende „Zusatzqualifikation Soziale Praxis" (ZSP). Daneben hat die PTH bei entsprechender Nachfrage über die Jahre immer auch eigene Diakonatskurse für angehende Priester und in Zusammenarbeit mit dem JPI auch jugendpastorale Einführungs- und Aufbaukurse für Praktiker der Jugendarbeit und -seelsorge angeboten.
Die globale, weltkirchliche Perspektive der Hochschule realisiert sich seit einigen Jahren in verstärkten internationalen Kontakten und Kooperationen, neben Rom etwa mit der theologischen Fakultät der südböhmischen Universität in Budweis und mit zwei chilenischen Hochschulen in Santiago und La Serena. Weitere Kooperationen mit Argentinien und eventuell auch mit Indien zeichnen sich ab.

Eine Lern- und Lebensgemeinschaft

Die PTH wird – wie schon mehrfach erwähnt – von der Deutschen Provinz der Salesianer Don Boscos (Sitz des Provinzialats in München) getragen, die trotz kirchlicher und staatlicher Zuwendungen nach wie vor den größten Teil des finanziellen Bedarfs zu leisten hat. Die Salesianer stellen die Mehrzahl des Lehrkörpers. Doch zeichnet sich ab, dass in den nächsten Jahren zunehmend Berufungen von Laien oder Priestern bzw. Ordensleuten von außerhalb nötig werden. Für die Studierenden besteht die Möglichkeit, an allen Gebets- und Gottesdienstzeiten, an den verschiedenen Festen und Veranstaltungen der salesianischen Hausgemeinschaft das Jahr hindurch teilzunehmen. Das Fest des Ordensgründers, des hl. Johannes Bosco am 31. Januar, mit dem auch das jeweilige Wintersemester beendet wird, wird mit einem eigenen Fest der Haus- und Studentengemeinschaft zusammen begangen. Auch wenn die ganz überwiegende Mehrheit der Studierenden in den beiden Wohnheimen des Ortes oder in Privatquartieren wohnen (das Kloster selbst kann für Laienstudenten nur eine geringe Anzahl von Zimmern bereitstellen), entsteht doch eine Verbindung von Lern- und Lebensgemeinschaft. Wissenschaftliches Studium und lebendige Spiritualität dürfen keine zwei voneinander getrennten Bereiche werden. Sichtbarer Ausdruck dieses Bemühens um eine ebenso fundierte wie ganzheitliche Ausbildung ist das „Leitbild", mit dem sich die Hochschule und ihre Lehrenden auf vier Grundsätze verpflichtet haben: Eine „geerdete" Theologie, die wissenschaftlich fundiert, praxisorientiert und dialogfähig ist; pastorale Kompetenz als ein primäres Ziel der theologischen Ausbildung; eine lebendige Spiritualität in der pädagogischen und geistlichen Tradition des Ordensgründers und Jugendseelsorgers Don Bosco; und schließlich eine persönliche Atmosphäre, die den Stil von Hochschule und Studium kennzeichnen soll.

Eine beachtliche „Streuwirkung"

Sicher kommt die Mehrzahl der Studierenden aus dem näheren Umfeld, mit natür-

lichen Schwerpunkten im oberbayerischen und schwäbischen Raum, aber auch im Badischen und Württembergischen. Darüber hinaus haben aber immer auch angehende Theologen aus dem gesamten deutschsprachigen Raum und auch aus dem fremdsprachigen Ausland in Benediktbeuern studiert. Durch das vielfältige Engagement der Dozenten wirkt die PTH wie das gesamte Kloster – in Zusammenarbeit mit den verschiedenen kooperierenden Einrichtungen – aber auch als Bildungszentrum in das Umland Benediktbeuerns hinein. Gezielte Öffentlichkeitsarbeit wird durch eine eigene Pressestelle, durch verschiedene Publikations-Reihen und die Internet-Präsenz betrieben. Es bestehen gute Kontakte zu kirchlichen wie staatlichen Stellen, durch ihre Dozenten ist die Hochschule auch in einer Vielzahl von staatlichen, kirchlichen, kulturellen und wissenschaftlichen Gremien und Verbänden präsent. Gerade das „Benediktbeurer Studienmodell" macht Absolventen des Doppelstudiums oder der Sozialpädagogik in Kombination mit den theologischen Zusatzqualifikationen für kirchliche wie staatliche Einrichtungen interessant. Benediktbeurer Absolventen haben daher auch als Theologen immer noch recht gute Anstellungsaussichten. Die Katholische Stiftungsfachhochschule ist in einem gesamtdeutschen Ranking aller soziapädagogischen Studienmöglichkeiten zuletzt (2007) auf den ersten Platz gewählt worden. Für theologische Fakultäten gibt es bisher kein Ranking in Deutschland. Dass die Qualität der Ausbildung und die Art der Angebote geschätzt werden, zeigt sich aber auch daran, dass der „Verband der Diözesen Deutschlands" die PTH seit einigen Jahren in ein besonderes finanzielles Förderprogramm aufgenommen hat und die Deutsche Bischofskonferenz schon länger ein didaktisches Fortbildungsangebot für junge Hochschuldozenten im Bereich der Theologie bewusst in Benediktbeuern angesiedelt hat. Auch die Ausbildung hauptberuflicher Ständiger Diakone verschiedener bayerischer Diözesen findet seit vielen Jahren in Benediktbeuern statt.

Mit Blick auf die Zukunft

Für die knapp 300 Studierenden, von denen etwa 120 das volle Diplom anstreben, sind derzeit insgesamt 13 Professoren, 3 hauptberufliche Dozenten und 15 Lehrbeauftragte tätig. Daneben zählen zum Lehrkörper 5 Honorarprofessoren, 3 Gastprofessoren, 2 Privatdozenten und 12 emeritierte Professoren und Dozenten. Die Bibliothek mit ihren über 300 000 Bänden und mehr als 600 laufenden Zeitschriften wird von einem hauptamtlichen Diplom-Bibliothekar und Theologen, drei Verwaltungsangestellten und einigen studentischen Hilfskräften betreut. Für die Verwaltung der PTH selbst gibt es vier Angestellte und zwei Mitarbeiter im Bereich der EDV. In der Folge knapper werdender finanzieller Ressourcen ist auch die PTH zu strenger Haushaltsführung und Einsparungen gezwungen. Die personelle Ausstattung soll aber unter dem Gesichtspunkt der Qualitätssicherung auf alle Fälle gehalten werden. In diesem Zusammenhang gibt es Bemühungen, eine seit einigen Jahren im Umfang zunehmende wechselseitige Lehrtätigkeit von Professoren und Dozenten der PTH und der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Augsburg entsprechend den Möglichkeiten des neuen Bayerischen Hochschulgesetzes auf eine vertragliche Grundlage zu stellen.
Natürlich gehen auch die großen Entwicklungen im Bereich der wissenschaftlichen Hochschulen nicht an Benediktbeuern vorüber. Nach staatlicher Vorgabe wurden inzwischen Studienbeiträge eingeführt (wobei Doppelstudenten nur je den halben Beitrag an jeder Hochschule zu entrichten haben) und der „Bologna-Prozess", dem sich auch der Vatikan angeschlossen hat, zwingt die Hochschule zu einer völligen Neuordnung des gesamten Studienganges. Ab dem WS

2009/2010 wird mit dem so genannten „modularisierten Studium" begonnen werden, das nach römischen Vorgaben und entsprechenden Vereinbarungen zwischen den deutschen Bischöfen und den zuständigen Länderministerien nach 10 Semestern mit dem „Magister der Theologie" (Mag. Theol. univ.) abschließen wird. Die innere Struktur des reformierten Studiums legt den Gedanken nahe, nach sechs Semestern einen besonderen „Bachelor" anzubieten, etwa für die Studienrichtung „Sozialpastoral". Auch besondere Master-Studiengänge in Kooperation mit der Fachhochschule wären denkbar.

Natürlich hängt die Zukunft der PTH auch von Faktoren und Entwicklungen ab, die sie nicht beeinflussen kann. Wesentlich wird sicher sein, wie sich die deutschen Diözesen in Zukunft zur Anstellung von Theologen mit universitärem Abschluss verhalten werden. Eine Tendenz, die Anstellung von „Volltheologen" zugunsten der „Gemeindereferenten" mit Fachhochschulabschluss zurückzufahren, ist unverkennbar. Dass Benediktbeuern in der salesianischen Welt als drittes internationales Studienzentrum neben Rom und Jerusalem profiliert wird, dürfte wohl eher die Zahl der Aufbaustudenten, also etwa der Promovenden erhöhen.

Blicken wir noch einmal auf die letzten Jahrzehnte zurück, dann bleibt die Feststellung, dass sich das „Benediktbeurer Studienmodell" bewährt und inzwischen eine beachtliche Zahl hochqualifizierter kirchlicher Mitarbeiter in deutschen und ausländischen Diözesen hervorgebracht hat. Dass vor allem kirchliche Einrichtungen der Wohlfahrtspflege und Jugendhilfe Bedarf an Mitarbeitern signalisieren, die in der Ausbildung sowohl für die soziale wie für die pastorale Tätigkeit Kompetenzen erworben haben, sollte eigentlich die Zukunft Benediktbeuerns als des vielleicht einzigen „Hochschuldorfes" in Deutschland auch auf längere Sicht sicherstellen.

Prof. P. Dr. Lothar Bily SDB ist Rektor der Philosophisch-Theologische Hochschule der Salesianer Don Boscos – Theologische Fakultät – in Benediktbeuern.

Thomas Dienberg OFMCap

Das entscheidend Unterscheidende: die Theologie der Spiritualität

Philosophisch-Theologische Hochschule Münster

Seit mehr als dreißig Jahren gibt es die Philosophisch-Theologische Hochschule (PTH) Münster in freier Trägerschaft der Rheinisch-Westfälischen Kapuzinerprovinz. Sie ist aus dem Zusammenschluss der Hochschulen der Sächsischen Franziskanerprovinz in Warendorf und der Rheinisch-Westfälischen Kapuzinerprovinz in Krefeld und Münster entstanden. Zunächst getragen von verschiedenen Provinzen aus dem deutschsprachigen Bereich der Franziskaner und Kapuziner ist die Rheinisch-Westfälische Kapuzinerprovinz seit 1998 der alleinige Träger. Die Kapuziner haben sich sehr bewusst für die Hochschule und nach dem Ausstieg der Franziskaner der Sächsischen Franziskanerprovinz für die Weiterführung der Hochschule entschieden. Ein maßgeblicher Grund für das Engagement der Kapuziner in der Hochschule war und ist ihr einzigartiger Schwerpunkt in der deutschsprachigen theologischen Landschaft: die Theologie der Spiritualität. Der Träger und die Lehrenden wissen sich zum einen der Franziskanischen Spiritualität, zum anderen aber auch der breitgefächerten christlichen Spiritualität und Spiritualitätsgeschichte verpflichtet. Ein anderer Grund, sich bewusst und entschieden hinter eine Hochschule zu stellen und sie auf Zukunft auch ohne die Franziskaner tragen zu wollen war die Erkenntnis und die Notwendigkeit, die die Kapuziner sahen, mit der Hochschule einen wichtigen Beitrag im Diskurs der Universitäten und der Entwicklung der Theologie in Westeuropa leisten zu können.

Seit dem Jahre 2004 hat sich auch das Angesicht der PTH verändert. Waren die Räume der PTH all die Jahre zuvor im Franziskanerkloster in Münster angesiedelt, so befinden sich die Räumlichkeiten der PTH seit März 2004 in einer schönen Villa in Münster am Hohenzollernring.

1. Lehre

In den vergangenen Jahren hat sich neben dem Diplomstudiengang in Katholischer Theologie ein breites Lehrangebot rund um das „Kerngeschäft" der PTH, der Theologie der Spiritualität, entwickelt.

1.1. Diplomstudiengang

Im Focus der PTH und ihres Lehrangebotes steht das Diplomstudium für Theologen. Das Angebot entspricht den Vorgaben für die Curricula an Fakultäten und Hochschulen, gleichzeitig aber werden auch besondere Akzente gesetzt wie die Interdisziplinarität und die Betonung von Philosophie und den Humanwissenschaften vor allem im grundständigen Studium. Die Theologie der Spiritualität bildet traditionell den Schwerpunkt in der Forschung und Lehre der PTH Münster.

Insofern sind die Studierenden verpflichtet, im Rahmen ihres Diplomstudiums sechs Semesterwochenstunden im Fach Theologie der Spiritualität zu belegen. Die Betonung der Theologie der Spiritualität, vor allem auch im Angebot der Lehre, ist im Rahmen der deutschsprachigen Fakultäten und Ordenshochschulen einzigartig. Als Institution einer Franziskanischen Gemeinschaft weiß sich die PTH dabei insbesondere der Franziskanischen Spiritualität verpflichtet, jedoch ist das Lehrangebot sehr breit gefächert und umfasst die verschiedensten spirituellen Schulen der Spiritualitätsgeschichte.
Die PTH ist ein Ort für die eigenen Studierenden der Kapuziner im deutschsprachigen Bereich, insbesondere aber auch für viele Laientheologen und Angehörige anderer Orden sowie verschiedener Diözesen Deutschlands. Das Dozierendenkollegium ist bunt gemischt: Laientheologen, Ordensleute und Diözesanpriester. Das Kollegium ist eher jünger und besteht derzeit aus neun Professoren, sechs Gastprofessoren, vier Dozierenden sowie dreizehn Lehrbeauftragten. Eine solch hohe Zahl von Dozierenden ist nur finanzierbar aufgrund der Tatsache, dass alle auf Honorarbasis arbeiten.
Die Studierendenzahl liegt jeweils pro Semester insgesamt um die 100-120 Studierenden, damit ist die PTH eine der kleinsten Hochschulen in Deutschland. Die überschaubare Größe erlaubt es, dass manche Vorgänge weitaus weniger bürokratisch und vor allem im engen Miteinander von Studierenden und Dozierenden behandelt werden können. Durch die Präsenz der Ordensleute und die Verbindung zum Kapuzinerkloster in Münster wird die Spiritualität auch neben der Lehre sehr anschaulich und konkret erlebt.

1.2. Lizentiat in Theologie der Spiritualität

Seit 1998 bietet die PTH einen Aufbaustudiengang „Theologie der Spiritualität" mit dem Abschluss des Lizentiats in Theologie an. Dieser Aufbaustudiengang richtet sich an alle Diplomtheologen und -theologinnen, die sich für eine intensivere Beschäftigung mit Fragen der Spiritualität interessieren, die eine Aufgabe in der Formation von Ordens- und Priesternachwuchs innehaben oder sich darauf vorbereiten. Weitere Zielgruppen sind Studierende, die sich eine Zusatzqualifikation erarbeiten wollen oder die mit dem Lizentiat in außereuropäischen Ländern die Berechtigung zur Lehre an einer Hochschule oder Universität erhalten wollen.
Das Aufbaustudium ist berufsbegleitend konzipiert, so dass die Vorlesungen und Seminare in der Regel Montags und Dienstags sowie an einigen geblockten Terminen stattfinden. Über vier Semester beschäftigen sich die Studierenden mit Fragen der Spiritualitätsgeschichte, der Askese und Mystik, der Theologie des Gebetes, der Unterscheidung der Geister, der Spiritualität und Erfahrung. Auf dem Programm stehen des weiteren eine Theologie der Gelübde, die verschiedenen Schulen der Spiritualität, Geistliche Begleitung, die Hl. Schrift und Spiritualität, Mystagogische Pastoral, Salutogenese, Spiritualität und Psychologie, Liturgie und Spiritualität ... dazu kommen verschiedene Seminare, die sich mit speziellen Fragestellungen auseinandersetzen. Das Studium wird mit der Lizentiatsprüfung und der Lizentiatsarbeit abgeschlossen. Bis zum Jahre 2008 haben 22 Studierende erfolgreich das Lizentiat in Theologie der Spiritualität abgeschlossen.

1.3. Weiterbildendes Studium: Theologia Curae

Im Dezember 2002 wurde das Weiterbildungsstudium „Theologia curae. Angewandte Theologie für medizinisch-pflegerische Berufe und Verwaltungsberufe in medizinisch-pflegerischen Organisationen" in Kooperation mit der St. Franziskus-Stiftung Münster eingeführt. Ausgangspunkt für die Installierung des weiterbildenden Studiums

war die Fragestellung der Geschäftsführung der St.-Franziskus-Stiftung, wie angesichts der zunehmend geringer werdenden Zahl der Ordensschwestern in der Stiftung das christlich-kirchliche Profil und die Franziskanische Spiritualität noch zu vermitteln und auch im beruflichen Alltag konkret zu leben und zu spüren sind. Nach einem längeren Prozess und einer intensiven Diskussion über Spiritualität, Krankenhausbild und Kirche wurde das weiterbildende Studium: Theologia Curae mit einem universitären Abschlusszertifikat erarbeitet. Das Studienangebot umfasst vier Semester, die sich mit dem christlichen Menschenbild, medizinisch-ethischen Fragestellungen, Berufung und Professionalität, mit der Geschichte der christlichen Krankenseelsorge, mit Diakonie und Spiritualität, mit der Franziskanischen Spiritualität sowie Fragen rund um Leitung, Organisation und Spiritualität beschäftigen. Der Pilotkurs startete mit 18 Absolventen. Inzwischen haben 33 Teilnehmer und Teilnehmerinnen das Studium erfolgreich abgeschlossen. Im Herbst 2008 wird der nächste Kurs beginnen.
Angesprochen sind alle Arbeitnehmer der verschiedenen Leitungsebenen, die in dem oben benannten Arbeitsfeld beschäftigt sind.

1.4. Masterstudiengang: Organisationsmanagement und Spiritualität

Spiritualität beschreibt einen ständigen Entwicklungsprozess, der durch die Beziehung zum Menschen, zur Welt und zu Gott charakterisiert ist. Spiritualität ist ein ganzheitlicher Prozess, der das ständige Bemühen des Einzelnen voraussetzt. Gleichzeitig geschieht in einem spirituellen Prozess manches, das sich der Machbarkeit und dem Bemühen entzieht. Dem einzelnen und einer Gemeinschaft können durch andere Menschen und vor allem durch Gott Einschnitte und Erlebnisse widerfahren, die sich seinem Zugriff entziehen. Spiritualität stellt in Frage und bildet das „Kerngeschäft" des Einzelnen und der Gemeinschaft – eine dynamische, fragende und provozierende Kraft. Damit wird Spiritualität zu einem Initiator und Begleiter von Veränderungsprozessen. An diesem Punkt setzt das Masterprogramm seinen inhaltlichen Schwerpunkt. Veränderungsprozesse treffen Kirche, soziale und privatwirtschaftliche Organisationen und damit Mitarbeiter, Angehörige, Kunden etc. heute in ungeahntem Maße. Schließung und Ausgliederung von Organisationseinheiten, Personalabbau, Vertrauensverlust bei Mitarbeitern und Kunden gehören zum Alltag. Was heißt unter diesen Umständen Leitung und Management von kirchlichen Institutionen und Ordensgemeinschaften? Wie kann die Identität in einer solchen Umbruchsituation gewahrt bleiben? Welche Hilfen geben die spirituellen Schulen der christlichen Geschichte und die Institution Kirche als ein sehr alter „global player". Was können die Theologie und vor allem die Praxis kirchlicher und unternehmerischer Leitung von der Spiritualität lernen bzw. was bedeutet spirituelle Leitung? Was aber können auch moderne Managementtheorien von der Theologie lernen?
Das Masterstudium geht auf verschiedene Weise diesen Fragestellungen nach und versucht mit Hilfe vieler externer Professoren und Experten aus dem Gebiet der Arbeitswissenschaften, Ökonomie und des Managements auf der einen sowie Theologen und „kirchliche Praktikern" auf der anderen Seite beide Felder in einen konstruktiven und befruchtenden Dialog zu führen, so dass die Studierenden umfassend (wissenschaftlich und persönlichkeitsorientiert) Leitungshandeln heute reflektieren und einüben lernen. Das Studium dauert fünf Semester und ist berufsbegleitend sowie anwendungsorientiert in Blockveranstaltungen konzipiert.

1.5. Weiterbildendes Studium: Franziskanisch-Missionarisches Charisma

Im April 2007 hat das Weiterbildungsstudium: „Grundkurs zum franziskanisch-mis-

sionarischen Charisma – CCFMC" an der PTH begonnen. Grundlage dieses Studiums sind 25 Lehrbriefe eines Fernkurses, der in den vergangenen Jahren vom CCFMC mit Hauptsitz in Würzburg und führenden Franziskanischen Theologen entwickelt worden ist. Der CCFMC ist ein Werk, an dem viele Menschen aus der ganzen Welt mitgewirkt haben und heute noch beteiligt sind. Die Lehrbriefe sind inzwischen in mehr als 30 Sprachen übersetzt. Die Kooperation zwischen der PTH und dem CCFMC hat auf dieser Basis ein online-Studienprogramm entwickelt, das sich über zwei Jahre erstreckt und mit einem Hochschulzertifikat abgeschlossen werden kann. Es richtet sich an alle, die an der Franziskanischen Theologie und Spiritualität interessiert sind.

2. Institute

2.1. Institut für Spiritualität

1978 wurde der Hochschule das Institut für Spiritualität angegliedert. Im Rahmen der theologischen Fortbildung will das Institut Inhalte christlicher Spiritualität vermitteln und sie in Auseinandersetzungen mit Strömungen und Fragen der Zeit theologisch verarbeiten. Darüber hinaus soll die Arbeit Anregungen zur Vertiefung und Erneuerung der eigenen Spiritualität geben und Hilfen für die seelsorgliche Praxis anbieten. Bei der Gestaltung der einzelnen Kurse sind folgende Elemente wichtig: Grundlagen durch kompetente Fachleute und gemeinsame Lektüre von Texten der geistlichen Tradition, Einbeziehung der Erfahrungen der Teilnehmer/-innen, Gebet und Gottesdienst als Ausdruck praktizierter Spiritualität.
Das Angebot richtet sich primär an interessierte Ordens- und Diözesanpriester, an Laientheologen/-innen, an Ordensschwestern und -brüder mit theologischer Ausbildung. Die Kurse sind auch für Studierende der Theologie (ab Vordiplom) offen. Am Institut besteht auch die Möglichkeit, an einer dreijährigen Fortbildung teilzunehmen. Ziel es ist, die Inhalte, Methoden und Erkenntnisse christlicher Spiritualität für die Seelsorge fruchtbar zu machen (Leitung von Exerzitien, Geistliche Begleitung, spirituelle Impulse für die ordentliche Seelsorge). Ablauf und Inhalte der drei Jahre werden vom Institut mit dem Interessenten/der Interessentin festgelegt. Die Angebote des Instituts bilden dabei den Schwerpunkt, die können jedoch auch durch andere Kurse ergänzt werden. Gemeinsam Tage der Reflexion aller Teilnehmer/-innen der dreijährigen Fortbildung ergänzen das Programm und dienen der Vertiefung der Inhalte und der Reflexion des Prozesses.
Die Lehrkräfte des Instituts sind auch in den Diplom- und Aufbaustudiengang (Lizentiat in Theologie der Spiritualität) sowie in das Masterstudium involviert, und das Institut zeichnet eine rege und vielfältige Publikationstätigkeit aus. So wurde unter anderem im Jahr 2000 ein Grundkurs für Spiritualität entwickelt, der bereits in mehrere Sprachen übersetzt worden ist.
Seit Januar 2002 bietet das Institut für Spiritualität eine Ausbildung in Geistlicher Begleitung an, die sich aus einer Ausbildung in klientenzentrierter Gesprächsführung und einem zweijährigen Curriculum in der Theologie der Spiritualität zusammensetzt.
Entsprechend der Ausrichtung der PTH sind die Angebote des Instituts für Spiritualität sowohl ökumenisch als auch vor allem interdisziplinär ausgerichtet. So wurde z. B. im Februar 2008 vom Institut für Spiritualität ein interdisziplinäres Symposion zum Thema: Dunkle Nacht und Depression, in Münster veranstaltet. Es kamen ca. 100 Teilnehmer/-innen.

2.2. Institut für Kirche, Management und Spiritualität

Im Frühjahr 2006 wurde das Institut für Kirche, Management und Spiritualität ins Le-

ben gerufen. Auf verschiedene Weise werden Verbindungen zwischen aktuellem Managementwissen und der Theologie der christlichen Spiritualität mit ihrer reichen Tradition und Geschichte geschaffen. In der kurzen Zeit des Bestehens hat das Institut für Kirche, Management und Spiritualität einen Masterstudiengang in „Organisationsmanagement und Spiritualität" entwickelt, das sich an kirchliche Mitarbeiter und Führungskräfte aus der Wirtschaft richtet. Im April 2008 ist dieser Studiengang offiziell akkreditiert worden.
Daneben bearbeiten die Mitarbeiter Projekte im Sinne des strategischen Managements, also mit Kooperationspartnern wie z. B. der Caritas. Beratungstätigkeit und ein Kurs für Ordensleute in Leitungspositionen ergänzen das breite Spektrum. Das Institut arbeitet eng mit Partnern aus universitären Einrichtungen in Bochum, Linz (A), Hall in Tirol (A), Berlin (Dominique Chenu Institut) und St. Gallen (CH) zusammen. Schirmherr ist der ehemalige Bundesbankpräsident, Prof. Dr. hc. mult. Hans Tietmeyer. Der Beirat setzt sich aus Wissenschaftlern, Praktikern und Leitungspersönlichkeiten aus Wirtschaft und Kirche zusammen.

2.3. Pastoralseminar

Der Hochschule ist ein einjähriges Pastoralseminar angeschlossen, das nach der Absolvierung des fünfjährigen Grundstudiums auf die pastoralen Aufgaben im kirchlichen Dienst vorbereiten und die Priesteramtskandidaten auf den Empfang der Priesterweihe vorbereiten soll. Neben der inhaltlichen Auseinandersetzung mit den Fragen nach Priesterbild, Gemeindeverständnis und der praktischen Vorbereitung und Gestaltung der Kasualien und Sakramente stehen auch im Pastoralseminar die persönliche und spirituelle Auseinandersetzung mit den Weihen eine große Rolle. Insofern sind viele der Referenten/-innen in den anderen Bereichen der PTH tätig.
Das Pastoralseminar wird zur Zeit von 15 Ordensgemeinschaften getragen. Seit Bestehen des Pastoralseminars 1975 haben 325 Personen in Vorbereitung auf die Priesterweihe teilgenommen.

3. Ausblick

Der Artikel ist überschrieben mit dem entscheidend Unterscheidendem. Aufgrund der Ausführungen wird deutlich, dass die Philosophisch-Theologische Hochschule Münster in freier Trägerschaft der Rheinisch-Westfälischen Kapuzinerprovinz ihren ganz eigenen Schwerpunkt hat, nämlich die Theologie der Spiritualität. Damit hat die PTH ein spezifisches Profil, das sie sehr klar von anderen Fakultäten und Ordenshochschulen im deutschsprachigen Raum unterscheidet. Die Theologie der Spiritualität wird an der PTH interdisziplinär gestaltet, was sich nicht zuletzt am Curriculum des Lizentiatsstudiengang sowie an der Entwicklung des neuen Instituts für Kirche, Management und Spiritualität zeigt.
Eine Theologie der Spiritualität zeichnet sich nicht nur darin aus, dass sie sich mit der Geschichte der Christlichen Spiritualität beschäftigt, sondern diese und die vielfältigen Formen und theologischen Ansätze mit der Gegenwart und den Herausforderungen der Zeit konfrontiert. Dieses versuchen die Mitarbeiter der PTH auf vielerlei Weise: im Diplom-, Lizentiats- und Masterstudium, in den Instituten und den Kooperationen mit Institutionen aus Kirche und Wirtschaft.

Prof. P. Dr. Thomas Dienberg OFMCap ist seit dem Jahr 2002 Rektor der Philosophisch-Theologischen Hochschule Münster.

Joachim Piepke SVD

Philosophisch-Theologische Hochschule SVD St. Augustin

Die Philosophisch-Theologische Hochschule SVD St. Augustin der Steyler Missionare in der gleichnamigen Stadt Sankt Augustin konnte im Oktober 2007 auf 75 Jahre ihres Bestehens zurückblicken. 75 Jahre bedeuten im Maßstab der Jahrhunderte der Welt- und Kirchengeschichte nicht allzu viel, sie repräsentieren gerade die mittlere Lebenserwartung des heutigen Europäers. Dennoch bedeuten sie für eine private Ordenshochschule wie die unsrige eine abwechslungsreiche Geschichte mit ihren Höhen und Tiefen, mit ihren durch die Zeitläufe und den Zeitgeist bedingten Veränderungen, mit dem Optimismus des Aufbaus und den Ängsten des Zugrundegehens, mit dem festen Glauben an die Zukunft und mit der Skepsis der leicht Verzagten. 75 Jahre Ordenshochschule repräsentieren eine Erfolgsgeschichte der akademischen Ausbildung, der missionarischen Berufung in einer Weltkirche, der Öffnung für ein breiteres Publikum der Laien und der konstanten Sorge um den eigenen akademischen Nachwuchs.

Die Geschichte der Hochschule ist eine Geschichte der permanenten Hindernisse, die fast unüberwindlich schienen, aber dennoch mit viel Geduld und Zähigkeit aus dem Weg geräumt werden konnten. Schon in den Jahren 1903/04 suchte der Gründer der Steyler Missionare P. Arnold Janssen nach einem geeigneten Platz für eine Ordensgründung in der Erzdiözese Köln. Verschiedene Pläne an Orten der Eifel und an der Ahr zerschlugen sich, ein Gelände in Ramersdorf erwies sich als zu klein, bis 1910 der geistliche Rektor und spätere Pfarrer von Hangelar Franz Jakobi ein ausreichend großes Gelände in der Hangelarer Heide anbot. Die Genehmigung der preußischen Regierung ließ lange auf sich warten. Schließlich kam die Erlaubnis vom Regierungspräsidium in Köln am 4. Juni 1912 mit den Worten: „Euer Hochwürden benachrichtige ich ergebenst, dass die Herren Minister der geistlichen und Unterrichts – Angelegenheiten und des Innern durch Erlass vom 14. Mai d.Js. ... der Gesellschaft des göttlichen Wortes aus dem Mutterhause Steyl in Holland die Staatsgenehmigung erteilt haben, in Hangelar, Siegkreis, eine neue Niederlassung zum Zwecke der Aushülfe in der Seelsorge zu errichten. In die Niederlassung dürfen nur Ordensangehörige, welche die deutsche Reichsangehörigkeit besitzen aufgenommen werden. Die Zahl der mit der Aushülfe in der Seelsorge befassten Patres ist von den genannten Herren Ministern auf zwei festgesetzt worden. Der Niederlassung ist ausserdem ausnahmsweise gestattet, erholungsbedürftige Ordensangehörige, deren Gesundheit durch den Dienst in den Tropen erschüttert ist, bis zur Höchstzahl von fünfzehn aufzunehmen“ (Rivinius 1999: 23).

Man begann mit dem Bau des Hauses 1913 und erweiterte die Zweckbestimmung des Hauses als Exerzitienhaus bereits ein Jahr später 1914. Die gleichzeitig angestrebte Erweiterung der Zweckbestimmung als Ausbil-

dungsstätte für Ordenskleriker ließ aber bis nach dem Ende des I. Weltkrieges auf sich warten, da die preußische Regierung in Berlin nicht gewillt war, eine diesbezügliche Genehmigung zu erteilen. So kam es, dass erst nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs und der Etablierung der Weimarer Republik 1925 die ersten Studenten das Philosophiestudium aufnehmen konnten, ihr Theologiestudium aber in St. Gabriel in Mödling bei Wien fortsetzten. 1932 beschloss die Generalleitung des Ordens in Rom, auch die theologischen Studien in St. Augustin beginnen zu lassen, sodass ab diesem Jahr der volle Studienzyklus der Hochschule eingerichtet war. Die ersten Absolventen wurden 1935 geweiht. In diesem Jahr zählte das Haus 330 Ordensstudenten, 23 Patres, 47 Brüder und 21 Brüdernovizen. Dieser schnelle und erfreuliche Aufschwung geriet bald in ernsthafte Turbulenzen durch die Machtergreifung der Nationalsozialisten im Jahr 1933. Zunächst wurden die Orden öffentlich durch Devisen- und Sittlichkeitsprozesse diffamiert, danach ging man daran, die Ordensschulen systematisch zu schließen und die Gebäude zu konfiszieren. Aus dem Frühjahr 1936 stammt folgender Brief aus St. Augustin an den Generalsuperior Grendel in Rom: „Es scheint immer bestimmter durchzusickern, dass man uns das liebe und schöne St. Augustin fortnehmen will, um es für militärische Zwecke zu verwenden. Bestimmte Anzeichen lassen begründete Furcht aufkommen, die man am liebsten weit fortbannen möchte. So kam schon jemand, um den Wald abzuholzen, der ihm bereits überlassen sei. Das gepachtete Land, m. W. etwa 110 Morgen, soll schon erledigt sein. Auch kam ein Vertreter von Siemens & Halske und erkundigte sich, ob wir die Uhranlage usw. mitzunehmen gedächten bei unserem Auszug oder was sonst mit dem Vertrag dieserhalb zu tun sei. Als man sich sehr über diese Frage wunderte, sagte er bestimmt aus, dass er im Auftrage ihrer Berliner Zentrale käme, die bestens unterrichtet sei. Hoffentlich wird dieses böse Gespenst nicht Wirklichkeit ... Vae nobis!" (Rivinius 1999: 47). Die Wirklichkeit holte das Haus am 2. August 1941 ein, als an einem Samstagnachmittag die Gestapo unter dem Vorwand staatsfeindlicher Aktivitäten das Haus beschlagnahmte. Da fast alle Patres zu diesem Zeitpunkt auf Seelsorgsaushilfe unterwegs waren, konnte das Haus erst am folgenden Montag geräumt werden. Mit der Beschlagnahme des Hauses wurde auch das gesamte Vermögen eingezogen. Der Regierungspräsident von Köln teilte mit, dass der Reichsminister des Innern, den „Gesamtbesitz mit dem vorhandenen lebenden und toten Inventar zu Gunsten des Reiches eingezogen habe, weil das Vermögen des Hauses volks- und staatsfeindlichen Zwecken gedient habe und die Bestrebungen der Insassen des vorgenannten Hauses volks- und staatsfeindlich gewesen seien" (Rivinius 1999:49-50).

Nach Kriegsende 1945 fanden die zurückkehrenden Heimkehrer das Haus geplündert, verwahrlost und ausgebombt vor. Von den vor Kriegsbeginn nahezu 460 Mitgliedern der Hausgemeinschaft waren 129 im Krieg gefallen und 40 vermisst. Im September 1945 konnte der Vorlesungsbetrieb wieder aufgenommen werden, wenn auch die Studenten die ersten zwei Jahre stark durch die handwerklichen Arbeiten des Wiederaufbaus des Hauses in Beschlag genommen waren. In den 60er Jahren setzte eine neue Entwicklung ein, bedingt auf der einen Seite durch die Reformbewegungen des II. Vatikanischen Konzils und auf der anderen Seite durch den jetzt einsetzenden rückläufigen Trend des Ordensnachwuchses. Im Studienjahr 1967/68 begann die organisatorische Zusammenarbeit der drei Ordenshochschulen der Redemptoristen in Geistingen, der Steyler in Sankt Augustin und der Dominikaner in Walberberg. Geplant war die Gründung einer gemeinsamen Ordensfakultät im Raum Bonn, die aber leider nicht zustande kam. Die abgespeckte Version dieses Vorhabens begann im Studienjahr 1969/70 als Studiengemein-

schaft der beiden Ordenshochschulen Geistingen und St. Augustin, die bis 1996 Bestand hatte, als die Redemptoristen aus Mangel an Personal ihre Hochschule aufgeben mussten. Bald nach dem Beginn der Studiengemeinschaft wurde die Hochschule externen Studentinnen und Studenten geöffnet, die als Laien das Vollstudium im Fach Katholische Theologie aufnehmen konnten.

Die Rechtsstellung der Hochschule änderte sich seit Mitte der 60er Jahre kontinuierlich. 1965 erfolgte zunächst die Aggregierung der Hochschule an das Pontificio Ateneo Sant' Anselmo der Benediktiner in Rom, die 1972/73 von der Affiliation des Grundstudiums an dasselbe Ateneum und der Errichtung der Missionstheologischen Spezialisierung als Sektion der Theologischen Fakultät des Ateneums abgelöst wurde. Damit erhielt das theologische Abschlussexamen den akademischen Grad des Bakkalaureats verliehen, der als Diplomzeugnis innerhalb des kirchlichen Bereichs galt. Dazu kam das Aufbaustudium mit einem viersemestrigen Lizentiatsstudiengang und einem Promotionsstudiengang mit missionswissenschaftlicher Spezialisierung. 1982 wurde der Hochschule durch die Kongregation für das Katholische Bildungswesen in Rom das Recht verliehen, den Diplomstudiengang im Fach Katholische Theologie einzurichten, der 1983 die staatliche Anerkennung durch das Ministerium für Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen erhielt. Im Jahre 1999 wurde die Hochschule zur kirchlich-theologischen Fakultät erhoben, wodurch die Affiliation mit Sant' Anselmo beendet wurde. Im Jahre 2000 erfolgte die staatliche Anerkennung der Aufbaustudiengänge Lizentiat und Doktorat durch das Ministerium für Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen.

Als einzige Hochschule in Deutschland hat St. Augustin das Fach Missionstheologie als Schwerpunkt im Diplomstudiengang. Diese einzigartige Studienausrichtung zeigt die missionarische Dimension christlichen Glaubens und christlicher Theologie auf. Wesentliche missionarische Aspekte der jeweiligen Fächer werden erarbeitet. Die Beschäftigung etwa mit Fragen der Ethnologie, Missionswissenschaft, Religionsgeschichte, Religionswissenschaft und der Problematik der so genannten Dritten Welt sollen die Studierenden befähigen, in verschiedenen kulturellen Kontexten heimisch zu werden und für die christliche Botschaft Zeugnis abzulegen. Dazu dienen insbesondere die wissenschaftlichen Institute, die auf dem Campus angesiedelt sind: 1961 wurde das Missionswissenschaftliche Institut gegründet, 1962 siedelte das Anthropos Institut als völkerkundliches Forschungsinstitut von Posieux/Fribourg in der Schweiz nach Sankt Augustin, 1972 folgte von Los Angeles/USA das Institut Monumenta Serica, das sich mit Fragen der Kultur und der Religionen Chinas und Asiens beschäftigt. 1973 wurde das ethnologische Museum „Haus Völker und Kulturen" eröffnet. 1974 folgte die Gründung der „Akademie Haus Völker und Kulturen", die, herausgewachsen aus den ethnologischen Colloquia des Anthropos Instituts, in einer jährlichen Vortragsreihe die aktuellen Themen der Zeitgeschichte und der Weltkirche einem breiteren Publikum zugänglich macht. 1988 wurde das China-Zentrum, von katholischen Hilfswerken und missionierenden Orden getragen, in Sankt Augustin gegründet und fördert die Begegnung und den Austausch mit den Kulturen und Religionen Chinas.

Die wissenschaftlichen Aktivitäten der einzelnen Institutionen des Campus spiegeln sich in ihren Veröffentlichungen wider. Die Hochschule bringt seit 1956 eine wissenschaftliche Reihe unter dem Namen „Veröffentlichungen des Missionspriesterseminars St. Augustin" heraus, das Missionswissenschaftliche Institut seit 1962 die Reihe „Studia Instituti Missiologici Societatis Verbi Divini", die jährlich erscheinende „Missions-

chronik SVD" sowie die missionswissenschaftliche Zeitschrift „Verbum SVD", das Anthropos Institut die völkerkundlichen Reihen „Studia Instituti Anthropos" und „Collectanea Instituti Anthropos", das zweimal jährlich erscheinende Informationsheft „Anthropology & Mission" sowie die seit 1906 erscheinende ethnologische und linguistische Zeitschrift „Anthropos", das Institut Monumenta Serica die sinologische Reihe „Monumenta Serica Monograph Series", den sechsmal jährlich erscheinenden Informationsdienst „China heute" sowie die 1934 in Peking/Beijing gegründete sinologische Zeitschrift „Monumenta Serica", und last not least seit 1978 die Akademie Völker und Kulturen ihre jährlichen Vortragsreihen. Die Bibliotheken der Hochschule und der Institute besitzen aktuell einen Bestand von gut 400.000 Bänden, die den Lehrenden und Studierenden zur Verfügung stehen.

Ich möchte meinen kleinen Aufriss der Geschichte und der Aktualität der Hochschule nicht schließen, ohne auf die Herausforderungen der Gegenwart für die Hochschule einzugehen, die dem nächtlichen Schlaf das „sanfte Ruhekissen" manches Mal unsanft entreißen. Mit dem drastischen Rückgang der einheimischen Ordensstudenten in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts stand die Hochschule vor der Frage, wie sie den fehlenden einheimischen, sprich deutschen Nachwuchs ersetzen könnte. Denn ohne eigenen Ordensnachwuchs im Studium wäre eine Ordenshochschule kaum mehr zu rechtfertigen. Es zeichnete sich der Gedanke ab, dass es sich anböte, eine internationale Ordensgesellschaft wie die der Steyler Missionare auch im deutschsprachigen Raum real international werden zu lassen, denn bisher bestanden die deutschsprachigen Provinzen fast ausschließlich aus eigenem, einheimischen Personal, während die auswärtigen Provinzen durchweg international gestaltet waren. So beschritt man den Weg der Internationalisierung und lud Ordensstudenten auswärtiger Provinzen zum Studium an der hiesigen Hochschule ein. Das brachte einige Veränderungen mit sich wie die Einführung eines eigenen Deutschkurses für Ausländer, um den Ansprüchen unserer Hochschule genügen zu können; der Deutschkurs wird mit der staatlich anerkannten Qualifikation „Deutsche Sprachprüfung für den Hochschulzugang ausländischer Studienbewerber" (DSH) abgeschlossen; oder auch die Umstellung der Didaktik auf asiatisches Denken und fernöstliche Lernmethoden; die Anpassung der Prüfungen an die psychologischen Voraussetzungen der anders Denkenden und vieles andere mehr.

Dazu kommt, dass die Hochschule seit Anfang der 90er Jahre chinesische Seminaristen, Priester und Schwestern aus Diözesen der Volksrepublik China aufnimmt und sie zum Abschluss des theologischen Diploms bzw. des Lizentiats und Doktorats führt. Seit 5 Jahren sind auch chinesische Laien, Frauen und Männer, im Diplomstudiengang eingeschrieben, sodass die Hochschule insgesamt über 20 chinesische Studierende aufweisen kann. Für die meisten chinesischen Studenten ist Deutsch die erste Fremdsprache, die sie zu erlernen haben, was mit sich bringt, dass sie auch die Denkweisen und Ausdrucksformen der europäischen Sprachen und Traditionen zum ersten Mal erlernen müssen. Das bedeutet für die Lehrenden eine enorme Herausforderung, die zu bewältigen sich jedoch lohnt. Denn man sieht, dass diese Arbeit Früchte trägt und heute viele dieser jungen Menschen führende Positionen in ihren Diözesen Chinas innehaben. Josef Li Jing, der zur ersten Gruppe von 4 chinesischen Studenten in St. Augustin gehörte, wurde im Dezember 2007 zum Bischof von Ningxia in der gleichnamigen Provinz geweiht. Sie müssen in ihrer Heimat dem christlichen Glauben, den sie hier im Gewand der abendländischen Tradition vertieft studiert haben, ein chinesisches Antlitz verleihen und im Sinne der nachkonziliaren The-

ologie die Inkulturation des Christentums initiieren, die durch den unseligen Ritenstreit des 18. Jahrhunderts abrupt abgebrochen wurde und damit einer Evangelisierung Chinas das Tor zugeschlagen hatte. Professor P. Heinz Hesselfeld aus Nanchang, der lange Jahre als Biochemiker an der dortigen Universität gewirkt hat und heute als Emeritus dort lebt, schließt seinen letzten Brief mit den Worten: „Von China aus möchte ich vor allem erwähnen, dass es in Europa wohl keine andere Institution gibt, die so viel für die Jugend der Kirche Chinas leistet. Die Geschichte wird beweisen, dass die vielen Initiativen in dieser Hinsicht lohnenswert gewesen sind und dass sie vom Hl. Geist geleitet und gesegnet werden."

1996, als die Hochschule der Redemptoristen in Hennef-Geistingen schließen musste, prophezeite man auch unserer Hochschule ein baldiges Ende. Trotz aller Unkenrufe der letzten Jahre aus den eigenen und auswärtigen Reihen hält sich die Zahl der Studierenden erstaunlich konstant. Auch in diesem Studienjahr können wir mit mehr als 160 Studierenden rechnen, was an der oberen Grenze unserer personalen Kapazitäten liegt. Das Problem der Studierendenzahl jedoch wird sich in Zukunft immer dringender stellen. Die theologischen Fakultäten an den staatlichen Universitäten sehen dieses Problem auf sich zukommen, ohne dass sie effektiv gegensteuern könnten. Über kurz oder lang werden einige Fakultäten schließen oder sich mit einer anderen zusammentun müssen, um ihre Existenz sichern zu können. Die Einführung der allgemeinen Studiengebühren an den Universitäten wird dieses Problem für die Theologie noch verschärfen. Für die Ordenshochschulen wird sich das Problem der Finanzierung mehr und mehr in den Vordergrund schieben, denn für die wenigsten kommen kirchliche oder staatliche Zuwendungen in Frage und wenn doch, dann in einem sehr bescheidenen Maße. Die Entwicklung der Zahlen der Ordenshochschulen in den letzten 4 Jahrzehnten zeigt uns die Problematik drastisch: existierten Mitte der 60er Jahre, also zu Ende des II. Vatikanischen Konzils, noch über 30 Ordenshochschulen in Deutschland, so sind es heute gerade noch 5, sieht man von St. Georgen als Ordenshochschule ab, die sich eher als eine private Hochschule der Deutschen Bischofskonferenz in Händen der deutschen Jesuitenprovinz darstellt.

Mit dieser Problematik ist der Erhalt eines eigenen Professorenstabes verbunden, der entweder aus dem eigenen Ordensnachwuchs kommen oder durch auswärtige und damit bezahlte Kräfte ergänzt werden muss. Die kirchlichen Normen schreiben eine Mindestzahl von 12 fest angestellten Professoren vor, die durch Dozenten und Lehrbeauftragte ergänzt werden. Dabei muss die Zahl der Priester als Ordinarii mindestens 50% betragen, was die meisten Fakultäten an den staatlichen Universitäten längst nicht mehr erreichen. Die Ordenshochschulen dagegen besitzen noch einen Anteil an Priestern von 75%. Unsere Hochschule zählt aktuell 15 Professoren, von denen 10 Steyler, 3 Redemptoristen, 1 Spiritaner und 1 Weltgeistlicher sind. Dazu kommen 6 Dozenten (4 Steyler, 1 Prämonstratenser und 1 weibliche Lehrkraft), die in der heutigen Nomenklatur der Universitäten Juniorprofessoren sind, 4 Lektoren (3 Steyler und 1 Redemptorist) und 14 Lehrbeauftragte, die zumeist Laien sind. Das ergibt insgesamt ein Lehrpersonal von 39 Lehrkräften, von denen insgesamt 22 Ordensangehörige der Steyler Missionare sind. Finanziell bedeutet dies, dass 17 Lehrkräfte in einem bezahlten Angestelltenverhältnis stehen, für das allein der Orden aufkommen muss. Daher steht die Hochschule immer vor der drängenden Notwendigkeit, geeigneten Ordensnachwuchs für das Lehramt heranzuziehen, um die Unterhaltskosten der Hochschule so niedrig wie möglich zu halten und dem eigenen missionstheologischen Profil keinen Abbruch zu leisten.

Dass auch diese Herausforderung lösbar ist, zeigt die Tatsache, dass sich z. Z. mehrere junge Nachwuchskräfte des Ordens an verschiedenen deutschen Universitäten im Promotionsstudium befinden, um nach Abschluss desselben der Hochschule zur Verfügung zu stehen. Sie alle stammen aus außereuropäischen Ländern und haben den Diplomstudiengang an unserer Hochschule absolviert. Der erste von ihnen hat in diesem Studienjahr 2007/08 sein Lektorat an der Hochschule im Fach Fundamentaltheologie begonnen. Andererseits wäre es wünschenswert, dass jene Orden, die selber keine philosophisch-theologische Hochschule mehr unterhalten, verstärkt begabten Nachwuchs den noch existierenden Ordenshochschulen zur Verfügung stellten. Erstens wäre es ein Zeichen der Solidarität der Orden untereinander und zweitens ein Bereicherung für den eigenen Orden, aktive Mitglieder an Ordenshochschulen lehren zu sehen. Denn die Ausübung des philosophisch-theologischen Lehrfachs kann sehr wohl dazu beitragen, den eigenen Orden in der akademischen Landschaft weiterhin präsent zu sehen.

Ich möchte mit einem Wort unseres Ordensgründers und Heiligen P. Arnold Janssen schließen, der angesichts der enormen Schwierigkeiten der damaligen Zeit des Kulturkampfes in Deutschland das neue Missionshaus in Steyl 1875 im Vergleich mit bereits bestehenden Missionsseminaren folgendermaßen umschrieb: „Was nun schließlich unser eigenes Haus angeht, so ist es noch ein zu schwaches Pflänzchen, als dass wir uns erkühnen dürften, es in der Reihe der übrigen aufzuführen. Doch kann es mit Gottes Gnade wachsen. Es kann aus dem kleinen Kinde noch ein mutiger Jüngling und endlich ein starker Mann werden. Jedenfalls will es sich bestreben, in Eifer und Liebe Gottes nicht hinter den übrigen zurückzubleiben“ (Alt 1999: 159).

Prof. P. Dr. Joachim Piepke SVD ist Rektor der Philosophisch-Theologischen Hochschule SVD St. Augustin.

LITERATUR:

Rivinius, Karl Josef: Zur Geschichte des Missionshauses St. Augustin. In: Joachim G. Piepke (Hrsg.), Steyler Missionare St. Augustin. Sankt Augustin 1999, 11-67.

Alt, Joseph, Arnold Janssen: Lebensweg und Lebenswerk des Steyler Ordensgründers. Nettetal: Steyler Verlag, 1999. (Studia Instituti Missiologici Societatis Verbi Divini, 70).

Ulrich Rhode SJ

Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen

Theologische Fakultät SJ – Frankfurt am Main

Sankt Georgen – eine Ordenshochschule?

Was macht eine Hochschule zu einer Ordenshochschule? Die „Arbeitsgemeinschaft der Ordenshochschulen" (AGO) vereinigt nach ihrer Satzung (§ 1) „philosophische und theologische Institute der religiösen Orden, Kongregationen und Gesellschaften des apostolischen Lebens", geht also von der Trägerschaft als dem ausschlaggebenden Kriterium einer Ordenshochschule aus. So gesehen handelt es sich bei der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen eindeutig um eine Ordenshochschule; denn seit ihrer Gründung im Jahre 1926 ist ihre Leitung der Gesellschaft Jesu anvertraut. Als Unterhaltsträger dient der „Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen e. V.", dem laut Satzung nur Mitglieder der Gesellschaft Jesu angehören können. Bis zum Beginn des 21. Jh. kamen die Professoren fast ausschließlich aus dem Jesuitenorden. In der geltenden Satzung der Hochschule heißt es, dass die Professoren mehrheitlich der Gesellschaft Jesu angehören sollen. Von den 18 Professoren und Dozenten, die gegenwärtig (April 2008) an der Hochschule tätig sind, gehören 13 dem Jesuitenorden an. Angesichts der Tatsache, dass die Gesellschaft Jesu weltweit ihr Engagement auf dem Gebiet der Wissenschaft, insbesondere der Philosophie und Theologie, zu einem ihrer Schwerpunkte zählt, hat der Provinzial der Deutschen Provinz der Jesuiten, P. Stefan Dartmann SJ, im Mai 2007 die beiden Hochschulen der Jesuiten in Frankfurt und München zu einer Priorität erklärt innerhalb dessen, was Jesuiten in Deutschland tun.

Von einem anderen Kriterium geht das „Lexikon für Kirchen- und Staatskirchenrecht" (Paderborn, 2004, Bd. 3, S. 89) aus. Dessen Artikel „Ordenshochschulen" (verfasst von R. Sebott) beginnt mit der Definition: „Die Ordenshochschulen in Deutschland sind philosophische und theologische Ausbildungsstätten für den Ordensnachwuchs, die heute auch Nichtordensangehörigen offen stehen." Unter dieser Rücksicht ist die Bezeichnung „Ordenshochschule" für Sankt Georgen nicht passend. Die Studierenden, für die Sankt Georgen im Jahre 1926 gegründet wurde, waren gerade nicht Jesuiten oder andere Ordensleute, sondern die Seminaristen des Bistums Limburg. Schon bald schlossen sich in den folgenden Jahren weitere Bistümer an. Seit 1994 sind es vor allem die vier (Erz-)Bistümer Hamburg, Hildesheim, Limburg und Osnabrück, die man als „Auftraggeber" der Hochschule bezeichnen kann. Sie entsenden einen Großteil ihrer Priesterkandidaten und Bewerber/innen für den Dienst als Pastoralreferent/in für das Studium nach Sankt Ge-

orgen und tragen dementsprechend auch den überwiegenden Teil der finanziellen Last für den Betrieb der Hochschule.
Eine darüber hinausgehende Funktion als Ausbildungsstätte für den eigenen Nachwuchs der Jesuiten hatte Sankt Georgen vor allem in der Zeit zwischen 1950 und 2004. Vorher studierten nur vereinzelt Jesuiten in Sankt Georgen. Im Jahre 2004 entschloss sich die Europäische Provinzialskonferenz der Gesellschaft Jesu, das Grund- und Hauptstudium der Jesuiten in Philosophie und Theologie an einigen wenigen Fakultäten in Europa zu konzentrieren; unter ihnen stellt die Hochschule für Philosophie, Philosophische Fakultät SJ (München) die einzige deutschsprachige Fakultät dar. Seitdem studieren Jesuiten in Sankt Georgen nur noch im Rahmen eines Aufbaustudiums (Lizentiat oder Doktorat).

Kooperation mit der Johann Wolfgang Goethe-Universität

Katholische Theologie kann man in Frankfurt am Main nicht nur an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen studieren, sondern auch am Fachbereich Katholische Theologie der Johann Wolfgang Goethe-Universität. Er ist mit acht Professorenstellen so gut ausgestattet wie keine andere Einrichtung für Religionslehrerausbildung in Deutschland. Zwischen diesem Fachbereich und Sankt Georgen hat sich im Laufe der vergangenen Jahre eine enge Kooperation entwickelt. Sie beinhaltet vor allem eine Erweiterung des Lehrangebots durch die Lehrenden der jeweils anderen Einrichtung.
Während Sankt Georgen das theologische Vollstudium, aber keine spezifische Religionslehrerausbildung anbietet, verhält es sich am Fachbereich der JWG-Universität gerade umgekehrt. Diese Ausrichtung auf verschiedene Arten von Studierenden erleichtert es den beiden Institutionen, ihr akademisches und außerakademisches Angebot auf die besonderen Bedürfnisse ihrer jeweiligen Zielgruppen auszurichten. Was die Zahl der Studierenden im theologischen Vollstudium (d. h. bislang: im Diplom-Studiengang) angeht, steht Sankt Georgen unter den Katholisch-Theologischen Fakultäten in Deutschland mit etwa 200 Studierenden seit Jahren auf Platz vier (nach Münster, Freiburg und München). Etwa die Hälfte dieser Studierenden strebt einen pastoralen Dienst in der Kirche an. Das ist erfahrungsgemäß eine ausreichend große Zahl, um zu gewährleisten, dass für Studierende, die den Dienst als Priester oder Pastoralreferent/in ins Auge fassen, der Vorbereitung darauf schon während des Studiums besondere Aufmerksamkeit gewidmet wird.

Schwerpunkte in Philosophie und systematischer Theologie

Entsprechend der wissenschaftlichen Tradition der Gesellschaft Jesu liegt der Schwerpunkt der Hochschule in Forschung und Lehre in den Bereichen von Philosophie und systematischer Theologie. Im Stellenplan kommt diese Schwerpunktsetzung darin zum Ausdruck, dass von den insgesamt vorgesehenen 18 Professorenstellen für die Fächer Philosophie und Dogmatik jeweils drei Stellen vorgesehen sind. Der Umfang, in dem diese beiden Fächer im Grund- und Hauptstudium der Theologie gelehrt werden, ist in Sankt Georgen deutlich höher als an anderen theologischen Fakultäten in Deutschland, wohingegen die Zahl der Semesterwochenstunden der übrigen theologischen Fächer etwas niedriger liegt als in den geltenden Vorgaben (Rahmenordnung für die Priesterbildung), um die vorgeschriebene Gesamtzahl von 180 Semesterwochenstunden (bzw. 300 ECTS-Punkten) nicht zu überschreiten.
Von der Vorgängerinstitution in Valkenburg (Niederlande) ist auf Sankt Georgen nicht nur die Rechtsstellung einer Theologischen

Fakultät, sondern auch die einer Philosophischen Fakultät übergegangen. Die üblichen Rechte einer Philosophischen Fakultät werden zwar faktisch nicht ausgeübt. Der philosophische Schwerpunkt kommt aber – neben der stärkeren Stellung der Philosophie im theologischen Vollstudium – auch darin zum Ausdruck, dass Studierende, die eine Reihe zusätzlicher philosophischer Leistungen erbringen, den kirchlichen Abschluss eines Bakkalaureats in Philosophie erwerben können. In den letzten Jahren hat etwa die Hälfte der Studierenden von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht. Auf die Frage hin, warum sie gerade Sankt Georgen als Studienort ausgewählt haben, weisen nicht wenige Studierende unter anderem auf die starke Stellung der Philosophie hin.

Der Schwerpunkt in systematischer Theologie kommt bislang vor allem darin zum Ausdruck, dass in einem dreijährigen Zyklus alle klassischen dogmatischen Traktate gelehrt werden und dass diese Traktate – zusammen mit der Fundamentaltheologie und der Allgemeinen Moraltheologie – den Gegenstand der Schlussprüfung des theologischen Vollstudiums bilden. Die Schwerpunkte in Philosophie und Systematischer Theologie kommen auch in der viermal jährlich erscheinenden Zeitschrift „Theologie und Philosophie" zur Geltung, die zusammen mit den Professoren der Hochschule für Philosophie in München herausgegeben wird. In der gegenwärtigen Studienreform im Zuge des Bologna-Prozesses legt die Hochschule großen Wert darauf, ihre klassischen Schwerpunkte in Philosophie und systematischer Theologie auch in der neuen Studienordnung zu erhalten.

Ergänzende Studienprogramme

Über die für die üblichen theologischen Studienabschlüsse erforderlichen Fächer hinaus bietet Sankt Georgen eine Reihe ergänzender Studienprogramme an, die jeweils mit einem eigenen Zertifikat abgeschlossen werden können. Die Teilnahme an diesen Programmen steht sowohl Sankt Georgener Studierenden offen, die sich parallel zu ihrem gewöhnlichen Studium eine besondere Qualifikation erwerben möchten, als auch solchen, die ohne eine ordentliche Immatrikulation in Sankt Georgen, d. h. im Status von Gast- oder Zweithörern, an diesen Programmen teilnehmen wollen. Gegenwärtig werden vier ergänzende Studienprogramme angeboten:

- Das Studienprogramm „Evangelisierende Seelsorge" soll die Kompetenz vermitteln, den Glauben unter den Bedingungen der Gegenwart zur Sprache zu bringen.
- Das Studienprogramm „Islam und christlich-muslimische Begegnung" macht mit verschiedenen Praxisfeldern der christlich-muslimischen Begegnung bekannt, behandelt Kritik und Anfragen des Islam an Leben, Glauben und Denken der Christen und greift die Herausforderung auf, den christlichen Glauben Muslimen gegenüber in verständlicher Weise zu verantworten. Das Studienprogramm kooperiert mit CIBEDO, der auf dem Campus von Sankt Georgen angesiedelten, von der Deutschen Bischofskonferenz getragenen Christlich-Islamischen Begegnungs- und Dokumentationsstelle.
- Das Studienprogramm „Medien und öffentliche Kommunikation" zielt darauf ab, Theologinnen und Theologen die Grundlagen zur Darstellung des Religiösen in den Medien und der kirchlichen Öffentlichkeitsarbeit zu vermitteln.
- Das Studienprogramm „Pilgerwege – Heilige Orte – Sakrale Räume" soll Studierenden und Praktikern helfen, Menschen bei der Suche nach der Mitte ihres Glaubenslebens im Bereich der Freizeit / des Reisens / der Wallfahrt professionell zu begleiten.

Postgraduale Studien

Von den Sankt Georgener Studierenden befindet sich etwa jeder vierte im postgradualen Studium (Lizentiat oder Doktorat); dieser Anteil liegt damit höher als an den meisten anderen Katholisch-Theologischen Fakultäten in Deutschland. Für diese hohe Zahl von Lizentianden und Doktoranden lassen sich vor allem zwei Gründe nennen:

- An dem im Jahre 1990 gegründeten Institut für Pastoralpsychologie und Spiritualität wird ein besonderes Programm für ein Aufbaustudium in diesem Bereich angeboten, das zahlreiche Studierende anzieht. Das Programm kann berufsbegleitend absolviert werden und führt zu einem Abschluss mit einem Lizentiat oder Doktorat.
- In den letzten Jahrzehnten ist eine wachsende Zahl von Studierenden aus anderen Ländern für ein Lizentiats- oder Doktoratsstudium nach Sankt Georgen gekommen, vor allem von außerhalb Europas. Die meisten davon sind Priester, die von ihren Bistümern oder Ordensgemeinschaften nach Sankt Georgen entsandt werden, häufig mit der Zielsetzung, sich auf eine spätere Lehrtätigkeit in ihrer Heimat vorzubereiten. Gegenwärtig kommt unter den Studierenden im postgradualen Studium etwa jeder zweite nicht aus Deutschland. Viele von ihnen beteiligen sich am Leben einer Gruppe von Aufbaustudierenden, die sich während des Semesters wöchentlich zu Gebet und Austausch trifft und dabei von einem der Professoren der Hochschule begleitet wird.

Forschungsinstitute

Etliche der in Sankt Georgen laufenden Forschungsprojekte sind an einem der vier Institute der Hochschule angesiedelt:

- Das Institut für Dogmen- und Liturgiegeschichte ist vor allem aus den Forschungsprojekten von Kard. Alois Grillmeier SJ hervorgegangen; es widmet sich nach wie vor der Forschung und Lehre in diesen Bereichen.
- Die Hauptaufgabe des Hugo von Sankt Viktor-Instituts besteht in der kritischen Edition der Schriften des Hugo von Sankt Viktor (um 1097-1141). Außerdem bietet es unter anderem einen viersemestrigen Einführungskurs in die Methoden der Mediävistik (Paläographie, Kodikologie, Ekdotik und Heuristik) an. Mit dem Institut verbunden ist die Internationale Gesellschaft für Theologische Mediävistik.
- Das Oswald von Nell-Breuning-Institut für Wirtschafts- und Gesellschaftsethik widmet sich in der Tradition des Nestors der katholischen Soziallehre, den es im Namen trägt und der bis zu seinem Tod im Jahre 1991 in Sankt Georgen wirkte, der Forschung und Lehre auf dem Gebiet der christlichen Wirtschafts- und Gesellschaftsethik und der politischen Bildungsarbeit.
- Das Institut für Pastoralpsychologie und Spiritualität widmet sich vor allem der Durchführung des bereits erwähnten pastoralpsychologischen Aufbaustudiums.

Pietati et scientiae

Bischof Augustinus Kilian gab der Hochschule bei ihrer Gründung das Motto „Pietiati et scientiae" mit auf den Weg. Nicht nur wegen dieses Mottos, sondern auch aus ihrer ignatianischen Prägung heraus ist es der Hochschule ein zentrales Anliegen, zu einer Integration von wissenschaftlicher Tätigkeit und persönlicher wie gemeinschaftlicher Spiritualität beizutragen. Für die Bewohner des Priesterseminars geschieht dies seit jeher vor allem in dessen geistlicher Ausbildung. Für die übrigen Studierenden aus den Bistümern Hamburg, Limburg und Osnabrück, die in den pastoralen Dienst treten möchten, haben deren Bistümer im Jahre

1997 in Sankt Georgen ein intensives Programm der Geistlichen Ausbildung eingerichtet. Es wird von einer Mentorin geleitet; die Teilnahme an dem Programm steht auch interessierten Studierenden aus anderen Bistümern offen. Auf dem Campus von Sankt Georgen befinden sich außerdem zwei Wohngruppen von jungen Männern bzw. Frauen, die eine Berufung zum Ordensleben erwägen (die Gruppen „Manresa" und „Montserrat") und dabei von einem Jesuiten begleitet werden; die Mitglieder dieser Gruppen sind teils Studierende der Hochschule, teils gehen sie anderen Tätigkeiten nach. Als ein geistlicher Mittelpunkt aller in Sankt Georgen vertretenen Gruppen hat sich in den letzten Jahren die „Sankt Georgener Messe" entwickelt, die während des Semesters jeweils am Mittwochmittag in der Kirche des Priesterseminars gefeiert wird und reihum von den verschiedenen Gruppen vorbereitet und gestaltet wird. Das gemeinsame Mittagessen, das sich daran anschließt, fördert das gegenseitige Kennenlernen.

Infrastruktur

Niemand, der einmal in Sankt Georgen gewesen ist, wird seinen weitläufigen und von zahlreichen seltenen Baumarten geprägten Park vergessen, der Bewohner und Besucher leicht vergessen lassen kann, wie nahe sie sich am Zentrum einer Großstadt befinden. Harmonisch in den Park eingefügt wurde im Jahre 2004 das neue, kubusförmige Hochschul- und Institutsgebäude, das seitdem auch immer wieder architekturinteressierte Fachleute anzieht. Die Bibliothek der Hochschule ist mit gut 400.000 Bänden und ca. 650 laufenden Zeitschriften für eine Theologische Fakultät in Deutschland zweifellos überdurchschnittlich gut ausgestattet. Zu ihren Schwerpunkten gehören Exegese, Patrologie, Dogmengeschichte sowie Jesuitica. Ein wichtiges Element der Infrastruktur von Sankt Georgen ist nicht zuletzt die Mensa. Der Zuschuss des Landes Hessen für das Mittagessen der einzelnen immatrikulierten Studierenden ist übrigens die einzige Form eines (freilich auch nur indirekten) staatlichen Finanzierungszuschusses für Sankt Georgen.

Weltkirche und Mission

Schließlich soll nicht unerwähnt bleiben, dass gegenwärtig gemeinsam mit einer Arbeitsgruppe der Deutschen Bischofskonferenz Überlegungen angestellt werden, mit der Ansiedlung eines Instituts für Weltkirche und Mission in Sankt Georgen einen neuen Schwerpunkt zu setzen. Die Rahmenbedingungen dafür scheinen günstig: die hohe Zahl von Studierenden aus anderen Kontinenten, vor allem im postgradualen Studium; die Nähe zu CIBEDO (vgl. oben bei „Studienprogramme"); die internationalen Vernetzungen innerhalb der Gesellschaft Jesu als einem nach wie vor missionarisch tätigem Orden, der vor einigen Jahren Afrika und China zu zwei Schwerpunkten seines apostolischen Engagements erklärt hat. Gedacht ist an die Gründung eines Instituts, das einerseits die missionarische Tätigkeit der deutschen Kirche, insbesondere ihrer großen Hilfswerke, unterstützt und andererseits in einem engen wissenschaftlichen Austausch mit der Hochschule steht.

Prof. P. Dr. Ulrich Rhode ist seit dem Jahr 2006 Rektor der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen.

Michael Bordt SJ

Hochschule für Philosophie München

Die Hochschule für Philosophie gibt es seit 1925, auch wenn ihre Wurzeln bis auf Petrus Canisius' Wirken an der Ingolstädter Universität zurückgehen. Gegründet wurde sie durch den damaligen Jesuitenprovinzial und späteren Kardinal Augustin Bea SJ. Von 1925 bis 1970 war ihr Sitz das Berchmanskolleg in Pullach, einem Vorort von München. In den ersten 45 Jahren ihres Bestehens hatte die Hochschule fast ausschließlich die Funktion, Angehörige des Jesuitenordens aus aller Welt philosophisch auszubilden. Weil es in den 60er Jahren immer weniger junge Jesuiten gab, beschloss man, die Hochschule für alle Studierende mit Hochschulreife, ungeachtet ihrer Religionszugehörigkeit, zu öffnen. Dazu zog man 1971 von Pullach ins Zentrum von München, in die Kaulbachstrasse, in unmittelbarer Nähe der Ludwig-Maximilians-Universität.

An der Hochschule studieren zu Zeit rund 535 Studierende, nur 13 davon gehören dem Jesuitenorden an. Ein Viertel aller Studierenden studiert neben der Philosophie noch ein anderes Fach an einer der Münchner Universitäten (27 Studierende studieren z.Z. auch noch katholische Theologie an der LMU). Die Studierenden werden von 25 Jesuiten und pro Semester noch einmal 30 Lehrbeauftragten, die nicht dem Orden angehören, unterrichtet. Dabei unterrichten nicht nur ausgebildete Philosophen, sondern auch Naturwissenschaftler, Soziologen, Psychologen, Wirtschaftswissenschaftler, Theologen und Pädagogen. Auf dem interdisziplinären Dialog liegt – neben Fragen der Religion und der Ethik – ein Schwergewicht der Forschung und Lehre.

Charakteristisch für die Hochschule ist das zweijährige Grundstudium, das mit dem Bakkalaureat abschließt (zur Zeit sind 177 Studierende in dem Bakkalaureats-Studiengang). In diesen zwei Jahren werden die Studierenden u.a. in den Fächern Religionsphilosophie, philosophische Theologie, Metaphysik, Erkenntnistheorie, Sprachphilosophie, Naturphilosophie, Anthropologie, Ethik und Sozialethik, Wissenschaftstheorie, Logik sowie der Geschichte der Philosophie unterrichtet und geprüft. An das Bakkalaureat schließen sich vier bis fünf Semester an, in denen der Magister erworben werden kann. In Bayern wird ein Drittel aller Magisterabschlüsse im Fach Philosophie an der Hochschule erworben. 173 Studierende ar-

Jesuitenhochschulen ↑

Über die Hochschule für Philosophie SJ berichtet deren Rektor, Prof. P. Dr. Michael Bordt, an dieser Stelle nur in knapper Form. Exemplarisch für die deutschen Hochschulen der Jesuiten hat die Ordenskorrespondenz den Rektor der PTH Sankt Georgen um eine ausführlichere Darstellung der dortigen Hochschule gebeten (vgl. sein Artikel auf S. 154 ff.).

beiten an einer Promotion. 1-2 mal jährlich wird der Titel ‚Dr. habil.' verliehen. Alle Abschlussgrade sind staatlich anerkannt.

An der Hochschule werden zwei, ab dem Wintersemester 2008/09 drei Zusatzstudiengänge angeboten: Ein Studiengang Erwachsenenpädagogik, ein Studiengang „Ethik der Globalisierung" (Grundlagen der Sozialwissenschaften) sowie der Studiengang „Kinder philosophieren". An die Hochschule angegliedert ist das Institut für Gesellschaftspolitik, deren Mitarbeiter sich beispielsweise mit Fragen der internationalen Solidarität, Entwicklungshilfe oder Klimawandel in Forschung und Lehre auseinander setzen.

Überzeugt davon, dass eine wertorientierte Philosophie, die in der Tradition des Humanismus und des Christentums wurzelt, in unserer Gesellschaft den Platz eingenommen hat und zunehmend einnehmen wird, den vor einigen Jahrzehnten als Orientierungswissenschaft noch die Theologie inne hatte, verstehen die Jesuiten ihre Arbeit an der Hochschule für Philosophie in doppelter Hinsicht als Dienst an der Kirche. Zum einen dadurch, dass sie in einer zunehmend durch einen reduktiven Materialismus und Konsumismus geprägten Welt mit Hilfe der die Philosophie den Boden bereiten, auf dem sich Fragen der Religion und des Christentums überhaupt erst stellen und verstehen lassen. Zum anderen dadurch, dass sie die zeitgenössischen philosophischen und weltanschaulichen Strömungen kritisch reflektieren und damit der Kirche und Theologie helfen, ihre Positionen so zu formulieren, dass sie gehört und auch von Menschen, denen die christliche Sprache fremd ist, verstanden werden können.

Prof. Dr. Michael Bordt SJ ist seit dem Jahr 2005 Rektor der Hochschule für Philosophie in München. Er wurde im April 2008 in diesem Amt für weitere drei Jahre bestätigt.

Heribert Niederschlag SAC

Die Hochschule der Pallottiner in Vallendar

Seit 1892 sind die Pallottiner in Deutschland. Im gleichen Jahr erhielten sie, im Gegenzug zu ihrer Bereitschaft, Missionare in die damals deutsche Kolonie Kamerun zu senden, von der Preußischen Regierung die Erlaubnis, in Deutschland Niederlassungen zu gründen und Missionare auszubilden. Damit war die Erlaubnis eingeschlossen, eine philosophisch-theologische Bildungsstätte zu errichten. Die Pallottiner eröffneten diese Bildungsstätte 1896 und siedelten sie nach einem einjährigen Provisorium in Ehrenbreitstein für ein halbes Jahrhundert in Limburg an, wo ein großes Missionshaus neu gebaut worden war. Unmittelbar nach dem Krieg, noch im Jahr 1945, hat sich die Provinzleitung entschieden, die Theologische Hochschule nach Vallendar zu verlegen.

Der Weg der Theologischen Hochschule zur Fakultät

Bis in die 1960er Jahre wurden an unserer Hochschule nur Pallottiner ausgebildet. In den 1970er Jahren wurde der Bildungsauftrag der Theologischen Hochschule Vallendar von Priesteramtskandidaten auf Laientheologen und Laientheologinnen ausgedehnt. Die Hochschule hat durch Bescheid des Kultusministers des Landes Rheinland-Pfalz vom 2. März 1979 die staatliche Anerkennung als wissenschaftliche Hochschule in freier Trägerschaft für die wissenschaftliche Ausbildung „Diplomstudiengang im Fach Katholische Theologie" erhalten.

Durch Dekret der Kongregation für das Katholische Bildungswesen vom 7. Oktober 1993 wurde die Hochschule zur Fakultät erhoben. Die Hochschule führt seitdem den Namen *Philosophisch-Theologische Hochschule der Gesellschaft des Katholischen Apostolates (Pallottiner) – Theologische Fakultät – Staatlich anerkannte wissenschaftliche Hochschule in freier Trägerschaft*, abgekürzt: PTHV.

Die Lizentiats- und Promotionsordnung der Philosophisch-Theologischen Hochschule wurde am 7. Oktober 1993 durch die Kongregation für das katholische Bildungswesen und am 4. Januar 1994 durch das Ministerium für Wissenschaft und Weiterbildung des Landes Rheinland-Pfalz genehmigt. Die Habilitationsordnung der Fakultät wurde von der Kongregation für das Katholische Bildungswesen am 30. September 1996 approbiert und durch das Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Weiterbildung von Rheinland-Pfalz am 22. November 1996.

Durch den Vertrag vom 12. Oktober 2005 zwischen der Vinzenz Pallotti gGmbH Friedberg und der St. Elisabeth Kranken- und Pflegegesellschaft mbH Waldbreitbach wurden beide zu Gesellschaftern der PTHV gGmbH. Beide Gesellschafter kamen überein, in der Hochschule eine Fakultät für Pflegewissenschaft zu gründen.

Durch die Vereinigung der Norddeutschen und Süddeutschen Pallottinerprovinz sowie der Österreichischen Regio am 22. Januar 2007 ist die rechtliche Vertretung der Hochschule an den Provinzial der Herz-Jesu-Pro-

vinz in Friedberg bei Augsburg übergegangen. Der Provinzial ist der „Moderator Generalis" und zugleich der Vizekanzler der Hochschule. Großkanzler ist jeweils der Generalrektor der Pallottiner mit Sitz in Rom.

Grundidee der Hochschule

Die Hochschule der Pallottiner orientiert sich an dem Auftrag ihres Gründers, allen Katholiken ihre apostolische Verantwortung bewusst zu machen und sie für das universale Apostolat zu befähigen. Das „Tun der Wahrheit in Liebe" (vgl. Eph 4,15) ist Impuls und Imperativ der Theologie und der Pflegewissenschaft. Die Hochschule versteht sich als wissenschaftliche Institution, in der das Miteinander von Glaube und Leben, von Bekenntnis und Zeugnis, von Pastoral und Diakonie reflektiert und der Theorie und Praxis gleichermaßen zugute kommt. Hier sollen Führungskräfte herangebildet werden, die in ihrem kirchlichen wie beruflichen Umfeld wie „Apostel" wirken. Dieser „apostolische" Impetus prägt die Theologie wie auch die Pflegewissenschaft. Nach gründlichen Überlegungen hat sich die PTHV entschlossen, neben der bestehenden Theologischen Fakultät eine Pflegewissenschaftliche Fakultät aufzubauen. Sie versteht dies als eine Verwirklichung ihres Apostolatsauftrags und zugleich als Beitrag zur Ergänzung der katholischen und staatlichen Bildungslandschaft im Pflegebereich.

Theologie

Die Theologische Fakultät bildet gemäß der Gesetzgebung der Katholischen Kirche und der staatlichen Gesetzgebung Theologen und Theologinnen aus. Sie bleibt sich dabei ihres besonderen Charakters als Hochschule der Gesellschaft des Katholischen Apostolates bewusst. Darum sucht sie, in Studium und Lehre zu christlicher Mitverantwortung in Kirche und Gesellschaft hinzuführen. Organisation, Lehre und Forschung orientieren sich an den geltenden Bestimmungen der Kirche, vor allem an der

1. Apostolischen Konstitution „Sapientia Christiana" von Papst Johannes Paul II. über die kirchlichen Universitäten und Fakultäten vom 15. April 1979 und den „Verordnungen der Kongregation für das Katholische Bildungswesen zur richtigen Anwendung der Apostolischen Konstitution `Sapientia Christiana´" vom 29. April 1979 sowie dem Akkomodationsdekret vom 1. Januar 1983;
2. „Rahmenordnung für die Priesterbildung" der Deutschen Bischofskonferenz vom 12. März 2003.

Initiative zur Pflegewissenschaftlichen Fakultät

Die apostolische Orientierung unserer Hochschule hat zu einem Projekt geführt, das die derzeitige Generaloberin der Waldbreitbacher Franziskanerinnen, Sr. M. Basina Kloos, initiiert hat und seit dem Jahr 2000 mit großem Erfolg an unserer Hochschule durchgeführt wird: Der zweijährige theologische Studiengang für Führungskräfte in kirchlich sozialen Einrichtungen „Führungskompetenz und christliches Selbstbewusstsein" hat zum Ziel, die berufliche Fachkompetenz und die christliche Identität miteinander in einen förderlichen Zusammenhang zu bringen. Die Führungskräfte sollen in der Lage sein, über ihren Glauben – ihrem Bildungsniveau angemessen – Auskunft geben und an der Wertediskussion von einem christlichen Standpunkt aus kompetent teilnehmen zu können. In diesem Kurs entstand die Idee, an unserer Hochschule einen Promotionsstudiengang für Pflegewissenschaft einzurichten. Die Etablierung der Pflegewissenschaft an einer wissenschaftlichen Hochschule ist vor dem Hintergrund der demographischen Entwicklung eine sinnvolle Antwort auf die Her-

ausforderung der „Zeichen der Zeit" und bringt außerdem von neuem zu Bewusstsein, dass in allen christlichen Generationen christlicher Glaube und Pflege der Kranken und Schwachen unlösbar miteinander verknüpft sind. Papst Benedikt XVI. hat diese innere Verbundenheit von Glaube und Caritas von neuem in Erinnerung gerufen (vgl. die Enzyklika „Deus caritas est"). Das Erbe und der Auftrag von Vinzenz Pallotti und Rosa Flesch, der Gründerin der Waldbreitbacher Franziskanerinnen, weisen in die gleiche Richtung.

Verstärkt wurde der Plan der Errichtung einer pflegewissenschaftlichen Fakultät durch das Engagement der Waldbreitbacher St. Elisabeth Kranken- und Pflegegesellschaft mbH, die seit dem 12. Oktober 2005 Gesellschafterin unserer Hochschule ist und sehr an der theologisch inspirierten Pflegewissenschaft interessiert ist. Ihre „Tochter", die Marienhaus GmbH, ist einer der größten kirchlichen Träger im Gesundheits- und Sozialwesen in Europa. Erleichtert wurde dem Kollegium die Entscheidung, sich für die Pflegewissenschaft als benachbarte Fakultät auszusprechen, durch drei Faktoren:

- Durch die organisatorische Vernetzung mit dem „Deutschen Institut für angewandte Pflegeforschung" (dip) ist es möglich, bereits in der Aufbauphase den für die Anerkennung der Fakultät notwendigen Nachweis einer wissenschaftlichen Grundlagenforschung zu erbringen.
- Durch die Verstärkung des Professorenkollegiums in der theologischen Fakultät ist die Voraussetzung gegeben, dass die Theologie in sich steht und nicht Gefahr läuft, von einer erstarkenden pflegewissenschaftlichen Fakultät in den Schatten gestellt zu werden. In den vergangenen Monaten sind zwei Kollegen und zwei Kolleginnen zu Professoren berufen worden (für die Fächer Fundamentaltheologie, Kirchenrecht und Pastoraltheologie und Praktische Theologie mit dem Schwerpunkt diakonische Pastoral). In den nächsten Monaten stehen ebenfalls drei Berufungen an, eine Professorin und zwei Professoren (für die Fächer neutestamentliche Exegese, Dogmatik und Missionstheologie). Das „Nihil obstat" ist ihnen bereits erteilt worden.
- Durch die Berufung von Frau Prof. Dr. med. Dr. theol. habil. Doris Nauer auf den neu errichteten Stiftungslehrstuhl „Praktische Theologie/Diakonische Pastoral" wird ein Scharnier zwischen den beiden Fakultäten entstehen. Ihr Platz ist in der Theologischen Fakultät, aber als Medizinerin (Psychiatrie) und praktische Theologin wird sie sowohl in der Pflegewissenschaft wie auch in der Theologie forschen und lehren.

Die Mitarbeit von Theologen in der Pflegewissenschaft ist gewollt und in Modulen festgelegt und beschrieben. Das theologische Engagement bezieht sich auf jene Fächer, die in einer besonderen Beziehung zur Pflegewissenschaft stehen, wie die Moraltheologie und Ethik, die Praktische Theologie, die Exegese, die Kirchengeschichte, die Liturgiewissenschaft und die Dogmatik (Eschatologie).

Das Proprium unserer Hochschule

Durch das Zusammenwirken von Theologie und Pflegewissenschaft entsteht eine neue Hochschule, die in Deutschland einzigartig ist. Erstmals in der deutschen Hochschullandschaft wird es eine Fakultät für Pflegewissenschaft im Universitätsrang geben. Vergleichbare Studienangebote auf universitärer Ebene bestehen zurzeit in Deutschland nur an der privaten Universität Witten/Herdecke, der Charité in Berlin, wo die Institute allerdings den medizinischen Fakultäten angegliedert sind, sowie an der Universität Bielefeld in der Fakultät für Gesundheitswissenschaften.

Wir nutzen unsere Eigenständigkeit für ein interdisziplinäres Studium und für eine flexi-

ble Anpassung an die Bedürfnisse der Studierenden. Theologie und Pflegewissenschaft bleiben eigenständig und sind dennoch aufeinander bezogen. Sie sind auf eine *leitbildorientierte Elitebildung christlicher Prägung* ausgerichtet. Wir bringen in die deutsche Hochschullandschaft das Angebot ein, Frauen und Männer als *christliche* Führungskräfte im Sozial- und Gesundheitswesen heranzubilden. Zwar steht das Studium auch jenen grundsätzlich offen, die die christliche Grundoption nicht teilen, aber die Auseinandersetzung mit den modernen Fragen wird in einer Weise geführt, dass sie sich vor dem Forum der „ratio et fides" in gleicher Weise verantworten kann. Wir sind uns bewusst, dass sich unsere theologische Sprache ändern wird, wenn unsere Argumente auch dem Nichttheologen verständlich und plausibel erscheinen wollen. Der Verlauf der ersten Semester im pflegewissenschaftlichen Studiengang belegt einerseits das hohe Interesse an ethischen, philosophischen und theologischen Themen, andererseits aber auch das vorsichtige Experimentieren mit der Sprache, um das christliche und theologische Erbe unverkürzt zu vermitteln und auf die Herausforderungen der Moderne angemessene Antworten zu finden. Fragen ethischer und christlicher Verantwortung pflegerischen Handelns haben hier einen Lehr- und Forschungsort. Die Hochschule und das an ihr angesiedelte Ethik-Institut mit seinem medizin- und pflegeethischen Schwerpunkt bieten vor dem Hintergrund ihres Auftrags und der bestehenden Studienangebote günstige Bedingungen, aus christlicher Perspektive die Themenfelder Leiden, Behinderung, Sterbebegleitung und Palliative Versorgung durch Medizin und Pflege wissenschaftlich zu bearbeiten.

Mit der Errichtung der Lehrstühle für „Gerontologische Pflege" und „Gemeindeorientierte Pflege" setzt die Pflegewissenschaftliche Fakultät ihre Schwerpunkte auf die gesellschaftlichen Herausforderungen von heute und morgen. Kennzeichnend für den Standort Vallendar wird es ferner sein, in Pflegewissenschaft, Pflegemanagement und Pflegepädagogik zu promovieren. Die Angebote des Master- und Promotionsprogramms in Vallendar schließen unmittelbar an die Pflegestudiengänge der Katholischen Fachhochschulen in Deutschland an (Freiburg, Köln, Mainz und München) und vervollständigen damit die Hochschulangebote für Pflegefachkräfte vom Bachelor-Studium bis zur Habilitation in katholischer Trägerschaft.

Am 6. Dezember 2006 wurde der Studiengang „Master of Science Pflegewissenschaft" von der Akkreditierungsagentur AQAS akkreditiert. Aufgrund der vorläufigen Genehmigung des Mainzer Wissenschaftsministeriums konnte die erste Studiengruppe des pflegewissenschaftlichen Studiums an unserer Hochschule Anfang November 2006 mit 25 Studentinnen und Studenten beginnen. Sie konnte am 25. April 2008 ihr Masterstudium beenden. Danach kann das Promotionsprogramm beginnen.

Der Provinzial der Norddeutschen Pallottiner-Provinz, P. Hans Joachim Winkens, und Sr. M. Basina Kloos haben sich 2006 an den zuständigen Bischof von Trier, Dr. Reinhard Marx, gewandt und mit ihm über den Sinn und die Aktualität eines pflegewissenschaftlichen Studiengangs an unserer Hochschule gesprochen. Mündlich wie schriftlich hat Bischof Marx seine Absicht bekundet, „entsprechend den Vorgaben von ‚Ex corde Ecclesiae' eine Genehmigung auszusprechen" (aus dem Brief vom 2. Februar 2007). Am 10. Januar 2008 hat er der Errichtung der neuen Hochschule als „Katholische Hochschule" zugestimmt.

Die Pflegewissenschaftliche Fakultät steht auf der Grundlage der Apostolischen Konstitution „Ex corde Ecclesiae" von Papst Johannes Paul II. über die Katholischen Universitäten vom 15. August 1990. Sie dient der Entwicklung der Pflegewissenschaft einschließlich Pflegemanagement und Pflegepädagogik durch Studium, Forschung und Lehre.

Die Gründung einer Pflegewissenschaftlichen Fakultät fordert auch die bestehende Theologische Fakultät zu einer größeren

Profilierung heraus. Diese wurde eingeleitet durch die Gründung eines Ethik-Instituts, das unter theologischer Leitung für beide Fakultäten und für kirchliche Sozialeinrichtungen eine Forschungs- und Dienstleistungsaufgabe wahrnimmt. Dem Ethik-Institut angegliedert ist der „Trägerübergreifende Ethikrat", der sich wichtiger ethischer Fragen im Gesundheitswesen annimmt und Empfehlungen für die vier großen Trägergesellschaften im Bistum Trier formuliert, das sind die Barmherzige Brüder Trier e.V., die Marienhaus GmbH Waldbreitbach, die Caritas Trägergesellschaft Saarbrücken mbH und die Caritas Trägergesellschaft Trier e.V.
Das Kardinal-Walter-Kasper-Institut fördert die für Vinzenz Pallotti wichtige ökumenische Ausrichtung seiner Gemeinschaft. Kardinal Kasper ist seit 2003 Ehrendoktor unserer Hochschule. Das nach ihm benannte Institut bereitet eine Neuausgabe der Werke des Kardinals vor.
Ferner hat sich die Professorenkonferenz dafür ausgesprochen, das „Institut für Theologie und Geschichte religiöser Gemeinschaften" zu errichten. Die theologische Reflexion der „Wege erwachsenen Glaubens", ebenfalls initiiert durch einen Kollegen, geschieht durch regelmäßige Symposien. Auf dem Weg befinden sich Kooperationen mit anderen pallottinischen Ausbildungsinstitutionen. Über einen Kollegen bestehen Kontakte nach Polen (Oltarzew). Der Antrag auf Affiliation des pallottinischen Seminars in Mysore (Indien) an unsere Hochschule wurde von der Fakultät positiv beschieden und wird zurzeit zur Genehmigung durch die Bildungskongregation vorbereitet. Ferner ist eine engere Kooperation mit unserer Hochschule in Santa Maria (Brasilien) geplant.

Leitung der Hochschule

Bisher wurde die Philosophisch-Theologische Hochschule vom Rektor geleitet, der zugleich Dekan der Theologischen Fakultät war. Die neue Leitungsstruktur überträgt dem Rektor, der Pallottiner sein soll, die Leitung beider Fakultäten. Die jeweiligen Dekane sind zugleich Prorektoren.
Mit der Errichtung der neuen Hochschule wird ein Senat gewählt, dem der Rektor vorsteht. Innerhalb der Fakultäten werden Fakultätsräte konstituiert, die sich aus den hauptamtlich Lehrenden und Vertretern der nebenamtlich Tätigen und der Studierenden zusammensetzen. Der Fakultätsrat wird vom Dekan geleitet.
Dem Großkanzler, dem jeweiligen Generalrektor der Pallottiner, obliegt vornehmlich die Aufgabe, den Kontakt zur Bildungskongregation zu pflegen. Er ernennt den Rektor. Der Vizekanzler, der jeweilige Provinzial der Herz Jesu Provinz, unterhält die Kontakte zum Wissenschaftsministerium in Mainz und zum Ortsbischof in Trier. Der Provinzial ernennt die Professoren.

Kollegium

Die Theologische Fakultät ist zurzeit mit 14 ordentlichen Professoren besetzt. Dazu kommen zwei Honorarprofessoren, zwei Privatdozenten, zwei Dozenten sowie fünf Lehrbeauftragte für theologische Disziplinen und drei für die Sprachen Latein, Griechisch und Hebräisch.
In der Pflegewissenschaftlichen Fakultät sind inzwischen drei Professoren ernannt und eine Juniorprofessorin, ferner drei Honorarprofessoren mit den Lehrgebieten Statistik und Datenverarbeitung, Pflegesystemforschung, Pflegebildungsforschung sowie Evidenzbasierte Medizin und Pflege. Hinzu kommen zehn Lehrbeauftragte, drei Supervisoren und eine wissenschaftliche Mitarbeiterin. Es ist beabsichtigt, zukünftig weitere Lehrstühle mit hauptamtlichem Personal zu besetzen, so z.B. für die Lehrgebiete „Quantitative Sozial- und Pflegeforschung" und „Klinische Pflegeforschung", um damit den Fakultätsstatus zu stärken.

Studierende und Lehrangebot

Die Theologische Fakultät hat inzwischen begonnen, das Studium zu „modularisieren". Sie führt in ihren Studienangeboten zu den Abschlüssen Diplom bzw. Magister Theologiae, Lizentiat, Promotion und Habilitation. Das Lizentiat bietet vor allem den ausländischen Studierenden die Möglichkeit, sich für das Promotionsstudium zu qualifizieren. Außerdem bietet die Hochschule über das „Institut für Wissenschaftliche Weiterbildung" (IWW) Weiterbildungsveranstaltungen an. Das IWW hat die Aufgabe, Christen zu einem entschiedenen und verantworteten Leben aus dem Glauben zu verhelfen und sie zum apostolischen Dienst in Kirche und Gesellschaft zu befähigen, und die christlichen Überzeugungen und Werte in den Dialog zwischen Kirche und Welt einzubringen. Die Vorlesungen sind offen für Gasthörer. Zudem gibt es eine Reihe von Studierenden der Universität Koblenz, die als Zweithörer an der theologischen Fakultät eingeschrieben sind bzw. an den Veranstaltungen teilnehmen, die von Kollegen unserer Hochschule am Institut für katholische Theologie in Koblenz gehalten werden. Die Hörerzahlen sind in den vergangenen Semestern stabil geblieben, sie bewegen sich um die 100, wobei die Kandidaten für Lizentiat und Doktorat deutlich zugenommen haben.
Die Pflegewissenschaftliche Fakultät begann den Master-Studiengang im Wintersemester 2006/2007 und zählt inzwischen in drei Studiengruppen 60 Studierende. Angezielt ist ein jährlicher Studienbeginn mit dem Wintersemester.

Hochschulpastoral

Für beide Gruppen gibt es Angebote der Hochschulpastoral. Zwei Kollegen nehmen die Verantwortung als Studierendenseelsorger wahr. Sie bieten Gespräche an im Rahmen der persönlichen geistlichen Begleitung und Einführungs- und Vertiefungskurse in das Gebetsleben, in die Meditation und zeitgemäße Formen der Spiritualität. Einmal pro Woche findet eine gemeinsame Eucharistiefeier statt. In den geprägten liturgischen Zeiten und der vorlesungsfreien Zeit können zusätzliche spirituelle Angebote (Exerzitien im Alltag, Wallfahrten nach Rom oder Assisi) wahrgenommen werden. Der „Gesprächskreis Theologie und Spiritualität" erfüllt die Bedingungen für das Mentorat der Studierenden, die in den Vorbereitungskreisen für den pastoralen Dienst der Bistümer aufgenommen sind.

Räumlichkeiten und Ausstattung

Die Hochschule befindet sich in einem Gebäude, das eine pallottinische Kommunität mit zurzeit 29 Mitbrüdern und eine Ausbildungskommunität mit 6 Priesteramtskandidaten beherbergt. Das Bildungshaus des „Forum Vinzenz Pallotti" hat ca. 80 Übernachtungsmöglichkeiten, die auch für Veranstaltungen der beiden Fakultäten genutzt werden können. Für Hochschule und Bildungshaus stehen acht Hörsäle und mehrere Gruppenräume zur Verfügung. Eine neu gestaltete Mensa gibt 80 Studierenden die Gelegenheit zum Mittagessen im Haus. Für Gäste stehen weitere drei Speisesäle zur Verfügung.
Die Bibliothek, in der vier Halbtagskräfte und drei studentische Hilfskräfte mitarbeiten, hatte bis jetzt ihren Sammelschwerpunkt in der Theologie mit einem Umfang von ca. 120.000 Bänden und 200 laufend gehaltenen Zeitschriften. Kontinuierlich soll jetzt ein Bestand für den Bedarf der Pflegewissenschaft aufgebaut werden. Für die Gründungsphase wurde eine engere Zusammenarbeit mit den Fachbibliotheken der Katholischen Fachhochschulen insbesondere in Freiburg und Köln vereinbart.
Um Studienbedingungen zu schaffen, die einem modernen pflegewissenschaftlichen

Studium entsprechen, sind in den vergangenen Monaten insgesamt 15 neue Internet-Arbeitsplätze in der Bibliothek installiert worden. Über diese Geräte soll es zukünftig möglich sein, in internationalen Internetdatenbanken (z.B. CINAHL) mit hunderten von international einschlägigen Zeitschriften zu recherchieren. Wissenschaftliche Internetportale wie die Cochrane-Library mit ihrer weltweit führenden Zusammenstellung klinischer Studien und Reviews werden dazugehören. Auf den Arbeitsplätzen wird zudem die einschlägige Software zur quantitativen und qualitativen Auswertung von Forschungsarbeiten (SPSS, MAXqda) installiert.

Finanzierung

Die Hochschule wird finanziert durch ihre Stiftung und den Förderverein, durch Studiengebühren, durch verschiedene andere Schwesterngemeinschaften und nicht zuletzt durch die Industrie und eine diakonische Trägergesellschaft, vorwiegend aber durch ihre Gesellschafter, durch die deutschsprachigen Pallottinerprovinzen und die St. Elisabeth Kranken- und Pflegegesellschaft mbH, eine Tochtergesellschaft der Waldbreitbacher Schwestern. Diözesane Zuschüsse erhält die Hochschule nicht.
Das Kardinal-Walter-Kasper-Institut wird von der Kardinal-Walter-Kasper-Stiftung getragen. Das Ethik-Institut wird von der St. Elisabeth gGmbH finanziert.
Die Hochschule baut derzeit ein Fundraising-System auf, dessen Einnahmen zunächst dem Aufbau der Pflegewissenschaftlichen Fakultät zugute kommen sollen. Ferner ist beabsichtigt, ihre personelle, sachliche und finanzielle Ausstattung über die systematische Einwerbung von Forschungsdrittmitteln in den nächsten Jahren zu stärken.

Prof. P. Dr. Heribert Niederschlag SAC ist Rektor der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar.

Thomas Eggensperger OP

Das „Institut M.-Dominique Chenu“ in Berlin

Ein Alternativmodell der Dominikaner

Die deutschen Dominikaner haben 1975 den aktiven Lehrbetrieb ihrer ordenseigenen Philosophisch-Theologischen Hochschule Walberberg eingestellt. Mit der damals getroffenen Entscheidung, die Studenten zukünftig nur noch an staatliche Fakultäten zu schicken – unbeschadet der Möglichkeit des Studiums an einer internationalen bzw. ausländischen Ordenseinrichtung –, fand die Diskussion um Vor- und Nachteile einer eigenen Hochschule ihren (vorläufigen) Abschluss. In der Regel studieren die Studenten der norddeutschen Ordensprovinz Teutonia heute in Mainz, die Studenten der Süddeutsch-Österreichischen Provinz an den Theologischen Fakultäten der Universitäten Wien und Freiburg im Breisgau. Allfällige dominikanische Spezifika (u.a. Thomas von Aquin, Homiletik, Ordensgeschichte und -spiritualität) werden außeruniversitär und zumeist ordensintern in die Ausbildung einbezogen.

Konsequenzen

Der aktuelle Modus wird seitens der deutschsprachigen Dominikaner nicht ernsthaft hinterfragt. Die Vorteile des Zustands, seien sie ökonomischer oder studienqualifizierender Art, überwiegen bei weitem die Nachteile. So gibt es im Augenblick keinerlei Bestrebungen, zu einem ordenseigenen Studium im deutschen Sprachraum zurückzukehren (u.a. symbolisiert durch den kürzlich erfolgten Verkauf des inzwischen zur Erwachsenenbildungsstätte umfunktionierten Klosters in Walberberg).

Dennoch zeigten sich im Laufe der Zeit auch erhebliche Nachteile der neu gewählten Situation; diese Mängel waren als solche zunächst gar nicht wahrgenommen worden. Galt es bis zur Schließung des eigenen Studienhauses als ausgemacht, dass für den Nachwuchs in Forschung und Lehre am ordenseigenen Institut nachhaltig Sorge zu tragen sei, wurden die Prioritäten zunehmend anders gesetzt. Die Ordensprovinzen bemühten sich, den ohnehin spärlicher gesäten Nachwuchs auf die Verpflichtungen und Herausforderungen der anderen, noch existierenden Institutionen wie Gymnasium, Einrichtungen der Erwachsenenbildung, Pfarreien und Sonderseelsorgestellen vorzubereiten. Es wurden zwar weiterhin nicht wenige Mitbrüder zum Komplementär- und Promotionsstudium freigestellt, allerdings konnten die Provinzen selbst den Absolventen dieser Studien keine adäquaten „Arbeitsplätze“ mehr zur Verfügung stellen. Die fertig ausgebildeten Mitbrüder – insofern sie sich definitiv für die akademische Karriere entschieden – mussten und müssen sich ihre Stellen auf dem freien Markt suchen. Dies ist einerseits zu begrüßen, andererseits aber ging das Potential ordensspezifischer und auf Kooperation ausgerichteter Wissenschaftsaktivitäten weitgehend verloren.

Ein neuer Weg

Ein Versuch, wenigstens zum Teil dieses Defizit auszugleichen, stellte und stellt die Gründung des in Berlin ansässigen Instituts M.-Dominique Chenu dar. Formal errichtet wurde das Institut im Jahr 2001. Dahinter stand die Idee, dass es für eine Ordensprovinz durchaus sinnvoll ist, sich eine Institution zu leisten, die sich in speziellerer Weise philosophisch-theologischen Fragestellungen widmet. Hier können – alternativ zu einer Ordenshochschule – ohne den Unterhalt eines allzu großen Apparats relativ unkompliziert ordensrelevante Forschungsprojekte auf die Beine gestellt werden. Ein nicht unwesentlicher Vorteil dieses Projekts ist, dass es ungleich kostengünstiger arbeiten kann (und will) als große Studienzentren, die einer ganzen Reihe von (vor allem, was den Lehrkörper betrifft) personellen Verpflichtungen nachkommen müssen.

Da das Institut M.-Dominique Chenu mehr oder weniger „aus dem Boden gestampft" wurde und es keine entsprechende Vorgängereinrichtung gab, erst recht nicht in Berlin, erschien es von Anfang an sinnvoll, es an ältere und etablierte Institutionen anzubinden.

Erstens ergab sich die sinnvolle Anbindung an das bereits seit längerem bestehende Europa-Institut der Dominikaner namens „Espaces" in Brüssel (www.espaces.info). Einer der beiden in Berlin residierenden Dominikaner leitete jahrelang das Büro in Brüssel als Geschäftsführender Direktor und weitete das bestehende Espaces-Netzwerk von den Büros in Straßburg und Krakau um zusätzliche Institute in Madrid, Pistoia und eben Berlin aus. Von Beginn an (1992) suchte Espaces die Beziehung von Kirche, Kultur und Gesellschaft im Europäischen Haus zu reflektieren. Zunächst war eher an eine Art Lobby-Büro in Brüssel gedacht, aber es zeigte sich, dass andere Fragestellungen vorrangiger waren: Lobbyisten in Sachen Kirche gibt es in Brüssel eine ganze Reihe und die meisten arbeiten ausgesprochen professionell. Was aber letztlich fehlte, war eine theologische Fundierung dessen, was kirchlicherseits in Brüssel eher ad-hoc zum Thema wird. Anstelle von zügig sich an der Agenda von Parlament und Kommission sich abarbeitenden Expertentätigkeit sucht das Netzwerk Espaces eine vertiefte Reflexion theologischer Art. Durch die Internationalität der Equipe ergibt sich ein fruchtbarer Austausch zwischen den Orten der jeweiligen Büros. Vor allem aufgrund der Tatsache, dass Espaces die dominikanische Spiritualität als Grundlage seiner Arbeit begreift, ergibt sich die Chance, dass sich der Gesamtorden (zumindest in Europa) mit dem Projekt in Gänze wie auch mit „seinen" Europa-Instituten in Belgien, Frankreich, Polen, Deutschland, Italien und Spanien identifiziert.

Zweitens schloss das Institut Chenu von Anfang an einen Vertrag mit der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der in Rom ansässigen Päpstlichen Universität der Dominikaner („Angelicum") und ist bis heute An-Institut im eigentlichen Sinne des Wortes.

Zivilrechtlich ist das Institut ein Teil der Ordensprovinz Teutonia e.V., was unter anderem bedeutsam ist für die Möglichkeit, den zahlreichen Sponsoren steuerabzugsfähige Bescheinigungen ausstellen zu können. Die finanzielle Unterstützung des Instituts seitens des Ordens bewegt sich (verglichen mit dem notwendigen Subventionierungsbedarf größerer Einrichtungen wie der einer Ordenshochschule) auf relativ niedrigem Niveau.

Die beiden Verbindungen zusammengenommen prägen das besondere Profil des Instituts Chenu: Erstens die Anbindung an eine Institution, die eine Reflexion der (europäischen) Praxis versucht, zweitens an eine Universität mit akademischem Anspruch.

Spezifische Arbeitsweise und inhaltliche Konzeption

Das Institut kommt ohne großen administrativen und personellen Aufwand aus. So

werden die laufenden Kosten möglichst gering gehalten, wenngleich ein knappes Budget auch zur sinnvollen Begrenzung der Aktivitäten gemahnt. Aber die letztlich recht flexible Struktur erlaubt auch eine dynamische Form zur konzeptionellen Planung von Forschungs-, Lehr- und Publikationsprojekten. Zum Team gehören neben den beiden Direktoren, die Dominikaner sind, zwei weitere Mitarbeiter vor Ort in Teilzeitbeschäftigung (ein Wissenschaftlicher Mitarbeiter, der zugleich eine Dissertation zu einem staatskirchenrechtlichen Thema vorbereitet und ein Islamwissenschaftler als Studentische Hilfskraft).

Im weiteren Sinne kooperieren Dominikaner und andere Wissenschaftler und Studenten, welche dem Orden verbunden sind, so z.B. Non Resident Permanent Fellows in Washington, Louvain-la-Neuve und Tübingen sowie Gaststudenten aus dem In- und Ausland, die für einige Wochen im Institut arbeiten und leben. Da das Institut nicht nur Arbeitsplatz im engeren Sinne, sondern auch Wohnung der Gemeinschaft ist, wird es innerhalb der Stadt Berlin auch zur Begegnungsstätte von Interessierten und Freunden, sei es formell, sei es informell. Gerade in dieser Manier erweist sich die kleine Gemeinschaft als eine, die als Dominikanerkommunität wahrgenommen wird, selbst wenn es keine große Klostergemeinschaft im traditionellen Sinne ist.

Forschung

Prinzipiell liegt der Schwerpunkt auf Forschungstätigkeiten im oben genannten Sinne. Im europäischen Kontext werden sowohl theologisch-systematische als auch philosophisch-sozialethische Fragestellungen erörtert. Der Namensgeber des Institutes, Marie-Dominique Chenu OP (1895-1990), soll mit seiner Person auch programmatisch wirken. Chenu machte sich nicht nur als Mediävist einen Namen (*conditio sine qua non* mit besonderem Augenmerk auf Thomas von Aquin!), sondern auch als ein Begleiter der kritischen kirchlichen Bewegungen wie etwa der Arbeiterpriester. Sowohl seine Interpretation philosophisch-theologischer Fragen als auch sein soziales und kirchenpolitisches Engagement war bestimmten kirchlichen Kreisen – vor allem in Rom – ein Dorn im Auge. Als Konzilstheologe hat er sich um die *signes des temps* („Zeichen der Zeit") als Kriterium der theologischen Reflexion verdient gemacht. Die Analyse der Zeichen der Zeit und ihre Deutung im Licht des Evangeliums (vgl. Gaudium et spes 4) sind nicht nur wesentliches Vermächtnis des Zweiten Vatikanischen Konzils, sondern als grundlegender Hermeneutik des wissenschaftlichen Verstehens geht das konziliare Grundparadigma auch in die Arbeit des Berliner Instituts M.-Dominique Chenu ein.

Alle zu erarbeitenden Themen und Fragestellungen, seien sie theologischer, seien sie sozialphilosophischer Provenienz, sollen sich orientieren an den Gegebenheiten der deutschen Gesellschaft im europäischen Kontext. Sehr bewusst wurde als Standort des Instituts das Szene-Viertel Prenzlauer Berg gewählt, unweit der politischen Institutionen der Berliner Republik. Die Forschungsschwerpunkte der letzten Jahre stehen dazu in enger Beziehung. Thematiken wie beispielsweise „Gemeinwohl", „Menschenrechte", „Migration", „Versöhnung" und „postsäkulare Gesellschaft" werden zumeist im Blick auf die aktuellen gesellschaftlichen Gegebenheiten erarbeitet und im europäisch-internationalem Horizont diskutiert. In der Regel fokussieren die wissenschaftlichen Überlegungen in unterschiedlich angelegten Seminaren und Kongressen, zumeist subventioniert von Institutionen der Europäischen Union und durchgeführt normalerweise in Kooperation mit anderen Partnern, seien es dominikanische Institutionen oder akademische Einrichtungen. Im Herbst dieses Jahres beispielsweise wird eine internationale theologische Tagung zum Thema

„Theologische Vernunft – Politische Vernunft. Religion im öffentlichen Raum" in Kooperation mit der Theologischen Fakultät der Universität Louvain-la-Neuve (Wallonien) durchgeführt. Für das Jahr 2009 ist ein internationales Symposium zum Thema „Säkularisierung" in Planung, um dessen Konzeption und Ausführung das Institut von der Arbeitsgemeinschaft der europäischen Kapuzinerprovinziale (CENOC) gebeten wurde.

Lehre

Die ursprüngliche Idee, sich gar nicht an der Hochschullehre zu beteiligen, wurde bald aufgegeben. Die Vorteile von universitären Lehraufträgen liegen auf der Hand: Ohne größere Zeitressourcen für administrative und andere nichtwissenschaftliche Aufgaben opfern zu müssen, können sich die Mitarbeiter des Instituts im Rahmen ihrer Lehraufträge auf ausgewählte Schwerpunktthemen konzentrieren. Die Seminarveranstaltungen werden zumeist gemeinsam vorbreitet und angeboten. Gerade im Kontext von Berlin und Umgebung zeigt sich, dass theologisch orientierte Seminarveranstaltungen – beispielsweise für angehende Religionswissenschaftler und Lehreramtsstudierende für das Fach „Lebensgestaltung – Ethik – Religionskunde" (LER) an der brandenburgischen Universität Potsdam – aufgrund mangelnden Lehrpersonals oftmals fehlen. Im Gegensatz zu Studierenden an den theologischen Fakultäten finden sich in diesem Bereich mehrheitlich solche, die von Glaube und Kirche schlichtweg keine Ahnung haben. Für sie ist ein Abenteuer besonderer Güte, mit katholischen Theologen und Ordensleuten Themen wie „Politische Theologien – theologische Politiken" oder „Orden zwischen Tradition und Innovation. Historische und systematische Erkundungen einer (exotischen?) Lebensform" zu behandeln.
Neben Lehraufträgen an der Freien Universität Berlin, der Universität Potsdam, der Philosophisch-Theologischen Hochschule Benediktbeuern SDB und der Philosophisch-Theologischen Hochschule Münster OFM-Cap für Fundamentaltheologie resp. Sozialethik beginnen die Leiter des Instituts in diesem Semester einen Lehrauftrag an dem neu eingerichteten Masterstudiengang am Münsteraner „Institut für Kirche, Management und Spiritualität" (IKMS) sowie einen im kommenden Studienjahr an der Theologischen Fakultät San Esteban in Salamanca.

Publikationen

Der Ergebnissicherung der diversen Forschungen dienen diverse Publikationsreihen, die im Institut herausgegebenen werden. Neben der Betreuung der theologischen Zeitschrift „Wort und Antwort" (www.wort-und-antwort.de), die mittelbar mit dem Institut verbunden ist, verantwortet es die Herausgabe der „Collection Chenu" (Matthias-Grünewald-Verlag); diese Reihe möchte wichtige Texte des Namenspatrons des Institutes in deutscher Sprache einer breiteren interessierten Öffentlichkeit (Lehrenden und Studierenden der Philosophie und Theologie) zugänglich machen. Weiterhin werden seitens der Institutsmitarbeiter die wissenschaftliche Reihe „Kultur und Religion in Europa" (Lit Verlag; meistens zweisprachig) und die Sammlung „Dominikanische Quellen und Zeugnisse" (Benno Verlag) herausgegeben. Dazu kommt die Mitarbeit in der von Espaces Brüssel betreuten Schriftenreihe „Dominikanische Perspektiven in Europa", die jährlich in mehreren Sprachen erscheint.

Ein vorläufiges Fazit

Das Institut M.-Dominique Chenu mit seinen vielgestaltigen Aktivitäten hat sich mittlerweile etabliert. Zugleich hilft das Projekt dem Orden – vor allem der norddeutschen Ordensprovinz –, im wissenschaftlich-akade-

mischen Bereich öffentlich Profil wiederzugewinnen. Der mit der Schließung der Ordenshochschule verbundene Verlust eines solchen wurde zumindest von einem Teil der deutschen Dominikaner als Manko erlebt. Mit dem nunmehr seit sieben Jahren arbeitenden Institut besitzt die norddeutsche Ordensprovinz der Dominikaner in Berlin eine Alternative zu ihrer ehemaligen Ordenshochschule.

Dr. Thomas Eggensperger OP ist Geschäftsführender Direktor des Institut M.-Dominique Chenu in Berlin.

LITERATUR

Ein dominikanisches Start-up-Unternehmen in Berlin. Das neu gegründete „Institut M.-Dominique Chenu" für Philosophie und Theologie, in: *Kontakt* 29 (2001), 24-25.

Solidarisch mit der Zeit. Zur Programmatik eines europäischen Forschungsinstituts für Philosophie und Theologie der Dominikaner in Berlin, in: *Ordenskorrespondenz* 43 (2001), 234-239.

Dominikaner forschen in Prenzlauer Berg, in: *Berliner Morgenpost* vom 13.1.2002.

Die Liebe ist die einzige Wahrheit. Die Dominikaner eröffnen Berliner Chenu-Institut mit einem Disput: Was heißt Glaube in der Postmoderne?, in: *Der Tagesspiegel* Nr. 17 vom 20.3.2002, 28.

Hier ein Lehrstuhl, dort ein neues Institut. Kirche zeigt Präsenz in der Hauptstadt – Der Ausbau der katholischen Theologie vollzieht sich in kleinen Schritten, in: *Die Tagespost* Nr. 53 vom 2.5.2002, 6.

Waar de theologie zich laat verleiden... Over het „Instituut M.-Dominique Chenu" voor filosofie en theologie in Berlijn, in: *Dominicaans Perspectif* 9 (2002) Nr. 2, 5-7.

Auf der Suche nach Wahrheit. Das dominikanische „Institut M.-Dominique Chenu" in Berlin, in: *Ordensnachrichten* 42 (2003), Heft 4, 68-69.

Universitas magistrorum et scolarium. Das „Institut M.-Dominique Chenu" und der dominikanische Dienst an der Universität, in: *Kontakt* 35 (2007), 52-55.

Aurelia Spendel OP

Feuer auf die Erde zu werfen

Ordenstheologie vor den Herausforderungen eines neuen Jahrhunderts

Zeitraum und Satzzeichen. Die Theologie und der Beginn eines neuen Jahrhunderts

Was hat ein schlichtes Kalenderblatt – und sei es auch das mit dem durchaus aufregenden Datum 01. Januar 2000 resp. 2001, das den Beginn eines neuen Jahrhunderts anzeigt – mit der Entwicklung theologischen Denkens und pastoralen Handelns der Kirche zu tun? Zunächst einmal nichts, schlichtweg nichts. Ein Datum, schwarz auf weiß, schafft keine neue Wirklichkeit. Neue Erkenntnis entsteht vorwiegend auf dem Boden von Erlebnissen, die im sinnenhaften Durchgang durch und im reflektierenden Herausgang aus ihnen hinaus zu Erfahrungen gerinnen und bislang nicht bestehende Synapsen in menschlichen Hirnen und bis dato ungekannte Verbindungen in der langen, verzweigten Kunst wissenschaftlicher Gottesgelehrtheit entstehen lassen. Der Beginn eines neuen Jahrhunderts ist für die Theologie zunächst eine Nichttatsache, auch für die Theologie des Ordenslebens[1] wie für die Theologie der Orden.

Eine Zeitangabe ist erst dann kein unbeschriebenes Blatt mehr, wenn man sie sich mit einem „Satzzeichen" erschließt, durch das sie eingeschrieben wird in die Geschichte als chronologische Abfolge und inhaltliche Überlappung von Zeiträumen. Eine quantitative Zeitangabe wird zur qualifizierten Größe, sobald die in ihr ereignislos liegende Leere gefüllt wird mit Fragen, Ängsten, Hoffnungen, Ideen und Vermutungen, die für Menschen bedeutsam sind, weil sie ihr Leben bereichern oder zerstören, es im Ablauf der Zeit wie nie gewesen zerfließen lassen oder es zum unvergleichlichen Höhepunkt der Hochzeiten ihrer Biographie führen. Der Beginn eines neuen Jahrhunderts ist von daher, will er Bedeutung haben, jeweils mit einem Satzzeichen zu lesen, zumindest mit Punkt, Frage- oder Ausrufezeichen.

Ein simpler, im besten Sinn einfältiger als von den Verwicklungen und Schichtungen der Zeitläufte noch faltenfrei gelassener Punkt charakterisiert das Faktum des Zeitlaufes als Geschehendes: So ist es – ein neues Jahrhundert bricht an. Es kommt, weil es kommt. Punkt. Hier wird noch nicht ansichtig, was geschehen könnte oder sollte. Aber: Es geschieht. Es wird verfügt und in dieser Verfügtheit angenommen. Man wird im Detail erst noch sehen, was dieses neue Jahrhundert bringen wird. Ein Punkt – ein noch nicht näher zu bezeichnendes „So".

Das Fragezeichen öffnet den Zeitraum des neuen Jahrhunderts als mehrdimensionales Gedankenkonstrukt, in dem die Wege zur Erkundung eines neuen Zeitabschnittes noch nicht ausgeschildert und deshalb erst zu erproben sind. Kein Verdachts- oder Erfahrungsmeublement verstellt den Weg, es sei denn, die Schatten werfenden Momente vergangener Zeit drängten vor und besetzten den zu verhandelnden Freiraum. Wer jetzt die Kulissen und Ausstattungsstücke eines Zeit-Theaterstücks hierhin schleppt, das seine Zuschauer bereits hatte und von dem nicht klar ist, ob es weiterhin aufgeführt werden soll, entgeht zwar der herausfordernden Leere des „Was soll werden?" Die Angst wird gezügelt, bedrohliche Offenheit in über-

schaubare Portionen zerteilt. Aber es drohen vorschnelle Antworten als Kehrseite der Medaille, unbedachte Vorgaben, die die Verheißungen des Möglichen eliminieren. Das offene „Wie? – So?" wird in ein „So! Und nicht anders" hinein verbogen und damit Chancen vertan und neue Wege verstellt. Es bleibt eben nichts, wie es war.

Das Ausrufezeichen formuliert die Aufforderung, man möge sich auf die eigenen Füße stellen, Neuland vermessen, es unter den Pflug nehmen, der durchaus aus den Schwertern der Vergangenheit geschmiedet sein kann, und mit dem neuen Jahrhundert ein Wagnis eingehen, das mit Sicherheit neben Eingängen und Auswegen Irrwege und Sackgassen präsentieren wird. Ein „So"!

Auch die Theologie kann den Beginn des 21. Jahrhunderts nicht ohne Satzzeichen lesen. Sie würde in unverantwortlicher Weise randständig. Setzte sie keinen erwartungsvollen Punkt als Signal der Wahrnehmung des neuen Zeitabschnittes, ließe sie ihn geschehen, als sei nichts geschehen, würde sie die Augen vor den Zeichen der Zeit verschließen, die jene Fragen aufwerfen, die sie vor dem unfruchtbaren „Vorsichhin-Sinnieren" des Elfenbeinturms bewahren. Lässt sie das Fragezeichen außer Acht, steht sie in der Gefahr, ihre Sätze als museale Antworten zu präsentieren, denen die entsprechenden Fragen abhanden gekommen sind. Drückt sie sich am Ausrufezeichen vorbei, demonstriert sie nur mehr erschlaffte Knie und hängende Arme, ist eine bemitleidenswerte, unattraktive Jammergestalt, die niemanden überzeugen oder für sich gewinnen kann.

Theologie muss also mit sich und mit ihrer Einstellung zur Zeit experimentieren. Manch einer oder einem fällt dazu die eine oder andere Erfahrung aus der Schulzeit ein, bei der der Ausgang eines Experimentes im Chemie- bzw. Physikunterricht Anlass zur Heiterkeit, zur Betroffenheit, zum Ärger oder zur Freude bot. Der unerwartete Gestank einer Schwefelverbindung, das Krachen selbstgebauter Feuerwerkskörper, die Säuberung des heimischen Bastelkellers, der bei solchen Versuchen fast in die Luft geflogen wäre; Jubel oder Enttäuschung, wenn die kindlichen Mühen endlich etwas brachten oder aber ergebnislos blieben, sind aufregende und anregende Erfahrungsräume und -momente, die dazu ermuntern können, theologische Experimente in einer neuen Zeit, am Beginn eines neuen Jahrhunderts, zu wagen, in der Theologie also mit Satzzeichen als Zeit-Zeichen zu experimentieren. Auch in der Theologie darf es Ge- und Misslingendes geben, Überraschendes und schleunigst zu Revidierendes, Mühen und Erfolge.

2. Schreinermeister Lehner und die Frage nach der Werthaltigkeit des Ordenslebens

Im Zug nach A. sitzt Schreinermeister Antonius L. mir gegenüber. Die Fahrt wird eine Stunde dauern und führt aus der Landeshauptstadt in die Provinz. Dort warten auf ihn seine Familie, der Betrieb, den er vor kurzem der Tochter übergab, und sein Hobby. Mich erwartet ein Frauenkonvent, der Begleitung in einer noch unübersichtlichen, aber möglicherweise hochproduktiven Phase seiner inneren und äußeren Entwicklung wünscht. Unser Gespräch startet mit der Frage, welchem Orden ich angehöre und berührt dann schnell Stationen und Ereignisse des Lebens von Antonius L. Sie sind für ihn erzählenswert als Ausdruck seiner Erfahrungen, seiner Probleme und Begabungen, als Gestalten der Hoffnung und als in der Regel unerwartete Herausforderungen seines Lebens. Eine stabile Traditionslinie verbindet ihn mit Vater und Großvater, die Schreinermeister waren wie er. 1976, kurz vor seiner Pensionierung, erwirbt Antonius in Tokio einen Pfeifenkopfrohling und ist von da an bis heute fasziniert von der Pfeifenherstellung. Seine Pfeifen sind begehrte Unikate, Kunstwerke, gefertigt aus edlen Hölzern und Kautschuk, Handarbeit in Vollendung. Er verkauft

sie in die ganze Welt. Seine Tochter, die ihm im Betrieb folgte, hat ebenfalls eine Marktlücke entdeckt, der sie sich neben den alltäglichen Aufgaben widmet. Auf einer Highendmesse in Las Vegas fiel ihr auf, dass es für Spitzenprodukte der Phonoindustrie keine entsprechenden Lautsprecherboxen gibt. Also fertigte sie probeweise solche Ummantelungen, die nun auf Anfrage potenter Käufer angefertigt und vertrieben werden von China bis in die USA. Ihre Schwester studierte nach dem Abitur und arbeitete danach bei einer Fluggesellschaft mit dem Spezialauftrag der Überführung von Abschiebehäftlingen nach Osteuropa. Über dem Kosovo rief sie ihren Vater an, verabschiedete sich von ihm und der Familie, weil es unwahrscheinlich sei, dass sie und ihre Kolleginnen und Kollegen den Einsatz überleben würden. Sie überlebten.

Antonius empfängt in seiner Werkstatt immer wieder seine Enkelin, die Tochter seines geschiedenen Sohnes, die in Belgien geboren wurde und in Berlin aufwuchs. Sie fahndet beim Opa begeistert nach sorgsam versteckten Süßigkeiten und lässt sich dabei nicht stören vom Dackel der verwitweten Freundin der Familie ihrer Großmutter, deren Sohn in Bangkok lebt und arbeitet.

Die weitere Verwandtschaft hat das Dorf, in dem die Cousins und Cousinen geboren wurden, kaum je verlassen, träumt von der weiten Welt oder ist zufrieden, dass sie den Hof als Heimat verstehen darf bis ans Ende ihrer Tage. Des in Folge seiner Inhaftierung im KZ Dachau vor einigen Jahrzehnten verstorbenen Onkels wird fromm gedacht. Antonius erfuhr von seinem Tod, als er in Usbekistan Bibliotheksmöbel installierte.

Was bedeuten die Lebensumstände von Antonius L. für die Frage nach Ordenstheologie? Zunächst wäre man versucht zu antworten: „Nichts". Erst beim genauen Hinschauen wird sein Leben für diese Frage durchscheinend, denn Antonius Suchen nach dem Sinn des Lebens taucht immer wieder in unserem Gespräch auf. Nicht quälend oder ihn belastend, eher neugierig und offen. Der Schreinermeister sucht eine Antwort auch und gerne im Lebensbereich von Klöstern. So geht er, wenn er daheim ist, immer wieder in den Sonntagsgottesdienst des nahe gelegenen Frauenklosters, in dem ich erwartet werde. Die Kommunität ist klein, zehn Schwestern von ehemals fast hundert, ein hoher Altersdurchschnitt, die Schwestern danach forschend, was werden wird, was ihr Leben unter diesen Umständen bedeutet, zu welcher Aufgabe Gott sie rufen wird, wie ihre Gemeinschaft weiterleben soll.

Antonius schaut sich an den frommen Frauen einiges ab. Die Ruhe, mit der sie unter prekären Umständen da sind, die alles andere ist als betonierter Stillstand. Die Freude, mit der sie den Gottesdienst feiern, auch wenn der Zelebrant seine Predigt recht holprig zusammenbaut. Die Gelassenheit, mit der sie warten, bis jede und jeder nach dem Gottesdienst zu dem kommt, was ihm oder ihr wichtig ist: ein Gespräch, ein rascher Gruß. Woher kommt das alles? Ist das „nur" klösterliche Disziplin, bürgerliches Wohlerzogensein? Oder steckt dahinter die fein gesponnene Erfahrung von Jahrhunderten, die immer wieder durchdacht, immer wieder durchlebt, immer wieder darauf hin abgeklopft wurde, ob und wie den Anforderungen einer anderen, einer neuen, einer fremden Zeit und Umgebung standzuhalten wäre? Wo sprudelt die Quelle solch aufrechter Haltung, die Leben und Glauben stabilisiert, wenn alles in Rutschen kommt, wenn Antonius L. als Schreinermeister in einer Welt lebt, die von A. bis Usbekistan, von Tokio bis Dachau reicht – Veränderungen einer Lebenslandschaft, die sich sein Vater und Großvater nie hätten träumen lassen? Was erfährt Antonius L., wenn er sonntags auf diese Ordensfrauen trifft? Was steckt hinter ihrem Leben? Welche Erfahrungen und Reflexionen des Glaubens tragen sie, die sich im Licht der Evangeliums und vor dem Forum der Vernunft durch die Jahrhunderte hindurch bewährt haben?

Ordenstheologie – Wurf mit dem Feuer

„Feuer bin ich gekommen zu werfen auf die Erde, und wie sehr wollte ich, dass es schon entzündet sei." (Lk 12, 49) Feuer ist biblisch zugleich Zeichen der rettenden Anwesenheit Gottes wie auch das seines reinigenden Gerichts. Der brennende Dornbusch, die Feuersäule des Exodus, die Feuerzungen des Pfingstfestes sprechen davon. Jesus, das inkarnierte Wort, das bei und in Gott ist, charakterisiert sich selber durch das dem Feuer ähnliche Symbol des Lichtes (Joh 8,12). Dieses Licht ist nicht allein als sanfter Schein Licht der Welt, sondern kann sein wie das glühende Licht der alles versengenden Sonne (vgl. Offb 16,8).

Die Vorstellung eines feurigen Gottes, der vor Leidenschaft und Liebe genauso wie vor Zorn brennt, passt nicht in das Bild eines verständnisvollen, entspannten Jesus. Hier kommt ein Mensch anderen Menschen in die Quere. Er räumt auf mit den unverbindlichen Aufgeräumtheiten liberaler Zeitgenossen und -genossinnen, denen alles in einem nivellierenden Sinn gleich gültig ist. Allerdings ist Jesu „brennender" Wille nicht auf einen totalen, vernichtenden Weltbrand in Parallele zur umfassenden Vernichtung durch die Wasser der Sintflut gerichtet. Seine Anwesenheit und Botschaft nehmen, neben ihrer auf ganz Israel als dem erwählten Volk bezogenen Zusage, den und die Einzelne(n) in den Blick, sind liebende, differenzierende und differenzierte Aufforderung zu persönlicher Umkehr.

Das Bild des Lichtes gilt für Jesus und für die, die ihm nachfolgen. Sie haben durch ihn Anteil an seinem Lichtsein (Mt5,14f) und an seinem Auftrag, die Botschaft der Anwesenheit Gottes in der Welt als eine Botschaft des Heiles für alle zu verkünden (Joh 20,21). Die universale Dimension der jesuanischen Botschaft (Mt 28,18 ff) zeigt sich bei der pluralen Verteilung der pfingstlichen Feuerzungen (Apg 2,3) auf alle Anwesende.

Seit dem österlichen Pfingsten in Jerusalem haben sich die Aktivitäten der Jüngerinnen und Jünger Jesu nach seinem Sendungsauftrag zu richten, der ausdrücklich mit der Gabe des Geistes verbunden ist (Joh 20,22). Wenn sie ihm nun in der Weise des Ordenslebens nachkommen, eröffnen sie damit einen Raum und schaffen eine Umgebung, wo Freiheit und Bindung, Demut und Selbstbewusstsein, Entäußerung und Gnade als unverzichtbare Elemente gelingenden Lebens ansichtig werden. Wie in einem Feuer zwei Stoffe miteinander reagieren, Gas, Kohle, Holz, Papier, Öl etc. als Brennstoff mit Sauerstoff, so sollen in den spirituellen Architekturen von Orden und Kongregationen Menschen mit Gott reagieren können, damit sie ihr Leben leidenschaftlich, feurig, glutvoll, erleuchtet und erleuchtend leben.

Das will nicht nur praktisch, experimentell, handgreiflich getan, sondern genauso vernünftig, theoretisch, theologisch bearbeitet werden. Die Praxis und die Theorie, also die Theologie des Ordenslebens, sind Möglichkeiten, Feuer auf die Erde zu werfen, und so in der Nachfolge Jesu zu stehen, in der Linie seiner Zielgerichtetheit – „...wie sehr wollte ich, dass es schon entzündet sei" – die eigene Ausrichtung des Lebens seiner anzugleichen. Subjektive Erfahrungen, zeitgebundene Ansichten und einzelne Ausprägungen des Ordenslebens allein werden der Universalität und der Grundpluralität der pfingstlichen Geistesgabe jedoch nicht gerecht. Es bedarf der Vernetzung, des intra- und interdisziplinären Gespräches der verschiedenen Ordensgemeinschaften in ihren zum Teil hochkomplexen Organisationsformen und ungleichzeitigen Entwicklungsstadien. Das Ganze ist auch hier mehr als die Summe der Teile. Ordenstheologie als eine theologische Disziplin ist der Ort, an dem eine Gesamtschau des Ordenslebens gewagt wird, weil sie zum einen nicht nur den Status quo als das Gegebene rezipiert, das es zu bedenken gilt. Sie schafft zum anderen auch neue „Brennstoffe", die in Sicht- und Rufweite zu jenem

Material zu bringen sind, das bislang für Formation und Weiterbildung in den Orden nach innen wie in ihren Kontakten mit Kirche und Welt nach außen als spirituelles, liturgisches, soziales oder theologisches Reservoir zur Verfügung steht und/oder in Gebrauch ist.

Ordenstheologie – Kunst der Übersetzung

Übersetzung ist eine Kunst, die nie ganz gelingt[2]. Der Fährmann kann zwar das andere Ufer mit seinem Kahn erfolgreich erreichen, der Übersetzer, die Übersetzerin, die die Last eines Textes von einer Sprache in eine andere überführt, bleibt notgedrungen zwischen den Stühlen von Ausgangssprache und Zielsprache gefangen. Ihr *Inter-Esse*, ihr Dazwischensein, ist ja exakt jene Potenz, die es ihm/ihr erlaubt, der Mechanik fährmännischer Übersetzung zu entgehen und dem Text jene Zwischenräume zu lassen, aus denen seine Logik, seine Poesie, seine Authentizität und Dramatik leben. Die doppelte Bindung an zwei Sprachen erfordert dabei eine klare Option: Soll eher die Ausgangssprache, ihre Kultur, ihr Ideen- und Geschichtshorizont oder soll mehr die Zielsprache möglichst effektiv mit einem neuen Informations- und Kulturgut versorgt werden? Die Entscheidung ist hier notwendiger Weise subjektiv eingefärbt, muss sich doch der Übersetzer, die Übersetzerin mit der Art der Übersetzung einverstanden erklären und sie in der Weise vornehmen, die seinem/ihrem professionellen Profil entspricht.
Ordenstheologie ist Übersetzungskunst. Sie transportiert die Erfahrungen von Ordensleuten mit ihrer Lebensform in die eigene und in fremde theologische Reflexion. Sie analysiert dabei Texte und Kontexte, identifiziert immanente „Schlüssel" des Verstehens, der Deutung und zieht Konturen weiträumiger und grundlegender Entwicklungen nach. Daneben schaut sie über den Zaun der universitären Disziplinen und interpretiert aus verschiedenen Blickwinkeln die eigenen Erfahrungsgegenstände ihres Denkens.
Ordenstheologie ist aber auch insofern, quasi mittelbar, Übersetzungskunst, als sie aus der Perspektive von Ordensleuten, auf die Fragen und Antworten schaut, die die Theologie allgemein stellt und gibt. Dabei beschäftigt sie sich selbstredend mit quantitativen, objektiven Daten genauso wie mit jenen Sujets, bei denen die Fundamente theologischen Denkens ins Spiel kommen.
Auch hier gelingt die Übersetzung immer nur halb. Die persönliche Erfahrung eines hochspezialisierten Lebensbereiches lässt sich nie erschöpfend und ergiebig genug aussagen, um sie gänzlich einzuspeisen in Nichtordenskontexte. Ist die Kunst der geistlichen Führung, die Feier des monastischen Stundengebetes, die conversio morum, die lectio divina, das Leben nach den Gelübden und in Gemeinschaft aufgegangen etwa im Beitrag der Theologen, die das II. Vatikanische Konzil mitgeprägt haben? Nein, diese Erfahrungen sind dort eingeflossen, waren befruchtend, aber erschöpften sich nicht. Sie weisen über sich hinaus auf den Gesamtzusammenhang des Ordenslebens, der größer ist, weil er auf die Unendlichkeit Gottes ausgerichtet und immer wieder – im Übersetzen – neue Dimensionen und Leerräume als Interessengebiete aus sich heraus entlässt.

Ordenstheologie – Möglichkeit des Durchblicks

Ein neues Jahrhundert, das als eine neue Epoche in der Geschichte eines Volkes, einer Religion, einer Kultur verstanden werden kann[3], formt und verlangt neue Bilder. Denn die Generation, die in einer neuen Zeit geboren wird, sieht neu und Neues, sofern ihre Augen nicht verstopft werden von Vor-Bildern, die Vor-Urteile präsentieren und so ungefesseltes Sehen verhindern. Diesem neuen Sehen hat die Theologie zu folgen. Die Denk- und Lebensentwürfe, die sie bereithält und legiti-

miert, und hier ist selbstverständlich auch die Theologie des Ordenslebens gemeint, sind zu befragen, ob sie zu den Farben und Formen, den Kompositionen und Installationen passen, die für die Menschen dieser neuen Zeit Material auch ihrer Gottesbilder[4] und Gottesvorstellungen sind. Eine blinde Theologie wäre eine ungeeignete Weggefährtin und keine hilfreiche Gotteskundige mehr. Welche Bilder stehen dem neuen Jahrhundert vor Augen? Wie sähe ein Tripthychon aus, das sich aus den Bildquellen des 21. Jahrhunderts speist und das dem Besucher, der Besucherin einer christlichen Andachtsstätte eine Anschauung der Gegenwart Gottes in seiner/ihrer Zeit ermöglichen würde?

„Gebt Zeugnis von eurer Hoffnung"

Anlässlich des 93. Katholikentages in Mainz 1998 schuf der Künstler Karlheinz Oswald seine drei Meter hohe Bronzefigur „Christus" als Auftragswerk, die sich heute im Nordschiff des Mainzer Domes befindet. Sie greift, wie viele seiner Plastiken, auf Tänzerstudien u. a. am Ballett der Deutschen Staatsoper Unter den Linden in Berlin zurück, wie auch die im gleichen Jahr entstandene Bronzefigur der Hildegard von Bingen, deren Replik sich vor der Benediktinerinnenabtei St. Hildegard zu Eibingen findet. Statt der Kreuzesbalken erhebt sich hinter einer Menschenfigur ein baumähnlicher Bronzestab. Leicht und in der Bewegung wie eingefangen, scheint der mit dieser Figur gemeinte Auferstandene dem Grab zu entspringen, mit erhobenen Armen, in ausgreifender Geste und mit klassisch geschlossener Beinhaltung. Ungehindert und kraftvoll erfüllt er den über ihm offenen Freiraum des Himmels. Sein Gesichtsausdruck wirkt konzentriert, auch angestrengt, gesammelt und selbstbewusst. Wäre nicht die Drehung in den Hüften, könnte die Darstellung als ein vom Kreuz abgehobener und frei gestellter Crucifixus erscheinen. So aber ist unübersehbar, dass mit der Auferstehung eine neue Gestalt, ein neuer Gestus der Hoffnung erscheint, dessen Bewegung sich in tänzerischer Kraft und Anmut aus dem Tod ins Leben hinein dreht. Gleichzeitig bleibt diese Haltung jedoch verbunden mit dem Tod am Kreuz. Der tanzende, verwundete Gott bleibt sich weiterhin treu, indem er sich dem Tod gegenüber durchsetzt in der Bewegung auf den Himmel zu als dem Ort der Gottesnähe, wie Hippolyt von Rom (vermutlich 170 - 236) sagt: „Ich bin der Tanz und das Leben, das niemals stirbt. Lasst euch auf Liebe ein, dann werde ich euer Tanzmeister sein."[5] Das poetische Traditionselement des Hippolyt kann übersetzt werden in die Ausdrucksgestalt moderner Kunst, ein Bild erscheint, das mit heutiger Grammatik den Satz der apostolischen Zeuginnen und Zeugen der Auferstehung ins Heute hinein gültig aussagt: „Der Herr ist wahrhaft auferstanden" (Lk 24, 34a).

Falling man

Am 11. September 2001 hält Richard Drew mit seiner Kamera um 09:41:15 Uhr New Yorker Zeit jenen Moment im Leben eines Menschen fest, in dem dieser im wahrsten Sinn des Wortes auf das Ende seines Lebens zufällt. Der durch Drews Aufnahme im Buch der Geschichte verewigte „Falling man", so der Titel der Fotographie[6], hielt sich während der Terroranschläge auf das World Trade Center in einem der oberen Stockwerke auf und sprang aus dem Fenster, abgeschnitten von allen anderen Fluchtwegen auf Grund des Feuer in den unteren Ebenen. Elegant und anmutig winkelt er, vermutlich ein Mann namens Jonathan Briley, eines seiner Beine im Fallen an, das andere perfekt gestreckt in der unfreiwilligen Choreographie des Sturzes. Die Veröffentlichung dieses Bildes führte zu heftigen Protesten unter dem Vorwurf des Voyeurismus und der Indiskretion. Richard Drew erwiderte darauf: „I didn't capture this person's death. I captured part of his life. That is what he decided to do, and I think I preserved that."[7] Drew war es wichtig, nicht das Bild eines Menschen zu präsentieren, der sei-

nem Leben ein Ende setzt, sondern einen Menschen zu zeigen, der einen Entschluss darüber gefasst hat, wie er sein Leben zu führen gedenkt, und der diesen Entschluss konsequent ausführt. Echo fand diese Begründung Drews in der Reaktion der Schwester Jonathan Brileys: „Whoever this man is, ...he was someone's son, someone's husband, someone's friend. We don't do him an injustice by looking at his picture. We honour him by it."[8] Gwendolyn Briley wies darauf hin, dass dieser Mensch jemandes Sohn, Ehemann, Freund war und dass sich sein Leben nicht reduzieren lässt auf die außergewöhnlichen Umstände, die seinen Tod begleiteten. Die berührende Stille[9], die über diesem Bild liegt, das den vielleicht intimsten Augenblick menschlicher Existenz einfängt, macht es möglich, etwas von der Schutzwürdigkeit jedes Sterbens zu erfassen. Mitten in der Gewalt erhebt sich das Nein zur Entblößung des Menschen im Tod; hier wächst ein Respekt, der einen zudringlichen und deshalb schamlosen Blick verbietet. In der achtsamen ästhetischen, ethischen und emotionalen Akzeptanz der Tragödie eines einzelnen Lebens und der Unantastbarkeit der letztlich von nur einem oder einer Einzelnen zu verantwortenden Lebensentscheidung liegt jenes Potential verborgen, aus dem heraus Widerstand gegen Unmenschlichkeit, Terror und Gewalt werden kann.

Grazer Himmelssprung

Im Jahr 2003 findet die Himmelfahrt nicht in Jerusalem, sondern am Grazer Kalvarienberg statt. Graz ist Kulturhauptstadt Europas, südländisch und graziös, charmant, frühsommerlich einladend. In diesem Rahmen konzipiert das Kulturzentrum bei den Minoriten unter Johannes Rauchenberger das Projekt: HIMMELSCHWER. Transformation der Schwerkraft, das sich neben den Darstellungen von Erdenschwere den Vorstellungen ihrer Überwindung widmet. Auf dem Kalvarienberg (sic!) installiert Werner Hofmeister (geb. 1951) eine dreizehnte Kreuzwegstation, die er „Tabula Saltandi" nennt – Sprungbrett. Die geringfügige, aber wirkungsvolle Veränderung der klassischen Kreuzigungsdarstellung löst den Gekreuzigten in Hofmeisters Kunstwerk aus seiner angestammten Positionierung an Längs- und Querbalken und befördert ihn, in der Gestik des Ausgestrecktseins unverändert, an die Spitze des Langholzes. Hier wirkt er wie ein Turmspringer kurz vor dem Sprung, befremdlich losgelöst von allem, was ihn bindet. Die Verkehrung dieser Gebundenheit im und an das Leid in die Freiheit und Grenzenlosigkeit des offenen Himmels ist überwältigend und Angst einflössend zugleich. Jeder Halt scheint genommen, das Gesetz der Schwerkraft außer Kraft gesetzt, die Erdenschwere um der Erhebung des Menschen in die Sphäre des Göttlichen willen aufgehoben zu sein. Der Auferstande kehrt nicht mehr in die Verhältnisse zurück, die er verlassen musste, als man ihn dem Tod überließ. Die Signatur des Sterbens bleibt zwar auch hier erhalten, wird aber verkehrt, so dass sich Oben und Unten nicht mehr eindeutig einander zuordnen lassen. Es zeigt sich eine unbekannte Ordnung, eine neue, noch unerfahrene Orientierungsmöglichkeit, die den Menschen aus dem heraus lösen kann, was ihn bislang genauso quälend wie stabilisierend hielt. Er wird frei, aber auch haltlos. Allein jener Punkt lässt ihn nicht los, der ihm als Widerpart sowohl Möglichkeit des Springens in die Freiheit bietet, als ihn auch vor der Möglichkeit des Absturzes bewahrt: der Augenblick des Todes.

Diese Installation zwingt zu einem anderen Blickwinkel, zu einem, der dem Betrachter, der Betrachterin den Kopf verdreht. Es gilt, nicht mehr von unten nach oben, sondern von oben nach unten zu schauen, um wahrnehmen zu können, was sich im Sprung des Menschen tut. Die Lösung der Frage, wie sich Welt und Mensch, Schöpfung und Schöpfer miteinander ins Benehmen setzen können, ist ohne die Perspektive der Transzendenz auch heute nicht möglich.

Das Tripthychon einer christlichen Andachtsstätte des neuen Jahrhunderts wird offen sein müssen für eine variable und unkonventionelle Anordnung der Bilder. Vielfältige Kombinationen sind denkbar: Falling man, gerahmt vom auferstandenen und den Himmel stürmenden Christus; der Auffahrende und der Fallende und in Mitte der Tanzende; der abstürzende Mensch, dieses Bild auf dem Kopf stehend, rechts und links daneben die beiden Christusdarstellungen, so, dass alle drei Figuren in den Himmel fallen; auch die umgekehrte Komposition – es gilt, zu erfassen, wie die Geschichte Gottes mit den Menschen heute erzählt und gedeutet zu werden hat, damit die Botschaft vom Leben, das in Gott niemals stirbt, verstanden werden kann. Ordenstheologie ist Malkunst eines solchen Tripthychons, will sie heute etwas zu sagen haben und helfen, durch die Bilder dieser Zeit durchzublicken auf das verhüllte und in Christus enthüllte Antlitz Gottes und des Menschen.

Schluss ohne Ende – Entschluss

Der gekreuzigte Springer Werner Hofmeisters stürzt in den Himmel hinein. Die tödliche Bewegung des „Ich bin wie Gott!", die im Absturz des Lichtträgers Luzifer ihren ikonographischen Ausdruck fand, muss sich nach dem lebensgefährlichen Desaster der totalitären Regime des 20. Jahrhunderts und im Angesicht fundamentalistischer Gefährdungen in verschiedenen Religionen heute umkehren in eine Bewegung auf den lebendigen, unverfügbaren Gott zu. Auch wenn von einer Wiederkehr der Religion nur sehr begrenzt gesprochen werden kann, ist die Sehnsucht nach einer Macht und Gegenwart, die sich nicht im Irdischen, Endlichen, Mach- und Beherrschbaren erschöpft, als Suche nach Spiritualität, Mystik und geistlicher Erfahrung in diesem neuen Jahrhundert unübersehbar.

Warum ist Ordenstheologie als Gesprächspartnerin hier expressis verbis wünschenswert? Ordenstheologie als Theologie vom Ordensleben und als Gottesgelehrtheit der Orden trägt dazu bei, die richtigen Fragen zu formulieren. Sie leistet ihren originären und originellen Beitrag zur Lösung tief greifender Probleme; denn dieser Lebensentwurf und die daraus gewonnene Gottes- und Menschenkenntnis ist in Erfahrungsbreite, Pluralität und Stabilität als prophetisches Element in der Entwicklung von Kirche und Menschheitsfamilie furchtlos, kreativ und fromm im Sinn einer geisterfüllten und sehnsuchtsvollen Ausrichtung auf Gottes Gegenwart unter und in allen Umständen.

Warum Ordenshochschulen? Ordenshochschulen sind ausgewiesen sind als im Zusammenhang der Erfahrung von Ordensfrauen und Ordensmännern stehend – wie ihr Name schon sagt. Sie haben sie sich über ihren Auftrag als philosophische und theologische Ausbildungsstätten des (männlichen) Ordensnachwuchses hinaus geöffnet für Menschen, die keinem Orden angehören oder angehören wollen, die weder Christinnen sind noch Christen sein wollen. Ihre Abschlüsse sind staatlich anerkannt, ihr wissenschaftlicher Beitrag für Forschung und Lehre zweifelsfrei.

Der Entschluss, sich als Ordenshochschule auch weiterhin, in der Regel unter nicht leichten finanziellen Rahmenbedingungen, in den Spannungsfeldern von Glaube und Vernunft, von Kirche und Gesellschaft zu bewegen, verhindert eine Ausdünnung der theologischen Gesprächskultur. Er schafft Übersetzungsmöglichkeiten des Christlichen in eine säkularisierte, aber gotthungrige Welt hinein und bietet theologische Bildergalerien zu den Stichwörtern, nach denen Menschen als Ikonen des Heiligen fahnden. Hier gibt es Bücher, und Menschen, die anleiten können, diese Bücher in der rechten Weise zu lesen. Hier sind Gesprächspartnerinnen

und -partner, die etwas von der alten Kunst der Disputatio verstehen. Hier laufen die Linien von Denken und Beten kreuz und quer durcheinander und nicht als Parallelen nebeneinander, bis sie sich im Unendlichen kreuzen. Die Kreuzungspunkte des Lebens und der Einbruch Gottes an diesen Punkten werden hier vernünftig durchdacht. Dieses Denken unterfüttert die Kreuzungspunkte, Kreuzigungsszenen und -orte des neuen Jahrhunderts, hält sie aus und hält sie an, frei zu bleiben für die Hand und das Wort Gottes, von dem sie überzeugt ist, dass er Herr jeder Zeit ist – auch Herr dieser Zeit, deren erstes Kalenderblatt in wohl jeder Ordenshochschule hing,

Sr. Dr. Aurelia Spendel OP ist Theologin, Konvents- und Kapitelbegleiterin, in der Geistlichen Begleitung von Ordensfrauen und Priesterkandidaten tätig und Lehrbeauftragte an der Kath.-Theologischen Fakultät der Universität Augsburg.

1 Unter Theologie des Ordenslebens wollen wir hier jene theologischen Bemühungen verstehen, die sich mit der Frage der Begründung, Gestaltung, Wirksamkeit und Veränderung des Lebensstandes von Christinnen und Christen beschäftigen, die als Ordensfrauen und -männer in der (katholischen) Kirche seit fast den ersten Jahrhunderten als sog. eigener Stand neben/mit Klerikern, die nicht Ordensmänner sind, und Laien lebten und leben. Die Theologie der Orden soll demgegenüber zum einen jene wissenschaftliche Arbeit verstehen, die von Ordensfrauen und -männern im Rahmen wissenschaftlich arbeitender Institutionen in den verschiedenen Disziplinen der Theologie betrieben werden und zum anderen eine spezifische theologische Akzentsetzung einer einzelnen Ordensgemeinschaft/Ordensfamilie benennen.

2 „...erinnere ich daran, dass Übersetzen im Prinzip nicht möglich sein dürfte, da nirgends, nicht einmal innerhalb einer selben Sprache, absolute Synonymie existiert. ... Deshalb ist die Angemessenheit einer Übersetzung Verhandlungssache." Umberto Eco, Übersetzen ist eine Kunst: Die WELT, 13. Oktober 2007, Literarische WELT 7.

3 Zur Diskussion über die Betitelung dieser Epoche als späte Moderne, Postmoderne, zweite Moderne oder Postpostmoderne vgl. die einschlägige Literatur.

4 Auf die Veränderung des Gottesbildes in Folge und im Kontext veränderter Sehgewohnheiten auch in unserer Zeit macht z.B. Peter. B. Steiner aufmerksam in seinen Überlegungen zu Gerhard Richters Arbeit für den Dom zu Köln; siehe P.B. Steiner, Maßwerk für Stein und Glas. Gerhard Richters neues Fenster im Kölner Dom: CiG 43/07, 361f. Die höchst bedeutsame Anmerkung für die Ausprägung von sprachlich gefassten Gottesbildern im Kontext der Theologie, die Petrus Abaelard nennt, kann hier nur angerissen werden: „ Sogar bei Gott scheinen sich gewisse [Züge] nicht auf die Ewigkeit zu beziehen. ... Nicht von Ewigkeit an schient Gott dergestalt hervorgetreten zu sein, daß er immerdar Schöpfer, Herr oder Lenker wäre. Denn es gibt dasjenige nicht von Ewigkeit an, was geschaffen und imblick worauf er ‚Schöpfer' genannt wurde. Noch [ist er] von Ewigkeit an Knecht, dessen Herr er selber wäre, noch [gibt es] dasjenige, dem er durch Lenkung vorstünde." Peter Abaelard, Theologia Summi boni. Lateinisch-Deutsch übersetzt, mit Einleitung und Anmerkung hg. v. Ursula Niggli (Philosophische Bibliothek Bd 395), Hamburg 1997, 171. Es ist also festzustellen, dass neue Gottesbilder keine Variationen des Selben darstellen, sondern aufruhen auf einer geschichtlich verankerten, sich entwickelnden, möglicherweise evolutiv zu verstehenden Gotteserkenntnis.

5 Zitiert nach Norbert Scholl, Wenn der Kinderglaube nicht mehr trägt, Freiburg-Basel-Wien 2002.

6 So auch der Titel eines unterschiedlich rezensierten Romans von Don DeLillo, Köln 2007.

7 „Ich habe nicht den Augenblick des Todes dieses Menschen an mich gerissen. Ich nahm einen Augenblick seines Lebens. Er entschied sich dazu, und ich habe es festgehalten." http://www.esquire.com/features/ESQ0903-SEP_FALLINGMAN.

8 „Wer auch immer dieser Mann ist, er war für einen anderen Sohn, Ehemann, Freund. Wir sind ihm gegenüber nicht ungerecht, wenn wir dieses Bild betrachten. Wir ehren ihn, indem wir es tun." http://www.timesonline.co.uk/tol/news/article737421.ece; aus Times online, 5. März 2006, (The SundayTimes).

9 „It has a stillness, suggesting an almost private moment that left those who saw it feeling uncomfortable and voyeuristic. How could such a quiet moment occur on such a violent day?" A. a. O.

D

Dokumentation

Andreas Knapp

Menschenführung aus geistlicher Haltung

„Menschenführung" – Manipulation oder „E-ducation"?

Von „Menschenführung" zu reden oder von „Personalführung" hat nichts Anrüchiges an sich. Ich erinnere mich an die Zeltlager meiner Kinderzeit, wo wir von unseren Gruppenleitern als „Führern" redeten. Wir fanden damals nichts dabei. Durch ein wachsendes Problembewusstsein wurde das Wort „Führer" später durch „Gruppenleiter" ersetzt. Der Begriff „Führer" ist wohl doch ein kontaminiertes Wort. Auch die „geistliche Führung" von früher ist der „geistlichen Begleitung" gewichen und es geht hier nicht nur um sprachliche Kosmetik, sondern die bezeichnete Sache selber hat sich gewandelt. In der Schule geht es klar um Menschenführung. Pädagogik heißt ja wörtlich: „Kinder-führung". Die Direktorin, der Direktor, das sind die Leute, die „leiten und führen" (dirigere) – in der Schule bezogen auf das Lehrerkollegium, auf den Betrieb mit Sekretariat, Reinigung, Hausmeister. Dann die Schülerinnen und Schüler. Und es braucht eine Führung der Eltern, wobei auch diese bisweilen noch etwas erzogen werden müssen.

In welchem Geist geschieht unsere Menschenführung? Vielleicht kann man – schematisch etwas grob – sagen: Menschenführung kann als Manipulation oder als „E-ducation", als Heraus-Führung realisiert werden. Schauen wir zunächst auf die Tendenzen zur Manipulation. Wir sind immer in Gefahr, bewusst oder unbewusst, zu manipulieren und manipuliert zu werden. Das Heimtückische an der Manipulation ist ja gerade, dass der Manipulierte davon nichts merkt und in der Illusion der Freiheit lebt. Ich wähle ein Beispiel aus meiner Leipziger Wahlheimat. Durch den preisgekrönten Film „Das Leben der andern" wurden wir wieder mit den Machenschaften und Methoden der Stasi konfrontiert. Ein etwas krasses Beispiel wurde bei einer Führung im Stasi-Museum in Leipzig vorgestellt: Ein für die DDR wichtiger Wissenschaftler war in eine persönliche

Krise geraden. Es verdichteten sich die Hinweise, dass er sich in den Westen absetzen könnte. Die Stasi brachte in Erfahrung, dass sich der gute Mann in einer Ehekrise befand und daher dringend eine neue Beziehung brauchte. Man erkundete das Frauen-Profil dieses Mannes. Er stand auf blond, und zwar die Haare hinten zusammengebunden, war anfällig für große Oberweiten und hatte einen Faible für die französische Kultur. So wurde eine Stasi-Mitarbeiterin auf ihn angesetzt, die diesem Profil entsprechen konnte. Ein anscheinend zufälliges Treffen wurde arrangiert. Man kannte die Gewohnheiten des Herrn Professors. Beim Einkaufen sollte sich die Agentin an der Kasse hinter ihm anstellen, dann etwas fallen lassen, so dass sich der Professor umdrehen würde. Die Dame sollte dann „merde" sagen (französisch für: „Scheiße") und sich so bücken, dass der Professor ihr zwangsläufig in den Ausschnitt schauen muss und zugleich den Haarknoten auf dem Hinterkopf in den Blick bekommt. Dieser kurze Moment sollte alles entscheiden. Es kam zu jener schicksalsschweren Begegnung: Die Agentin stand hinter dem Professor an der Kasse. Ihr fiel etwas aus der Hand. „Merde!" Sie bückte sich. Ein Blick, und es hat funktioniert. Es kam eine Beziehung zustande, so dass der Zufriedenheits-Pegel des Professors wieder anstieg und er den Gedanken der Republikflucht verwarf.

Menschenführung: Unlängst hörte ich von Computerprogrammen, die die Gesichtszüge von Menschen abchecken und festellen können, in welcher Gefühlslage sich ein Mensch jeweils befindet: ob er also eher heiter oder traurig gestimmt ist. Es gibt Überlegungen, mit Hilfe von Kameras die Gesichtszüge von Passanten zu erfassen, um dann ein paar Meter weiter genau die Werbeplakate zu präsentieren (mit Hilfe von Wechselsystemen), die der Stimmungslage dieses Menschen korrespondieren. Die bisher noch eher allgemein gestreute Werbung soll dadurch individuell besser abgestimmt werden und den einzelnen dort abholen, wo er emotional gerade steht und dorthin führen, wo man ihn am besten abzocken kann. Alle Formen von Manipulation sind durch eine klare Hierarchie gekennzeichnet: Es gibt die Wissenden, die Lenker – und es gibt die Unwissenden, die Geführten, die unmündig gehalten und gesteuert werden. Die Drahtzieher wollen zwar führen, selber aber keinesfalls geführt werden. Sie wollen manipulieren, sichern sich aber dagegen ab, manipuliert zu werden.

Als Beispiel wieder die Stasi: In den Statuten des Ministeriums für Staatssicherheit war festgeschrieben, dass die Stasi das Politbüro nicht überwachen darf. Das Volk wird also ge-

→ Jahrestagung 2007 der ODIV

Dokumentation

Vom 12. bis 14. November 2007 fand im Exerzitienhaus Himmelspforten der Diözese Würzburg die letztjährige Mitgliederversammlung der Vereinigung katholischer Schulen in Ordenstradition – Ordensdirektorenvereinigung (ODIV) statt. Sie widmete sich dem Themenschwerpunkt „Quellen lebendigen Wassers. leben – führen – gestalten". Die Ordenskorrespondenz dokumentiert das Hauptreferat von Br. Dr. Andreas Knapp, Leipzig. Br. Andreas war nach dem Studium der Philosophie und Theologie und seiner Promotion lange als Hochschulseelsorger und Direktor des Collegium Borromaeum (Priesterausbildung) in Freiburg tätig. Seit dem Jahr 2000 ist er Mitglied der „Kleinen Brüder vom Evangelium". Er arbeitet als Saisonarbeiter am Fließband und ist daneben ehrenamtlich als Schulseelsorger tätig. Die Gemeinschaft lebt am Stadtrand von Leipzig in einer typischen Plattenbauwohnung.

führt von jemandem, der sich selber nicht führen lassen will. Solche Führer postulieren für sich einen Absolutheitsanspruch. Sie kennen keine Instanz mehr, vor der sich alle gleichermaßen verantworten müssen. Sie erheben sich selber zur letzten Instanz, die weiß, was für die anderen gut ist. Sie agieren als „letzte Beweger", als Ursprung der Macht und nehmen damit klassische Gottesattribute für sich in Anspruch. „Die Partei hat immer Recht", so tönt ein schöner SED-Song. Die Stasi weiß alles. Sie ist omnipräsent. Und die Parteispitze ist allmächtig.
Ironie der Geschichte: In der Villa von Erich Mielke wurde nach der Wende ein ominöser roter Koffer gefunden und es zeigte sich, dass er – entgegen der Stati-Statuten – selbst Honecker hatte bespitzeln lassen.

Die Gegenbewegung zur Manipulation könnte als „E-ducation" beschrieben werden, als Heraus-Führung und Freigabe der Person, die sich mehr und mehr selber bestimmen darf. Das Zielbild einer solchen freilassenden Erziehung könnte mit dem biblischen Begriff des „Ebenbildes Gottes" beschrieben werden. Als Ebenbild wird der Mensch zum Gegenüber Gottes. Wenn wir von der Grunderfahrung der menschlichen Liebe ausgehen, dann sucht Liebe ja nach einem Gegenüber, das Liebe auch beantworten kann. Liebe wünscht sich Gegenliebe und folglich auch Freiheit. Daher schuf Gott ein Wesen, das fähig ist, in Freiheit zu antworten. Nur eine freie Antwort ist auch wirklich eine liebende Antwort. Eine mit Gewalt erzwungene Liebe ist eben keine Liebe, sondern Vergewaltigung.
Der unfreie Mensch ist zu einer liebenden Antwort nicht mehr fähig. Unfreiheit bedeutet Abhängigkeit. Man kann von materiellen Dingen abhängen, von Alkohol, Drogen oder Geld. Es gibt auch psychische Abhängigkeiten, etwa von Phantasien oder Bedürfnissen. Alle diese Abhängigkeiten nennt die Bibel „Götzen". Ein Götze ist ein falscher Gott, der die Freiheit des Menschen zerstört und mit dessen Freiheit auch seine Persönlichkeit. Daher lädt der biblische Gott den Menschen ein, seine falschen Götzen zu verlassen und aus den betrügerischen Sicherheiten auszusteigen. Die Götzen bieten eine illusorische Sicherheit an, die letztlich abhängig macht. Je mehr sich ein Mensch einem Götzen unterwirft, umso mehr braucht er ihn. Für die Bibel ist der wahre Gott dagegen jener, der dem Menschen Sicherheit schenkt, ohne ihn zu versklaven. Er schenkt Liebe und Freiheit zugleich. Und so will Gott den Menschen dazu erziehen, ein freier Mensch zu werden, eine Person also, die zur Liebe fähig ist.

Der Exodus: Die Schule der Wüste

Das Alte Testament erzählt uns die Geschichte der Befreiung des Volkes Israel. Diese Erzählung ist die wohl die zentralste und wichtigste des ganzen Ersten Testamentes. Eine Gruppe von Hebräern war im Ägypten der Pharaonen zur Fronarbeit gezwungen worden. Die Ägypter machten den Israeliten „das Leben schwer durch harte Arbeit mit Lehm und Ziegeln und durch alle möglichen Arbeiten auf den Feldern. „ (Ex 1,14) Unter der Führung eines gewissen Mose gelingt dieser Gruppe die Flucht aus der Sklaverei. Die Befreiung aus Ketten und Gefängnis wird zur „Schlüssel-Erfahrung" für dieses Volk.
Im religiösen Weltbild der Hebräer wird die Freiheit als Geschenk Gottes gedeutet. Gott will einen freien Menschen. Immer mehr wird dieser Gott als ein Anrufer erfahren, der jeden einzelnen mit Namen anspricht und ihn damit in die Freiheit der „Ver-Antwortung" ruft. Gott will den Menschen freien, indem er ihn wie ein Liebender vor die Alternative stellt: Willst du mich – oder willst du mich nicht? Diese Erfahrung eines Gegenüber, das Freiheit und Liebe schenkt, lässt die Hebräer Gott als ein „Du" erahnen. In der ansprechenden Erfahrung der Befreiung wird Gott nicht als numinoses Mysterium, sondern als Person erlebt, die anspricht, anruft und zu einem

Bund der Freundschaft einlädt. Im Bild des Ehebundes kommt die personale Dimension besonders klar zum Ausdruck. Gott ist kein anonymer Abgrund, keine gesichtslose Fruchtbarkeit, kein kosmisches Gesetz, sondern ein zugewandtes Antlitz. Dieses „Du" ist ansprechbar und dem Menschen gegenüber zugleich anspruchsvoll.

Die befreiende Erfahrung der Flucht durch das Rote Meer ist eine Initialzündung für einen langen Weg wachsender, innerer Freiheit. Wer längere Zeit in einer Abhängigkeit gelebt hat, braucht zunächst einmal Abstinenz. Er muss die alten Strukturen und Mechanismen hinter sich lassen, das soziale Umfeld verändern und auch einen anderen Lebensstil lernen, der ihm neue Freiheit und Verantwortung ermöglicht. Das Volk Israel muss durch eine vierzigjährige Wüste ziehen, die als „Ent-ziehungs-Kur" von vielfältigen Abhängigkeiten zu verstehen ist. Die Wüste ist eine Schule der Freiheit, weil sie keine sofortige Befriedigung der Bedürfnisse bereithält. In der Wüste steht nicht an jeder Ecke eine Pommes-Bude oder ein Getränkemarkt. Der lange Marsch durch die Wüste ist unabdingbar, um sich von falschen Abhängigkeiten zu befreien und zu lernen, aus dem Glauben an den Gott der Liebe zu leben. Dieser Weg in die größere Freiheit bleibt immer gefährdet, etwa durch die Versuchung zur Regression. Als die Israeliten in der Wüste hungrig werden, wollen sie nach Ägypten zurück, um sich an den Fleischtöpfen von Papa Pharao den Wanst vollschlagen zu können: Wenn auch unfrei – Hauptsache satt! „Erst kommt das Fressen, dann die Moral." (B. Brecht) Freiheit aber bedeutet, um moralischer Werte und Ziele willen auch mit knurrendem Magen, wenigstens ein Stück, weitergehen zu können. In einer Gesellschaft, die keinen Konsum-Verzicht mehr einübt, wird das Quäntchen Freiheit des Menschen zum Opfer der Übermacht von Werbung und Manipulation. Um lieben zu lernen, muss der Mensch sich jedoch selber zurücknehmen und loslassen können.

Es gibt auch die Flucht nach vorn: Der Tanz um das goldene Kalb der Fruchtbarkeit, das Traumbild von der „schönen, neuen Welt", in der sich der Mensch in Allmachtsphantasien verliert. In der Wüste aber wird eine solche Fatamorgana zur tödlichen Bedrohung. Israel muss lernen, sich der eintönigen Realität zu stellen. Denn nach dem begeisterten Aufbruch sprudeln bald keine euphorischen Gefühle mehr und es kommt zu innerer Trockenheit.

Die Schule der Wüste zielt auf den Exodus aus sich selbst heraus. Das Lernziel „Vertrauen" bedeutet, nicht aus der Sicherheit dessen zu leben, was man in der Hand und im Griff hat. Israel lernt, dass Gott die leeren Hände füllen kann, wenn man sie ihm offen hinhält. Gott schenkt in der Wüste das Brot vom Himmel und das Wasser, das aus dem Felsen entspringt. Glaube und Vertrauen sind die „Ressourcen", die nachhaltigen Quellen also, die das Herz wirklich füllen können. Es gibt eine Lebendigkeit, die nur dann im Menschen aufsprudeln kann, wenn er nicht mehr hart ist wie ein Stein, sondern sich berühren lässt und weich wird; wenn er nicht alles selber im Griff hat, sondern sich von anderen oder von oben beschenken lässt.

Eine weitere Lektion der Wüste: Die Israeliten müssen lernen, dass man das von Gott geschenkte Brot nicht horten kann. Es gab einige Hebräer, die vom Manna mehr einsammelten als notwendig war. Aber dieses Brot wurde wurmig und stank. (Ex 16,20). Der Wunsch, alles zu bunkern und genügend Reserven zu haben, ist ein Zeichen fehlenden Vertrauens. Liebe kann man nicht einwecken oder aufsparen. Es gibt keine Freundschaft aus Konserven. Liebe schenkt sich immer nur von Augenblick zu Augenblick. Sie lebt vom Vertrauen, dass der andere mir treu bleiben und mich auch morgen wieder beschenken wird.

Auf diesem Weg lernt Israel Gott als Garanten der Freiheit kennen. Jahwe ist kein sesshafter Götze, dem man in seinem Tempel Tribute zu entrichten hat. Er ist ein Gott der Wüste: Wie ein Sturm, hörbar und doch un-

sichtbar; wie eine Wolke, sichtbar und verhüllend zugleich; wie ein brennender Dornbusch, faszinierend und doch unnahbar. Dieser Gott lässt sich nicht fixieren. Er lässt sich nicht einsperren in einem Tempel und nicht domestizieren durch einen Kult.
Wer sich – im Glauben – an diesen Gott bindet, wird selber entbunden zu immer größerer Freiheit. Denn Jahwe stellt alle menschlichen Fixierungen in Frage. Er ist kritisches Korrektiv zu allem, was abhängig und süchtig machen kann. Er zerbricht die selbstgestrickten Sicherheiten, die den Menschen versklaven. Gott „pro-voziert" die Freiheit des Menschen und stellt ihn vor die große Alternative: „Hiermit lege ich dir heute das Leben und das Glück, den Tod und das Unglück vor. ... Leben und Tod lege ich dir vor, Segen und Fluch. Wähle also das Leben, damit du lebst, du und deine Nachkommen." (vgl. Dtn 30, 15; 19)
Im großen Erziehungsprojekt der Wüstenschule zeigt sich Gott als Lehrer, als Ausbilder, als Erzieher, der sein Volk führt. Er lädt den Menschen in seine Schule ein, um Vertrauen und Glauben zu lernen. Im Buch Deuteronomium spricht Gott zu seinem Volk: Aus diesen Erfahrungen „... sollst du die Erkenntnis gewinnen, dass der Herr, dein Gott, dich erzieht, wie ein Vater seinen Sohn erzieht." (Dtn 8,5) Hier wird uns Gott als Pädagoge vorgestellt:
1. Ziel der Erziehung ist die Freiheit, d.h. eine erwachsene Person, die autonom und selbstverantwortlich ist. Gott will keine Sklaven, sondern im Gegenteil: Erziehen ist educere, herausführen aus der Unmündigkeit und Sklaverei Ägyptens, konkret aus politischer, wirtschaftlicher, aber auch auch sozialer und psychischer Abhängigkeit. Exodus und Educatio hängen sprachlich und inhaltlich zusammen: Es geht um eine progressive Überwindung von Abhängigkeit und darum, Land zu gewinnen, Freiheit und Weite. Gott will den Menschen als ein erwachsenes Wesen, das in Freiheit und Verantwortlichkeit auf die Herausforderungen des Lebens antworten kann. So wird der Mensch zum Abbild Gottes und zu einem Wesen, das mit seinem Schöpfer eine Beziehung von Freundschaft und Liebe eingehen kann.
2. Erziehung ist ein langer Weg. Gott muss nach biblischer Erfahrung sein Volk 40 Jahre lang begleiten, bis dieses endlich ins Gelobte Land hinüberzieht. Auf diesem Weg gibt es viele Rückschläge und Krisen. Es kommt zu Meutereien wegen mangelndem Brot, Wasser, Fleisch, Gurken und Knoblauch. Immer wieder das Gemeckere: „Kann man es euch denn ewig nicht recht machen?" Ein störrisches Volk, so lautet das Urteil Gottes. Der hätte es eigentlich besser wissen müssen. Aber er bleibt sich selber als dem Gott der Befreiung treu. Es braucht unendlich viel Geduld, um ein menschliches Wesen in seiner Entwicklung zu begleiten. Und der Weg zu einer freien Persönlichkeit ist lang und steinig. So ist der Zug durch die Wüste bis heute ein gültiges Bild für die Erziehung zur Freiheit, Selbständigkeit, Persönlichkeit und Eigenverantwortung.

Welche Rolle spielt nun Mose bei diesem Befreiungsgeschehen?

1.

Das erste, was uns auffällt: Mose ist ein geführter Führer. Im Gegensatz zum absolutistischen Führungsanspruch etwa der Stasi wird Mose zu dieser Aufgabe berufen – und zwar ziemlich widerwillig. „Der Herr sprach: Ich habe das Elend meines Volkes in Ägypten gesehen... Ich bin herabgestiegen, um sie der Hand der Ägypter zu entreißen. ... Und jetzt geh! Ich sende dich zum Pharao. Führe mein Volk ... aus Ägypten heraus!" (vgl. Ex 3, 7-10)
Mose werden die Knie weich und er zieht seine Kompetenz in Zweifel: „Wer bin ich, dass ich zum Pharao gehen und die Israeliten aus Ägypten herausführen könnte?" Gott aber sagt: „Ich bin mit dir. Ich habe dich gesandt..." (Ex 3,12). Hier zeigt sich der entscheidende

Punkt: Mose handelt nicht aus eigener Machtvollkommenheit. Er ist kein selbst ernannter Führer, sondern weiß sich gesandt und seinen Führungsanspruch rückgebunden an Gott. Rückgebunden, lat. re-ligari, das bedeutet, dass Mose seine Leitungsfunktion religiös legitimiert und damit auch relativiert: Denn nur Gott ist absolut und ihm gegenüber ist und bleibt Mose verantwortlich.
So hat es die gläubige Deutung auch immer verstanden: Es ist Gott, der herausführt, der befreit und der erzieht. Mose ist nur ein Werkzeug Gottes. Im Ps 77 etwa wird dies so ausgedrückt: Du Gott, führtest dein Volk wie eine Herde, durch die Hand von Mose und Aaron (Ps 77, 21). Immer wieder wird betont, dass Gott selber der Handelnde ist: „Ich bin Jahwe. Ich führe euch aus dem Frondienst für die Ägypter heraus und rette euch aus der Sklaverei. Ich erlöse euch mit hoch erhobenem Arm…" (Ex 6, 6)
Dieser Gott hat zwar einen Truchsess, der ihn vertritt, aber sein Führungsanspruch wird immer wieder betont. Im Bild von Wolkensäule und Feuersäule wird deutlich, dass Gott der eigentlich Führende und Handelnde ist. Mose und Aaron sind und bleiben Wesire, die im Auftrag Gottes handeln. „Der Herr allein hat Jakob geleitet, kein fremder Gott stand ihm zur Seite", so wird im Buch Deuteronomium noch einmal eigens unterstreichen. (Dtn 32,12)
Hier liegt ein entscheidendes Kennzeichen einer religiös fundierten Pädagogik: Der Führende versteht sich selber auch als ein Geführter. Er setzt sich nicht absolut, sondern lebt seinen Führungsanspruch relativ, d.h. in Beziehung gesetzt zu Gott, auf den er selber zu hören angewiesen ist. Mose ist Werkzeug und Mittler und er bleibt transparent auf Gott. Als er vom Berg herunterstieg, leuchtete seine Haut. Diese leuchtet nicht aus sich selber heraus, sondern als Reflex auf die Begegnung mit Gott. Dies kann ein Bild für Transparenz sein: durchsichtig sein auf das Licht, das nur Gott selber ist – und dann ausstrahlen, was wir von Gott empfangen haben.

2.

Mose wird nicht allein berufen. Er fühlt sich ja auch nicht eloquent genug, um vor dem Pharao zu sprechen. Er bekommt also einen Sprecher zur Seite, einen porta-voce. Doch Aaron ist nicht nur Regierungssprecher, sondern hat auch selber Anteil an der Leitungsvollmacht. Ex 6,26 sagt ausdrücklich: „Das waren also Aaron und Mose, zu denen der Herr gesagt hatte: Führt die Israeliten aus Ägypten und übernehmt dabei die Leitung der Scharen!"
Die Verantwortung ruht somit auf mehreren Schultern. Dabei wird Mose klar als Anführer deklariert. Für ein so großes und gefährliches Unternehmen wie die Flucht aus Ägypten und einen vierzigjährigen Wüstenzug braucht es eine Führungspersönlichkeit mit einer klaren Verantwortlichkeit. Mose ist aber ehrlich und demütig genug, um auch um seine Grenzen zu wissen und daher entsprechende Aufgaben zu delegieren. In Ex 18 wird uns ausführlich davon berichtet, wie Mose durch das Richteramt überlastet ist. „Als der Schwiegervater des Mose sah, was er alles für das Volk zu tun hatte, sagte er: Was soll das, was du da für das Volk tust? Warum sitzt du hier allein, und die vielen Leute müssen vom Morgen bis zum Abend vor dir anstehen? … Es ist nicht richtig, wie du das machst. So richtest du dich selbst zugrunde und auch das Volk… Das ist zu schwer für dich; allein kannst du es nicht bewältigen." (Ex 18, 14-18). Jitro rät Mose, sich im ganzen Volk nach zuverlässigen Männern umzusehen, die dann als Richter eingesetzt werden. Und hier steht der schöne Satz: „Entlaste dich und lass auch andere Verantwortung tragen! Wenn du das tust, sofern Gott zustimmt, bleibst du der Aufgabe gewachsen, und die Leute hier können alle zufrieden heimgehen." (Ex 18,23)
Auch hier spielt wieder die religiöse Grundhaltung eine entscheidende Rolle: Mose kann delegieren und muss nicht alles selber in der Hand haben, weil er weiß, dass es letztlich

Gott ist, der alles in der Hand hält. In diesem Zusammenhang ist interessant, dass Mose als demütig beschrieben wird: Er war sogar „demütiger als alle Menschen auf der Erde." (Num 12,3) Vielleicht war gerade deshalb Mose ein so begnadeter und charismatischer Führer, weil er um seine eigenen Grenzen wusste und genau an seinen Schwachstellen andere Menschen zum Zug kommen ließ. Er hatte keine Angst, dass ihm die Kontrolle entgleiten könnte, was in der Tat geschah, als er auf den Berg stieg. Wir wissen, wie schnell Aaron einknickte und das Goldene Kalb anfertigen ließ. Dennoch reißt Mose nicht alle Kompetenzen an sich. Für ihn bleibt immer klar, dass Gott der eigentliche Anführer des Volkes ist. Und dieser Gott stellt ihm andere zur Seite, die gemeinsam mit ihm die Aufgabe meistern, das Volk aus der Abhängigkeit herauszuführen.
Eine solche freilassende Einstellung zur Macht beruht auf der religiösen Überzeugung, dass nur Gott allmächtig ist und er allein alle Macht hat. Weil Macht einen göttlichen Ursprung hat, muss sie nicht dämonisiert, sondern kann positiv gedeutet werden. Weil sie umgekehrt immer nur geliehene Macht ist, wird der Tendenz zum despotischen Missbrauch gewehrt. Mose braucht die Macht nicht zur Selbstdarstellung – und deshalb ist er frei, sie zum Wohl der anderen einzusetzen.

Als Mose schließlich erfährt, dass er selber nicht in das Land der Verheißung einziehen soll, gilt seine erste Sorge einem würdigen Nachfolger. Er bittet Gott, einen Anführer der Gemeinde einzusetzen, denn „die Gemeinde des Herrn soll nicht sein wie Schafe, die keinen Hirten haben." (Num 27,17) So gibt Mose dann einen Teil seiner Würde an Josua ab und dieser wächst noch unter der Obhut des Mose in die neue Verantwortung hinein. Und als sein Dienst zu Ende geht, klebt Mose nicht daran fest. Er kann sich von seiner Aufgabe verabschieden. Er hat eine Generation lang das Volk geführt. Jetzt ist eine neue Generation dran und er bleibt diesseits des Jordan zurück. Aber er segnet die Stämme Israels, die jetzt ohne ihn weiterziehen, in eine neue Zukunft hinein.

Die Pädagogik Jesu

Schauen wir nun in einem weiteren Schritt auf das Neue Testament. Von Jesus wird gesagt, dass er das sichtbare Ebenbild Gottes ist. Er wird uns als ein freier Mensch vorgestellt, der andere dazu befreit, sich als Ebenbild Gottes zu entwickeln und zu entfalten. Im Neuen Testament finden wir Jesus immer wieder in dieser Rolle als Lehrer und Erzieher.
Das Volk nannte Jesus „Lehrer" (Rabbi) und „Meister", denn das war seine Rolle und sein Auftrag, wie er selber bestätigt. Jesus hat Jünger, discipuli, zu deutsch: Lehrlinge oder Schüler und er hält Unterricht. Nicht in einer Schule, sondern in der Synagoge, auf dem Berg, auf der grünen Wiese. Er hat kein Lehrpult, aber er steigt in ein Boot, das ihm als schwimmende Kanzel dient. Was fällt nun an der Pädagogik Jesu auf? Jesus lehrt mit Autorität. Wir lesen im Matthäusevangelium (7,28f): Das Volk war tief beeindruckt, ja sogar betroffen von der Lehre Jesu, denn er lehrte sie wie einer, der (göttliche) Vollmacht hat, und nicht wie ihre Schriftgelehrten.
Was heißt Autorität? Echte Autorität meint nicht, sich über andere zu erheben und sie zu dominieren, indem man sagt: Du weißt ja nichts. Ich werd's dir jetzt sagen! Das Wort „Autorität" hat seinen Ursprung im lateinischen „augere" – vermehren. Im ursprünglichen Sinn des Wortes hat jemand dann Autorität, wenn er die Entwicklung und das Wachstum des anderen vermehrt, so wie das in der etwas altertümlichen Wendung zum Ausdruck kommt: „Einen Menschen groß ziehen". Wer die Freiheit des andern dagegen einschränkt, wer ihn klein macht und erniedrigt, der hat keine wahre Autorität.
Von den Schriftgelehrten wird gesagt, dass

sie keine Autorität hatten. Warum? Weil sie den Leuten viele Lasten auferlegen, die sie selber nicht zu tragen bereit sind. Sie drücken die anderen und machen sie klein, um selber groß rauszukommen. Eine solche Person ist unglaubwürdig und hat deswegen auch keine Autorität.

Jesus dagegen ist Lehrer und Lernender zugleich. Er lässt sich auch kritisieren und korrigieren. Weil Jesus selber glauben lernte, kann er auch glauben lehren. So wird er als lernender Lehrer zum Vorbild, das man nachahmen kann. Er und seine Jünger bilden eine große Lerngemeinschaft auf dem Weg zum Reich Gottes. Im Gegensatz zu den Pharisäern möchte Jesus die Freiheit seiner Schüler vermehren, damit sie als erwachsene, reife und verantwortliche Personen leben können. Er möchte keine abhängigen und infantilen Bewunderer haben. Er erlaubt ihnen daher auch nicht, dass man ihn „Vater" nennt. Er weist den Paternalismus zurück. Er will, dass seine Schüler aus der gleichen Würde und Freiheit leben, die er selber hat und sagt: „Wenn der Schüler alles gelernt hat, wird er wie sein Meister sein." (Lk 6,40)

Für mich ist diese Zielrichtung der Erziehung bei Johannes dem Täufer sehr schön zu sehen. Die Evangelien deuten seinen Dienst als Wegbereitung für einen anderen, einen kommenden. Der soll wachsen und groß werden. Johannes fragt nicht ängstlich, was dann aus ihm selber wird. Er spürt auch keine Eifersucht, dass Jesus schließlich größer werden könnte als er selber. Er kann sich verabschieden, nachdem sein Auftrag erfüllt ist. Seine Freude ist es, dass der andere wächst und sich entfaltet. Jesus, seinen Täufling und in gewisser Weise seinen Schüler, wachsen zu sehen, das genügt ihm als Grund seiner Freude. „Der Freund des Bräutigams, der dabei steht und ihn hört, freut sich über die Stimme des Bräutigams. Diese Freude ist nun für mich Wirklichkeit geworden." (Joh 3,29)

In ähnlicher Weise versteht auch Jesus seinen Erziehungsauftrag. Im Johannesevangelium sagt er zu seinen Schülern: „Ich nenne euch nicht mehr Knechte, denn der Knecht weiß nicht, was sein Herr tut. Ich nenne euch Freunde, denn ich habe euch alles mitgeteilt, was ich von meinem Vater gehört habe." (Joh 15,15)

Das Ziel der Erziehung ist also: die Beziehung, die naturgemäß von Abhängigkeit geprägt ist, progressiv zu überwinden. Ein Kind ist noch ganz abhängig von Eltern und Lehrern. Das Ziel ist der erwachsene Mensch, der ebenbürtig ist in seiner Freiheit und Persönlichkeit. Jesus gebraucht dafür das Bild der Freundschaft, denn unter Freunden gibt es keinen Paternalismus und keine Unterordnung. Freundschaft ist Beziehung unter Gleichen. Im Reich Gottes, so die prophetische Vision, wird dann keiner mehr den anderen belehren (Jer 31,34), weil alle Schüler Gottes sind (Joh 6,45). Gott ist der Geber aller Gaben – und alle Menschen sind Lernende, Empfangende, so dass sich keiner über den anderen erheben kann. Lehrer und Lehrerinnen sind ihren Schülern immer nur in bestimmter Hinsicht einen Schritt voraus und ihr Ziel ist, dass sie bald eingeholt werden.

Aus diesem Grund lehrt Jesus seine Jünger, selber zu lehren. Er will, dass auch sie gute Lehrer werden. Er beansprucht für sich weder das Heilungs- noch das Lehrmonopol. Er behält seine Gaben und Erfahrungen nicht für sich zurück, sondern teilt sie mit seinen Schülern. Es kommt ihm auf die Reifung seiner Schüler an: Sie sollen selber Lehr-Erfahrungen machen. Und so schickt er seine Jünger öfter mal alleine los, damit sie ein Praktikum machen. Hinterher führt er Personalgespräche und wertet mit seinen Jüngern das Praktikum aus. Interessant ist, dass bei dieser Evaluation nicht der Erfolg im Zentrum steht. Die Jünger haben zwar Erfolge vorzuweisen. Aber Jesus relativiert diese und sagt: Der entscheidende Wert ist, dass ihr Kinder Gottes seid. Damit befreit er seine Schüler vom Leistungsdruck und sagt: Euer entscheidender Wert ist euch von Gott schon

geschenkt. Dieser innere Wert soll der Grund eurer Freude sein – und nicht der äußere Erfolg. Und wenn der mal ausbleiben sollte, so habt ihr immer noch einen inneren Halt und eine innere Freude. (vgl. Lk 10,20)
Als guter Pädagoge weiß Jesus, dass die Geduld die Mutter der Erziehung ist. Allerdings berichtet uns das Evangelium, dass auch Jesus bisweilen an seine Grenzen kam. Manchmal ist er es müde, mit so ungelehrigen Schülern zu tun zu haben, die einfach nicht kapieren, was er ihnen beibringen will. Dann ruft er aus: Oh du ungläubige und unbelehrbare Generation! Wie lange muss ich euch noch ertragen! (Mt 17,17) Jesus stöhnt, aber er verliert dann die Geduld doch nicht und lehrt wieder weiter.
In all seinem Lehren und Handeln respektiert Jesus immer die Freiheit des Menschen. Er lädt ein („Wenn du willst...": Mk 10, 17-22), aber er wendet weder Gewalt noch subtile Manipulation an. Es ist ihm wichtig, dass seine Schüler ihm freiwillig folgen. Er stellt sie vor die Alternative, zu bleiben oder zu gehen – und zwar ohne Drohung. Er stülpt nichts über, sondern er will anbieten, vorschlagen und herausfordern. Dadurch wird die Freiheit seiner Schüler „pro-voziert".

Halt und Haltungen

Wenn wir Mose und Jesus als die zwei zentralen Führungsgestalten der Bibel noch einmal genauer in den Blick nehmen, so könnten sich dabei Hinweise ergeben auf eine „Menschenführung aus geistlicher Haltung". Die zentrale Basis lautet: „Ich bin Jahwe, dein Gott, der dich aus Ägypten geführt hat, aus dem Sklavenhaus. Du sollst neben mir keine anderen Götter haben." (Ex 20, 1-2) Der archimedische Punkt ist die Gottesbeziehung. Ist Gott für mich wirklich Gott? Ist er ein intellektuelles Konstrukt – oder verändert sich, wie Bert Brecht das fragen lässt, durch den Glauben an Gott auch das konkrete Leben?

Aus einem Gedicht mit dem Titel: „Anbetung":

... alle Götzen
binden dich so
dass du ihnen verfällst
und nur die Anbetung
die dich frei macht
gilt wirklich Gott
(A. Knapp, Brennender als Feuer, 42)

In der Präambel der 10 Gebote wird daran erinnert, dass es um Befreiung geht, damit wir immer bundesfähiger und d.h. liebesfähiger werden. Der eigentlich Handelnde ist Gott. Und ich bin *nicht* Gott. Die erbsündliche Versuchung wird in der Bibel als die Tendenz beschrieben, dass der Mensch wie Gott sein will. Dieser Tendenz gilt es immer wieder zu wehren. Gerade in leitenden Aufgaben werden an uns hohe Erwartungen herangetragen. Allmachtsphantasien werden auf uns übertragen. Es gibt Menschen, für die wir dann quasi-göttliche Züge haben, die uns verehren, die alles von uns erwarten. Wir müssen die Vater- oder Mutter-Rolle spielen – und darin können sich idolatrische Züge verbergen. Wir werden zum Über-Vater, zur Über-Mutter. Hier dürfen wir wie Johannes der Täufer sagen: „Ich bin es nicht!" (Joh 1,21) „Ich bin ein Mensch und nicht Gott." Das kann ungeheuer entlasten und befreien. Nur Gott ist Gott.

Welche geistlichen Haltungen folgen aus diesem Halt in Gott?
1. Gott ist der erste und eigentliche Pädagoge, der jeden Menschen erleuchtet und führt. Religio ist Rückbezug auf eine letzte Verankerung, auf Gott als den tragenden Grund allen Lebens und der Freiheit zur Liebe. Im Unterschied zu den totalitären Regimes mit ihren Stasis wissen wir nicht, was wirklich das Beste für einen anderen ist. Nur Gott weiß es. Und darum sind wir gehalten, bei allen erzieherischen Maßnahmen immer einen letzten Respekt vor dem anderen zu haben, der ihm oder ihr als Kind Gottes zukommt. Das gilt vor allem, wenn wir erzieherisch an

unsere Grenzen kommen und Gefahr laufen, uns an einem anderen zu reiben. Als Kind Gottes aber hat selbst der größte Versager oder Störenfried eine unverlierbare Würde. Und alle unsere Beurteilungen sind im Blick auf das letzte Urteil, das nur Gott zusteht, immer relativ.

2. Die Anerkennung Gottes zeigt sich darin, dass ein Mensch, der andere führt, sich auch selber führen lässt. Er darf sich nicht als letzte Instanz verstehen, sondern braucht selber eine Grundhaltung des Hörens und Lernens. Sie oder er muss jemand sein, der sich etwas sagen lassen kann. Für Schüler ist es absolut wichtig, dass sie erfahren, dass auch ihre Lehrer noch Lernende sind. Genau darin können sie ihnen nämlich zu Vorbildern werden.

3. Wir Menschen sind einander zur Hilfe erschaffen. Wenn der Mensch also auf Gott hören will, dann braucht er dazu die Hilfe der anderen. Gott spricht manchmal durch die Jüngeren, die Neulinge. Aus dem Mund der Kinder schafft sich Gott Lob. Warum sollte Gott uns bisweilen nicht auch durch unsere Schüler ansprechen, um uns einen Wink zu geben?

4. Aus dem Gottesbezug folgt ein bestimmter Umgang mit Macht. Als Erzieherinnen und Erzieher und als Verantwortliche für große Schulen haben wir ganz selbstverständlich mit Macht zu tun. In der Kirche besteht oft die Tendenz, diese Macht nicht offen beim Namen zu nennen. Ein erlöster Umgang mit Macht äußert sich in größtmöglicher Transparenz, etwa bei Entscheidungen. Indem ich meine Kriterien offen lege und mich auch kritisierbar mache, lasse ich andere an meinem Entscheidungsprozess partizipieren. Das wehrt den Tendenzen zum Absolutismus. Manchmal entwickeln Menschen in hohen Leitungsfunktionen bestimmte Allüren, weil ihnen keiner mehr die Meinung sagt. Der Kaiser ist nackt, aber keiner sagt es ihm. Statt dessen fragt man die Sekretärin: Wie ist seine Majestät heute aufgelegt? Transparenz relativiert den Absolutismus. Kaschierte Macht dagegen ist gefährlich, weil sie sich nicht hinterfragen lässt. Was es also braucht, ist die offen gelegte und im Rahmen von Strukturen eingegrenzte Macht. Unser Einfluss ist zum einen von außen her eingeschränkt, etwa durch Schulgesetze, durch begrenzte finanzielle und personelle Spielräume. Es braucht aber auch eine innere Ordnung, um den Tendenzen von Allmachtsphantasien zu wehren. Der Rückbezug auf Gott als *die* religiöse Grundhaltung kann uns helfen, unseren Einfluss in Verantwortung wahrzunehmen, verstanden als Einordnung in ein größeres Ganzes, in die Kirche, in jene große Bewegung, die zum Reich Gottes hinführen will. Wer in der Gottesbeziehung seinen Halt findet, kann die Ausübung von Macht und Verantwortung als Dienst leben, so wie Jesus das verstanden und vorgelebt hat.

5. Ein solcher Halt kann auch helfen, mit Ohnmacht umzugehen, ohne daran zu zerbrechen. Es gehört ja zu unseren schwierigsten Erfahrungen, Ohnmacht aushalten zu müssen: Wenn ich Verordnungen durchsetzen muss, zu denen ich innerlich nicht stehen kann. Wenn ich mit Kollegen/innen nicht zurecht komme und sie dennoch aushalten oder sogar verteidigen muss. Wenn ich Schülern in ihren prekären familiären Situationen nicht wirklich weiterhelfen kann, weil die Eltern das Sorgerecht und das letzte Wort haben. Wie lebe ich meine Ohnmacht? Die Verankerung in Gott lässt mich zum einen für das kämpfen, was ich für richtig halte. Zum anderen kann ich das letzte Gelingen in die Hand Gottes zurücklegen.

6. Menschenführung aus geistlicher Haltung geschieht als Berufung. Wir haben primär nicht einen pädagogischen Beruf gewählt, um einen Job zu haben. Wir haben dies vielmehr getan im Bewusstsein, dass wir von Gott dazu begabt wurden und wir diese Gaben als Antwort auf seinen Ruf entfalten dürfen. Berufung bedeutet auch, dass ich meine Aufgabe nicht als Selbstbestätigung brauche, sondern dass ich in Dienst genommen wer-

de. Natürlich brauchen wir immer auch etwas für uns selber, aber tendenziell geht es darum, uns brauchen zu lassen. Eine solche Haltung kann uns eine tiefe innere Gewissheit geben, am richtigen Platz zu sein. Wir dürfen uns freuen, dass Gott uns brauchen kann und dass wir einen Dienst erfüllen dürfen im Blick auf das Wachstum des Reiches Gottes.

7. Berufung bedeutet vor allem, dass ich ein Kind Gottes bin und als solches anerkannt und geliebt. Mein innerster Wert liegt darin begründet, dass Gott mich kennt und mein Name in seine Hand geschrieben ist. Darum muss ich mir nicht krampfhaft einen Namen machen. Weil ich für Gott unendlich wichtig bin, brauche ich mich nicht wichtig machen, noch mich wichtig zu nehmen. Mein Wert liegt nicht in dem begründet, wie andere mich bewerten und einschätzen. Ich bin Gottes geliebte Tochter, geliebter Sohn. Das genügt. Wenn ich so von Gott geliebt bin, dann muss ich mich nicht um jeden Preis beliebt machen. Wenn ich Kind Gottes bin, muss ich mich nicht unbedingt Lieb-Kind machen. Ich kann es aushalten, auch unpopuläre Entscheidungen zu treffen, die pädagogisch notwendig sind. Erziehen heißt ja bisweilen auch: Den anderen einschränken, ihm Grenzen setzen, ihm dadurch eine Frustration und einen Schmerz zumuten. Je weniger ich um meine eigene Person besorgt bin, um so echter und Person-gerechter kann mein Tadel und mein Lob sein und damit umso hilfreicher.

8. In Gott verankert sein bewahrt mich auch davor, andere für meine Zwecke zu instrumentalisieren. Ich selber bin ja auch ein Instrument in der Hand Gottes. So werde ich freier von der Versuchung, andere für meine persönlichen Zwecke zu gebrauchen. Dass ich mir etwa Zuwendung, Lob und Aufmerksamkeit von meinen Schülern hole.

9. Es gilt auch umgekehrt: Wenn ich von Gott her mein Lob und meine Anerkennung erhalte, dann kann ich dieses Geschenk mit anderen teilen. Ich kann mich freuen an der Entwicklung der Schülerinnen und Schüler, weil sichtbar wird, was Gott in sie hineingelegt hat. Alle sollen reif werden, zur Matura gelangen, um beziehungsfähig zu sein im Hinblick auf Gott und die Menschen. Educatio ist Erziehung zur Freiheit der Kinder Gottes, an denen Gott sein Wohlgefallen hat. (vgl. Lk 2,52)

10. Bisweilen haben wir den Eindruck, dass unsere pädagogischen Konzepte scheitern, weil unsere Schüler so anders sind – und gar nicht so, wie wir sie wollen. Dann dürfen wir uns an ein Gedicht von Khalil Gibran erinnern:

„Eure Kinder sind nicht eure Kinder.
Es sind Söhne und Töchter der Sehnsucht des Lebens nach sich selbst.
Ihr könnt ihnen Eure Liebe geben, aber nicht Eure Gedanken, denn sie haben ihre eigenen Gedanken.
Ihr könnt ihrem Körper ein Heim geben, aber nicht ihrer Seele, denn ihr Seele wohnt im Haus von morgen, das Ihr nicht besuchen könnt, nicht mal in Euren Träumen.
... versucht nicht, Sie Euch ähnlich zu machen."

So sind also unsere Schülerinnen und Schüler primär Kinder Gottes. Sie sind nicht nach meinem Bild geschaffen, sondern sind Gottes Ebenbild. Und an diesem zerbrechen meine Bilder, Wunschvorstellungen – und oft auch meine pädagogischen Ziele. Aber wenn Gott sie so anders wollte, dann übernimmt er auch die Verantwortung und ich darf ihm die anderen überlassen.

11. Somit enthebt uns die Berufung durch Gott einer letzten Verantwortung und Sinngebung unseres Auftrags. Wir machen zwar Schule, aber nicht das Reich Gottes, auf das hin letztlich alles zu läuft. Und wie mein konkretes Tun und Lassen sich auf das Wachstum des Reiches Gottes auswirkt, bleibt dem menschlichen Kalkulieren und Evaluieren entzogen. Das kann uns Gelassenheit geben. Ich bin nicht die letzte Instanz, sondern ha-

be als Treuhand einen Auftrag innerhalb eines größeren Ganzen. Die daraus resultierende Gelassenheit erlaubt es mir, meine Grenzen anzunehmen und mich ergänzen zu lassen. Ich kann Verantwortung delegieren und mit anderen vertrauensvoll zusammenarbeiten. Und wenn wir unsere Ziele nicht immer erreichen, trotz allen Bemühens, so dürfen wir gewiss sein, dass dies noch nicht das letzte Wort über meine Geschichte oder über einen bestimmten Menschen ist. Wie oft müssen wir von anderen und bisweilen auch von uns selber feststellen: „Das Klassenziel wurde nicht erreicht." – Solche Ergebnisse könnten uns zur Resignation führen. Wenn aber Gott es ist, der das letzte Gelingen schenkt, so können wir auch mit unserem menschlichen Scheitern leichter umgehen.

12. Jede Freundschaft und Beziehung lebt von Begegnungen und Regelmäßigkeit. Mose spricht immer wieder mit Gott, um sich zu beraten. Das Buch Deuteronomium bringt die Gott-Unmittelbarkeit von Mose folgendermaßen auf den Punkt: „Fortan ist kein Prophet mehr in Israel aufgetreten wie Mose, mit dem der Herr von Angesicht zu Angesicht verkehrt hatte" (Dtn 34,10). „Wie der Freund mit dem Freund redet, so hatte er mit Gott gesprochen" (Ex 33,11). Auch Jesus zieht sich auf den Berg zurück, um zu beten. Beten heißt vor allem: Das Antlitz Gottes suchen. Die Sehnsucht nach dem Antlitz Gottes hilft mir, über mich selber hinausschauen. Ich darf mich und die anderen unter dem Blickwinkel Gottes sehen. So führt das Gebet zu einem heilsamen Perspektivenwechsel.

Wo ist mein Offenbarungszelt, mein Tabernakel, mein Berg, auf den ich mich zurückziehe, um das Antlitz Gottes zu suchen? Wir brauchen Orte und Zeiten für das Gebet, die Stille, geistliche Lektüre. Mir als „kleinem Bruder" hilft meine Ordensregel, die mir regelmäßige Zeiten dern Stille verordnet. Carlo Caretto hat den Rhythmus unserer Spiritualität auf die einfache Formel gebracht: Jeden Tag eine Stunde der Stille, einmal im Monat einen Tag und einem im Jahr eine Woche. In unserer Spiritualität nenne wir solche Zeiten „Wüstentage". Sie sind ein Exodus aus den Mühlen des Alltags, bisweilen auch eine kleine Entziehungskur, um mich aus Abhängigkeiten zu lösen und um zu wachsen in Schlichtheit und Vertrauen. Man kann sich fragen: Auf welcher Etappe meines persönlichen Exodus stehe ich derzeit? Trauere ich Vergangenem nach, etwa der Sicherheit Ägyptens? Hadere ich wegen fehlender Ressourcen, wegen innerer Trockenheit? Bin ich überlastet und lasse mir nicht helfen? Nicht immer gelingt es mir, diese Zeit auch zu finden. Aber wenn ich sie mir nicht nehme, dann merke ich das und auch die anderen spüren es. „Ich habe heute viel zu tun; darum muss ich viel beten", sagte Martin Luther. Das Gebet ist eine heilsame Unterbrechung und erinnert mich, dass ich nicht der Erlöser der Welt und nicht einmal mein eigener Erlöser bin. Im Gebet werde ich meiner eigenen Geschöpflichkeit und Bedürftigkeit inne. Wenn ich mich an Gott, den Allmächtigen wende, dann relativieren sich alle menschlichen Allmachtsphantasien. Solche Unterbrechungen wehren der Tendenz, mich und meine Arbeit zu wichtig zu nehmen. In unserer Spiritualität spielt das Wort „gratuité" eine zentrale Rolle: Das Geschenk, das mir umsonst gegeben wird. Zeiten von gratuité sind gerade solche Wüstentage: Ich muss nichts machen, nichts leisten. Ich bin eingeladen zum Nichts-Tun – im Sinne des Geschehen-Lassens: Stille, Aufmerksamkeit, Einfachheit, Kontemplation. Ich darf einfach nur da sein, mich an allem freuen, was sich mir zeigt. Meine Freude liegt nicht in dem, was ich tue, sondern darin, dass ich bin und dass ich dich, schön menschlich Antlitz habe, wie Matthias Claudius das einmal ausgedrückt hat. Perspektivenwechsel.

13. Das Gebet rückt alles wieder in das rechte Licht und bringt mich selber ins Lot. Es ist gut, dass ich meine Aufgaben ernst nehme und darin bisweilen aufgehe. Aber jede Aufgabe kann auch zu einem Götzen werden.

Ich habe Götzen als Mächte definiert, die zunächst eine positive Ausstrahlung haben. Deshalb sind sie ja auch so verführerisch. So lange sie nicht verabsolutiert werden, haben solche Kräfte oder Dinge ihren positiven Wert. Wenn sie mich aber immer mehr besetzen, dann rauben sie mir meine Identität als Kind Gottes. Ich definiere mich dann nicht mehr von Gott und seiner Liebe her, sondern von einer bestimmten Funktion oder einer Aufgabe. Je mehr ich diesem Mechanismus verfalle, umso unfreier werde ich. Götzen zerstören ja die Freiheit und die Identität des Menschen.
Hier gilt es immer wieder wach zu sein, den Anfängen zu wehren und die Unterscheidung der Geister zu pflegen:

auf meinem inneren Marktplatz
schreien tausend Stimmen durcheinander
...
wie unter den vielen Parolen
Dein Wort noch finden

die Stimmen wollen etwas von mir
Du willst mich

die Stimmen trachten mich zu beherrschen
Du bist das Wort das frei macht

die Stimmen verführen in die Entfremdung
Du führst mich zu Dir und mir zugleich

die Stimmen flüstern mir ein was ich brauche
Du rufst mich dorthin wo ich gebraucht werde

die Stimmen suchen zu überreden
Du überzeugst mich ins Leben
(A. Knapp, Brennender als Feuer, 72)

Wodurch definiere ich mich? Von einer bestimmten Aufgabe oder Funktion? Wie wichtig ist es für mich, wichtig zu sein? Gibt es Freiräume, die nicht von dieser Aufgabe besetzt sind? Kenne ich Muße und Spiel? Kann ich loslassen, den Betrieb mal ganz Betrieb sein lassen, mich für eine bestimmte Zeit verabschieden, ohne Angst, dass ohne mich alles zusammenfällt? Manchmal sagen wir, dass ein Mensch mit seiner Firma verheiratet ist. Oder mit seinem Beruf. Und das heißt: Dass er nur noch für diese Aufgabe lebt und in seinem Herzen keinen Freiraum für andere mehr hat.
Mit wem bin ich verheiratet? Halte ich als Ordensmann in meinem Herzen für Gott jenen Raum der Liebe frei, den sonst vielleicht eine menschliche Beziehung in Anspruch nehmen würde? Die Kontrollfrage lautet: Was passiert, wenn ich diese Aufgabe nicht mehr innehabe?
Ich selber habe da eine sehr schmerzliche Erfahrung gemacht. Als ich bei den kleinen Brüdern eingetreten bin, arbeitete ich zunächst ein Jahr in Paris als Putzkraft und dann als Hilfspfleger. Das war eine schwere Entziehungskur. Denn vorher stand ich als Chef der Priesterausbildung sehr im Mittelpunkt der diözesanen Aufmerksamkeit. Ich hatte die Dienstaufsicht über viel Personal, war in Priesterrat und Personalkommission, war zu Empfängen eingeladen usw. Und jetzt krähte auf einmal kein Hahn mehr nach mir. Das auszuhalten fiel mir sehr schwer. Natürlich hatte ich auch vorher oft gebetet: „Gott allein genügt." Aber jetzt merkte ich, dass mir Gott allein überhaupt nicht genügen will. Glauben heißt: In Gott verankert sein. Ich spürte, dass ich neben Gott noch viele andere Änkerchen brauche, die mir Halt geben. Das zuzugeben und zu schauen, wovon ich abhängig geworden war, das war heilsam. Vielleicht ist damals mein Beten ein bisschen ehrlicher geworden. Und vielleicht durfte und darf ich auch andere Quellen entdecken, aus denen ich lebe: Nicht die großen Aufgaben, die Verantwortung, das im-Mittelpunkt-Stehen, sondern der leise Trost im Gebet, ein freundlicher Blick eines nahen Menschen, die Dankbarkeit, dass ich lebe, dass ich atme, dass ich gesund bin. Je mehr mir diese einfachen Dinge genügen, umso näher komme ich vielleicht auch an die Erfahrung, dass Gott allein genügen kann.

14. Weil Gott sich in Jesus Christus menschlich nah gezeigt hat, dürfen wir seine Nähe auch und gerade in der menschlichen Begegnung finden. So ist es nicht nur ein Notnagel, sondern ein Gottesgeschenk, wenn wir eine Gemeinschaft finden, in der wir uns ganz offen und ehrlich austauschen können. Damit es aber nicht zum Beziehungschaos kommt, muss eine wirklich freundschaftliche oder partnerschaftliche Gruppe strukturell von den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen getrennt werden. Eine solche Gruppe kann aus Mitschwestern oder Mitbrüdern bestehen, die nichts mit der Schule zu tun haben. Wenn der Rahmen der Vertraulichkeit gewahrt ist, kann eine solche Gruppe oder eine Freundschaft eine große Hilfe sein. Dort kann ich dann meine Freuden und Sorgen teilen, kann ich mal ins Unreine hinein reden und auch meine Hilflosigkeit und Ohnmacht zeigen. Als ich noch in der Priesterausbildung Verantwortung hatte, war ich sehr froh um die Freundschaft mit einem Ehepaar, auf dessen absolute Diskretion ich mich verlassen konnte.
Neben solchen privaten Beziehungen können auch professionelle Gruppen eine Hilfe sein: Das Spektrum reicht von der Supervision bis zur partnerschaftlichen Kollegen/innen-Gruppe, in der z.B. Schulleiter und Leiterinnen sich zu einem Austausch treffen. Mir hat in dieser Hinsicht die Regentenkonferenz immer sehr gut getan: Ich durfte manches loswerden, vieles lernen und dann auch sehen, dass anderswo auch nur mit Wasser gekocht wird.
Es gibt freilich auch Erfahrungen, die ich vielleicht mit niemandem teilen kann. Als Verantwortliche leben wir in einer strukturellen Einsamkeit. Es gibt Dinge, die wir mit anderen nicht besprechen können. Uns wird manches anvertraut, wir haben Einblick in persönliche Geschichten – und müssen das für uns behalten. Das fällt oft nicht leicht. Gerade dort, wo ich diese Einsamkeit spüre, wartet Gott auf mich. Der Raum des Gebetes ist der Ort, wo ich auch das Unsagbare und das Unsägliche ins Licht Gottes halten darf. Kann ich das, was mich bedrückt, Gott anvertrauen? Ist mein Beten ein Raum, in dem auch Not, Ratlosigkeit und Verzweiflung vor Gottes Angesicht zum Ausdruck kommen dürfen?
Im Beten dürfen die Menschen vorkommen, für die ich Verantwortung habe. Im Gebet kann ich diese Verantwortung wieder abgeben. Ich kann meine Kollegen und Kolleginnen und die Schüler Gott ans Herz legen. Es sind ja nicht meine Kinder, sondern die seinen. Vielleicht kann ich eine ganz besonders schwierige Situation auf einen Zettel schreiben und diesen an den Tabernakel stecken, so wie in die Klagemauer. Oder einer alten Tradition folgend eine Kerze anzünden.

Gottes Gegenwart ist der Dornbusch, der brennt und doch nicht verbrennt. Wenn wir bei ihm verweilen, dann werden auch wir nicht ausbrennen. Das Burn-out-Syndrom erfahren diejenigen, die nicht mehr erleben dürfen: Ich bin, der ich bin. Wer nur noch sagt: Ich bin meine Arbeit, ich bin meine Funktion, ich bin meine Rolle, der wird für diese Aufgabe brennen und dabei eines Tages ausgebrannt sein. Wer aber von sich erfahren darf: „Ich bin, der ich von Gott her bin", nämlich Kind Gottes, wer also spürt: Ich bin von Gott gekannt, gerufen und gesandt, der wird aus der Liebe Gottes leben. Die Erfahrung, von Gott geliebt zu sein, macht engagiert und gelassen zugleich. Ich darf brennen, aber ich brenne dabei nicht aus. Denn Gottes Liebe ist unerschöpflich. Und wenn ich immer wieder jenen leisen Ort suche, an dem sich Gottes Liebe für mich zeigt, dann darf ich dort die Schuhe ausziehen und ganz ungeschützt da sein. Ohne Maske und Rolle, nur ich selber, barfuß im Herzen. Hier wird mir meine Identität neu geschenkt und so kann ich mich dann senden lassen. Um andere zu befreien. Um selber freier zu werden. Um herauszuführen: Exodus – Educere – Educatio. Erziehung zu Freiheit und Liebe.

Günter Niehüser ISch

„Die Zukunft der Gemeinschaft sieht anders aus…“

Erfahrungen aus der Begleitung von jungen und alten Ordenschristen

„… aber wie geht es weiter?!“ Die wörtliche Formulierung ist mir entfallen. Doch so oder ähnlich dachte eine ältere Schwester in einem Pausengespräch am Rande einer Weiterbildung für Oberinnen laut über ihre mehr als vierzig Jahre in der Gemeinschaft nach. Mehrere wichtige Ämter und Verantwortungen hatte sie wahrgenommen, jetzt wieder als Hausoberin eines Konventes mit vielen alten und kranken Schwestern. Die Zukunft ist ungewiss …

Eine jüngere Ordensschwester schrieb vor wenigen Wochen den Satz *„… und ich wage die Ewigprofess doch abzulegen – Gott helfe mir…-“*. Sie hat sich festgelegt, doch worauf? Sie weiss es selbst nicht so genau. Ihre Gemeinschaft ist in der Provinz, in die sie eingetreten ist, stark überaltert; sie „passt“ mit ihren Qualifikationen nicht so ganz in diese Gemeinschaft, die traditionellen Aufgaben der Gemeinschaft „passen“ nicht mehr so ganz zu den vagen Zukunftshoffnungen und den vorhandenen konkreten Zukunftsvorstellungen der „Jüngeren“ in der Gemeinschaft. Dies ist eine sich wiederholende Konstellationen in religiösen Gemeinschaften im deutschsprachigen Raum.

Aus den Erfahrungen der letzten Jahre im Rahmen meiner Tätigkeit als Fachbereichsleiter des IMS für „Exerzitienbegleitung und Geistliche Begleitung“ möchte ich einen Beitrag zum Thema leisten, wie es im Umgang von Jung und Alt miteinander weitergehen kann. In der Begleitung einzelner, von Gebietsleitungen und von Gruppen aus Teilgemeinschaften zeichnen sich Konturen eines vielfachen Spannungsfeldes ab, zugleich auch Möglichkeiten für weiterführende Schritte. Dabei sind die Eindrücke subjektiver Natur. Kann aus der Tatsache, das jemand Einzelbegleitung sucht, noch eine eher personsgebundene Belastung vermutet werden, so ergeben sich aus den Supervisionen von Leitungen und Gruppen von OberInnen doch repräsentativere Einblicke in die Wirklichkeit der Ordensgemeinschaften. Es handelt sich hier um Beobachtungen und Tendenzen, die ich den Ordenschristen verdanke, die von ihren Befürchtungen und Hoffnungen sprachen.

Andere Erfahrungen – neue Vorstellungen

Die deutschen Orden leben in einer Umbruchszeit, für die sie keine Vorbilder in der gemeinsam erinnerbaren Vergangenheit ihrer Gemeinschaften finden. Jung und Alt leben in einem Generationenkonflikt (vgl. Bertram Dickerhof SJ, Jung und Alt, in OK 48, 2007, S. 7 - 15), der für alle Beteiligten spannungsreich und schwierig ist. Dies liegt nicht zuletzt daran, dass sich dabei Vorstellungen von „Normalität“ verschieben, z.B. davon, was es eigentlich bedeutet, zu den „Jungen“ bzw. zu den „Alten“ zu gehören. Aufgrund der Überalterung in den Orden zählt jemand bis zum 55. Lebensjahr zur „Ordensjugend“, in der zivilen Gesellschaft bereiten sich manche in diesem Alter dagegen bereits auf den Vorruhestand vor oder müssen sich mit dem

Schicksal einer dauerhaften Erwerbslosigkeit abfinden. Viele Provinzen werden von Frauen und Männern geführt, die in der Gesellschaft der Großmütter- und Urgroßmüttergeneration angehörten. Sie treffen auf Bewerberinnen und Bewerber, die es weitestgehend gewohnt waren, ihr eigenes Leben zu gestalten.

Im Alter der Kandidatinnen und Kanditaten lassen sich schon länger nicht mehr geregelte Lebenslaufvorstellungen mit einem gesellschaftlich normierten Lebenspfad ablesen, vielmehr spiegelt sich hier die Vielfalt der Lebensentwürfe einer (post-)modernen Gesellschaft. Zwar gibt es immer noch Personen mit einer sog. klassischen „Normbiographie" einer Ordensfrau oder eines Ordensmannes mit dem Eintritt nach der grundlegenden Schul- bzw. Ausbildungszeit, jedoch sind die Mehrzahl der Interessierten heute Berufswechsler mit mehrjähriger Berufserfahrung oder einem Studium. Auch die religiösen Zuwege werden bunter und vielfältiger. Persönliche Berufungserfahrungen als junger Erwachsener, eigene Glaubenspraxis – oft in einer Gruppe gestaltet – oder eine Konversion stehen bei manchen im Mittelpunkt der Berufungserfahrung.

Damit bringen Interessierte für das Ordensleben ein Mehr an persönlicher Erfahrung und Prägung, in der Regel vor allen bei weiblichen Bewerberinnen auch ein Mehr an Qualifikationen und Befähigungen mit als noch vor wenigen Jahrzehnten. Das Eigene wiegt schwerer, auch das, was es aufzugeben gilt. Die Frage, ob eine Gemeinschaft „zu mir paßt", steht deutlicher im Mittelpunkt der Berufungsüberlegungen. Die gegenwärtigen Aufgaben der Gemeinschaften fallen dagegen weniger ins Gewicht für eine Entscheidung. Nicht, was getan wird, sondern wie in Gemeinschaft gelebt wird, findet Beachtung. Die Ordensausbildung der Zukunft steht vor ganz neuen Herausforderungen (vgl. dazu ausführlich Agnes Lanfermann MMS, Ordensausbildung in Zukunft, in OK 47, S. 279 - 294).

2. Mit Blick auf die Gemeinschaften

Übergänge gestalten – Ungleichzeitigkeiten aushalten

Aus der Begleitung von Leitungen und Gruppen von Verantwortlichen ist mir bekannt, dass Handlungsfähigkeit und Zukunftsfähigkeit der Orden in wesentlichen Dimensionen beachtet und nachhaltig gestaltet werden. Schwieriger wird es, sobald die Dimension des Glaubens und die Zukunft der Jüngeren in den Blick kommt.

Zu den grundlegenden Fragen, die inzwischen gut beachtet werden und oft geregelt sind, zählt die Ausgliederung der Werke und unter ihnen vor allem der Einrichtungen, die eine finanzielle Belastung bedeuten. Seltener als noch vor einigen Jahren werden aus sentimentalen Gründen Bauten und Einrichtungen gehalten und damit Rücklagen aufgezehrt, die Zukunftsprojekten der Jüngeren zugute kommen könnten. Größere finanzielle Herausforderungen wurden oft mit bewundernswerter Voraussicht und mit viel Sorge für die Mitschwestern und -brüder im Alter geregelt: die Altersvorsorge wurde gesichert, Pflegeplätze sind geschaffen.

Etwas schwieriger wird es in Fragen nach den Personalien – wer übernimmt Verantwortung und ist überhaupt „noch" dazu in der Lage; was wird von zivilen Angestellten übernommen und wie geht die Zusammenarbeit; gibt es die Bereitschaft zu einer Kooperation mit anderen Gemeinschaften des gleichen Charismas usw.

Das unscheinbare Wort „noch" nimmt einen unverhältnismäßig breiten Platz in den Köpfen und im Wortschatz der Betroffenen ein: was ist *noch* möglich ....; kann *noch* selbst geleistet ...; ist trotz dieser Umstände *noch* .... Der Horizont des gegenwärtigen Denkens bleiben die Möglichkeiten der eigenen Vergangenheit. Die Gegenwart und die gemeinsame Zukunft spielen nur auf diesem Hintergrund eine Rolle. Die Möglichkeiten, die jetzt

verloren gehen, werden überdimensional gewichtet. Ganze Gemeinschaften nehmen Denkgewohnheiten an, wie sie von hochbetagten Menschen bekannt sind, die ihre Kräfte und Kompetenzen schwinden sehen. Leitungsaufgaben richten sich dann schnell auf Schadensbegrenzung und das „Stopfen von Löchern". Was für alte Ordenschristen einer Gemeinschaft notwendig und hilfreich ist – „noch" Mögliches auswählen, das „noch Mögliche" optimieren, kompensatorische Massnahmen durchführen – , ist für jüngere Gemeinschaftsmitglieder in der Regel keine verlockende Perspektive im Ordensleben.

Gerade in älter werdenden Gemeinschaften ist es wichtig, jüngeren Mitschwestern und -brüdern die Möglichkeit zu bieten, aus diesem Denken auszubrechen und eigene, zukunftsorientierte Projekte zu entwickeln. Die Frage nach der Verantwortung für solche Aufgaben, jedoch auch nach der Verantwortung in der Gemeinschaft selbst und für die gemeinsamen Aufgaben kann unter zwei Aspekten gebündelt werden:

- Wem unter meinen Mitschwestern / Mitbrüdern traue ich eine ganz bestimmte Leitungskompetenz zu?
- Wie geht es mir mit dem Gedanken, wenn Schwester X, Bruder Y oder Pater Z demnächst „dieses oder jenes" in der Gemeinschaft verantwortlich ausführen soll?

Vielfach wird in den Antworten deutlich, dass sich die „Älteren" für die eher qualifizierten Leitungspersonen halten. Den „Jüngeren", die oft schon zwischen 50 bis 60 Jahre alt sind, wird diese Verantwortung nicht zugetraut. Auffällig ist zugleich, dass nur ein Teil aus der jüngeren Generation bis 50 Jahre Interesse zeigen, in den angestammten Institutionen der Gemeinschaft zu bleiben bzw. dort Verantwortung zu erhalten. Zudem sind viele der jüngeren Ordenspersonen psychisch und physich weniger belastbar als ihre deutlich älteren Mitschwestern und Mitbrüder in der Gemeinschaft.

Ganz schwierig wird es jedoch, wenn es keinen Übergang und keinen Neuanfang mehr gibt, d.h. in der Frage nach den Neuaufnahmen. In manchen Gemeinschaften gibt es die Erfahrung, dass der Abbruch total ist. Es gibt nur wenige Interessierte, kaum Eintritte und von denen sind fast alle bzw. alle wieder gegangen. Die „Berufungspastoral" ist immer wieder Thema in den Leitungen und auch auf Kapiteln, doch niemand kommt, um zu bleiben. Die Frage stellt sich:

- In welche Gemeinschaft werden heute junge Frauen / junge Männer aufgenommen?

Kaum eine Gemeinschaft – auch viele Leitungen nicht, die sich in den praktischen Herausforderungen als fähig und umsichtig erwiesen haben – können für sich akzeptieren, dass die gegenwärtige Gestalt der eigenen Gemeinschaft eine Neuaufnahme mit dem Ziel, das Bisherige weiterzuführen, nicht zuläßt. Auch Neuaufnahmen von mehreren viel jüngeren Personen wirken sich eher wie eine Neugründung auf dem Boden einer älteren Gemeinschaft aus. Eine wirkliche Kontinuität kann es in der Regel nicht mehr geben. Zwei mögliche Konsequenzen liegen nahe:

1. das zuständige Kapitel beschließt, auf Neuaufnahmen ganz zu verzichten und vereinzelte Interessierte, die sich doch noch melden sollten, an andere Gemeinschaften mit jüngeren Ordenleuten zu verweisen;
2. den jüngeren Mitgliedern wird ermöglicht, einen neuen Weg für die Verwirklichung des eigenen Charismas zu finden. Dies kann auch in Kooperation mit Gemeinschaften, denen ein ähnliches Charisma geschenkt wurde, geschehen.

Ganz auf Neuaufnahmen zu verzichten fällt schwer. Persönlich bin ich der Ansicht, dass eine solch weitreichende Entscheidung nicht allein von einer höheren Leitung getroffen werden darf. Eine Provinz, die bewußt und in Würde dem Ende ihrer Lebensaufgaben entgegen gehen will, kann sich nur als gan-

ze auf diesen mühsamen Weg machen. Dazu gehört auch die Frage, wie sie in den verbleibenden Jahren fruchtbar sein will. Gerade eine bewußte Gestaltung dieser letzten Jahre kann befreiend wirken und aus einer kraftlosen Lähmung führen.
Auch die zweite Konsequenz hat ihre Tücken. Die Bereitschaft einer Gemeinschaft, den wenigen jüngeren Mitschwestern und Mitbrüdern einen Freiraum für eine neue Verwirklichung des Ordenscharismas zu gewähren, führt schnell zu neuen Aufgabenfeldern, die wie ein Bruch mit dem Bisherigen und Vertrauten erlebt werden, der für viele Ältere in der Gemeinschaft schwer auszuhalten ist.

Der Sehnsucht einen Namen geben – Arbeit in Gruppen

Wie kann der Umgang mit schmerzlichen Veränderungen gestaltet werden, damit neue Entwicklungen nicht als Abbruch, sondern als Umbruch mitvollzogen werden können? Die Arbeitsweise, die ich seit Jahren bevorzuge, zielt darauf, der eigenen Sehnsucht einen Namen zu geben. Damit setze ich bei der persönliche Berufung als Ausgangspunkt an. Dahinter steht die Überzeugung, dass sich ein Charisma eine geeignete Form sucht, auch unter veränderten Umweltbedingungen. Jemand formulierte es einmal in einem Workshop in diesen Worten: „Wenn wir wissen, was wir leben wollen, finden wir Wege für das Wie."
Zunächst teilen sich die teilnehmenden Ordensleute einer Gemeinschaft oder einer Hausfiliale in Altersgruppen ein. Wichtig ist es, die subjektiv erlebten Zugehörigkeiten ernst zu nehmen. Das objektive Lebensalter ist häufig für den Filial- bzw. Gemeinschaftsalltag von geringerer Bedeutung als das subjektiv empfundene Lebensalter. Diese Gruppen finden sich somit in einem freien Spiel der Kräfte, bei dem Selbstzuweisung zu einer Gruppe und Fremdzuweisung durch die anderen auseinander fallen können.
In persönlicher Arbeit und dann im Gruppenaustausch werden Fragen an die Gemeinschaft und die eigene Rolle und Position in ihr geklärt.
Einige Fragen für die persönliche Arbeit möchte ich hier anfügen: Was hat mich bewogen, in diese Gemeinschaft einzutreten? – Was waren und sind meine Hoffnungen? Welche haben sich erfüllt und in welcher Weise? – Wofür bin ich dankbar? – Worüber freue ich mich? – Was ist mir gelungen? – Wie lebe ich heute in dieser Gemeinschaft?
Die Fragen zielen grundsätzlich auf die Sehnsucht. Sie sind ressourcenorientiert angelegt und zielen auf eine wachstumsorientierte, geistliche – d.h. an der je originellen persönlichen Berufung orientierten – Sichtweise des eigenen Lebens. Diese Perspektive geht in der defizitorientierten Wahrnehmung des kirchlichen und gemeinschaftsgeprägten Alltags leider oft verloren.
In den Fragen kommen nicht allein aus der Sicht geistlichen Wachstums relevante Dimensionen zur Sprache, sondern auch sozialpsychologisch relevante Zusammenhänge. Ein besonders hoher Zusammenhang besteht zwischen einer generalisierten Lebenszufriedenheit und Dankbarkeit. Daher ist es auch unter psychologischen Gesichtspunkten sinnvoll, dass sich Ordenschristen damit beschäftigen, wofür sie dankbar sind in ihrem Leben. Zugleich ist es jedoch nicht allen möglich, in dem, wofür sie dankbar sind und worüber sie sich freuen, eigene Gestaltungskraft und persönliches Können wahrzunehmen. Die Frage, was aus eigenen Kräften gelungen ist, bleibt daher eine wichtige Ergänzung.
In der Phase der gemeinsamen Arbeit in Kleingruppen kommen andere Fragen zum Tragen, z.B.: Was erlebe ich als tragend, stärkend in meiner Gemeinschaft? – Wo sehe ich deutliche Grenzen für uns? – Wie schätze ich unsere Situation in fünf Jahren ein? – Was wird fehlen, wenn wir nicht mehr in ... sind? – Sind Konsequenzen möglich?
Durch die persönliche Arbeit und den Austausch dazu geschieht bei vielen Orden-

schristen eine Vergewisserung, dass das eigene Leben in der Nachfolge im wesentlichen gut und gelungen ist. Die „Rückkehr zur ersten Lieben" versöhnt mit vielem, was man sich anders vorgestellt hatte. Dies schafft innere Freiheit, die gegenwärtigen Aufgaben anzugehen.

Zwei Aspekte halte ich dabei für bedenkenswert: Es ist erstens besser, einen Prozess zu gestalten als sich von einer Entwicklung treiben bzw. überrollen zu lassen. Alles, was in 2 bis 5 Jahren nicht mehr sein wird, sollte im Ablösungsprozess aktiv von der zuständigen Leitung gestaltet werden. In diesem Gestaltungsvorgang ist es zweitens die Aufgabe der älteren Generation, der jüngeren eine Zukunft zu ermöglichen. Dabei ist zu bedenken, dass es nicht die Aufgabe der Jüngeren ist, dem Leben der älteren Generation eine Rechtfertigung zu geben, indem sie alles so weitermachen wie bisher.

Abschied gestalten – der Trauer einen Raum geben

Die Freiräume für die Jüngeren kann es jedoch oft nicht geben, weil Abschied und Trauer um das eigene Lebenswerk nicht hinreichend Raum erhalten. Angemessene Vorgänge der Vergewisserung und des Abschieds können die behindernden Stimmungsbilder und Denkgewohnheiten, die aus der einseitigen Orientierung an der Vergangenheit erwachsen, lösen. Es geht um einen befreienden Umgang mit der Vergangenheit, der notwendig und hilfreich ist, weil Menschen am Ende ihres Lebens sich vergewissern wollen, dass ihr Leben so gut war. Das gilt auch für soziale Gebilde wie die Provinz einer religiösen Gemeinschaft.

Die Aufarbeitung der eigenen Provinz- und Filialgeschichte, die Würdigung der vielen Schwestern und Brüder, die in der Nachfolge Jesu ihr Leben dem Aufbau und Erhalt von Institutionen gewidmet hatten, oft auch eine erstmalige intensivere Beschäftigung mit der Gründerin oder dem Gründer – das sind Wege, sich der gemeinsamen Vergangenheit gewinnbringend zu stellen. Das gilt besonders für solche Teilgemeinschaften, die wissen, dass sie nach menschlichem Ermessen in wenigen Jahren nicht mehr existieren werden.

Dieser Prozess der Selbstvergewisserung wird als geistlicher Weg besonders fruchtbar. Natürlich können alle anstehenden Aufgaben auch rein pragmatisch gelöst werden, jedoch werde solche Lösungen nicht dem Aspekt der Nachfolge gerecht.

Mit Blick auf die Ordenschristen

Jesus Christus ruft Menschen in die Nachfolge im Ordensleben. Daher ist es auch nicht verwunderlich, dass Ordenschristen innerlich mit Fragen umgehen, die zutiefst menschlich sind. In den Gesprächen über die persönliche und gemeinsame Zukunft im Ordensleben scheinen immer wiederkehrende Lebensthemen durch. Auf dem Hintergrund der gegenwärtigen Unsicherheiten sind das auffällig oft Fragen nach der eigenen Identität.

Auch außerhalb des Ordens gibt es diese Themen. In der Arbeits- und Organisationspsychologie wird z.B. versucht festzustellen, was zu einer hohen Mitarbeiterzufriedenheit und bei Managern zu einer hohen Identifikation mit dem eigenen Unternehmen führt. Es wurde festgestellt, dass eine erfolgreiche Unternehmensführung in drei Bereichen bei den MitarbeiterInnen so weit wie möglich Klarheit herbeiführt: die Mitarbeiter wissen, wer sie im Unternehmen sind und was sie im Unternehmen werden können; sie wissen, was sie lernen sollen und was sie hier lernen können; sie wissen, was sie tun sollen und werden dazu befähigt. Das schafft innere Ruhe und eine hohe Identifikation mit dem Unternehmen. Zugleich verleiht es ein hohes Identitätsgefühl als Person. Gemeinschaften, die in diesem Sinne verläßlich han-

deln können, werden für Interessenten aktraktiv bleiben.
Ordensoberinnen und -obere haben es abgesehen von den überschaubaren klassischen Klöstern der benediktinischen Tradition jedoch in der Regel nicht einfach, in dieser Weise hinreichend eindeutige Antworten zu geben. Sie können keine überschaubare Zukunft beschreiben. Oft wissen sie nur, was die Gemeinschaft bisher gemacht hat, jedoch ist undeutlich, wie es mit einzelnen Werken oder überhaupt weitergehen soll. Die Ausbildungen und Studien, die viele Kandidaten und Kandidatinnen mitbringen, werden nicht benötigt, und es ist unklar, ob es sich lohnt, die für vielleicht nur noch wenige Jahre im Orden benötigten Qualifikationen zu erwerben (z.B. für den Krankenhausbereich, eine ordenseigene Schule) usw.
Auf dieser Folie der Ordenslandschaft zeigen sich daher immer wieder grundlegende Identitätsthemen in der Begleitung. Anhand der von Erik H. Erikson beschriebenen Grundthemen des Menschen, die sich als Entwicklungsaufgaben und zugleich als Ambivalenzkonflikte beschreiben lassen, möchte ich Dimensionen für eine gesamtmenschliche Reifung und Entwicklung im Ordensleben aufzeigen. Fragen, die ich Ordenschristen immer wieder in diesem Zusammenhang auf den Weg mitgebe, füge ich jeweils an (diese Anregungen verdanke ich Helga Lemke, Professorin und Psychotherapeutin in Hannover).

Ordensleben als Menschwerdungsprozess – Berufung in Gemeinschaft leben

In der Nachfolge als Mensch-*werdung* begegnet mir auffällig häufig die Frage nach Sicherheit und damit verbunden das Leid an der eigenen Unfähigkeit, vertrauen zu können (Entwicklungsaufgabe / Ambivalenzkonflikt *Urvertrauen vs. Urmisstrauen*). Überraschend viele, vor allem jüngere Ordenschristen kennen eine stärkere grundsätzliche Vorsicht, die noch kein Misstrauen sein muss, jedoch in diese Richtung weist. Die Grundfragen, die an die Gemeinschaften und die Ordensleitungen gestellt werden, sind Urfragen des Menschen: Bin ich hier sicher – kann ich der Leitung vertrauen, meint sie es gut mit mir usw.
Aufgrund der vielen Um- und Abbrüche im Ordensleben gibt es eine grundsätzliche Verunsicherung. Neue Leitungen setzen nicht immer auf Kontinuitiät, die Gestaltungsräume werden jedoch enger. Die Herausforderung in der Nachfolge liegt darin, Vertrauen in die Güte und Barmherzigkeit Gottes zu setzen. Es gilt, in einer größeren Unsicherheit Nachfolge zu gestalten und Zeugnis zu geben. Dies in Gemeinschaft leben zu können, bedarf jedoch einer eigenen Einübung.

Weiterführende Fragen:
- Kann ich vertrauen (mir selbst, anderen, „dem Leben", Gott)? Wie zeigt sich meine Fähigkeit zu vertrauen? Glaube ich, dass Gott es gut mit mir meint, dass er mich und meine Gemeinschaft durch Unsicherheiten hindurch führt?

Auffällig ist weiterhin, dass viele Ordenschristen über die Verunsicherung durch die Institution Orden von nagenden Selbstzweifeln geplagt sind (Entwicklungsaufgabe / Ambivalenzkonflikt *Autonomie vs. Scham und Selbstzweifel*) . Sie wirken oft unselbstständig und als Personen unsicher, obwohl sie zumeist gleichzeitig im beruflichen Aspekt ihres Lebens als kompetent wahrgenommen werden. Ordensleben kann durch kleinliche Reglementierungen unselbständig machen (sog. „Infantilisierung").

Weiterführende Fragen:
- Kann ich zu mir selbst stehen oder benötige ich andere, die mich dauerhaft stärken? Habe ich das Gefühl, dass ich so, wie ich bin, liebenswert bin? Wie zeigt sich in meinem Leben, dass ich selbständig eine Antwort auf den Ruf Jesu gebe? Wer bin ich in dieser Gemeinschaft? Fühle ich mich ernst genommen?

Die gegenwärtige Situation in den Orden eröffnet Chancen der Neuorientierung und der Neuaufbrüche. Oft fehlt jedoch die Initiativkraft, diese Chancen gläubig zu ergreifen und die scheinbare Sicherheit des immer Gleichen und scheinbar Unveränderlichen aufzugeben (Entwicklungsaufgabe / Ambivalenzkonflikt *Initiative vs. Schuldgefühl*). Es ist zu einfach, von einem Generationenkonflikt zu sprechen. Unter den sog. „aktiven Orden" gibt es z.B. meines Wissens unter den Frauenorden nur noch drei, die hinreichend Schwestern unter 50 Jahre haben, um einen Generationenkonflikt austragen zu können. Meistens fällt er „mangels Masse" aus. Es geht vielmehr um die Frage, ob die Gestaltung eines Neuanfangs mit den vorhandenen wenigen Schwestern willkommen und überhaupt möglich ist und wie er aussehen könnte. Es geht eher um Neugründungen innerhalb derselben Gemeinschaften.

Weiterführende Fragen:

- Traue ich mir etwas zu? Traue ich mir zu, etwas (Neues) zu beginnen? Freue ich mich über andere in der Gemeinschaft, die im Glauben neue Wege für die Gemeinschaft suchen? Kann ich an neuen Aufgaben, Projekten usw. teilnehmen?

In der Begleitung von Ordenschristen fällt mir immer wieder auf, dass sie sich über ihre Leistungen definieren (Entwicklungsaufgabe / Ambivalenzkonflikt *Leistung vs. Minderwertigkeit*). Gelungene Nachfolge wird in Arbeitsleistung, ersatz- und ergänzungsweise auch in Gebetsleistung beschrieben. Der „innere Motor" in der Gestaltung des alltäglichen Ordenslebens ist eine Leistungsmotivation, die zunächst eine große Ressource ist. Sie wird jedoch schnell zum Hindernis in der Nachfolge, nämlich immer dann, wenn die leistungsorientierten Selbstbewertungen mit Anforderungen Gottes an sich gleichgesetzt werden.
Um Missverständnissen vorzubeugen – Leistung ist positiv zu bewerten, nur bezweifle ich, dass dies ein Name Gottes ist. Der „Leistungsgott" ist ein unbarmherziger Götze, der den alten und schwächeren, aber auch vielen jüngeren und weniger belastbaren Ordenschristen zusetzt. Freude an den eigenen Fähigkeiten und an den gemeinschaftlichen Leistungen zu haben, diese jedoch nicht für den eigentlichen Gottesdienst zu halten, ist bei hoher Leistungsmotivation ein schwieriger Balanceakt.

Weiterführende Fragen:

- Glaube ich, dass ich etwas gut kann? Glaube ich auch, dass es gut ist, dass ich das, was ich gut kann, mache – und nicht andere? Glaube ich, dass wir als Gemeinschaft eine Berufung für diese Zeit haben? Kann ich mit anderen zusammen arbeiten? Glaube ich, dass Gott mich liebt und dass ich diese Liebe nicht durch meine Leistungen verdienen muss?

Unter den Entwicklungsaufgaben / Ambivalenzkonflikten nach E. Eriksons nimmt die fünfte Grundspannung zwischen *„Identität vs. Identitätsdiffusion"* eine Sonderstellung ein, weil gelungene Balancen in den anderen Entwicklungsaufgaben zu einem hohen Identitätsgefühl führen. Zu wissen, wer ich bin und wofür ich lebe sowie sich dabei über die Zeit als dieselbe Person wahrzunehmen, sind wichtige innere Kriterien für eine gelungene Identität. Gerade die unsichere Zukunft ist jedoch meines Erachtens heute der Anruf Gottes an Ordenschristen. Für viele Ordenschristen ist der Abschied von Bekanntem und der bewußte Verzicht auf Eindeutigkeit die nachhaltigere Aszese.
Die unsichere Situation im Hinblick auf die eigene Identität in vielen Gemeinschaften – und in diesem Punkt haben sie viel mit dem jungen Diözesanklerus gemeinsam – führt bzw. verführt zur Übernahme von Symbolen sog. „kompletter Identitäten". Dazu zählen besonders die Kleidung (Ordenskleid, Priesterkleidung usw.), aber auch die Übernahme geschlossener Überzeugungssysteme und

Symbole (was richtig und wahr ist vs. was falsch und irrig ist). Um Missverständnissen vorzubeugen – es ist kein Problem, wenn sich jemand priesterlich kleidet oder immer in Ordenstracht geht. Unter dem Gesichtspunkt der Berufung ist jedoch darauf zu achten, welche Funktion solche Symbole für den einzelnen Ordenschristen haben. In einer entchristlichten Gesellschaft kann so Präsenz gezeigt werden (sofern sie verstanden wird). Für viele jüngere Ordenschristen ist es auch eine große Hilfe, wenn sie so ihren neu gewonnen Lebensweg nach außen demonstrieren. Problematisch wird es nur, wenn sich vor allem Ordenschristen ab der Lebensmitte noch wesentlich auf diese äußeren Merkmale stützen müssen, um zu wissen, wer sie sind und wozu sie berufen sind. Identität in der Nachfolge Christi ist ein Prozess der inneren Reifung und Identifizierung, nicht der demonstrativen Symbole.

Weiterführende Fragen:

- Wer bin ich geworden? Was gehört unbedingt zu mir? Wer bin ich durch die Gemeinschaft und in der Gemeinschaft geworden? Fühle ich mich in dieser Gemeinschaft zuhause (den Menschen, mit denen ich lebe; dem Ort, an dem ich wohne; dieser spezifischen Spiritualität und Form der Nachfolge)?

Viele Ordenschristen ab 35 Jahre formulieren das Unbehagen, dass sie gut in einem Projekt arbeiten können, es jedoch es nicht schaffen, persönliche Beziehungen zu gestalten (Entwicklungsaufgabe / Ambivalenzkonflikt *Intimität vs. Isolierung*). Über viele Jahre waren sie „emotionale Selbstversorger", und dies wird in der Regel als eine Fähigkeit erlebt, ganz im Dienst einer wichtigen Sache stehen zu können. Jedoch zeigt sich im reiferen Erwachsenenalter oft eine innere Leere und die Unfähigkeit, sich persönlich zu riskieren. Die relative innere Ungebundenheit wird dann nicht mehr als Ressource, sondern als Belastung erlebt. Sie kann sich jedoch auch so zeigen, dass weiterhin hohe Ideale vertreten werden, jedoch das Leben in Gemeinschaft nicht mehr möglich ist. Nähe wird nur noch zur Belastung. Sobald die Arbeitsaufgaben nicht mehr im Mittelpunkt des Lebens stehen – durch Versetzung oder abnehmende Fähigkeit, ihnen gerecht zu werden – wird die Entheimatung in der Gemeinschaft schmerzlich deutlich. Die wachsende Fähigkeit zur persönlichen Hingabe in der Nachfolge wird andererseits zugleich auch als eine Gefährdung des jungfräulichen Lebensstiles erlebt.

Weiterführende Fragen:

- Wen liebe ich? Was liebe ich? Wie zeigt sich meine Hingabe – an Menschen, eine wertvolle Sache, in meinem Einsatz für die Gemeinschaft usw.? Wie lebe ich meinen Verzicht auf eine exklusive intime Beziehung in der Nachfolge Christi?

Eng verbunden mit den Fragen nach der Intimität sind solche nach der Fruchtbarkeit des eigenen Lebens (Entwicklungsaufgabe / Ambivalenzkonflikt *Generativität vs. Stagnation*). Ordenschristen zwischen 50 und 60, manche schon ab 40 Jahren fragen sich, was von ihnen bleibt. Oft ist eine Unruhe zu verspüren und die Grundfrage, ob sich das Leben in dieser Form der Nachfolge Christi so gelohnt hat. Andererseits erweist sich dieser Konflikt meistens als ausgesprochen fruchtbar.

Auffällig ist für mich, dass diese Spannung sich stärker emotional zeigt. Auf der einen Seite finden viele Ordenschristen eine tiefe, durch Erfahrungen geläuterte neugeschenkte Freude an der eigenen Berufung, auf der anderen Seite höre ich immer wieder von tiefer Verzweiflung und Enttäuschung am eigenen Leben. Die Frage, ob „die Wahrheit des eigenen Lebens" gelebt wird, fordert spätestens jetzt eine lebensfähige Antwort. Viele Ordenschristen gewinnen einen neuen Zugang zu ihrer Berufung und entdecken, wie sie die verbleibenen Jahre segensreich in der

gewählten Lebensform gestalten können. Die Zeit wird kostbarer, das Eigentliche – der Schatz im Acker – wird wichtiger, der Verzicht auf das „ungelebte Leben" tritt als Aufgabe stärker ins Bewußtsein.

Weiterführende Fragen:

- Für wen lebe ich? Für was lebe ich? Wie geht es mir mit der Tatsache, keine eigenen Kinder zu haben? Wofür werde ich mich die verbleibenden Lebensjahre besonders einsetzen?

Die achte Entwicklungsaufgabe bzw. der achte Ambivalenzkonflikt nach E.H. Erikson beschreibt gut die unter Punkt 2 beschriebenen Gesamtlage vieler Ordensgemeinschaften – *(Ich-)Integrität vs. Verzweiflung*. Daher kommen Fragen aus diesem Bereich nicht nur in der Einzelbegleitung, sondern vor allem auch in der Begleitung ganzer Konvente und Gemeinschaften zur Sprache. Auch für den einzelnen Ordenschristen, der Ordenschristin stellt sich die Frage, wie es weitergeht: War das alles – und war es gut so? Nur verschärft sich diese persönliche Lebensbilanz deutlich, wenn es über das persönliche Leben hinaus fraglich ist, wie es mit der Gesamtgemeinschaft weiter geht.

Weiterführende Fragen:

- Wenn ich auf mein Leben zurückschaue: Kann ich sagen, dass es so gut war? Würde ich etwas ändern wollen? Was kann ich heute noch ändern?

Gegenwart wahrnehmen – Zukunft gestalten

Jeder, der sich in Deutschland, Österreich oder der Schweiz zur Zukunft der Orden äußert, wird vielen Vorbehalten begegnen – und zurecht. Wenn es Patentrezepte gäbe, wären sie längst in Anwendung. Fest steht, dass Angebote von Ordensleben, die höhere Sicherheit und Sichtbarkeit (Identitätssymbole!) bieten in Zeiten der Unsicherheit mehr Nachfrage erleben werden. Das spricht vor allem für Klöster in der benediktinischen Tradition, die überschaubare Gemeinschaften und abgegrenzte Aufgabenbereiche kennen. Auch die sog. „neuen geistlichen Gemeinschaften" bieten in ihrer Weise eine Antwort auf die vielgestaltige Verunsicherung.

Für alle Gemeinschaften gilt jedoch nach meiner Meinung, dass sie vor allem als Lebens- und Glaubensgemeinschaft wichtig geworden sind. Wenn Christusnachfolge eher über ein Werk als über einen gemeinschaftlich gestalteten Weg der Nachfolge erlebt wird, wenn also die gemeinsamen Aufgaben – die getan werden *müssen*! – im Mittelpunkt stehen, dann wird es schwer, sich unter dem Druck der gegenwärtigen Abbrüche in seiner menschlichen Reifung auf dem Weg der Christusnachfolge zu erleben. Christus beruft Menschen, nicht Funktionsträger. Ordensleben wird auf Dauer daran gemessen werden, wie sehr die persönliche Berufung in eine ganzheitliche Nachfolge führt.

Mehr als in der Vergangenheit wird es von Bedeutung sein, sich gemeinsam mit anderen Menschen auf dem Weg der Nachfolge zu erleben. Daher gilt es auch, geistliche Formen der Kommunikation und der Zusammenarbeit zu schaffen, die solche Erfahrungen bestärken, und zwar sowohl innerhalb von Gemeinschaften wie zwischen den Gemeinschaften. Bei Gemeinschaften mit dem gleichen Charisma sind Kooperationen möglich, auch im Zusammenleben. Es ist meine feste Überzeugung, dass in einer offenen Gesellschaft solche Glaubenszeugnisse wichtiger sein werden als die Führung der Werke. Natürlich kann beides zusammen fließen, nur wird das Glaubenszeugnis größere Beachtung finden. Eine Vereinzelung der Personen und der Aufgaben nimmt dem Ordensleben die Kraft. Kleinkonvente sind zwar eine schwierigere Lebensform als das Leben in großen Gemeinschaften, da sie erhöhte Anforderungen an die menschlichen Kompetenzen der Ordenschristen stellen, jedoch

wird gerade ein solches Zeugnis Beachtung finden.
Die erfahrenen Verunsicherungen sind ein Anruf Gottes, der sich in kleinen Gemeinschaften fruchtbar beantworten läßt. Aufbrüche können in kleinen Gruppen gewagt werden, das gemeinschaftseigene Charisma kann sich in neuen zukunftsfähigen Projekten zeigen. Neue Formen des Zusammenlebens entstehen bereits in geistlichen Zentren und im Dienst an der Begleitung belasteter Menschen. Auch der Dienst an den Armen und Kranken sowie Randgruppen der heutigen Gesellschaft nimmt neue, weniger institutionsbelastete Formen an (z.B. in Hospizen, der Obdachlosenseelsorge usw.).

Gemeinschaften als Ganze können den jüngeren Mitschwestern und Mitbrüdern den Rücken freihalten für solche Aufbrüche, die nicht frei sind von vielfältigen Risiken. Vor allem die Herausforderung, sich ganz als Mensch und Glaubender riskieren zu sollen, kann so nachhaltig unterstützt werden. Denn es bleibt eben immer offen, wie die Zukunft solcher Glaubenswege aussehen wird. Das gehört wesentlich zur gegenwärtigen Form der Nachfolge Jesu.

P. Günter Niehüser ISch ist leitet den Fachbereich Exerzitienleitung und Geistliche Begeleitung des Institus der Orden für missionarische Seelsorge und Spiritualität (IMS). Er ist Noviziats und Terziatsleiter seiner Gemeinschaft.

Burkhard Conrad

Kirche in der Stadt

Einige Gedanken zur kirchlichen Präsenz in der Hamburger Hafencity

Seit einigen Jahren nun schon ist das Verhältnis von Stadt und Kirche ein viel diskutiertes Thema. In der anglikanischen Kirche etwa ist der Zusammenhang von christlichem Glauben und städtischem Umfeld spätestens seit Beginn der 1980er Jahren präsent. Die Herausforderungen und die Chancen des städtischen Lebens für die Kirche werden aber auch in anderen Konfessionen diskutiert; und das Aufkommen von sogenannten City-Kirchen ist ein Resultat dieser Überlegungen.

Es ist keinesfalls so – und das ist eigentlich selbstverständlich – dass die Kirche in ländlichen Gegenden vor keine größeren Probleme gestellt ist; doch sind in der Stadt – und ich spreche hier nun von der „deutschen" Stadt – die Spannungen zwischen Umfeld und Kirche besonders augenscheinlich. Zwei ausgewählte Beobachtungen seien hier genannt. Auf der Grundlage dieser ganz und gar konventionellen Beobachtungen werden anschließend verschiedene Arten der kirchlichen Präsenz vorgestellt, die in einem besonderem Maße auch das Anliegen eines ökumenischen Zentrums in der Hafencity unterstützen mögen:

Säkularisierung

Ganz abgesehen von regionalen Unterschieden ist die Kirchenbindung der Menschen in der Stadt und besonders in Hamburg gering. Im öffentlichen Leben und in den Medien mögen die großen Kirchen – und eigentlich nur diese – über eine gewisse Präsenz verfügen. In der Lebenswelt – um diesen soziologischen Begriff zu benutzen – der großen Mehrheit der Hamburger spielt die Kirche aber keine Rolle. Die kirchliche Symbolwelt ist den Menschen weitgehend fremd und über deren Anliegen – abgesehen vielleicht von der karitativen Dimension – ist den Menschen wenig bekannt.

Aller Säkularisierung zum Trotz scheint es mir jedoch, als ob die kirchliche Präsenz in der Stadt bei Menschen eine Erinnerung wachrufen kann. Nicht so sehr eine Erinnerung an eine eigene kirchliche Vergangen-

↑ Modell Ordensgemeinschaft

Hamburgs HafenCity

Auf einer Fläche von 155 Hektar entsteht mit der sogenannten „HafenCity" in Hamburg ein innenstädtischer Raum mit einer Nutzungsmischung aus Wohnen, Büro, Freizeit, Einzelhandel und Kultur. Das neue Stadtviertel in Innenstadtlage ist von gehobener Architekturqualität, einem hohen Wohnanteil und dem Bezug zum nahen Wasser geprägt. Die HafenCity soll die heutige Hamburger Innenstadt in ca. 20 Jahren um 40 Prozent erweitern. Den hier dokumentierten Vortrag hat Burkhard Conrad am 24. November 2007 im Rahmen eines Seminars „Ökumenische Perspektiven für die HafenCity" gehalten. Er behandelt verschiedene Möglichkeiten der kirchlichen Präsenz in dem neu entstehenden Stadtviertel und bezieht sich dabei auf spezifische Charakteristika verschiedener Ordensgemeinschaften.

heit, vielmehr aber eine Erinnerung an ein grundsätzliches „Mehr" im Leben; eine Erinnerung an die „Hypothek von Fragen" sozusagen, die im Leben nicht abgegolten werden kann. Die kirchliche Präsenz in einer Stadt sollte daher eine solche Erinnerung an „Mehr" wachrufen können. Und dies gilt nicht nur für herausgehobene Citykirchen, sondern ebenfalls für die „normalen" Ortsgemeinden. Kirchliche Arbeit wäre demnach Erinnerungsarbeit.

Segmentarisierung

Die städtische Gesellschaft ist in viele verschiedene Segmente bzw. Felder aufgeteilt. Diese kann man nach Alter, Geschlecht, Einkommen, Herkunft, Sprache, Religion, Beruf und dergleichen einteilen: Das Schanzenviertel ist jung; in Blankenese wohnen wenig Ausländer; Mümmelmannsberg ist arm. Auf solche Weise lassen sich den Stadtteilen – bedingt – verschiedene Eigenschaften zuweisen, die jeweils auf ihre Weise die Kirche herausfordern. Dabei wird oft wenig bedacht, dass die Stadt auch durch Zeit und Raum getrennt wird: Zu verschiedenen Zeiten befinden sich verschiedene Menschen in verschiedenen Räumen bzw. an verschiedenen Orten. Die Raumerschließung und Zeitrhythmen der Menschen sind heute sehr vielgestaltig: Viele Menschen arbeiten nach dem bürokratischen Vorbild von Neun bis Fünf; viele tun es eben auch nicht. Viele pendeln in die Innenstadt zur Arbeit; ebenso viele tun es nicht. Viele genießen die Ruhe des Sonntages; viele tun es aber auch nicht. Die Präsenz der Kirche in der Stadt muß diese Pluralisierung der Lebensabläufe im Auge behalten, möchte sie durch die Wahl „ihrer" Zeiten und Orte für alle Menschen offen bleiben. Ein Gottesdienst am Sonntagmorgen um neun Uhr mag den Gewohnheiten einiger Menschen entsprechen, schließt Jugendliche und Wochendpendler aber von der Teilnahme an der Feier faktisch aus. Und auch die räumliche Verortung eines Gottesdienstes sollte immer wieder gelockert werden, wie es bei Prozessionen und Freiluftgottesdiensten auch häufig geschieht.

Vor diesem nur blaß skizzierten Hintergrund stellt sich die Frage: Wie kann die Kirche in der Stadt und wie können die verschiedenen Kirchen gemeinsam in der Hafencity präsent sein? Einige grundlegende Fragen dieser Präsenz – Gebäude, Personal und dergleichen – haben sich bzgl. des ökumenischen Forum (annähernd) geklärt. Doch wie wird das innere Selbstverständnis dieser kirchlichen Präsenz in der Hafencity aussehen? Dazu seien einige Vorschläge gemacht. Zur Veranschaulichung dieser Vorschläge werde ich auf das Selbstverständnis von christlichen Orden zurückgreifen, welches ich für die Zwecke dieses Referats stark vereinfacht habe. Christliche Orden besitzen – so die Unterstellung – verschiedene Arten vor Ort und in der Zeit präsent zu sein. Die jeweiligen Ordensspiritualitäten werden durch diese unterschiedlichen Arten der zeitlichen und räumlichen Präsenz geprägt. Meine Vorstellungen hinsichtlich einer kirchlichen Präsenz in der Hafencity lassen sich folglich unterteilen: in eine benediktinische Präsenz, in eine franziskanische Präsenz und in eine dominikanische Präsenz.

Benediktinische Präsenz in der Hafencity

Klöster des Benediktinerordens findet man gemeinhin auf dem Land und dort wiederum meist auf irgendwelchen Höhen. Die einsame Lage soll das Gebetsleben fördern und die Ordensgemeinschaft vor zuviel Trubel schützen. Die Lage jenseits der Ballungszentren hat aber auch den Sinn, daß Menschen, die das Kloster aus welchem Grund auch immer besuchen wollen, sich auf den Weg machen müssen. Bündig ausgedrückt: die Menschen kommen zum Kloster, nicht das Kloster zu ihnen. Die benediktinische Präsenz ist somit durch eine Distanz zum Alltag der Menschen gekennzeichnet, die nur mittels eines be-

wußten Willensakt überwunden werden kann. Gleichzeitig wird diese Gegenwart aber auch durch eine nachhaltige Stabilität geprägt. Diese drückt sich nicht nur in der sogenannten „stabilitas" der Mönche und Nonnen aus, sondern auch in der Tatsache, daß Klöster zum einen auf Dauer angelegt sind und zum anderen ein nur wenig variierendes Gebetsleben pflegen.
Auf solch „stabile" Weise *warten* die benediktinischen Klöster auf die Menschen. Und sie warten in einer offenen Weise: die Klosterkirche steht offen; (fast) jederzeit steht ein Mönch oder eine Nonne zu Beichte oder Gespräch zur Verfügung; Gäste können übernachten. Die Mischung aus Distanz, Stabilität und Offenheit hat zur Folge, dass sich viele Menschen auf den Weg zu einem Kloster machen, um dort Ruhe, Gebet und Gespräch zu finden. Ein benediktinischer Präsenz markiert eine Zeit und einen Ort, die für eine Distanz stehen, derer es manchmal bedarf, um den Fragen des Lebens nachzugehen.
Was heißt dies nun für die Hafencity? Benediktinische Präsenz in der Hafencity hat eine zurückhaltende aber nachhaltige Gegenwart zur Folge. Diese Gegenwart wäre durch Stabilität und Offenheit gekennzeichnet. Sie würde den Menschen vor Ort Raum und Zeit zu Gebet, Stille, Gespräch anbieten, die Begegnung mit den Menschen aber nicht aktiv suchen. Diese kirchliche Präsenz würde darauf warten, dass die Menschen zu ihr kommen, im Vertrauen darauf, dass die Sehnsucht nach dem „Mehr" dies häufig genug veranlassen wird. Eine benediktinische Präsenz vertraut so auf das Wirken des Geistes in allen Menschen.
Ganz konkret heißt dies: *Erstens*, die geplante Kapelle in der Hafencity hat tagaus, tagein offen zu stehen, weil sich die Gegenwart von Kirche in der Stadt nicht über das städtebauliche Bild erreichen läßt, sondern mittels der offenen Türen kirchlicher Räume. Mit gewisser Zuspitzung betont: Abgeschlossene Kirchen verschließen Menschen den Weg zur möglichen Gottesbegegnung. Die verschiedenen Konfessionen mögen die Wichtigkeit des „heiligen" Ortes unterschiedlich betonen; Tatsache jedoch ist, dass eine offene Kirche Menschen zur Stille und zu der Frage nach dem „Mehr" einlädt. Und solches ist gerade in der Großstadt vonnöten.
Zweitens, benediktinische Präsenz in der Hafencity bedeutet ebenso, dass die Menschen am Gebet der vor Ort lebenden Gemeinschaft teilnehmen können, und dass dieses Gebet mit großer Regelmäßigkeit und Beständigkeit vonstatten geht. Davon hat man sich keine spektakulären Missionserfolge zu versprechen. Jedoch wird sich im Laufe der Jahre zeigen, dass die Menschen der Hafencity ein solches Angebot zu schätzen und nutzen wissen. Auch eine Bereitschaft der „Brücke"-Besatzung zu Gespräch und Seelsorge wird sich fruchtbar für das neue Stadtquartier auswirken.

Franziskanische Präsenz in der Hafencity

Im Gegensatz zur benediktinischen Weise verhält sich eine franziskanische Präsenz wesentlicher aktiver, was das Handeln in „weltlichen" Zusammenhängen anbelangt. Von der Idee her leben Franziskaner nicht in großen Klöstern, sondern in kleineren, relativ beweglichen Einheiten. Franziskaner werden versetzt, und sie suchen sich neue Aufgaben; einen franziskanischen Konvent besucht man auch nicht wegen seines schönen Chorgebets, sondern wegen des (hoffentlich) herrschenden karitativen Geistes. Die Armutsfrage steht bei den Franziskanern seit Beginn an im Zentrum ihres Selbstverständnisses. Eine franziskanische Präsenz in der Welt ist daher vor allem durch die „Option für die Armen" gekennzeichnet. Sie rückt jene Menschen in das Zentrum des Geschehens, die man sprachlich gerne an den „Rand" der Gesellschaft verbannt, obwohl sie oft im Zentrum unserer Städte wohnen.
Damit ist diese Art des kirchlichen Gegenwärtigseins oftmals sehr politisch, da beste-

hende gesellschaftliche und damit auch städtische Strukturen hinterfragt werden. Sie macht auf die verschiedenen Weisen aufmerksam, mit welchen die politische und wirtschaftliche Macht den städtischen Raum prägen, z.B. durch die de facto Privatisierung von Straßenzügen mittels des Einbaus von Einkaufspassagen bzw. durch die „Verramschung" der Innenstädte durch immer mehr Veranstaltungen des sogenannten Stadtmarketings. Eine franziskanische Präsenz hingegen schaut hinter die schönen und gläsernen Fassaden unserer Stadt und macht auf Mißstände aufmerksam, und sie tut ihr Bestes, diese zu beseitigen. Ihr Leitsatz ist die Aussage Jesu Christi in der Rede vom Gericht (Mt. 25): „Was ihr getan habt einem meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir getan." Und auch: „Was ihr nicht getan habe einem meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir auch nicht getan."
Diese aktive Dimension der kirchlichen Präsenz in der Stadt soll sich auch bei der Arbeit des Ökumenischen Forums in der Form einer „offenen und aktiven Nachbarschaftspflege" ausdrücken. Nun wird die Hafencity nicht wirklich ein „gemischtes" Wohngebiet werden, in welchem Menschen aller Nationen und Lohnsteuerklassen nebeneinander leben. Vielmehr zeichnet sich ab, dass – wie häufig, wenn in europäischen Städten ehemalige Industrieflächen am Wasser in Wohngebiete verwandelt werden – die Bevölkerung in der Hafencity mehrheitlich wohlhabend sein wird. Trotzdem wird auch in der Hafencity eine „Option für die Armen" zu verwirklichen sein. Diese hat jene Menschen im Blick, denen es in materieller Hinsicht an vielem mangelt. Sie hat aber auch jene im Blick, die in diesem neuen und etwas künstlich hochgezogenen Quartier unter einer Armut an Beziehung und Kontakt leiden. Das Ökumenische Forum kann als eine Brücke fungieren, welche die Menschen im Stadtteil miteinander verbindet. Es kann aber auch eine politische Stimme sein, die fragwürdige Prozesse wie zum Beispiel Privatisierung des öffentlichen Raumes, Gentrifizierung bzw. „Verpöselung" – wie es in Hamburg gelegentlich heißt – und gesellschaftliche Exklusion zum Thema macht. So setzt die franziskanische Präsenz auf ein aktives und karitatives Gestalten der Hafencity. Durch ihr Engagement ruft sie die Erinnerung an die „Hypothek von Fragen" wach, die unsere Gesellschaft immer wieder umtreiben.

Dominikanische Präsenz in der Hafencity

Historisch gesehen stammen die Franziskaner und die Dominikaner aus der gleichen Epoche des Hochmittelalters. Beide ähneln sich in einer gewissen Distanz zu dem kontemplativen Ideal der monastischen Orden. Sie ähneln sich ebenfalls in ihrer aktiven Einmischung in die Belange einer „Welt", die zur Zeit des Hochmittelalters zunehmend städtisch geprägt war. Während bei einer franziskanischen Präsenz die karitativen Fragen im Vordergrund stehen, da betont eine dominikanische Präsenz die Dimension der Verkündigung. Die dominikanische Präsenz ist eine Gegenwart des Wortes Gottes und der Predigt, weshalb die Dominikaner auch als „Predigerorden" bekannt wurden. „Predigt" meint hier zwar nicht nur die Predigt innerhalb eines Gottesdienstes, aber es meint durchaus den bewußten Akt der Verkündigung des Evangeliums in Form einer Rede, eines Gesprächs oder dergleichen.
Die dominikanische Präsenz steht für eine intellektuelle Auseinandersetzung mit dem Geist einer jeweiligen Zeit und für die Verkündigung des Wortes Gottes innerhalb dieser Zeit. Dies bedeutete in der Vergangenheit, dass die akademische Ausbildung für die Dominikaner von großer Wichtigkeit war, denn mittels eines Studiums kann man sich hervorragend Zugänge zu einem Verständnis der Welt verschaffen. Und dieses Verständnis der Welt macht es wiederum möglich, dass man in dem Werk der Verkündigung auf die Fragen eingeht, welche die Menschen einer Stadt umtreiben. So versucht die dominikanische

Präsenz die unzweideutigen Maßgabe des Missionsbefehl Christi mit einem tiefen Verständnis für die Situation der Menschen in der Welt zu verbinden. Es ist gleichsam die Versöhnung von Welt und Wahrheit, und die Stadt ist der Ort, wo diese Versöhnungsarbeit am notwendigsten erscheint.

Die aktive Form der christlichen Verkündigung wird es auch in der Hafencity geben. Sie wird nicht nur die Aufgabe einzelner Menschen einer Hausgemeinschaft sein. So „fromm" es klingen mag, das „Ökumenische Forum" soll ein missionarischer Ort sein, von dem aus das Evangelium in die Stadt hinauswächst. Ist es bei der franzikanischen Präsenz das aktive Handeln, so steht die dominikanische Präsenz für das aktive Wort, das in einen Austausch mit den Menschen treten möchte. Da viele dieser Menschen einen Gottesdienst als eine relativ „hochschwellige" Veranstaltung wahrnehmen, werden vor diesem Hintergrund auch „niederschwellige" Angebote vonnöten sein; zu denken wäre hier an verschiedene Formen der Erwachsenenbildung, Angebote für Jugendliche wie z.B. Hausaufgabenhilfe und ortsspezifische Bildungsarbeit.

Jede Form der Verkündigung, die an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit vonstatten geht, wird aber einen großen Teil der Menschen eines Stadtteiles nicht erreichen, wie ich anfangs festgestellt habe. So ist dann auch hier eine „aufsuchende kommunikative Arbeit" vonnöten, die die kirchliche Präsenz als Präsenz der Verkündigung ganz bewußt auch außerhalb der Kirchenmauern und zu „unüblichen" Zeiten praktiziert. Dabei gehe ich davon aus, dass die Menschen in dieser Stadt grundsätzlich ein Bedürfnis aber auch eine Freude daran haben, wenn sie im öffentlichen Raum auf „seriöse" und reflektierte Repräsentanten der Kirche treffen, die sie an das „Mehr" ihres Lebens erinnern. Auf solche Weise könnte das Ökumenische Forum Hafencity ein Beitrag dazu leisten, dass die Kirche und der christliche Glauben in der Öffentlichkeit der Hafencity und der Stadt gegenwärtig sind.

Schluß

Die vorgestellten drei Arten der Präsenz repräsentierten keineswegs eine Vollständigkeit und stehen auch nicht generell miteinander im Widerspruch. Weder Benediktiner, noch Franziskaner und Dominikaner werden in der Hafencity einziehen, weswegen das Konzept des Ökumenischen Forums sich auch aus verschiedenen Traditionen speisen sollte. Letztlich gehen die benediktinische, die franziskanische und die dominikanische Formen des Gegenwärtigseins jeweils ein anderes Mischverhältnis von Kontemplation und Aktion ein, um diese nützliche aber auch etwas vielstrapazierte Unterscheidung zu benutzen. Wie auch immer die kirchliche Gegenwart in der Hafencity ausschauen mag, ein gewisses Maß an Kontemplation und Gebet und ein gewisses Maß an Aktion und politischem Handeln werden vonnöten sein. Es wäre schön, wenn das Ökumenische Forum als ein Ort bekannt werden würde, wo diese beiden Aspekte in einem gesunden Gleichmaß zum Tragen kommen. Die Menschen sollen sich zum Gebet und zum inneren Wachstum eingeladen fühlen. Sie sollen aber auch dort aufgesucht werden, wohin sie sich aus welchen Gründen auch immer zurückgezogen haben. So leistet die Kirche einen Beitrag zum Projekt einer „an Geist wachsenden Stadt". Sie stärkt die Gemeinschaft der Menschen untereinander, und sie trägt das Wort Gottes hinaus in die Hafencity. Ein „himmlisches Jerusalem" wird Hamburg dadurch nicht werden, aber sicherlich eine „geistvollere" Stadt.

Burkhard Conrad ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Politische Wissenschaft der Universität Hamburg. Er ist Kandidat der Dominikanischen Laiengemeinschaft innerhalb der Provinz Teutonia.

Karsten Stecker

Rechtliche und steuerliche Aspekte von Ordenszusammenschlüssen

In den letzten Jahren werden verstärkt bislang kirchen- und zivilrechtlich eigenständige Provinzen von Ordensgemeinschaften zu einer einheitlichen kirchenrechtlichen Gemeinschaft („Deutsche Provinz") bundesländer- oder staatenübergreifend zusammengeführt. Aus diesem Anlass ergeben sich neben den ordensinternen und kirchenrechtlichen Überlegungen eine Vielzahl von rechtlichen und steuerlichen Fragen, insbesondere unter dem Aspekt, dass die zivil- und kirchenrechtlichen Zusammenschlüsse sich regional über verschiedene Bundesländer erstrecken. Im Folgenden sollen exemplarisch einige dieser Fragestellungen angesprochen werden:

Grundsätzliche Erwägungen

Ausgangspunkt der grundsätzlichen Überlegungen ist die Frage, welche Rechtsform bzw. gesellschaftsrechtliche Trägerstruktur die beteiligten Ordensgemeinschaften aufweisen, und welche Zielrechtsform bzw. Trägerstruktur im Rahmen des Vereinigungsprozesses zukünftig angestrebt wird. Bei der Überlegung, welche Rechtsform die einheitliche kirchenrechtliche Gesamtgemeinschaft haben soll, ist üblicherweise zwischen dem eingetragenen Verein und der Körperschaft des öffentlichen Rechts zu unterscheiden. Andere Rechtsformen wie die gemeinnützige GmbH sind als Rechtsträger von Ordensgemeinschaften zwar denkbar, spielen in der Praxis jedoch nur eine untergeordnete Rolle. Bei den von der Solidaris Unternehmensberatungs-GmbH* in der Vergangenheit begleiteten Ordenszusammenführungen wurde als Zielrechtsform die Körperschaft des öffentlichen Rechts, insbesondere aufgrund ihres privilegierten Status im Hinblick auf die steuerrechtlichen Rahmenbedingungen, bevorzugt. Hierbei ist zu beachten, dass das Vorhandensein von öffentlich-rechtlichen Körperschaften vor allem abhängig vom jeweiligen Sitz der Ordensgemeinschaft ist. So bestehen im Freistaat Bayern sowie in Rheinland-Pfalz und Baden-Württemberg Ordensgemeinschaften überwiegend in der Rechtsform der Körperschaft des öffentlichen Rechts, während in den anderen Bundesländern Ordensgemeinschaften vor allem in der Rechtsform des eingetragenen Vereins zu finden sind.

In Rahmen der Entscheidung über die Zielrechtsform und -struktur der einheitlichen Gemeinschaft ist insbesondere auch zu hinterfragen, welche Arten von Einrichtungen von den am Zusammenschluss beteiligten Ordensgemeinschaften betrieben werden und welche sinnvolle Organisationsstruktur sich für diese anbietet. Im Rahmen der damit verbundenen Vermögensübertragungen inklusive der Übertragung von Grundstücken ist ferner zu prüfen, inwieweit Betriebe gewerblicher Art vorliegen und diese auch gegenüber dem Finanzamt erklärt wurden bzw. von der Finanzverwaltung als solche behandelt wurden. Im Hinblick auf den besonderen Status von anerkannten Religionsgemeinschaften ist insbesondere die Verfügung der Oberfinanzdirektion Hannover vom 19. Februar 2004 (S 2706-165-STO 214) rele-

vant. Gemäß dieser Verfügung ist bei öffentlich-rechtlichen Religionsgemeinschaften und diesen nahestehenden Einrichtungen zu prüfen, ob die Einrichtungen dem hoheitlichen Bereich zuzuordnen sind. Dies ist dann der Fall, wenn die Einrichtungen nach dem kirchenrechtlichen Selbstverständnis dazu dienen, den Verkündigungsauftrag der Kirche wahrzunehmen. Dies ist insbesondere bei kirchlichen Angeboten an Christen und religiös Interessierte zu bejahen, z. B. bei Besinnungstagen, Exerzitien, Seminaren, Schulungen oder sonstigen Veranstaltungen zu relevanten gesellschaftsrechtlichen Themen. Entscheidend ist hierbei der spezifische kirchliche Charakter. Darüber hinaus wird auch bei Kindergärten, Kinderhorten, Kindertagesstätten sowie Alten- und Pflegeheimen, Krankenhäusern und Sozialstationen regelmäßig eine kirchliche Aufgabenwahrnehmung bzw. ein kirchlicher Verkündigungsauftrag als im Vordergrund stehend angesehen, mit der Folge, dass diese Tätigkeiten dem Hoheitsbereich einer öffentlich-rechtlichen Religionsgemeinschaft zuzuordnen sind und damit keinen Betrieb gewerblicher Art begründen.

Aus steuerlicher Sicht kann in der Regel eine Übertragung der Einrichtungen zu Buchwerten erfolgen, da diese Einrichtungen bzw. Vermögenswerte im Hoheitsbereich der Körperschaft des öffentlichen Rechts zu erfassen sind. Sind solche zu übertragenden Einrichtungen im hoheitlichen Bereich der Körperschaft zu erfassen, ist die Aufstellung einer Satzung gemäß § 60 AO unter steuerlichen bzw. gemeinnützigkeitsrechtlichen Gesichtspunkten entbehrlich.

Allerdings ist zu berücksichtigen, dass steuerpflichtige wirtschaftliche Geschäftsbetriebe von dem Privileg der hoheitlichen Tätigkeit im Rahmen des kirchlichen Verkündigungsauftrags nicht erfasst sind und unter den weiteren Voraussetzungen des § 4 KStG als Betriebe gewerblicher Art zu besteuern sind.

Neben diesen grundsätzlichen steuerrechtlichen Aspekten ergeben sich gerade bei zivilrechtlichen Vermögensübertragungen zwischen verschiedenen Rechtsträgern weitere steuerliche Fragestellungen insbesondere im Hinblick auf den Anfall von Grunderwerbsteuer, Schenkungsteuer sowie die Umsatzsteuer.

Grunderwerbsteuer

Die Vermögensübertragung und die Übertragung des Eigentums an Grundstücken und grundstücksgleichen Rechten ist gemäß § 3 Abs. 2 GrEStG von der Grunderwerbsteuer befreit, wenn der Vorgang der Schenkungsteuer unterliegt. Die Übertragung von Grundstücken von einer Ordensgemeinschaft in der Rechtsform des eingetragenen Vereins auf eine Ordensgemeinschaft in der Rechtsform der Körperschaft des öffentlichen Rechts kann nach § 3 Abs. 2 GrEStG von der Grunderwerbsteuer befreit sein, wenn keine Gegenleistungen (wie zum Beispiel Verbindlichkeiten) übernommen werden. Darüber hinaus sind Grundstückserwerbe ggf. gemäß § 4 Nr. 1 GrEStG von der Grunderwerbsteuer befreit, wenn die Grundstücksübertragung in Zusammenhang mit der Übertragung öffentlicher Aufgaben steht. Hier sind also auch die o. g. Voraussetzungen im Rahmen der Verfügung der Oberfinanzdirektion Hannover vom 19. Februar 2004 nochmals zu prüfen, mit der Folge, dass die Übertragung von Grundstücken zwischen Ordensgemeinschaften in der Rechtsform der Körperschaft des öffentlichen Rechts nach § 4 Nr. 1 GrEStG von der Grunderwerbsteuer befreit sein kann.

Schenkungsteuer

Die Vermögensübertragung und die Übertragung des Eigentums an Grundstücken und grundstücksgleichen Rechten ist nach § 13 Abs. 1 Nr. 16a ErbStG von der Schenkungsteuer befreit, da die Vermögenswerte

für Tätigkeiten einer Körperschaft des öffentlichen Rechts bzw. für steuerbegünstigte Tätigkeiten eingesetzt werden.

Umsatzsteuer

Je nach gewähltem Weg des Zusammenschlusses (Umwandlung, Auflösung mit Anfallklausel etc.) der Orden wird hinsichtlich der Umsatzsteuer entweder eine nach § 1 Abs. 1a UStG nicht steuerbare Geschäftsveräußerung im Ganzen vorliegen oder es überhaupt an einem Leistungsaustausch fehlen. Zudem kann grundsätzlich bei der Umwandlung zweier Körperschaften (e. V., KöR), an denen niemand Gesellschaftsrechte erwerben kann, eine Entgeltlichkeit in Form von Gesellschaftsrechten auch nicht angenommen werden.

Soweit Zweckbetriebe und Vermögen aus der Vermögensverwaltung auf die Körperschaft des öffentlichen Rechts übertragen werden, erfolgt dies regelmäßig zu Buchwerten und damit ertragsteuerneutral. Für Körperschaften, welche ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige, mildtätige oder kirchliche Zwecke verfolgen, sind ferner die besonderen Vorschriften der §§ 52 bis 68 AO zu beachten. Hierbei ist vor allem der Grundsatz der Vermögensbindung nach § 55 Abs. 1 Nr. 4 AO zwingend. So darf bei Auflösung einer steuerbegünstigten Körperschaft das Vermögen nur für steuerbegünstigte Zwecke verwendet werden. Diese Voraussetzung ist nach § 55 Abs. 1 Nr. 4 Satz 2 AO auch dann erfüllt, wenn das Vermögen einer anderen steuerbegünstigten Körperschaft oder einer Körperschaft des öffentlichen Rechts für steuerbegünstigte Zwecke übertragen wird.

Karsten Stecker ist als Rechtsanwalt und Prokurist bei der Solidaris-Revisions GmbH in München tätig.

* Der vorliegende Artikel wurde erstmals in der Solidaris-Information 2/2008 veröffentlicht.

Praxis-Hinweis:

Aufgrund der vorstehend aufgeworfenen steuerrechtlichen Fragestellungen ist grundsätzlich zu empfehlen, die beabsichtigten Vermögensübertragungen im Vorfeld mit den zuständigen Finanzämtern abzustimmen. Sollte beabsichtigt sein, von einer Ordensgemeinschaft in der Rechtsform des eingetragenen Vereins auf einen anderen Rechtsträger eine Vermögensübertragung durchzuführen, empfiehlt es sich, im Vorfeld die satzungsmäßige Vermögensanfallsberechtigung bei Auflösung des eingetragenen Vereins dahingehend zu ändern, dass die aufnehmende Ordensgemeinschaft auch die vermögensanfallsberechtigte Ordensgemeinschaft ist.

Neben den steuerlichen Themen gibt es eine Vielzahl anderer praktischer Probleme, die im Vorfeld mit den Beteiligten abzustimmen sind. Hierzu gehört neben der Frage der Behandlung etwaiger Fördermittel, insbesondere im Krankenhaus- und im Pflegeheimbereich, auch die Frage der Einbeziehung der Kostenträger zur Sicherstellung der zukünftigen Finanzierungsgrundlagen der Einrichtungen. Daneben spielen oftmals Fragen der Zusatzversorgung der Mitarbeiter der jeweiligen Einrichtungen eine besondere Rolle; hier können, abhängig von den regionalen Gegebenheiten, unterschiedliche Zugehörigkeiten zu Zusatzversorgungskassen bestehen.

M

Mitteilungen der Ordenskorrespondenz

abgeschlossen am 19. Mai 2008

Aus dem Vatikan

Mehr Profil für katholische Bildungseinrichtungen

Papst Benedikt XVI. fordert von den katholischen Schulen und Universitäten in den USA eine Schärfung ihres Profils. Bei einer Begegnung mit Lehrern und Dozenten in der Katholischen Universität Washington im Rahmen seiner USA-Reise am 17. April 2008 betonte er deren Pflicht und Privileg, eine Unterweisung in der katholischen Lehre und Praxis zu gewährleisten. Das verlange ein „öffentliches Zeugnis" der christlichen Botschaft innerhalb wie außerhalb des Unterrichts. „Ein Abweichen von diesem Leitbild schwächt die katholische Identität und führt, weitab von einem Freiheitsgewinn, unausweichlich zu Verwirrung, sei es moralisch, intellektuell oder geistlich", sagte Benedikt XVI. Er nannte es unverzichtbar, die persönliche Nähe der Studierenden zu Christus zu stärken und sie zu einer Teilnahme am kirchlichen Leben zu ermutigen. Bildung müsse moralischer Verwirrung und einer Fragmentierung des Wissens entgegenwirken. Der Papst forderte die US-Katholiken auf, kirchliche Bildungseinrichtungen großzügig und nachhaltig zu unterstützen. Es dürfe keine sozialen oder wirtschaftlichen Hemmschwellen geben: „Keinem Kind sollte das Recht auf eine Erziehung im Glauben verwehrt werden, der wiederum die Seele der Nation nährt." Den Auftrag der Kirche beschrieb der Papst als „Diakonie der Wahrheit". Damit an katholischen Bildungseinrichtungen der Glaube spürbar sei, brauche es einen entsprechenden Ausdruck in Gottesdiensten, Gebeten, Wohltätigkeit und Einsatz für Gerechtigkeit und Ökologie. Christliche Erzieher müssten die Jugendlichen von den „Schranken des Positivismus" befreien und ihre Empfänglichkeit für Gott wecken. Nachdrücklich wandte sich das Kirchenoberhaupt gegen „säkularistische Ideologien", die einen Keil zwischen Wahrheit und Glauben treiben wollten. Das führe dazu, Wahrheit mit Wissen gleichzusetzen. Eine positivistische Mentalität leugne die Grundlagen des Glaubens und die Notwendigkeit moralischer Leitbilder. Der Verzicht auf die moralischen Kategorien von richtig und falsch ebne „kalten pragmatischen Nützlich-

keitskalkülen" die Bahn, warnte der Papst. Der Mensch drohe zu einer Figur auf einem ideologischen Schachbrett zu werden.
Wenn jenseits des Individuums nichts definitive Gültigkeit habe, werde die Wunscherfüllung des Einzelnen zum letzten Maßstab, betonte Benedikt XVI.: „Wir erleben die Hypothese der Gleichwertigkeit jeder Erfahrung und ein Zögern, Unvollkommenheit und Fehler einzugestehen." Besonders beunruhigend nannte er eine „Reduktion des kostbaren und sensiblen Bereichs der Sexualitätserziehung auf Risikomanagement". Katholische Erzieher mahnte das Kirchenoberhaupt, die Beziehung zwischen Glauben und allen Aspekten des familiären und bürgerlichen Lebens herauszustellen. An Mitglieder katholischer Universitäten gewandt bekräftigte er den „großen Wert der akademischen Freiheit". Sie könnten sich aber nicht auf diesen Grundsatz berufen, wenn es um Positionen gehe, die dem Glauben und der Lehre der Kirche widersprächen. (kna)

Internationaler Kongress der Virgines consecratae in Rom

Vom 14. bis 20. Mai 2008 fand in Rom ein internationaler Kongress der Virgines consecratae statt. Der siebentägige Kongress stand unter dem Thema „Geweihte Jungfräulichkeit: Eine Gabe in der Kirche und für die Kirche" und wurde von einer internationalen Kommission vorbereitet. Deutsches Mitglied der Kommission war die Regensburger Ordensreferentin und Ordinariatsrätin María Luisa Öfele. Der Kongress diente einer theologischen Vertiefung der Berufung und fand in der päpstlichen Hochschule „Regina Apostolorum" der Legionäre Christi statt. Im Rahmen der Tagung empfing Papst Benedikt XVI. die Teilnehmerinnen in Audienz. Benedikt XVI. erinnerte in seiner Ansprache daran, dass der „Ordo Virginum" in der Kirche nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil zu einer neuen Blüte gekommen sei. Die Wurzeln dieses Standes gingen „auf die Anfänge des Lebens nach dem Evangelium als eine unerhörte Neuheit" zurück. Es handle sich um ein Charisma, das keine besondere Lebensart vorgesehen und sich langsam institutionalisiert habe, bis hin zur feierlichen öffentlichen Weihe, die vom Bischof verliehen worden sei. Diese besondere Lebensform könne anscheinend keine spezifischen Eigenschaften des Ordenslebens wie etwa den Gehorsam vorweisen, er erfordere aber implizit die Erfüllung der evangelischen Räte. Die Entscheidung zum jungfräulichen Leben sei, so der Papst, „eine Erinnerung an die Vergänglichkeit der irdischen Wirklichkeiten und eine Vorwegnahme der künftigen Güter. Weltweit gibt es rund 3000 Virgines consecratae. 492 von ihnen wurden zu dem Kongress erwartet, darunter 40 Frauen aus 16 deutschen Bistümern.

Papst warnt Ordensgemeinschaften vor Verweltlichung

Papst Benedikt XVI. warnt die Orden vor Verweltlichung. Die fortschreitende Säkularisierung spare auch die religiösen Gemeinschaften nicht aus, sagte er Mitte Februar 2008 bei einer Begegnung mit internationalen Ordensoberen und Mitgliedern der vatikanischen Ordenskongregation. Trotz „sich verdichtender Wolken am Horizont" gebe es allerdings auch Anzeichen für ein neu erwachendes Interesse am Ordensleben, so der Papst laut dem vom Vatikan veröffentlichten Redeskript. Benedikt XVI. sprach von einer teils besorgniserregenden Krise bei den Orden. In den vergangenen Jahrzehnten hätten sich in Männer- wie auch Frauengemeinschaften unübersehbar Überalterung, Berufungsrückgang und mitunter eine „spirituelle und charismatische Müdigkeit" bemerkbar gemacht. Demgegenüber zeigten sich Signale des Aufschwungs besonders dort, wo Ordensgemeinschaften zu ihren Ursprüngen und dem Geist ihrer Gründer zurückgekehrt seien. Viele junge Menschen

suchten neue Formen des geweihten Lebens. Gemeinsam sei den Neuaufbrüchen der Wunsch nach radikal gelebter evangelischer Armut, Liebe zur Kirche und Hingabe für den notleidenden Nächsten. (kna)

Kardinal Franc Rodé kritisiert Priester und Ordensleute

Zu weltlich, Widerstand gegen das Priestergewand, die Ordenstracht und den Gehorsam gegenüber den Oberen, wenig Interesse für das Gebet und das Gemeinschaftsleben: Mit diesen Worten fasst Kardinal Franc Rodé, Präfekt der Kongregation für die Institute geweihten Lebens und für die Gesellschaften apostolischen Lebens, in einem Interview mit der Turiner Tageszeitung „La Stampa", das Mitte Februar 2008 veröffentlicht wurde, Aspekte des zeitgenössischen Priester- und Ordenslebens zusammen. „Die Verbürgerlichung und der moralische Relativismus sind die beiden großen Gefahren, die das Ordensleben schwächen", erklärte der Kardinal. In Bezug auf Irrtümer, Missbräuche oder die Laxheit der Sitten und der Lebensentscheidungen stünden jeder Ordensgemeinschaft auf der Grundlage des Prinzips der Subsidiarität ihre eigenen Kontrollorgane zur Verfügung. Der Heilige Stuhl greife nur in Extremfällen wie der Missachtung der Ordenskonstitutionen ein. Kardinal Rodé zeigte sich davon überzeugt, dass der Zölibat kein Hindernis darstelle und eher eine Freiheit zur Liebe und Selbstschenkung offenbare. (zenit)

Papst: Klosterleben ist keine „ichbezogene Selbstverwirklichung"

Benedikt XVI. hat das Klosterleben vor dem Vorwurf einer „ichbezogenen Selbstverwirklichung" in Schutz genommen. Im Mittelpunkt der monastischen Existenz stünden die aufrichtige Suche nach Gott und gelebte Demut, sagte der Papst bei der Generalaudienz am 9. April 2008 auf dem Petersplatz. Auf diesem Weg könne der Mensch Christus immer ähnlicher werden. Aus dem „betenden Hinhören auf Gott" müsse allerdings auch konkretes Handeln folgen. Ohne Gebet könne es keine Gotteserfahrung geben, betonte Benedikt XVI. unter Verweis auf den heiligen Benedikt von Nursia (um 480-547). Dessen Rat „der Liebe zu Christus nichts vorziehen" weise noch heute den Weg zu einem erfüllten Leben und zur Erneuerung der Gesellschaft aus dem christlichen Glauben. (kna)

USG/UISG-Arbeitsgemeinschaft plant Informationspool zu Umweltschutzprojekten

Die Kommission für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung, ein Teil der Konferenz der Generaloberen und Generaloberinnen (USG/UISG) in Rom, hat vor kurzem die Arbeitsgruppe „Bewahrung der Schöpfung" ins Leben gerufen. Sie besteht aus Mitgliedern von religiösen Gemeinschaften und interessierten Laien. Die Arbeitsgruppe plant eine Datenbank mit Projekten und Programmen, die von religiösen Gemeinschaften auf der ganzen Welt verfolgt werden. Die Informationen sollen per Internet und E-Mail zugänglich gemacht werden. Zudem sollen pädagogische Materialien zum Umweltschutz entwickelt werden.

Deutscher Pallottiner zum Berater am päpstlichen Einheitsrat berufen

Papst Benedikt XVI. hat neue Berater am Päpstlichen Einheitsrat ernannt. Darunter sind der Pallottiner P. George Augustin SAC, Dogmatik-Professor an der Ordenshochschule in Vallendar, sowie der belgische Benediktiner Thomas Pott. (rv)

Aus der Weltkirche

USG/UISG im Kampf für Aids-Kranke und deren Familien

Unter dem Titel „In loving service" fand vom 3. bis 5. Mai 2008 in Rom eine internationale Tagung der Vereinigungen der Generaloberen und der Generaloberinnen der männlichen und weiblichen Ordensgemeinschaften (USG/UISG) statt. Dabei wurde eine Studie präsentiert, die von den beiden Vereinigungen in Zusammenarbeit mit der UN-Agentur zur Bekämpfung von Aids und der katholischen Georgetown University erstellt wurde. Ziel der Studie ist es, die Zuwendung zu den rund 40 Millionen HIV-positiven Personen in aller Welt (davon zwei Drittel in Afrika) zu intensivieren. Bei einer Pressekonferenz betonte der Vorsitzende der USG-Gesundheitskommission, Kamillianerpater Frank Monks, dass das Engagement der Ordensleute allen von Aids Betroffenen gelte, „ohne jede Unterscheidung von Religion, Nation oder Kultur". Es gehe aber darum, die Initiativen der einzelnen Orden besser zu koordinieren, um die Anwaltschaft für die Anliegen der HIV-Positiven bei den internationalen Institutionen und bei den Regierungen durchschlagskräftiger zu machen, aber auch die Anstrengungen zur Vorbeugung und die Hilfe für die aktuell Kranken zu intensivieren. (kap/vid)

Europa

Ludgardis Craeynest SDB (69), belgische Salesianerin, ist am 15. Februar 2008 zur Präsidentin der Union der europäischen Konferenzen der Höheren Ordensobern (UCESM) gewählt worden. Die Ordensfrau übernahm im belgischen Torhout die UCESM-Präsidentschaft vom deutschen Herz-Jesu-Priester P. August Hülsmann. Er hatte das Amt seit dem Jahr 2004 inne. Der UCESM gehören die Vorsitzenden und Generalsekretäre der Superiorenkonferenzen von Frauen- und Männerorden aus 26 europäischen Staaten an. Der Zusammenschluss vertritt damit rund 400.000 Ordensleute aus ganz Europa.

Frankreich

Der Grundsatz der Unverletzlichkeit der Wohnung gilt laut einem Urteil eines Gerichts im südfranzösischen Montpellier auch für die Zellen von Ordensleuten im Kloster. Der Prior einer örtlichen Ordensgemeinschaft wurde laut französischen Zeitungsberichten deswegen zu einer auf Bewährung ausgesetzten Geldbuße verurteilt. Der Obere hatte 2002 offenbar nach internen Querelen im Kloster die Zelle eines damals 81-jährigen Ordensmannes räumen lassen, während dieser auf einer Auslandsreise war. Der Betroffene, der heute in einem Altersheim lebt, erhielt symbolisch einen Euro Schadenersatz. Der Prior kündigte Berufung an. (kna)

Slowakei

Das weltweit erste Kloster byzantinischer Klausur-Redemptoristinnen ist im ostslowakischen Vranov nad Toplou v Lomnici eingeweiht worden. An dem Festgottesdienst unter Vorsitz des griechisch-katholischen Metropoliten von Presov, Jan Babjak, nahmen neben fünf Bischöfen und einer großen Zahl von Gläubigen und Ordensleuten auch der Generalobere des Redemptoristen, der US-

Amerikaner Joseph Tobin, teil. Die sechs ersten Konventmitglieder stammen aus der Slowakei und starteten vor sechs Jahren in der Nähe von Presov das Ordensleben auf Basis eines Provisoriums. Finanziert wurde der Klosterbau mit Unterstützung der Redemptoristinnen vor allem aus Irland und Belgien. (kathpress)

Österreich

Die Stiftsbibliothek von Admont ist seit Mitte März 2008 wieder in ihrer vollen Pracht zu erleben. Der weltweit größte klösterliche Bibliothekssaal wurde in den vergangenen vier Jahren generalsaniert. Der 1776 fertiggestellte Bau zählt zu den bedeutendsten Kulturdenkmälern Österreichs und zu den großen Gesamtkunstwerken des europäischen Spätbarocks. Das Ausstellungsprogramm geht bis zum 9. November 2008 und widmet sich in diesem Jahr dem Thema „Bibliothek und Bücher". Der 1776 vollendete spätbarocke Bibliothekssaal wurde von Abt Matthäus Offner in Auftrag gegeben und vom Grazer Baumeister Josef Hueber (1715-1787) erbaut. Mit 70 Metern Länge, 14 Metern Breite und einer Höhe von bis zu 13 Metern ist der in drei Teile gegliederte Raum nach Angaben der Abtei der größte klösterliche Bibliothekssaal der Welt. Der künstlerisch reich ausgestattete Saal wurde seit seiner Fertigstellung im Jahre 1776 noch nie einer Gesamtrestaurierung unterzogen. Während der vierjährigen Restaurierung ist nun die gesamte Anlage in ihrer baulichen und künstlerischen Ausstattung mit den barocken Fresken, Skulpturen, Fenstern und dem Marmorboden restauriert worden, ebenso wie ein Teil des 70.000 Exemplare umfassenden Bücherschatzes.

Israel/Gazastreifen

Auf eine von Ordensfrauen geleitete katholische Schuleim Gazastreifen ist am 16. Mai 2008 ein Bombenattentat verübt worden. Verletzt wurde bei dem Anschlag niemand. Der Sprengsatz explodierte im Eingangsbereich der Einrichtung. Schon oft war die Schule, die vor allem von Muslimen besucht wird, Zielscheibe von Angriffen. Von den 1,4 Millionen Palästinensern im Gazastreifen sind nur 3.200 Christen. (rv)

Die deutschen Benediktiner am See Genezareth bitten um Verständnis für eine verkürzten Öffnungszeiten der Brotvermehrungskirche. Der „enorme Zuwachs an Pilgergruppen" habe diese Maßnahme zum Schutz der Hausgemeinschaft notwendig gemacht, schreibt Abt Benedikt Lindemann in einem Brief an die Arbeitsgemeinschaft Deutscher Pilgerstellen. Nur mit einer „maßvollen, abgewogenen Ordnung von Zeiten und Räumen" könne die Gemeinschaft den verschiedenen Aufgaben wie Pilgerbetreuung, geistlicher Begleitung und Gestaltung von Gebetszeiten gerecht werden. Jesus selbst sei hier „für die 5.000" dagewesen – aber er habe mit seinen Jüngern auch die Stille gesucht, so der Abt. Geschützte Zeiten seien für Heiligtümer nichts Ungewöhnliches. Nach christlicher Überlieferung ist Tabgha der Ort, an dem Jesus bei der sogenannten Brotvermehrung 5.000 Menschen mit fünf Broten und zwei Fischen speiste. Die Kirche gehört dem Deutschen Verein vom Heiligen Land. Seit 70 Jahren betreuen die deutschen Benediktiner der Jerusalemer Dormitio-Abtei die Kirche. Seit Sommer 2006 schließen die Mönche den Ort von Samstag 15.00 Uhr bis Montag 8.00 Uhr für Besucher, mit Ausnahme der öffentlichen Messfeier am Sonntagmorgen. (kna)

Kongo RD

Die Ordensoberen der Provinz Katanga haben in einem Schreiben dagegen protestiert, dass sich sexuelle Gewalt in der Region immer weiter ausbreitet und Täter straflos blei-

ben. Experten glauben, dass Vergewaltigung als ein Mittel angewandt wird, um Bevölkerungen von ihrem Land zu vertreiben. (nad)

Indien

In Indien hat eine aufgebrachte Menge ein Schwesternnoviziat überfallen und zwei der Frauen misshandelt. Wie die asiatische katholische Nachrichtenagentur „UCA-News" am 16. Mai 2008 meldete, ereignete sich der Vorfall im Bundesstaat Madhya Pradesh. Die Männer hätten sich selbst als Hindus bezeichnet, berichtete Schwester Silvya Francis. Sie hätten erklärt, Ordensfrauen dort nicht zu brauchen. 25 Jugendliche sollen mit Eisenstangen, Schlagstöcken und Hockey-Schlägern Scheiben, den Fernseher, Stühle und andere Möbel des Noviziats zerstört haben. Die Angreifer hätten auch die Telefonleitung unterbrochen, so dass die Schwestern nicht sofort Hilfe rufen konnten. Kirchenkreise gehen davon aus, dass die Täter in radikalen Hindugruppen zu suchen sind. Christen in Madhya Pradesh haben bereits eine Reihe von gewaltsamen Übergriffen erlebt, seit die Indische Volkspartei BJP in dem Bundesstaat vor fünf Jahren an die Macht kam. (rv/kna)

Kasten sind auch innerhalb katholischer Ordensgemeinschaften ein Problem. Das ist das Ergebnis einer Studie im Staat Tamil Nadu im Süden Indiens. Eine Erhebung unter Ordensleuten ergab, dass 43 Prozent der Befragten in ihrer Gemeinschaft Diskriminierungen aufgrund ihrer Kastenzugehörigkeit erlebt hätten. So würden sich beispielsweise Seilschaften bilden und Versetzungen von der Kastenzugehörigkeit abhängig gemacht. 70 Prozent gibt an, dass sich das Problem nicht auf Klöster beschränke, sondern das ganze Leben der Kirche präge. 54 Prozent der Befragten hätten sich nicht für einen Weg im Orden entschieden, wenn sie um die Kasten-Problematik im Innern der Kirche gewusst hätten. Die Studie ist von dem Monfortaner-bruder Paul Raj erstellt. Seine Ergebnisse gründen auf 550 Interviews mit Ordensleuten 53 verschiedener Kongregationen. Am Rande des Kongresses „Treffpunkt Weltkirche" des Hilfswerks „Kirche in Not" bestätigte Kardinal Oswald Gracias, Erzbischof von Bombay und Vorsitzender der indischen Bischofskonferenz gegenüber Radio Vatikan die Existenz des Problems. Im Staat Tamil Nadu leben insgesamt 13.000 Ordensfrauen und -männer. (ucan/rv)

Brasilien

Das brasilianische Bildungsministerium hat die Grund- und Mittelschule des Benediktinerklosters von Rio de Janeiro zur besten Schule des Landes erklärt. Die Einrichtung existiert seit genau 150 Jahren und wird derzeit von gut 1200 Jungen besucht. Den zweiten Platz bei den landesweiten Schülertests, deren Ergebnisse am Freitag veröffentlicht wurden, belegte die Bildungseinrichtung des Augustinerordens in Rio. Wie Direktor Dadeu de Albuquerque Lopes der Katholischen Nachrichten-Agentur sagte, setzt das Bildungskonzept der Benediktinerschule neben Disziplin auf logisches Denken und humanistische katholische Werte: „Weil die Schüler etwas erreichen wollen, halten sie sich streng an die Regeln, sind pünktlich, genau, beachten stets vorgegebene Fristen – und erreichen so einen hohen Grad mentaler Organisation." Bildungsexperten zufolge bildet das „Colegio Sao Bento" damit gegenüber dem in Brasilien verbreiteten Laissez-faire und starken Individualismus eine auffallende Ausnahme. Ihren Absolventen seien Studienplätze selbst in begehrten Fächern sicher. Brasiliens Medien beschreiben das Schulsystem des Landes regelmäßig als katastrophal. (dt/kna)

Die Brasilianische Bischofskonferenz hat sich empört über einen Freispruch im Fall der 2005 ermordeten Missionarin Dorothy

Stang geäußert. Das Urteil zugunsten des Farmers, der die Tat beauftragt haben soll, erhöhe die Sorge um alle gegenwärtig mit Mord Bedrohten im Amazonasgebiet, heißt es in einer am 8. Mai 2008 veröffentlichten Erklärung. „Wir hoffen, dass das jüngste Gerichtsurteil den Kampf für Wahrheit und Gerechtigkeit nicht schwächt", heißt es in der Erklärung der Bischöfe. Sie forderten die Justiz im Amazonas-Teilstaat Para auf, das Recht wiederherzustellen und Straflosigkeit zu tilgen. Zugleich sichern sie den Urwaldgemeinden, in denen Stang tätig war, ihre Unterstützung zu. Diese sollten die Mission der Ermordeten fortsetzen und ganz in ihrem Sinne weiter Menschenrechtsverletzungen und Umweltverbrechen anprangern.

Paraguay

Nach der Präsidentenwahl in Paraguay plant der Vatikan keine raschen kirchenrechtlichen Schritte gegen den Wahlsieger, den Steyler Missionar und ehemaligen Bischof Fernando Lugo Mendez. Eine Exkommunikation komme nicht infrage, sagte Vatikansprecher Federico Lombardi am 22. April 2008 der Katholischen Nachrichtenagentur. Das Kirchenrecht untersagt katholischen Priestern, öffentliche Ämter anzunehmen, „die eine Teilhabe an der Ausübung weltlicher Gewalt mit sich bringen". Zuvor hatte Lugo die katholische Kirche über die Medien um Entschuldigung gebeten. Er habe ihr Schmerz zugefügt, da er dem Kirchenrecht nicht gehorcht und sich der Politik zugewandt habe, so der 58-Jährige. Er hoffe, er könne weiter der katholischen Kirche angehören und werde nicht exkommuniziert. Der frühere Bischof von San Pedro war von seinem Bischofsamt zurückgetreten und hatte im Dezember 2006 seine Kandidatur bekanntgegeben. Der Vatikan suspendierte ihn von seinen kirchlichen Ämtern. Die Kirchenspitze in Paraguay und der Vatikan hatten darüber hinaus mehrfach ihre Ablehnung von Lugos politischen Aktivitäten zum Ausdruck gebracht. Nach Einschätzung des Schweizer Mitbruders Walter von Holzen, der seit 32 Jahren in Paraguay lebt, ist der designierte Staatspräsident seiner neuen Aufgabe sehr wohl gewachsen. Vom Bischof in einer Diözese in der Provinz zum Spitzenpolitiker, der ein Land regiert, sei es zwar ein weiter Weg. Allerdings habe Lugo in den vergangenen Monaten sehr viel dazugelernt. Von Holzen sagte im Gespräch mit der Pressereferentin der Steyler Missionare in Sankt Augustin, sein Ordensbruder habe sich seit eineinhalb Jahren intensiv mit den Spielregeln der Politik befassen können und eine funktionierende Koalition von Oppositionsparteien aufgebaut. Er sei ein charismatischer Mensch, der „weiß, was für unsere Leute in Paraguay wesentlich ist". Seine Visionen kämen aus dem Kontakt mit der Basis.

El Salvador

Ordensleute haben vor nachhaltigen Schäden für Mensch und Natur durch den Bergbau gewarnt. Die Franziskaner im Land riefen Anfang Mai 2008 zu einer kritischen Bewertung der Megaprojekte im Erzabbau auf. Zum Abschluss eines „Diskussionsforums gegen Megaprojekte" äußerten sich Ordensvertreter besorgt über die Konsequenzen des massiven Bergbaus etwa für den Wasserhaushalt des Landes. Sprecher forderten Unternehmer wie Politiker auf, die Ausbeutung der Mineralvorkommen in El Salvador zu überdenken. In der Vergangenheit hat sich die Kirche mehrfach gegen Großprojekte im Bergbau gewandt. Im Februar veröffentlichten die Bischöfe hierzu ein Dokument. Darin beklagen sie vor allem die Verwendung giftiger Stoffe wie Zyanid bei der Gewinnung von Rohstoffen. Die Bischofskonferenz verwies darauf, dass andere Länder wie Deutschland den Gebrauch von Zyanid verboten hätten. (kna)

Aus der Deutschen Ordensobernkonferenz

Personelles

Am 15. Mai 2008 wurde ***Sr. Franziska Theresia Künzl OVM*** zur neuen **Oberin** des Salesianerinnenklosters der Heimsuchung Mariä, Untermarchtal, gewählt. Sie folgt in diesem Amt Sr. Margareta Maria Rothmund nach.

Sr. Ursula Wagner OSU ist am 1. Mai 2008 zur neuen **Oberin** der Ursulinen in Straubing gewählt worden. Sie tritt das Amt am 17. Juni 2008 an und folgt in dieser Aufgabe Sr. Judith Reis OSU nach.

Das XII. Generalkapitel der Franziskusschwestern der Familienpflege hat am 25. April 2008 ***Schwester M. Judith Schmidt*** zur neuen **Generaloberin** gewählt. Sie löst in diesem Amt Sr. Benigna Berens nach 18-jähriger Amtszeit ab.

Der Konvent der Klarissen-Kapuzinerinnen in Senden hat am 1. März 2008 ***Sr. M. Gertrud Barthen OSC*** zur neuen **Äbtissin** gewählt. Sie folgt in diesem Amt Sr. M. Pia Olandt OSC.

Die Klarissen von der Ewigen Anbetung in Bautzen haben eine neue **Äbtissin**. Gewählt wurde am 9. Februar 2008 ***Sr. M. Clara Faltermaier OSC***. Sie folgt im Amt der Äbtissin Sr. M. Assunta Paul nach, die zur Vikarin gewählt wurde.

Bereits seit dem 24. Januar 2008 ist ***Sr. Wiktoria Golska OSCI*** neue **Oberin** des Klarissinnenklosters St. Clara in Dingolfing. Sie folgt in diesem Amt Sr. Rafaela Lerkowska OSCI nach.

Die Franziskanerinnen von der Buße und der christlichen Liebe (Insel Nonnenwerth /Rhein) haben ***Sr. Maria Lay*** für eine weitere Amtszeit als **Provinzoberin** im Rahmen des siebzehnten Provinzkapitels der Maria Immaculata Provinz – Nonnenwerth am 7. und 8. Mai 2008 wiedergewählt.

Das Generalkapitel der Kongregation der Barmherzigen Schwestern vom hl. Karl Borromäus (Trier) hat ***Sr. M. Elisabeth Mues*** für eine weitere Amtszeit im Rahmen der Neuwahl der Ordensleitung am 2. und 3. Mai 2008 als **Generaloberin** wiedergewählt.

Das Provinzkapitel der Armen-Schwestern vom hl. Franziskus hat am 11. März 2008 in Aachen ***Sr. M. Martha Kruszynski SPSF*** zur **Provinzoberin** wiedergewählt. Sr. M. Martha wurde 1959 in Polen geboren. Sie trat 1980 in die Gemeinschaft der Armen-Schwestern vom hl. Franziskus ein und legte 1988 ihre ewige Profess ab. Bis 1998 war Sr. M. Martha in der Krankenpflege sowie später auch als Junioratsleiterin tätig. Von 2000 bis 2005 übernahm sie die Hausleitung im Haus Alverno, Mechernich-Kommern, und wirkte dort in der Exerzitienbegleitung sowie als Meditationsleiterin. Seit März 2005 ist Sr. M. Martha Provinzoberin.

Sr. Marietta Schmid OSC Cap. wurde im Rahmen des Wahlkapitels der Klarissen-Kapuzinerinnen von der Ewigen Anbetung in Rosenheim für weitere drei Jahre im Amt der **Äbtissin** bestätigt.

Das Provinzkapitel der Dominikanerprovinz Teutonia hat am 17. April 2008 ***P. Dr. Jo-***

hannes Bunnenberg OP (51) zum neuen **Provinzial** gewählt. Er löst in diesem Amt P. Hans-Albert Gunk OP ab, der der Provinz acht Jahre vorstand. P. Johannes ist der bisherige Prior des Düsseldorfer Konvents der Dominikaner und Pfarrer der dortigen Sankt Andreas-Kirche. Das Provinzkapitel der Dominikaner fand erstmals seit dem Jahr 1528 wieder in Hamburg statt. Der Hamburger Konvent des Ordens war im Jahr 1529 durch die Reformation aufgehoben worden. Seit dem Jahr 1962 sind Dominikaner der Provinz Teutonia wieder in Hamburg tätig.

Das Generalkapitel der Beuroner Kongregation hat am 16. April 2008 ***P. Albert Schmidt OSB***, Mönch von Beuron, zum neuen **Abtpräses** gewählt. Er ist Nachfolger von Abtpräses Anno Schoenen OSB, der die Kongregation seit 1995 geleitet hatte. Die Abtsbenediktion fand am 19. April 2008 in der Beuroner Abteikirche statt. P. Albert Schmidt war 1967 in die Erzabtei Beuron eingetreten. Nach Studium und Promotion in Rom war er siebzehn Jahre mit verschiedenen Aufgaben in Beuron betraut, seit 1992 Studentenseelsorger am Kolleg St. Benedikt in Salzburg und schließlich von 1997 bis 2005 Rektor der päpstlichen Benediktinerhochschule S. Anselmo in Rom. Seit seiner Rückkehr nach Beuron ist er Schriftleiter der Zeitschrift „Erbe und Auftrag". Mit P. Albert Schmidt wurde erstmals in der Geschichte der Kongregation ein Kandidat gewählt, der nicht amtierender Abt ist. In der Beuroner Kongregation sind 18 Männer- und Frauenklöster in Dänemark, Deutschland, Österreich und Südtirol zusammengeschlossen. Zu ihr gehören rund 250 Mönche und über 270 Nonnen.

P. Mirko Legawiec OSPPE ist neuer **Provinzial** der Deutschen Provinz der Pauliner. Er wurde am 14. April 2008 im Rahmen des Wahlprovinzkapitels gewählt und die Wahl seitens des Generalordensoberen bestätigt. Er löst in diesem Amt P. Maximilian Melonek OSPPE ab. P. Legawiec war bereits von 1997 bis 2005 Provinzial.

Die „St. Alexius-Provinz Aachen" und die „St. Joseph-Provinz Neuss" der Alexianerbrüdergemeinschaft schließen sich zur neuen gemeinsamen „St. Alexius-Provinz in Deutschland" zusammen. Am 8. März 2008 haben die wahlberechtigten Brüder beider Provinzen ***Br. Benedikt M. Ende CFA***, seit 2004 Provinzial der Provinz Aachen, zum ersten **Provinzial** der gemeinsamen Provinz gewählt. Den Provinzial der bisherigen Provinz Neuss, Br. Dominikus Seeberg CFA, wählten die Brüder zum stellvertretenden Provinzial. Die Amtszeit der neuen Leitung beginnt am 1. Juni 2008 und beträgt vier Jahre. Br. Benedikt M. Ende wurde 1971 im niedersächsischen Sulingen geboren. 1993 trat er der Brüdergemeinschaft der Alexianer bei. Nach dem Noviziat erlernte er die Krankenpflege im Aachener Marienhospital und studierte nach dem Examen im überdiözesanen Priesterseminar St. Lambert in Lantershofen Theologie. Im Jahr 2003 wurde er in Osnabrück zum Priester geweiht.

Der Provinzial der Redemptoristenprovinz St. Clemens, P. Hermann ten Winkel, hat ***P. Johannes Römelt CSsR*** zum neuen **Regionaloberen** der Kölner Region ernannt. Er wurde beim Regionaltag am 24. April 2008 in Bochum eingeführt und löst in diesem Amt P. Ernst-Willi Paulus CSsR ab. Zuvor war bei der Wahl des Provinzials für die Amtsperiode 2008 bis 2011 der aus der Region Köln stammende amtierende Provinzial P. ten Winkel wiedergewählt worden. Sitz des Provinzialats ist Wittem in den Niederlanden.

Am 12. März 2008 haben die Mönche von Kornelimünster ***P. Friedhelm Tissen OSB*** auf unbestimmte Zeit zum **Abt** gewählt. Er wurde von Abtpräses Bruno Marin OSB bestätigt und in einer liturgischen Feier in sein Amt eingesetzt. Abt Friedhelm wurde 1954 geboren. 1974 trat er in die Abtei Gerleve im Mün-

sterland ein. Dort legte er am 1976 seine ersten und 1979 seine ewigen Gelübde ab. 1981 wurde er zum Priester geweiht. 1984 kam er – zunächst auf Zeit – nach Kornelimünster und wurde 1989 endgültig Mönch von Kornelimünster.

Die holländische Provinz der Passionisten, zu der auch Niederlassungen in Deutschland gehören, hat eine neue Ordensleitung gewählt. Zum ***Konsultor und stellvertretenden Provinzial*** wurde **P. Gerd Blick CP** gewählt. Im deutschen Kloster Marienmünster ansässig, ist er Vertreter der Gemeinschaft in der DOK.

P. Detlef Bartsch WV (65), seit 2003 Provinzial der deutschen Provinz der Afrikamissionare, ist am 1. Februar 2008 von P. Gérard Chabanon, dem Generaloberen seiner Gemeinschaft, zum ersten **Provinzial** einer neuen europäischen Provinz der Afrikamissionare ernannt worden. In der neuen Europaprovinz werden ab dem 1. Juli 2008 alle bisherigen Provinzen der Länder Europas zu einer einzigen Provinz zusammengefasst Die Zentrale wird in Brüssel sein. Der aus Berlin stammende Afrikamissionar P. Detlef Bartsch trat 1964 in das Noviziat der Afrikamissionare Weiße Väter in Franklin, USA, ein. Nach der Priesterweihe war er als Missionar meist in Ruanda tätig. Unterbrochen wurde seine Arbeit in Afrika von zwei Einsätzen als Missionsreferent in Aachen und Trier.

Das Provinzkapitel der Niederdeutschen Provinz des Karmelitenordens hat am 13. März 2008 ***P. Wilfried Wanjek O.Carm.*** für weitere drei Jahre im Amt des **Provinzials** wiedergewählt.

Br. Ludwig Rensing ist am 4. März 2008 von der Brüderversammlung der Brüdergemeinschaft der Canisianer als deren **Generalleiter** bestätigt worden. Br. Ludwig ist Mitglied im Vorstand der Deutschen Ordensobernkonferenz.

Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchive verstorben

Der Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchive (AGOA), P. Emmanuel Dürr OFM, ist auf der Rückreise von der Jahrestagung der Arbeitsgemeinschaft in Bad Honnef am 10. April 2008 überraschend verstorben. P. Emmanuel war seit 2003 Vorsitzender der AGOA. Der Franziskaner war Nachfolger des zuvor ebenfalls überraschend verstorbenen P. Laurentius Koch OSB (Ettal). Der in Zürich geborene Dürr studierte in Chur katholische Theologie und trat 1977 in die Thüringische Provinz des Franziskanerordens mit Sitz in Fulda ein. Seit 1988 war er dort Provinzbibliothekar und -archivar. Die Auferstehungsliturgie wurde am 16. April 2008 in der Franziskaner-Klosterkirche auf dem Frauenberg in Fulda gefeiert. R.I.P.

Gesprächsnotiz zum Kontaktgespräch zwischen Deutscher Bischofskonferenz und Deutscher Ordensobernkonferenz

am 5. Dezember 2007 in Mainz

1. Neue Entwicklungen in der Deutschen Ordensobernkonferenz

Die Deutsche Ordensobernkonferenz erhielt mit Datum vom 5. Juli 2007 ihre Anerkennung von der Kongregation für die Institute des geweihten Lebens und Gesellschaften des Apostolischen Lebens. Eine Mitgliedschaft von Säkularinstituten in der Deutschen Ordensobernkonferenz ist nach einem Hinweis aus der Kongregation nicht möglich. Ab dem 1. Januar 2008 wird das Generalsekretariat in Bonn von der Generalsekretärin geleitet und die Doppelspitze von einem Generalsekretär und einer Generalsekretärin aufgelöst. Die Amtszeit von Sr. Cäcilia Höffmann SSpS endet zum 1. August 2008; eine Nachfolge-

rin ist bereits im Gespräch. Altersentwicklung und Nachwuchssorgen in den Ordensgemeinschaften führen dazu, dass die personellen Ressourcen immer mehr durch die eigene Gemeinschaft gebunden werden und die Bereitschaft, sich in der Deutschen Ordensobernkonferenz zu engagieren, zurückgeht. Mit der Gründung der Deutschen Ordensobernkonferenz wurden die Kommissionen und Arbeitsgemeinschaften der bisherigen drei Ordensobern-Vereinigungen in Foren neu geordnet. Folgende Foren haben sich bereits konstituiert:

- Forum Bildung und Erziehung
- Forum Eine Welt
- Forum Leitung und Organisation
- Forum Orden als Dienstgeber
- Forum Spiritualität und theologische Grundfragen
- Forum Seelsorge und Evangelisation

Das von der Arbeitsgruppe „Theologie des Ordenslebens" zweimal im Jahr 2007 durchgeführte Symposium „Ordensleben heute denken" wurde mit großem Interesse wahrgenommen und macht auf einen wichtigen Bedarf in den Ordensgemeinschaften aufmerksam. Die Beiträge des Symposiums sind inzwischen veröffentlicht: Margareta Gruber/Stefan Kiechle (Hg.): Gottesfreundschaft. Ordensleben heute denken. Echter Verlag 2007.

2. Entwicklungen im Bereich neuer Formen des geweihten Lebens nach CIC can. 603 und 604

Der Vorsitzende der Kommission IV, Bischof Dr. Felix Genn (Essen), berichtet von Anfragen aus der Gruppe der geweihten Jungfrauen wie der Eremitinnen und Eremiten. Beide Formen des geweihten Lebens sind in den letzten Jahren zahlenmäßig gewachsen und äußern den Wunsch nach verbindlichen Regelungen ihrer Lebensform etwa im Blick auf Zugangswege, Formation und Bindung an den Bischof. Das Generalsekretariat der Deutschen Ordensobernkonferenz verweist auf ähnliche Anfragen aus diesen beiden Gruppen des geweihten Lebens hin. Bischof Dr. Felix Genn verdeutlicht die Position der Deutschen Bischofskonferenz, die aufgrund der klaren Zuordnung beider Berufungen des eremitischen wie des jungfräulichen Lebens zum Ortsbischof nur insoweit aktiv wird, als es um Hilfestellungen für die Ortsbischöfe geht. Überdiözesane Strukturen sollen von Seiten der Bischofskonferenz für diese beiden Formen der Berufung nicht geschaffen werden. Vom 14. bis 20. Mai 2008 wird in Rom ein internationaler Kongress für die Virgines consecratae stattfinden, der die Verbindung der Frauen untereinander und ihre kirchliche Berufung vertiefen soll.

3. Kontaktgespräche zwischen Bischöfen und Instituten des geweihten Lebens

Das Zukunftsgespräch zwischen Bischöfen und Instituten des geweihten Lebens am 01.02.2007 in Würzburg und die Veröffentlichung des Wortes der Deutschen Bischöfe „Gemeinsam dem Evangelium dienen" (Nr. 86) mit der entsprechenden Arbeitshilfe (Nr. 211) haben wichtige und weiterführende Impulse für das Gespräch in den Ordensgemeinschaften wie zwischen den Instituten und den (Erz-)Diözesen gegeben. Die Nachhaltigkeit eines solchen Zukunftsgesprächs soll durch eine Weiterführung des Dialogs in den einzelnen (Erz-)Diözesen) sicher gestellt werden. Die Kommission IV hat ihre Arbeitsgruppe „Institute des geweihten Lebens" beauftragt, Vorschläge zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Bischöfen und Orden und zur Weiterentwicklung der Kontaktgespräche vorzulegen. Dabei soll die wachsende Internationalisierung der Ordensprovinzen einerseits und die unterschiedliche pastorale Situation in den (Erz-)Bistümern berücksichtigt werden.
Gesprächsbedarf wird von Seiten der Deutschen Ordensobernkonferenz im Blick auf die Frage, was die Rolle der Orden in den neuen pastoralen Strukturen sei, angemeldet.

Die Ordensgemeinschaften möchten ihre Gespräche in den (Erz-)Bistümern unter das Motto „Gemeinsam und doch autonom" stellen. Der Vorsitzende der Kommission IV ist an einem ergebnisorientierten Austausch mit der Deutschen Ordensobernkonferenz zu diesen Fragen interessiert und bittet um Themenwünsche für weiterführende Gespräche. Nach der Einführung neuer pastoraler Strukturen braucht es ein auf Inhalte konzentriertes Gespräch, an denen sowohl das Profil der Orden wie deren Ort in den Ortskirchen konkret werden.

4. Probleme aus aktuellen Tarifverhandlungen des Dritten Weges für die Orden als Dienstgeber

Aus den geplanten Umstellungen der alten Arbeitsvertragsrichtlinien (AVR alt) in die neuen Arbeitsvertragsrichtlinien (AVR neu) für caritative Einrichtungen kommen auf die Orden als Dienstgeber Belastungen zu, die aufgrund der finanziellen Probleme der Ordensgemeinschaften kaum mehr aufgebracht werden können. Von Seiten der Deutschen Ordensobernkonferenz wird kritisiert, dass die Orden in den KODA-Verhandlungen auf Dienstgeberseite nicht vertreten sind und ihre Interessen nicht wirksam einbringen können.
Der Geschäftsführer des Verbandes der Diözesen Deutschlands, P. Dr. Hans Langendörfer SJ, weist auf ein Gespräch zwischen Vertretern des Verbandsausschusses des VDD und der DOK am 16.08.2007 in Bonn hin und signalisiert ein weiteres Interesse, mit dem Forum der DOK „Orden als Dienstgeber" im Austausch zu bleiben. Der geeignete Ort für Gespräche über Tarifprobleme sei der Verbandsausschuss des VDD. Ziel muss es sein, am „Dritten Weg" im Interesse der Gleichbehandlung aller kirchlichen – diözesanen, caritativen und ordenseigenen – Einrichtungen festzuhalten. Um dieses Ziel durchzusetzen, bedarf es weiterer Gespräche auch mit den Diözesanbischöfen, um diese für die besonderen Probleme der Orden als Träger caritativer Einrichtungen zu gewinnen, und einer strukturellen Einbindung von Ordensinteressen in Tarifverhandlungen. Die Deutsche Bischofskonferenz wird das Thema weiter verfolgen.

5. Information zum Studiengang „Pflegewissenschaft" in Vallendar

Die Philosophisch-Theologische Hochschule der Pallottiner in Vallendar hat am 18.10.2007 im Rahmen eines Festaktes den neuen Studiengang Pflegewissenschaft eröffnet. Die Öffnung der Pallottiner-Hochschule für neue Aufgaben wurde notwendig, um den Erhalt des Standortes zu gewährleisten; die Zusammenarbeit von Theologie und Pflegewissenschaft wird sich fruchtbar auf beide Fakultäten auswirken. Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz begrüßt diese Initiative und weist auf deren zukunftsweisende Ansätze hin. Im Blick auf die noch ausstehende kirchliche Anerkennung muss das Bistum Trier federführend sein; für die staatliche Anerkennung ist das Land Rheinland-Pfalz zuständig.

6. Sorge um die Gleichstellung der Lehrer/innen an den freien katholischen Schulen

Mit der Umstellung vom Tarifvertrag des BAT zum Tarifvertrag der Länder (TV-L) wurde der Verdienstabstand von angestellten Lehrern zu den Lehrern, die beamtet bzw. beamtenähnlich beschäftigt sind, so groß, dass die Träger von freien katholischen Schulen, zu denen die Orden gehören, wenig Chancen sehen, ihre nunmehr nach TV-L ausgewiesenen Stellen mit geeigneten Lehrkräften zu besetzen. Die Abwanderung der Lehrer und Lehrerinnen an die öffentlichen Schulen, um in den Genuss des Beamtenstatuts zu gelangen, hat seitdem weiter zugenommen. Um die freien katholischen Schulen wettbewerbsfähig zu halten, sollte nach einer Lösung gesucht werden, die es den Ordensträgern erlaubt, ihre Lehrer beamtenähnlich

einzustellen und zu besolden. Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz schlägt vor, das Thema in die Konferenz der Generalvikare einzubringen und auf eine gemeinsame Lösung für alle Träger freier katholischer Schulen hinzuarbeiten.

7. Ausländische Ordensleute und Ordensgemeinschaften in Deutschland

Die Generalsekretärin der Deutschen Ordensobernkonferenz, Sr. Cäcilia Höffmann SSpS, informiert über weit reichende Veränderungen, die mit der Internationalisierung der Ordenslandschaft in Deutschland einhergehen. Die Internationalisierung des Ordenslebens ergibt sich einerseits aus dem Zuzug von ausländischen Orden, die durch ihre caritative Tätigkeit in Deutschland die Einrichtung ihres Ordens im Heimatland unterstützen wollen, und zum anderen aus Fusionen von Ordensprovinzen zu deutschland- und zum Teil europaweiten Einheiten. Für die Deutsche Ordensobernkonferenz bedeutet dies, dass bisher tragende Ordensgemeinschaften ihre Mitgliedschaft verlieren könnten, da ihre Höheren Oberen und Oberinnen nicht mehr in Deutschland ansässig sind. Vor diesem Hintergrund bemüht sich die Deutsche Ordensobernkonferenz um die Überarbeitung der Aufnahmekriterien. Folgende Aspekte sollen dabei berücksichtigt werden:

- bischöfliche Genehmigung der Niederlassung
- kirchliche Anerkennung der Ordensgemeinschaft
- mindestens 7 Mitglieder in Deutschland
- ziviler Rechtsträger in Deutschland

Schon heute stammen mehr als die Hälfte aller Ordensfrauen unter 60 Jahren nicht mehr aus Deutschland. Für diese Gruppe fehlen vielfach Hilfestellungen, wie etwa Kurse zur Integration in eine neue Kultur, in eine andere Ortskirche und in ein fremdes Land mit all den neuen Anforderungen an Berufstätigkeit, Gemeinschaft und Lebensstil.

Der Vorsitzende der Kommission IV bittet die Generalsekretärin, eine Problemskizze und gangbare Lösungswege zu skizzieren und dies als Vorlage in eine Sitzung der Kommission für Geistliche Berufe und Kirchliche Dienste (IV) einzubringen. Ziel soll es sein, über die Bischöfe die Verantwortlichen in den (Erz-)Bistümern für die Fragen ausländischer Ordensfrauen in Deutschland zu sensibilisieren.

8. Kirchliche Bewegungen und Geistliche Gemeinschaften

Der Vorsitzende der Kommission IV informiert über eine Ad-hoc Arbeitsgruppe, die die Pastoralkommission gemeinsam mit der Kommission für Geistliche Berufe und Kirchliche Dienste (IV) unter Vorsitz von Kardinal Sterzinsky (Berlin) eingesetzt hat. Der Auftrag an die Arbeitsgruppe lautet, mit Hilfe eines Fragebogens eine Erhebung der Bewegungen und Gemeinschaften in den deutschen (Erz-)Bistümern durchzuführen und ein Treffen des diözesanen Beauftragten für die Bewegungen und Gemeinschaften zu organisieren. Ziel soll es sein, eine Kriteriologie zur Unterscheidung der kirchlichen Bewegungen und geistlichen Gemeinschaften zu entwickeln.

9. Statistik der Ordensleute

Die von der Deutschen Ordensobernkonferenz geführte Statistik über die Zahl der Ordensleute in Deutschland stimmt nicht mit der vom Heiligen Stuhl veröffentlichten Statistik überein. Das Sekretariat der Deutschen Ordensobernkonferenz wird sich in einem Brief an die Generalvikare wenden, um die von den (Erz-)Bistümern ermittelten Zahlen der Ordensleute zu erhalten.

10. Termine

Das Kontaktgespräch im Jahr 2008 wird am 10. Dezember 2008 statt finden.

Bonn, 18. März 2008

Dokumentation zu Zwangsarbeitern

In welcher Form und in welchem Ausmaß katholische Einrichtungen während der NS-Zeit Zwangsarbeiter beschäftigt haben, kann jetzt in einer wissenschaftlichen Studie nachgelesen werden. Kardinal Karl Lehmann stellte sie am 4. April 2008 in Mainz vor. Es handele sich um die „aufwendigste Recherche der letzten Jahrzehnte in der gesamten Katholizismusforschung", erklärte die Bischofskonferenz. Schon 2005 hatte die Bonner Kommission für Zeitgeschichte der Bischofskonferenz mitgeteilt, dass sie das Schicksal von 4.829 Fremdarbeitern und 1.075 Kriegsgefangenen recherchiert habe, die während des Zweiten Weltkrieges zum Arbeitseinsatz in katholischen Einrichtungen verpflichtet waren. Die Dokumentation enthält 27 Diözesanberichte, in denen der Gang der Nachforschungen, die diözesangeschichtlichen Rahmenbedingungen, die Verhältnisse in den Einrichtungen und der Einsatz vornehmlich aus Polen und der Sowjetunion deportierter Zwangsarbeiter geschildert werden. Darüber hinaus wurden auch die Bemühungen der Seelsorge und markante Einzelschicksale sowie die seit 2000 erfolgten Versöhnungsinitiativen dokumentiert. Berichte über die jeweilige Situation bei Ordensgemeinschaften und deren Umgang mit Zwangsarbeitern finden sich in den jeweiligen Diözesanberichten.

Die katholische Kirche hatte sich 2000 entschieden, anders als die evangelische Kirche nicht in den staatlichen Entschädigungsfonds der „Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft" einzuzahlen, sondern Zwangsarbeiter aus katholischen Einrichtungen eigenständig zu entschädigen. Dazu wurden damals fünf Millionen Mark (2,55 Millionen Euro) für die individuelle Entschädigung der Betroffenen und weitere fünf Millionen Mark für die kirchliche und gesellschaftliche Versöhnungsarbeit zur Verfügung gestellt.

Die im Auftrag der Bischofkonferenz von Karl-Joseph Hummel und Christoph Köster herausgegebene Dokumentation „Zwangsarbeit und katholische Kirche 1939-1945, Geschichte und Erinnerung, Entschädigung und Versöhnung" ist in der Reihe B der Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte erschienen und kostet im Buchhandel 48 Euro. (kna/dok)

Lehrerinnen dürfen in Baden-Württemberg grundsätzlich kein Ordensgewand tragen

An öffentlichen Schulen in Baden-Württemberg dürfen Lehrer im Unterricht grundsätzlich weder ein Kopftuch noch ein Ordensgewand oder die jüdische Kippa tragen. Kleidung, die auf ein religiöses Bekenntnis jeglicher Art schließen lässt, ist nur im Religionsunterricht zulässig. Das geht aus der schriftlichen Begründung des Kopftuchurteils vom 14. März 2008 hervor, die der baden-württembergische Verwaltungsgerichtshof (VGH) in Mannheim am 15. Mai 2008 vorgelegt hat.

Die Klägerin, Lehrerin an einer Grund- und Hauptschule, trat 1984 zum Islam über. Seit 1995 trägt sie während des Dienstes eine religiös motivierte Kopfbedeckung. Im Dezember 2004 wies das Oberschulamt Stuttgart die Klägerin an, ihren Dienst in der Schule ohne Kopfbedeckung zu versehen. Diese Weisung wurde vom Verwaltungsgericht Stuttgart aufgehoben, weil sie mit dem Gleichbehandlungsgrundsatz nicht zu vereinbaren sei.

Auf die Berufung des Landes wies der VGH die Klage ab: Von der Bekundung, die mit der Kopfbedeckung zum Ausdruck komme, gehe eine abstrakte Gefährdung der religiösen Neutralität der Schule und des religiösen Schulfriedens aus. Denn die Schule sei der Ort, an dem unterschiedliche religiöse Auffassungen unausweichlich aufeinander träfen. Die Entwicklung hin zu einer größeren

religiösen Vielfalt in der Gesellschaft habe ein vermehrtes Potenzial religiöser Konflikte in der Schule mit sich gebracht. Insbesondere sei der Besorgnis der Eltern wegen einer möglichen religiösen Beeinflussung der Kinder Rechnung zu tragen. Auf die konkreten Verhältnisse an der Schule der Klägerin, die sich auch ändern könnten, komme es nicht an.
Diese Regelung sei mit höherrangigem Recht, insbesondere dem Grundgesetz, vereinbar. Der Gesetzgeber habe das Spannungsverhältnis zwischen der Religionsfreiheit der Lehrkräfte einerseits, dem staatlichen Erziehungsauftrag, dem elterlichen Erziehungsrecht und der negativen Glaubensfreiheit in der Schule andererseits im Rahmen seiner Gestaltungsfreiheit in zulässiger Weise zu Lasten der Lehrkräfte aufgelöst.
Die gesetzliche Regelung verstoße auch nicht gegen den Gleichbehandlungsgrundsatz. Insbesondere ergebe sich eine unzulässige Bevorzugung christlicher Glaubensbekundungen nicht aus der Klarstellung im Schulgesetz, wonach „die entsprechende Darstellung christlicher und abendländischer Bildungs- und Kulturwerte oder Traditionen" nicht dem Kopftuchverbot widersprechen. Das Gesetz spreche nicht von der Bekundung eines individuellen Bekenntnisses (wie es das Ordensgewand ist). Der hier verwendete Begriff des „Christlichen" bezeichne vielmehr eine von Glaubensinhalten losgelöste, aus der Tradition der christlich-abendländischen Kultur hervorgegangene Wertewelt, die erkennbar auch dem Grundgesetz zugrunde liege und unabhängig von ihrer religiösen Fundierung Geltung beanspruche. Anders als teilweise im Gesetzgebungsverfahren vertreten, sei Lehrkräften an öffentlichen Schulen bei verfassungskonformer Auslegung der Vorschrift das Tragen religiös motivierter Kleidung jeglichen Bekenntnisses, und somit auch von Ordensgewändern christlicher Gemeinschaften oder etwa der jüdischen Kippa, nicht (mehr) erlaubt.
Auf einen Gleichheitsverstoß im Vollzug der Regelung könne sich die Klägerin ebenfalls nicht berufen. Es spreche viel dafür, dass es gerechtfertigt sei, gegen die drei Nonnen nicht einzuschreiten, die an einer staatlichen Grundschule in **Lichtenthal** im Ordenshabit allgemeinbildende Fächer unterrichteten. Denn hier liege wohl ein historisch bedingter Ausnahmefall auf einer einmaligen sondervertraglichen Grundlage vor.
Aber selbst wenn insoweit von einem gleichheitswidrigen Defizit bei der Durchsetzung der Verbotsnorm des Schulgesetzes auszugehen wäre, hätte die Klägerin entgegen der Meinung des Verwaltungsgerichts keinen Anspruch darauf, in der Schule ihre religiös motivierte Kopfbedeckung tragen zu dürfen und von der angefochtenen Weisung, dies zu unterlassen, verschont zu bleiben. Derjenige, dem die Übertretung eines Verbots vorgeworfen werde, könne sich grundsätzlich nicht darauf berufen, dass gegen andere Personen wegen des gleichen oder eines ähnlichen Sachverhalts behördlicherseits nicht vorgegangen werde. Einen Anspruch auf Gleichbehandlung im Unrecht gebe es regelmäßig nicht.
Die Revision gegen sein Urteil hat der VGH nicht zugelassen. Dagegen kann die Lehrerin nun Beschwerde beim Bundesverwaltungsgericht einlegen.

Benediktinergymnasien fordern Erhaltung des achtjährigen Gymnasiums

Die Benediktinergymnasien in Bayern haben in einer Erklärung die Erhaltung des achtjährigen Gymnasiums gefordert. Sie fürchten in Bayern ähnliche Entwicklungen wie in Hamburg und Berlin. Die Gymnasien wehren sich gegen eine vordergründig verzweckte Ausbildung auf dem Bildungsmarkt und wollen die überlieferte christlich-humanistische Bildung von der fünften Klasse an in zeitgemäß angepasster Form vermitteln.

Verwiesen wird in der Erklärung auch auf die Musikgymnasien des Ordens, die als sechsjährige Oberschulen nicht mehr aufrechtzuerhalten wären. Von Anfang an seien ihre Klöster Orte hoher sozialer Durchlässigkeit gewesen, weil sie auch bildungsfernen Schichten Zugang zur Bildung verschafften. Sie wollten keine „geklonten" staatlichen Schulen werden, heißt es in der Stellungnahme der Benediktinergymnasien. Die Erklärung verabschiedeten am 28. April 2008 Vertreterinnen und Vertreter der Abteien Metten, St. Stephan in Augsburg, Seligenthal, Niederaltaich, Ettal, Rohr, Schäftlarn, St. Ottilien und Münsterschwarzach. Vertreten werden durch diese Schulklöster über 6.500 Schülerinnen und Schüler. Die Nachfrage ist vor allem nach Einführung des achtjährigen Gymnasiums (G 8) steigend, da die meisten Klosterschulen ein eigenes Konzept zur Umsetzung des staatlichen G 8 entwickelt haben und ihnen die Eltern einen besonders individuellen und fürsorglichen Umgang mit ihren Kindern zutrauen. Mehrere Benediktinergymnasien müssen alljährlich Bewerber ablehnen, in einer Schule ist dies sogar in einer dreistelligen Zahl der Fall.

(P. Maurus Kraß OSB/DOK)

Umsatzsteuer bei der Veräußerung zugekaufter landwirtschaftlicher Produkte

Die Veräußerung *selbst erzeugter* landwirtschaftlicher Produkte unterliegt der (pauschalen) Umsatzbesteuerung nach Durchschnittssätzen gemäß § 24 UStG. Bisher unterlag daneben auch die „in begrenztem Umfang" vorgenommene Veräußerung *zugekaufter* landwirtschaftlicher Produkte der Besteuerung nach Durchschnittssätzen gemäß § 24 UStG. Gleiches galt für die Veräußerung von *aus land- und forstwirtschaftlichen Erzeugnissen hergestellten* Gegenständen, wenn diese Gegenstände durch eine Be- oder Verarbeitung ihren land- und forstwirtschaftlichen Charakter verloren haben (z.B. Wurstwaren, Gestecke, Adventskränze).

Ein „begrenzter Umfang" in diesem Sinne lag nach Maßgabe der Regelungen im BMF-Schreiben vom 28. November 2005 vor, wenn der Bruttoeinkaufswert dieser Produkte im vorangegangenen Kalenderjahr 20 % des Gesamtumsatzes des land- und forstwirtschaftlichen Betriebs nicht überstiegen hat und im laufenden Kalenderjahr voraussichtlich nicht übersteigen wird.

Der Bundesfinanzhof hat am 14. Juli 2007 entschieden, dass nur die Veräußerung *selbst* (= im eigenen Betrieb) *erzeugter* landwirtschaftlicher Produkte der (pauschalen) Umsatzbesteuerung nach Durchschnittssätzen gem. § 24 UStG unterliegt. Die Veräußerung zugekaufter landwirtschaftlicher Produkte sowie die Veräußerung von aus land- und forstwirtschaftlichen Erzeugnissen hergestellten Gegenständen seien dagegen nach den allgemeinen Vorschriften des Umsatzsteuergesetzes zu besteuern.

Das BMF hat mit Schreiben vom 16. Januar 2008 auf dieses Urteil reagiert und eine Nichtbeanstandungsfrist eingeräumt, die am 1. Juli 2008 abläuft.

Terrorismusbekämpfung: Neue Vorgaben für Unternehmen

Die Europäische Gemeinschaft hat in der jüngeren Vergangenheit zwei Verordnungen erlassen, deren Ziel die Bekämpfung des internationalen Terrorismus ist. Diese Verordnungen und die sich daraus ergebenden Verpflichtungen gelten für sämtliche Unternehmen unmittelbar – und damit auch für Ordensgemeinschaften, sofern sie als Unternehmen am Rechtsverkehr teilnehmen.

Es soll verhindert werden, dass Terroristen Geld oder andere Finanzmittel zur Verfügung gestellt werden. Daher sind Unternehmen verpflichtet, durch innerbetriebliche Maßnahmen wirksam zu verhindern, dass direk-

te oder indirekte Geschäftskontakte zu Terrororganisationen und ihnen zugeordneten Einrichtungen und Einzelpersonen aufgebaut oder unterhalten werden. Sämtliche Inlands- und Binnenmarktgeschäfte, aber natürlich auch Lieferungen in Drittländer, müssen darauf überprüft werden, ob der Empfänger oder eine Person identischen Namens in einer der speziellen Listen (siehe unten) eingetragen ist oder einer dort eingetragenen Person nahe steht. Es ist daher sinnvoll, alle in diesen Listen genannten Personen und Organisationen wenigstens mit den laufenden Änderungen und Ergänzungen im Kundenstamm zu erfassen und mit einem Sperrvermerk zu kennzeichnen. Dies gilt für die verschiedenen Bereiche eines Unternehmens, beispielsweise Finanzen/Buchhaltung, Vertrieb, Einkauf, Service und Personal.

Eine Nichtbeachtung dieser Regelungen bzw. Verstöße wird in Deutschland mit hohen Strafen bedroht. Ausführliche Informationen bietet die Internetseite der Industrie- und Handelskammer www.berlin.ihk24.de. Im Bereich „International / Export" befindet sich ein Artikel, der die oben genannten Listen enthält, ausführlich über die beiden EG-Verordnungen informiert und Verweise auf weitere Informationsquellen enthält.

Neues zur Durchgriffshaftung von Vereinsmitgliedern

Mitglieder eines eingetragenen Vereins tragen nun doch kein höheres Risiko, für Verbindlichkeiten des Vereins in Anspruch genommen zu werden. Dies entschied kürzlich der Bundesgerichtshof. Er hob damit ein anders lautendes Urteil des OLG Dresden auf.

In dem dem Rechtsstreit zugrunde liegenden Fall forderte der Kläger von den Mitgliedern des insolventen gemeinnützigen „Kolping Bildungswerk Sachsen e.V.", für dessen Verbindlichkeiten einzutreten. Das OLG Dresden gab dieser Klage teilweise statt. Der Bundesgerichtshof allerdings lehnte im Revisionsverfahren diese so genannte Durchgriffshaftung ab und berief sich auf die bisher geltenden Grundsätze: Danach haftet für Verbindlichkeiten eines eingetragenen Vereins grundsätzlich nur dieser selbst und nicht die hinter ihm stehenden Vereinsmitglieder. Ausnahmen von diesem Grundsatz sind nur dann zulässig, wenn die Wahl der Form des eingetragenen Vereins rechtsmissbräuchlich ist. Keinesfalls ergibt sich eine solche Durchgriffshaftung aus der Überschreitung des so genannten Nebenzweckprivilegs. Danach darf ein eingetragener Verein wirtschaftliche Tätigkeiten ausüben, wenn diese dem nichtwirtschaftlichen Hauptzweck dienen und wenn der Geschäftsbetrieb diesem deutlich untergeordnet ist. Als ausreichende Maßnahmen gegen solche Überschreitungen sieht das Gesetz das Amtslöschungsverfahren oder die behördliche Entziehung der Rechtsfähigkeit vor. Dadurch wird die Rechtsfähigkeit des Vereins beendet und dieser zu einem nicht rechtsfähigen wirtschaftlichen Verein, für dessen Verbindlichkeiten die Mitglieder persönlich einzustehen hätten. Daher begründet nach Ansicht des BGH eine Überschreitung des Nebenzweckprivilegs keine Durchgriffshaftung.

Landgericht Aachen: Kein Verfahren gegen ehemalige Heimkinder

Vor dem Landgericht Aachen wird es kein Verfahren gegen ehemalige Heimkinder eines kirchlichen Kinderheims geben. Das Gericht habe keinen „hinreichenden Tatverdacht" feststellen können, sagte ein Sprecher der Staatsanwaltschaft am 7. April 2008 der Katholischen Nachrichten-Agentur (KNA). Deshalb werde kein Hauptverfahren eröffnet. Die Staatsanwaltschaft hatte 2006 Anklage gegen die elf ehemaligen Heimkinder erhoben und ihnen versuchten Betrug vorgeworfen, weil sie schwere unbewiesene Miss-

brauchsvorwürfe erhoben hätten. Die heute 43- bis 55-jährigen Beschuldigten hatten Anträge auf Entschädigung mit Erlebnissen während ihres Aufenthalts im Kinderheim Sankt Josef in Eschweiler bei Aachen von 1956 bis 1971 begründet. Sie seien durch Ordensschwestern und Zivilbedienstete „erheblich, systematisch und zum Teil über Jahre hinweg geschlagen und gequält worden". Hintergrund ist die seit Februar 2006 laufende Debatte über das Schicksal von Heimkindern in kirchlichen Einrichtungen der Nachkriegszeit. „Spiegel"-Autor Peter Wensierski legte damals das Buch „Schläge im Namen des Herrn" vor und sprach von Hunderttausenden Heimkindern, die bis Mitte der 1960er Jahre schikaniert worden seien. Seitdem dauert die Kontroverse über die Aufarbeitung an. Seit längerem ist der Petitionsausschuss des Bundestags damit befasst. (kna)

Katholische Träger im Bistum Trier gründen trägerübergreifenden Ethikrat

Die vier großen katholischen Träger von sozialen Einrichtungen im Bistum Trier – die Marienhaus GmbH der Waldbreitbacher Franziskanerinnen, der Barmherzige Brüder Trier e.V., die Caritas Trägergesellschaft Trier e.V. und die Caritas Trägergesellschaft Saarbrücken mbH – haben einen gemeinsamen Ethikrat gegründet. Bei der konstituierenden Sitzung des Gremiums Ende Februar im Mutter-Rosa-Altenzentrum in Trier wurde Prof. P. Dr. Heribert Niederschlag, der Rektor der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Vallendar, zum Vorsitzenden des Ethikrates gewählt. Sein Stellvertreter ist der Freiburger Moraltheologe Prof. Dr. Eberhard Schockenhoff. Weitere Mitglieder des Ethikrates sind Prof. Dr. Erny Gillen, Prof. Dr. Dr. Wolfgang Göbel, Prof. Dr. Josef Schuster und Prof. Dr. Johannes Reiter. Sie alle sind Moraltheologen und haben sich in der Beratung ethischer Fragestellungen einen Namen gemacht. Weitere Expertinnen und Experten sollen in naher Zukunft in den Ethikrat berufen werden. Als ständiges beratendes Mitglied gehört Prälat Franz Josef Gebert, der Vorsitzende des Diözesan-Caritasverbandes Trier, dem Gremium an.

Der Trierer Diözesanadministrator Bischof Robert Brahm begrüßte in seiner kurzen Ansprache ausdrücklich die Initiative der vier katholischen Träger. Wenn es um Fragen der Ethik gehe, dann seien viele Menschen im Alltag überfordert; das gelte insbesondere dann, wenn es um Krankheit und Pflege, um Sterben und Tod geht und der Betroffene seinen eigenen Willen nicht mehr artikulieren kann. Hier könne der trägerübergreifende Ethikrat den Verantwortlichen in den Krankenhäusern und Heimen wertvolle Hilfestellung leisten. Gleichzeitig, so Brahm weiter, übernähmen die Träger und die Mitglieder des Ethikrates im gesellschaftlichen Diskurs die Anwaltschaft für die unverbrüchliche Würde menschlichen Lebens als Geschenk Gottes.

Aufgabe des Ethikrates wird es sein, ethische Fragen von übergeordneter Bedeutung, die sich in den Einrichtungen der vier Träger ergeben, zu diskutieren und Empfehlungen zu formulieren. Der gemeinsame trägerübergreifende Ethikrat wird seinen Sitz an der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Vallendar haben. Er ist offen für weitere katholische Träger. (Marienhaus Echo)

Bahn erhebt Gebühren für Zusendung von Fahrkarten

Seit Kurzem erhebt die Deutsche Bahn bei im Internet gebuchten Fahrkarten, die man sich per Post zusenden lässt, eine zusätzliche Versandkostenpauschale von 3,50 Euro. Bislang waren Fahrkarten kostenlos zugesandt worden. Diese Kosten entfallen, wenn die Fahrkarte direkt am eigenen Computer ausgedruckt wird. Weiterhin kostenlos ist die

„BonusCard Business", die Ordenleute zur Identifizierung in der Bahn beantragen können, falls sie keine persönliche BahnCard, EC- oder Kreditkarte besitzen. Eine Identifizierungskarte ist beim Selbstausdruck der Fahrkarten notwendig.

Das Evangelium erleben – 18. Kontaktseminar Option für die Armen an der KFH Münster

„Wir lieben euch", riefen die Kinder, als ihnen nach dem Klopfen an die Glastür die Frauen in der Küche der Kindertagesstätte die Tür öffneten. Kleine Schwester Monika-Maria, die als Küchenhilfe in der Kita arbeitet und diese wunderbare Begebenheit erlebt hat, erzählt diese Geschichte als ein Beispiel für die vielen Gratismomente des Alltags.
Manchmal sind es Überraschungen und kleine Zufälle, ein andermal ein Blick in den blauen Himmel. Am wichtigsten aber sei das Teilen von Leid und von Freude. Beides ereignet sich in kleinen Gesten des Mitgefühls im Alltag. Durch diese diskrete Anteilnahme an den Sorgen und an der Freude anderer geschieht etwas Geheimnisvolles: Wir erleben das Evangelium.
In der Begegnung mit Drogenabhängigen und Prostituierten ist Sr. Monika-Maria deutlich geworden, wie wichtig es ist, der Gratismomente im eigenen Alltag gewahr zu werden. Denn sie sind das Gegenteil dazu, dass wir andere ausnutzen und uns von anderen ausnutzen lassen. „Ausnutzen ist üblich und macht gesellschaftlich krank", so die Überzeugung von Sr. Monika-Maria. Gratismomente dagegen geben Kraft und machen gesund.
Mit diesem spirituellen Auftakt „Das Evangelium erleben – mittendrin!" begann das diesjährige Kontaktseminar „Option für die Armen" an der Katholischen Fachhochschule (KFH) in Münster. Alljährlich treffen sich hier Ordensleute, Mitglieder geistlicher Gemeinschaften, Fachkräfte sozialer Dienste, sowie Lehrende und Studierende der KFH zum Austausch.
Der Blick auf Formen der Ausbeutung und die Frage, was wir dem entgegensetzen können, war der rote Faden für diese Woche.
Am Dienstag ging es um die Opfer von Zwangsprostitution. Schwester Leonie Beving berichtete von den aktuellen Aktivitäten von „SOLWODI – Solidarität mit Frauen in Not" zugunsten der rechtlichen und humanitären Situation der Frauen. Am Mittwoch standen Menschen ohne Aufenthaltsstatus im Mittelpunkt. Dr. Andreas Fisch vom Sozialinstitut Kommende in Dortmund referierte, wie durch die billige Arbeit von „Menschen ohne Papiere" politische Defizite wie etwa der Mangel an Pflegekräften in Deutschland kaschiert werden. Warum immer mehr Erwerbstätige in Deutschland zu Niedriglöhnen arbeiten müssen, erklärte am Donnerstag Hermann Hölscheidt von der Kath. Arbeitnehmerbewegung Recklinghausen. Die KAB setzt sich für Mindestlöhne und für ein alternatives Rentenmodell ein – wichtige Schritte, um aus der Armutsspirale herauszukommen und unsere Erwerbsgesellschaft in eine „Tätigkeitsgesellschaft" umzuwandeln.
Gegründet haben das Seminar „Option für die Armen" Professorin em. Ursula Adams von der KFH, Professor Josef Elberg und der Kapuzinerpater Erich Purk. Als Juristin hat sich Frau Adams seit den 60er Jahren empirisch mit der Armutsproblematik in Deutschland beschäftigt. Seit vier Jahren führt Professorin Dr. Andrea Tafferner zusammen mit Professorin Adams, Pater Erich Purk und dem Leiter des Hauses der Wohnungslosenhilfe in Münster, Bernd Mülbrecht, das Seminar fort. Das nächste Kontaktseminar findet vom 9.-13. Februar 2009 statt.

Neue Bücher

Rezensionen

Spiritualität

WAAIJMAN, Kees

HANDBUCH DER SPIRITUALITÄT

Formen, Grundlagen, Methoden
Mainz : Matthias-Grünewald-Verl. – ISBN 3-7867-2497-0
Bd. 1: Formen – 2004 – 324 S. – EUR 32.00.
Bd. 2: Grundlagen – 2005 – 320 S. – EUR 32.00.
Bd. 3: Methoden – 2006 – 374 S. – EUR 32.00.

Das im Jahr 2000 von dem niederländischen Karmeliten Waaijman publizierte und bald danach ins Englische übersetzte *Handbuch der Spiritualität* ist dank des Engagements des Münsteraner Instituts für Spiritualität nunmehr auch in deutscher Sprache erschienen. Der Autor fasst darin seine jahrzehntelangen Forschungen am Titus-Brandsma-Institut Nijmwegen zusammen. Dem dortigen methodischen Ansatz verpflichtet folgt Waaijman auch in seinem Buch der Phänomenologie als erkenntnisleitender Methode. Diese bedingt den etwas merkwürdigen Aufbau des Werkes: Es schreitet nicht von einer Definition und allgemeinen Betrachtung des Gegenstandes zu den einzelnen Formen der Spiritualität voran, sondern die Beispiele sollen umgekehrt die Großbereiche der Spiritualität deutlich werden lassen, woraus systematische Überlegungen abgeleitet werden.

In drei Abschnitten, die in der deutschen Fassung den drei Bänden entsprechen, unterteilt sich das Werk: Band 1 - „Formen" genannt - führt 54 Fallbeispiele der Spiritualität vor Augen. Sie sind den verschiedensten Zeiten des Christentums, aber auch anderen Religionen entnommen: Breit werden die vor allem biblischen Traditionen des Judentums rezipiert. Daneben wird aber auch dem Sufismus, dem Buddhismus oder dem Taoismus Raum gewährt. Der Verfasser grenzt den Gegenstand also nicht explizit auf das Christliche ein, wenn auch die Beispiele aus unserer Religion bei weitem überwiegen. Konkret unterscheidet er drei Haupt-

formen der Spiritualität: die „Laienspiritualität", die „Schulen der Spiritualität" und die „Gegenbewegungen". Bei diesen Bezeichnungen handelt es sich um mehr oder weniger treffende Begriffsvorschläge, die bestimmte Eigenschaften der Formen besonders betonen sollen: Mit „Laienspiritualität" ist etwas Grundlegendes gemeint, das keinen Gegenpol zu einer Spiritualität des Klerus bildet. Sie wird in der Familie erlernt und darum von allen religiös Sozialisierten geübt - zumindest für eine gewisse Zeit. Die „Schulen der Spiritualität" betrachtet Waaijman als „Perspektive der Kleriker", wobei er diese nicht im Sinne des CIC versteht, sondern alle darin subsumiert, die „ihren Sitz im Leben nicht primär in den familiären Beziehungen, sondern im öffentlichen Leben" haben. „Die Grundaufmerksamkeit ist auf den Schüler gerichtet". (Bd. 1, 21 f.) Die „Gegenbewegung" schließlich entspricht der Perspektive der Orden in ihrem ursprünglichen Sinn. Für diese Grundform gilt das Charakteristikum, dass das Religiöse als „ein Geschehen außerhalb der Ordnung, nicht um dort zu bleiben, aber um von dort aus auf die gefestigte Ordnung einzuwirken" (23) erlebt wird. Besonders anregend ist das für die Einteilung in diese Grundformen gewonnene Raster. Es fragt nach dem Sitz im Leben, dem Zeit- und dem Raumbewusstsein der jeweiligen Gruppe und gewinnt von hier aus die unterscheidenden Kriterien.

Der zweite Band versucht die sich aus den Beispielen ergebenden „Grundlagen" zu analysieren und zum Forschungsobjekt vorzudringen. Der Definition des Gegenstandes begegnet man also an dieser Stelle. Waaijman bestimmt ihn nach der Analyse von praktischen und wissenschaftlichen Aspekten als die „gott-menschliche Umformung". Unter fünf Gesichtspunkten beschreibt er diese: 1. Die Formung des Menschen durch Gott in der Schöpfung, 2. der Akt der Umkehr als Neuschöpfung, 3. das Bestreben gleichförmig mit dem Heiligen zu werden, 4. das Heraustreten aus sich selbst als der für die Liebe wesentliche Akt und schließlich 5. die Umformung in die Herrlichkeit Gottes, die der mystischen Vereinigung entspricht, so wie sie Johannes vom Kreuz beschrieben hat.

Sinnvollerweise fügt Waaijman an diese Darstellung ein Kapitel über die geistliche Unterscheidung an, die einer Disziplin der Spiritualität, die er im Anschluss daran entwirft, als „Blaupause" dienen soll. Das von Johannes Cassian entlehnte Bild des Münzwechslers wird für diesen und die folgenden Abschnitte erkenntnisleitend: „Wie wir sahen, stellt die Unterscheidung vier Fragen: Ist diese Münze wirklich von Gold oder gleicht sie ihm nur? Welches Bild erscheint auf der Münze: der König oder der Tyrann? In welcher Münzwerkstatt wurde die Münze geschlagen? Wie sieht die Münze in ihrer vollen Form aus? Wir sahen, dass die Kundigkeit (fronèsis) dieselben Fragen stellt: Sie betrachtet Lebensformen unter dem Blickwinkel der Tugendhaftigkeit; sie schärft den Blick für die Erfahrung; sie wägt ab und entscheidet sich für die richtige Mitte zwischen den Extremen; sie hält die Gottesschau für die Endbestimmung des Menschen." (Bd. 2, 268).

Daraus entwickelt Waaijman vier mögliche methodische Ausrichtungen, denen der dritte Band gewidmet ist: Die Methode der Beschreibung der Umformung (Formbeschreibende Forschung), die Methode des rechten Verstehens geistlicher Zeichen (Hermeneutische Forschung), die auf dem Lehrgespräch in der Gemeinschaft beruhende systematische Forschung und schließlich die Mystagogische Forschung, „die den Blick für die Endbestimmung schärft" (270).

Der knappe Überblick mag genügen, um zu zeigen, dass Waaijman einen echten Gesamtentwurf vorgelegt hat, der Gültigkeit beansprucht.

Die Übersetzer stellen zu Beginn eines jeden Bandes „kritische Fragen" voran, die im Wesentlichen darauf hinauslaufen, dass sie sich gewünscht hätten, das Unternehmen konsequenter auf alle Religionen auszuweiten. Mir erging es beim Lesen ganz und gar umgekehrt:

Die Klugheit bewahrte m. E. den Autor davor, diese Ausweitung zu sehr zu erstreben. Denn auch das von ihm praktizierte Über-den-Tellerrand-Blicken stellt ihn vor ein nicht geringes Problem: Wo nämlich soll eine solcherart konzipierte Spiritualität als Wissenschaft verortet sein? Handelt es sich um eine Spezifikation der Religionsphänomenologie, so wie es Friedrich Heiler mit seinem bis heute nicht überholten Standardwerk über *Das Gebet* durchgeführt hat? Dann aber ist zu beachten, dass Gebet und Spiritualität nicht deckungsgleich sind. Denn es ist zweierlei den konkreten „Anwendungsfall" über die Religionen hinweg zu vergleichen und daraus eine Typologie zu entwickeln oder die dahinter stehende geistliche Bewegung in den Blick zu nehmen. Betreibt man diesen letzteren Versuch nicht vom Standpunkt einer ganz bestimmten Religion aus, wird sich die Gefahr kaum vermeiden lassen, eine nebulöse Christlichkeit oder gar Religiosität „hinter" den Formen zu postulieren, statt die konkrete Religion genau in den konkreten Formen zu finden. Übrigens entwarf der Religionswissenschaftler Heiler auch seine Studien vom Boden des Christlichen aus. Waaijman bleibt, wie gesagt, den Formen des Christentums eng verbunden, wenngleich er nicht auf sie festgelegt ist. Aber dann ist nicht leicht feststellbar, welchen Ort er der Spiritualität zuweisen möchte. Ist Spiritualität Theologie? Wenn nicht, so wäre zu fragen, ob es im Raum der Kirche wissenschaftliche Reflexion außerhalb der Theologie überhaupt geben kann. Wenn Spiritualität aber den Anspruch erhebt Theologie zu sein (und das sollte sie zweifellos tun), wie verhält sie sich dann zu anderen Bereichen christlicher Theologie? Sichtbar wird das in Waaijmans Einführung, wenn man auf das Zueinander von Liturgie und Frömmigkeit in Bezug auf die Spiritualität achtet. Sein Vorgehen legt den (nirgends explizit formulierten) Schluss nahe, dass er Spiritualität für etwas den beiden Übergeordnetes hält, das sich nicht direkt auf sie bezieht. Kann das aber sein, wenn Liturgie und Frömmigkeit (deren Bild er nur aus einem Nachschlagewerken und Handbüchern entnommenen Wissen zeichnet) zu den ursprünglichen Orten der Theologie gehören? Der Blick auf den speziellen Aspekt der Sünde macht das Problem deutlich: Wenn man Spiritualität als die Sehnsucht des Menschen nach Gott begreift, erkennt man, dass die Sünde in der Verkehrung dieser Sehnsucht besteht und das Werk des Versuchers, den Menschen vom Ziel dieser Sehnsucht abzubringen. In den seltensten Fällen geschieht das, in dem das Ziel offen verneint wird. Weit öfter fingiert er die Hinordnung auf Gott durch allerlei Perfidie, die ja auch Formen der Frömmigkeit nicht davon ausnimmt.

Wenn Waaijman nun das Forschungsobjekt seiner Betrachtung als die „Umformung" bezeichnet, gerät ihm diese Bestimmung zu kurz. Die Grundbewegung, die in der christlichen Spiritualität geschieht, ist ja nicht einfache „Umformung", sondern Umkehr von einer grundsätzlich defizitären Situation der Menschheit und Befreiung zum Leben in und durch Gott – also Nachfolge Jesu Christi im tiefstmöglichen Sinne des Wortes. Diese Umkehr muss man ganz und gar nicht rein aktiv und also gewissermaßen als unmystische Haltung des Menschen auffassen. Im Gegenteil wird dem Umkehrenden im Laufe seines Weges immer mehr bewusst, dass die Umkehr mithin von Gott aus geschieht. Aber eben vom Handeln Gottes, vom Erlösungsgeschehen am geistlich Suchenden ist in dem Werk kaum die Rede – und kann es aufgrund des mitunter allgemein religiös gehaltenen Blickwinkels auch gar nicht sein. Stattdessen bietet es, wenn von dem Ziel der spirituellen Bewegung die Rede sein muss – so z.B. im Kapitel über die Gleichförmigkeit in Gott – dem Leser eine problematische Gleichordnung der Inhalte unterschiedlicher Religionen: Thora, Jesus Christus, Mohammed, Buddha. Diese Ziele sind aber für die jeweiligen Angehörigen der dazugehörigen Religionen durchaus verschieden, was nicht ohne Folgen für das Verständnis der Gleichförmigkeit bleiben kann. Auf das Christentum bezogen: Ich kenne keine Tradition der christlichen Spiritualitätsgeschichte, die nicht vom Gedanken der Buße und der Umkehr, der Nachfolge ihren Ausgang nähme.

Waaijman nennt diese Traditionen in diesem Zusammenhang aber nicht und bleibt unkonkret. Dieser Mangel hätte sich wohl vermeiden lassen, wenn er der historischen Forschung in seinem Konzept der Spiritualität einen Platz eingeräumt hätte. Denn der geschichtliche Blick fehlt beinahe völlig. Aus welchen Gründen ist nicht recht ersichtlich. An der Phänomenologie kann es nicht liegen. Diese Schule hat schließlich für das geschichtliche Verstehen die bedeutendsten Ansätze des 20 Jahrhunderts geliefert.

Alles in allem: Ein Buch, das nicht jedem gefallen wird, der es liest. Aber jeder, der sich mit Spiritualität beschäftigt, sollte es lesen; schon um die eigenen Auffassungen daran zu schärfen.

Philipp Gahn

WOLF, Notker / ROSANNA, Enrica

DIE KUNST, MENSCHEN ZU FÜHREN

Reinbeck b. Hamburg: Rowohlt, 2007. – 187 S. – (Rowohlt Taschenbuch)
– ISBN 978-3-499-62256-4. – EUR 12.00.

Die Kirche befindet sich in einem grundlegenden Wandel ihrer Strukturen. Ähnliches gilt auch von den Ordensgemeinschaften. „Kirche und Management" ist darum längst zu einer festen Größe in der Aus- und Fortbildung von Priestern und Ordensleuten geworden. Eine ganze Flut von Publikationen ist zu dieser Thematik in den vergangenen Jahren erschienen. Damit die Kirche ihren vielfältigen Aufgaben in der Welt von heute gerecht werden kann, muss sie in Dialog treten mit Ökonomie und Management, mit Unternehmenskultur und Marketing, ohne ihren eigenen Sendungsauftrag und ihr Festhalten am christlichen Menschenbild aufzugeben. Die zahlreichen Seelsorgeeinrichtungen der Diözesen – die diakonischen Einrichtungen der Ordensgemeinschaften, Krankenhäuser, Schulen, Kindertagesstätten, Altenzentren und Einrichtungen der Jugendhilfe – brauchen neue Leitbilder, die Spiritualität und Reformen fruchtbar miteinander verbinden.

Längst können Ordensgemeinschaften ihre Einrichtungen nicht mehr mit ausschließlich eigenem Personal führen. Doch sind (Laien-) Mitarbeiter und Angestellte kein Ersatz für mangelnde Mitglieder in den eigenen Reihen. Es geht auch nicht um die Betreuung der einen durch die andern, sondern es braucht die wechselseitige Hilfe und das Miteinander im gemeinsamen Dienst.

Es lässt aufhorchen, wenn zwei Ordensleute mit einer Publikation an die Öffentlichkeit gehen, die „die Kunst, Menschen zu führen", thematisiert. Zugegeben, beide Autoren sind ausgewiesene Experten in ihrem Fach. Ihre verantwortungsvolle Position innerhalb der Kirche weist sie als kompetente Größen in diesem Bereich auf.

Der eine Autor zählt im deutschsprachigen Raum zu den bekanntesten Persönlichkeiten des kirchlichen Lebens, nicht zuletzt durch seine zahlreichen Publikationen, Vorträge und Fernsehkommentare. Es ist der Benediktiner Notker Wolf (* 1940): 1961 Eintritt in den Benediktinerorden, von 1977 bis 2000 Abt in St. Ottilien, seit 2000 Abtprimas mit Sitz im Kloster San'

Anselmo in Rom und damit oberster Repräsentant der Benediktiner. Als solcher ist er Sprecher und Koordinator der weltweit etwa 800 Klöster der Benediktiner und Benediktinerinnen.

Abtprimas Notker Wolf verfasste vorliegende Publikation zusammen mit Schwester Enrica Rosanna (* 1938), die dem Rezensenten aus seiner Studienzeit in Rom persönlich bekannt ist. Sie stammt aus der Erzdiözese Mailand und gehört seit 1964 dem Orden der „Töchter Mariä, Hilfe der Christen" (Don-Bosco-Schwestern) an. Bis 1998 war sie Dozentin und Rektorin der einzigen Päpstlichen „Frauen"-Fakultät, dem „Auxilium". Die wegen ihrer Kompetenz allseits geschätzte Religionssoziologin gehörte der Expertengruppe verschiedener Synoden an. Seit 1996 war sie auch Mitglied der Sachverständigenkommission, die der ehemalige Kultusminister Muigi Berlinguer einrichtete. Am 24. April 2004 ernannte sie Papst Johannes Paul II. zum Untersekretär – man beachte die Endung – der Kongregation für die Institute des gottgeweihten Lebens und die Gesellschaften des apostolischen Lebens. Sie ist damit die „Nummer 3" dieser Kongregation, die weltweit für 200 000 Ordensmänner, 800 000 Ordensfrauen und 30 000 Mitglieder von Säkularinstituten zuständig ist. Über ihr stehen der Kardinalpräfekt und der Sekretär der Kongregation im Rang eines Erzbischofs. Dies war eine wahrhaft revolutionäre Ernennung, wenn man bedenkt, dass damit zum ersten Mal einer Frau dieses Leitungsamt in einer Kongregation übertragen wurde.

Das Buch „Die Kunst, Menschen zu führen" umfasst 16 Kapitel, von denen 13 aus der Feder von Abtprimas Notker Wolf und 3 von Sr. Enrica Rosanna stammen. Die beiden Autoren legen ihren Schwerpunkt im ersten Teil des Buches auf Unternehmen und Politik, im zweiten Teil auf Schule und Erziehung. Die Inhalte werden aus zwei verschiedenen Perspektiven beleuchtet: aus der Erfahrung eines Benediktiners und aus der Erfahrung der Untersekretärin der Religiosenkongregation.

Führungs- und Organisationsfragen scheinen eine rein profane Angelegenheit zu sein. Dass dem nicht so ist, zeigt Notker Wolf im Einleitungskapitel auf, das sich mit der Aktualität der Benediktusregel beschäftigt. Obwohl der zeitliche Abstand von der frühmittelalterlichen Gemeinschaftsregel zur heutigen Gesellschaftsordnung groß ist, sind doch in der Regula Benedicti wertvolle Anregungen zur Menschenführung zu finden. Dabei geht es um so zentrale Themen wie Gebet und Meditation, menschliches Miteinander, Arbeit, persönliches Reifen und Heilwerden in der Gemeinschaft. „Immer wieder aber kreisen Benedikts Überlegungen um die Fragen: Was qualifiziert einen Menschen dazu, andere zu führen? Wie sollte er an seine Aufgabe herangehen, wie viel Rücksicht nehmen, wie viel Nachsicht üben, wie viel Strenge walten lassen? ... Kurzum, Benedikt geht es vor allem darum, in seiner Regel unerlässliche Ansprüche an die Persönlichkeit des Führenden zu formulieren und Maßstäbe für eine ebenso sach- wie menschengerechte Führung aufzustellen" (12f.). Seine Regel, der das biblische Menschenbild zugrunde liegt, zeichnet sich durch Ausgewogenheit und Maßhalten aus. Sie bezieht den einzelnen Mönch in die Verantwortung ein und behält nicht zuletzt dadurch bis heute ihre Aktualität. Sie verhilft Menschen zu größerer Selbständigkeit und persönlich verantworteter Freiheit.

In jedem Unternehmen gibt es vielleicht fünf oder sechs Menschen, die aufgrund ihrer Qualitäten das Geschehen sehr stark bestimmen und dabei nicht selten an ihre eigene Karriere denken. Dieses Faktum greift das 2. Kapitel auf und warnt darum vor der Verlockung der Macht (19-28). Dieser Verlockung der Macht erliegen „nicht nur schwächere Naturen. Die Gefahr, abzuheben ist auch für wirklich gute Leute groß. Man kann sich nämlich daran gewöhnen, hofiert zu werden. Und es ist ein glorreiches Gefühl, umschwärmt zu sein" (22). Da wird jeder Erfolg auf das eigene Konto verbucht. Ist diese Selbstherrlichkeit erst einmal eingerissen, kann sie katastrophale Auswirkungen haben. Eine davon ist der mangelnde Wirklich-

keitssinn. „Wer sich selbst sucht, der zerstört sich selbst, denn je mehr er sich auf die eigene Person konzentriert, desto leerer und ärmer geht er aus dieser Suche hervor. Aus diesem Grund legt der hl. Benedikt in seiner Regel auf die Demut größten Wert – nicht als Unterwürfigkeit verstanden, sondern als Distanz zu sich selbst. Es gehört zu den wunderbaren Paradoxien des Lebens, dass diese Demut einen Menschen nicht schwächer, sondern stärker macht, eben weil sie von der Selbstüberschätzung, der Machtbesessenheit und dem Erfolgszwang befreit" (26f.). Angestellte wie Ordensmitglieder erkennen dort eine Autorität an, wo diese die Entfaltungsmöglichkeiten der einzelnen ernst nimmt und ein gegenseitiges Verantwortungsgefühl schafft, das eine fruchtbare Zusammenarbeit auf allen Ebenen ermöglicht.

Kapitel 3 und 4 beschäftigen sich mit dem „Unternehmen als angstfreien Raum" (29-39) und mit dem kooperativen Führungsstil (40-52). Hier wird vor allem die Rolle des Chefs (des Oberen, der Oberin) kritisch beleuchtet. Alles beginnt damit, seine Mitarbeiter überhaupt ernst zu nehmen und ihnen echtes Wohlwollen entgegen zu bringen. Dieses öffnet die Augen für den ganzen Menschen. „Man muss als Chef nicht genial sein, aber man muss eine Atmosphäre schaffen können, in der niemand zum Kriecher wird. Ein humanes Arbeitsklima. Einen angstfreien Raum, in dem jeder sein Können zur Geltung bringen kann, ohne die Sorge haben zu müssen, sich zu blamieren oder fertiggemacht zu werden" (30). Ein guter Chef wird seine Mitarbeiter bei allen wichtigen Vorgängen und Entwicklungen auf dem Laufenden halten und sie in alle Entscheidungen einbinden, die sie betreffen. Er wird seine Verantwortung mit ihnen teilen. Als weitere Themen werden Krisenbewältigung und Konfrontation (74-89), Loben, Kritisieren, Motivieren (90-104) sowie das Zuhören und die Konzentration auf das Wesentliche (112-131) ausgeführt.

Die Kapitel 12 - 16 gehen Fragen von Erziehung und Schule nach (132-187). Hier wird zunächst die Rolle des Erziehers aufgeworfen, Erwartungen, die an ihn gerichtet werden, damit Kinder auf den rechten Gebrauch von Freiheit vorbereitet werden und damit gelingendes Leben nicht nur nach äußeren Maßstäben gemessen wird. „Das christliche Menschenbild berechtigt und verpflichtet uns dazu, Kinder zu widerstandsfähigen Personen zu erziehen, selbständig genug, um freie Entscheidungen zu treffen" (144).

Auf der Suche nach ihrer eigenen Identität brauchen Kinder Verhaltensregeln, Werte und Normen, an denen sie sich orientieren können. Sie brauchen aber auch den Dialog mit Eltern und Lehrer, mit Erwachsenen, deren natürliche Autorität sie anerkennen und die ihnen wie Wegbegleiter zur Seite stehen auf ihrem Weg des Suchens. Lob, Anerkennung und Kritik, Zurechtweisung und persönliche Hilfestellungen verhelfen ihnen in ihrem Reifungsprozess. Es gilt, richtige und falsche Erziehungsmaßnahmen zu unterscheiden. Kinder und Jugendliche wollen gefordert sein. Dazu gehört auch das rechte Verhalten in Konflikten mit der Erwachsenenwelt und die Tatsache, für die Konsequenzen des eigenen Tuns Verantwortung zu übernehmen. Die Tugenden der Treue, der Wahrhaftigkeit und Versöhnlichkeit sind zeitlos.

Im letzten Kapitel geht Notker Wolf auf die Lehrerrolle im Schulunterricht ein. Es braucht Lehrer mit Herz, die ihren Schülern mit einem grundsätzlichen Wohlwollen begegnen (180), denen es nicht nur um Leistung und Zensuren geht, sondern auch um menschliche Erfahrungen und um Zukunftsperspektiven ihrer Schüler. Sein Rat an die Lehrer lautet: „Nehmen Sie sich die Freiheit, ihren Unterricht möglichst abwechslungsreich zu gestalten, kombinieren Sie lehrerzentrierte Unterrichtsformen mit schülerzentrierten, Projektarbeit mit erzählerischen Einlagen und dem Einsatz unterschiedlicher Medien, stellen Sie den Bezug zwischen Theorie und Praxis her, zeigen Sie, wie der Lehrstoff mit dem Leben zusammenhängt ... Die Praxis zeigt, dass Schüler dann mitziehen, wenn ein Lehrer nicht nur Stoff ver-

mittelt, sondern gleichzeitig durch seine Persönlichkeit überzeugt, einen eigenen Stil hat, ein guter Erzähler ist…" (182f). Es ist unschwer zu erkennen: hier spricht ein Vollblutlehrer, der aus seiner früheren Praxis in Grundschule, Gymnasium und Universität wichtige Erfahrungen vermitteln kann.

Sr. Enrica setzt in ihren Beiträgen den Schwerpunkt auf die Frage, was von Führungskräften erwartet wird (66-73) und auf ein „Plädoyer für einen weiblichen Führungsstil" (105-111). Denn Frauen führen anders als Männer. So sieht sie die Fähigkeit der Frauen darin, „sich sorgend der Menschen und Dinge anzunehmen, die ihnen anvertraut sind" (106). Beispielhaft nennt sie die hl. Monika, die hl. Katharina von Siena und die hl. Brigitta von Schweden. Die Sorge sieht sie deshalb als „eine weibliche Stärke, weil sie aufs Engste mit der Mutterschaft zusammenhängt, dem fundamentalen Unterschied zwischen Frau und Mann. Zwischen Mutter und Kind besteht „eine Beziehung, in der Verbundenheit und Freiheit zusammentreffen. Die Verbundenheit entsteht dadurch, dass beide eine Einheit bilden, und die Freiheit gründet in der gleichzeitigen Erfahrung, dass Mutter und Kind als Individuen für sich bestehen" (107). Sr. Enrica spricht sich „gegen die Frauenquote am Arbeitsplatz aus und gegen die Protektion von Frauen, nur weil sie Frauen sind" (110f). „Es soll vorankommen, wer etwas taugt, gleich ob Mann oder Frau – das Geschlecht kann in keinem Fall für Inkompetenz entschädigen" (111).

Fazit: Ich habe das Buch mit größtem Gewinn gelesen! Beide Autoren stehen in der Kirche in leitenden Positionen und teilen aufgrund ihrer Menschenkenntnis, ihrer Lebenspraxis und ihrer Weitsicht einen reichen Schatz an Anregungen, Ratschlägen und Empfehlungen mit. Zahlreiche Beispiele aus eigener Erfahrung verdeutlichen das Gesagte und lassen keine Ermüdung bei der Lektüre aufkommen. Das Buch ist eine Pflichtlektüre für alle Frauen und Männer, die in kirchlichen Stellen über „die Kunst, Menschen zu führen" verfügen müssen. Dasselbe gilt für alle Oberinnen und Obern in den Ordensgemeinschaften, die ihre Mitschwestern und Mitbrüder zur Mitarbeit motivieren und ihre Kommunitäten zu einem Klima des Vertrauens und der gemeinsamen Verantwortung führen wollen.

Josef Weber SDB

ROHR, Richard

VOM GLANZ DES UNSCHEINBAREN

Franziskanische Spiritualität
München: Claudius-Verlag, 2007. – 93 S. – ISBN 978-3-532-62349-7. – EUR 9.80.

Wer heute Spiritualität sucht, der findet sich meist bei Angeboten wieder, die Ganzheit, Authentizität, geistliche Vollkommenheit versprechen. Richard Rohr, Gründer der Lebensgemeinschaft New Jerusalem in Cincinatti und des Zentrums für Aktion und Kontemplation in New Mexico, beschreitet mit seinem Büchlein „Vom Glanz des Unscheinbaren" einen anderen Weg. Es gelingt ihm bei der Darstellung der Grundzüge einer franziskanischen Spiritualität auf Wegmarkierungen hinzuweisen, die ungewöhnlich sind. Schon ein Blick ins Inhaltsverzeichnis macht stutzig: „Wer wachsen will, muss schrumpfen" (Kapitel 1), „Wer ganz sein will, braucht Brüche" (Kapitel 2), „Wer bei sich sein will, muss sich überschreiten" (Kapitel 3), „Wer anpacken will, muss loslassen" (Kapitel 4). Rohr beschreibt den franziskanischen Weg als einen Gang von der Höhe in die Tiefe der eigenen Schatten und Niederungen, nicht um den Menschen grundsätzlich schlecht zu reden, sondern um einzuladen, seine eigene Realität in allen Facetten, den angenehmen und den unangenehmen, zuzulassen, wahrzunehmen, anzunehmen und zu integrieren. Denn: „In unserer Verwundung liegt schon der Segen wie ein Same." (47) Dieser Weg des Abstiegs führt zu mehr Selbsterkenntnis und zugleich zu einer größeren Liebesfähigkeit anderen gegenüber. „Rückt das an den Rand Gedrängte, Unscheinbare, dem Selbstbildnis Peinliche in den Mittelpunkt des spirituellen Weges, hat das auch Konsequenzen im Umgang mit anderen." (7) Die Befreiung von der Illusion der eigenen Großartigkeit lässt Verständnis und Wahrhaftigkeit wachsen. Sie erweitert das Gefühlsleben und die Befähigung zur Empathie. „Der ganz und gar freie Mensch ist derjenige, der ausnahmslos alles fühlen kann und vor gar nichts Angst hat." (45)

Rohr fasst die verschiedenen Aspekte franziskanischen Lebens in kurze prägnante Abschnitte zusammen und notiert jeweils Querverweise zu den Themen der anderen Kapitel, die den inneren Zusammenhang der unterschiedlichen Dimensionen deutlich machen. Seine Texte sind herausfordernd und anregend für grundsätzlich jeden geistlich ernsthaften Weg, über das speziell Franziskanische hinaus. Das ist ihre Stärke und Originalität. Bisweilen kommen sie etwas extrem und pointiert-appellativ daher, reizen dann zum Widerspruch, da sie eine Ausschließlichkeit einfordern, die Differenzierung vermissen lässt. Insgesamt aber überwiegen die Impulse, die die eigene Perspektive öffnen, fixierte Vorurteile aufweichen und dazu ermutigen, die trügerischen Sicherheiten immer wieder loszulassen, die sich zwischen Gott und den Menschen stellen.

Elisabeth Thérèse Winter

DIE KULTUR DER KLÖSTER IN WESTFALEN

Hrsg. von Matthias Wemhoff
Regensburg: Schnell & Steiner. – (Dahlheimer Kataloge Bd. 1 und 2)

Bd. 1: BAROCKE BLÜTEZEIT
2007. – 494 S. – ISBN 978-3-7954-1962-2. – EUR 29.90.

Bd. 2: SÄKULARISATION UND NEUBEGINN
2007. – 339 S. – ISBN 978-3-7954-1963-9. – EUR 24.90.

Westfalen zählt vielleicht nicht zu den bekanntesten Klosterlandschaften Deutschlands, sicherlich aber zu den interessantesten. Die (nord-)westdeutsche Region ist seit der Reformationszeit konfessionell gemischt. Katholiken lebten insbesondere in den Hochstiften Köln, Münster, Paderborn und Osnabrück sowie im Gebiet der Reichsabtei Corvey; evangelische Christen unter anderem in den bereits seit dem 17. bzw. 18. Jahrhundert preußischen Gebieten (Mark, Minden-Ravensberg, Tecklenburg), in der Grafschaft Lippe und in der Reichsstadt Dortmund. Seit dem Wiener Kongress gehörte der größte Teil des westfälischen Raumes zum Königreich Preußen. In kirchlicher Hinsicht unterstand Westfalen im wesentlichen den Bistümern Köln (bis 1821, als das bisher kölnische Sauerland zum Bistum Paderborn kam), Münster, Paderborn und Osnabrück.

Der Dreißigjährige Krieg zog Westfalen stark in Mitleidenschaft. Nach diesem Krieg kam es zu einem Aufschwung des Ordenslebens mit bedeutsamen Auswirkungen auf das Bildungswesen wie auf Kunst und Kultur, wobei sich auch in evangelischen Städten (etwa in Dortmund und Bielefeld) klösterliche Niederlassungen halten konnten. Freilich hatten westfälische Klöster kein so großes katholisches Hinterland, wie dies beispielsweise in Bayern und Oberschwaben der Fall war. Die Aufhebung des Jesuitenordens im Jahre 1773 und die große Säkularisation von 1802/03 brachten dann hier wie auch anderswo einen großen Einschnitt. Zu einem Neuaufbruch des Ordenslebens kam es ab der Mitte des 19. Jahrhunderts, als in verstärktem Maße sozial-karitativ tätige (Frauen-) Kongregationen entstanden.

Zu den größeren Klöstern Westfalens gehörte das südlich von Paderborn gelegene Augustiner-Chorherrenstift Dalheim. Hier hatte bis 1369 ein Augustinerinnenkloster bestanden, dessen Gründungsdatum unbekannt ist. 1429 kamen Augustiner-Chorherren aus Böddeken hierher, und 1452 wurde Dalheim zum selbständigen Kloster. Während der Amtszeit des Priors Bartholdus Schonlau (1708-1730) erlebte Dalheim eine Blütezeit, die unter anderem in der Errichtung repräsentativer – zum Teil heute noch existierender – Bauten ihren Ausdruck fand. Nach der Säkularisation wurden die Klostergebäude in erster Linie landwirtschaftlich genutzt. Der Landschaftsverband Westfalen-Lippe erwarb die ehemalige Klosteranlage im Jahre 1979 und eröffnete hier 2007 ein Museum für Klosterkultur. „Erstmals hat ein Landesmuseum die Aufgabe, die monastische Geschichte und Kultur einer ganzen Region zu erforschen, deren Zeugnisse zu sammeln und diese in attraktiven Ausstellungen, in Veranstaltungen, Konzerten und wissenschaftlichen Publikationen einer breiten Öffentlichkeit zu vermitteln", so Karl Teppe im Geleitwort der zu besprechenden Bände (jeweils S. 11).

Ein Hauptmotiv für die Errichtung des Museums war gewissermaßen die historisch-kulturelle Selbstvergewisserung der westfälischen Region angesichts eines zahlenmäßigen Rückgangs des Ordenslebens. In der Einführung zum ersten Band schreibt der Herausgeber: „Aus vielen Städten auch in Westfalen sind die Klöster bereits verschwunden. So hat Münster in den letzten Jahren bereits die Franziskaner, ein Klarissenkloster und die Jesuiten verloren. Nach dem Abbruch des Franziskaner- und des Klarissenklosters erinnern nicht einmal mehr die baulichen Überreste an diese bedeutende monastische Tradition der Stadt. Gerade vor diesem Hintergrund gewinnt ein Landesmuseum für Klosterkultur an Bedeutung. Das Sammeln und Sichern von Zeugnissen aus Klöstern, die in unseren Tagen aufgegeben werden müssen, sowie die Unterstützung von Klostergemeinschaften bei der Bewahrung ihrer kulturellen Hinterlassenschaften sind herausragende Aufgaben der neuen Institution." (S. 15)

Bei den vorliegenden zwei Bänden handelt es sich um Kataloge zu inhaltlich aufeinander bezogenen Ausstellungen zur westfälischen Klosterkultur vor und nach der großen Säkularisation. Ein gewisses Übergewicht des Hochstifts Paderborn – und insbesondere des Klosters Dalheim – lässt sich nicht übersehen und hängt wohl mit dem Genius loci zusammen. Thematisch wird ein weiter Bogen gespannt, der auch wirtschafts- und sozialhistorische Themen nicht ausspart.

Zum Aufbau des 1. Bandes: Auf das Geleitwort des Dalheimer Stiftungsvorsitzenden Karl Teppe (S. 11f.) und die Einführung des Herausgebers (S. 13-24: „Zur Eröffnung des ersten Landesmuseums für Klosterkultur") folgt der Aufsatzteil, der Beiträge zu den Themengebieten „Die Klosterarchitektur Westfalens im Barockzeitalter" (S. 25-110), „Klöster als religiöse und kulturelle Zentren der Frühen Neuzeit" (S. 111-204) und „Der barocke Kirchenraum" (S. 205-314) enthält. Die Beiträge im einzelnen: Roland Pieper, „Die Dalheimer Veduten für den Prior Schonlau. Zu Funktion, Abbild und Realität von Architektur- und Landschaftsporträts im 17. und 18. Jahrhundert" (S. 27-46); Matthias Preißler, „Der barocke Konventgarten von Kloster Dalheim" (S. 47-59); Hartmut Zückert, „‚Aufwand an Gebäuden'. Politische und wirtschaftliche Umstände barocker Bautätigkeit in Westfalen" (S. 60-77); Gerd Dethlefs, „Klosterschlösser in Westfalen. Beobachtungen zu den Funktionen barocker Konventarchitektur" (S. 78-95); Wolfgang Lippmann, „Kloster Dalheim und der westfälische Klosterbau des frühen 18. Jahrhunderts. Typologische Betrachtungen" (S. 96-110); Mareike Menne, „Zur Barockfrömmigkeit in Dalheim" (S. 113-127); Alwin Hanschmidt, „Seelsorge und Bildung. Jesuiten und Bettelorden in westfälischen Städten der Frühen Neuzeit" (S. 128-155); Hermann-Josef Schmalor, „Westfälische Klosterbibliotheken im Zeitalter des Barock" (S. 156-174); Paul Thissen, „Zur Musikpflege der Barockzeit in den Klöstern Ostwestfalens (S. 175-184); Jörg Kraemer, „‚Ein Instrument wahrhaft europäischen Ranges…' Überlegungen zur Geschichte der Orgel im Kloster Dalheim" (S. 185-204); Beate Johlen-Budnik, „‚Memoria futura' – Erinnern, aktualisieren, weiterführen. Anmerkungen zum monastischen Sakralbau des 17. Jahrhunderts" (S. 207-223); Reinhard Karrenbrock, „Die barocke Ausstattung der Kloster- und Stiftskirchen in den Fürstbistümern Münster und Osnabrück" (S. 224-260); Christoph Stiegemann, „‚Ecclesia triumphans'. Kirchenkunst des Barock im Hochstift Paderborn, in der Reichsabtei Corvey und im Herzogtum Westfalen" (S. 261-293); Helga Fabritius, „‚Egregium altare majus ex solido lapide et alabastro constructum'. Zu Aussehen und Wirkung des barocken Hochaltars in der Klosterkirche Dalheim" (S. 294-314). Der Katalogteil dieses Bandes (S. 315-476) umfasst folgende Themenbereiche: „Die Klöster Westfalens nach dem Dreißigjährigen Krieg" (S. 316-322); „Dalheim zur Zeit des Priors Bartholdus Schonlau" (S. 323-328); „Zur Lebenswelt westfälischer Klöster im Barockzeitalter" (S. 329-365); „Frühneuzeitliche Ordensniederlassungen in den Städten" (S. 366-374); „Klösterliche Musikpflege der Barockzeit

und die Dalheimer Orgel" (S. 375-380); „Zur barocken Ausstattung westfälischer Klosterkirchen und Ordensbibliotheken" (S. 381-388); „Liturgisches Gerät und Paramente" (S. 389-412); „Heilige und Reliquien" (S. 413-426); „Prozessionen und Wallfahrten" (S. 427-448); „Der barocke Dalheimer Hochaltar" (S. 449-476). Im Anhang des Bandes finden sich Siglenverzeichnis (S. 478), Allgemeine Abkürzungen (ebd.), Abkürzungen bibliografischer Angaben (S. 479), Abbildungsnachweis (S. 480) sowie eine recht umfangreiche Bibliografie (S. 481-494).

Zum Aufbau des 2. Bandes: Auf das Geleitwort des Dalheimer Stiftungsvorsitzenden Karl Teppe (S. 11f., identisch mit dem Geleitwort des 1. Bandes) und das Vorwort des Herausgebers (S. 13-17) folgt der Aufsatzteil, der Beiträge zu den Themengebieten „Das Ende der alten Klöster" (S. 19-107), „Neue Herren – Neue Nutzung" (S. 109-196) sowie „Romantische Verklärung und klösterlicher Neubeginn" (S. 197-260) enthält. Die Beiträge im einzelnen: Christiane Todrowski, „Säkularisation in Westfalen" (S. 21-47); Wilhelm Grabe, „‚Vom Schwindelgriff der Freiheit angewandelt'. Die Auflösung der Klöster im Hochstift Paderborn" (S. 48-75); Uta C. Schmidt, „‚Ein besonderes Hindernis steht nicht im Wege'. Dalheim in der Schwellenzeit zur Moderne" (S. 76-90); Peter Riedel, „‚Die Aufhebung desselben vorgeschlagenermaßen beschlossen'. Die Säkularisation von Kloster Dalheim" (S. 91-107); Barbara Seifen, „‚Zu irgendeinem andern Geschäfte einzurichten und zu benutzen'. Die Umnutzung westfälischer Klosteranlagen. Zur Baugeschichte ausgewählter Beispiele" (S. 111-143); Jutta Prieur, „Sauhirten, Mittelknechte und Küchenmägde. Das Gesinde des Klosters Böddeken" (S. 144-152); Martin Dröge, „Der Weg zur ‚rationellen Landwirtschaft'. Aspekte der Agrargeschichte im 19. Jahrhundert" (S. 153-167); Annette Hennigs, „Die Domäne Dalheim von 1816 bis 1954" (S. 168-175); Hans-Hubert Walter, „Vom Kloster zur Industrieanlage. Zur Umgestaltung eines Wirtschafts- und Siedlungsraums am Beispiel des Klosters Bredelar" (S. 176-196); Ilse von und zur Mühlen, „‚Die Zeit der Herrlichkeit des Tempels und seiner Diener ist vorbei'. Mönche und Nonne – Kloster und Klosterleben aus der Sicht deutscher Maler nach der Säkularisation" (S. 199-224); Wolfgang Kühnhold, „Das Bild des Klosters in Literatur und Theater des 19. Jahrhunderts" (S. 225-241); Arne Thomsen, „Klosterneugründungen und preußischer Staat in Westfalen vor und nach dem Kulturkampf" (S. 242-251); Sr. M. Ulrike Brand CRSA, „Ordensleben heute und morgen" (S. 252-260). Der Katalogteil dieses Bandes (S. 261-326) umfasst folgende Themenbereiche: „Folgen der Säkularisation für die Ordensleute und das entlassene Klostergesinde" (S. 262-272); „Dalheim als Domäne nach 1803" (S. 273-275); „Neue Nutzung ehemaliger Klosteranlagen nach der Aufhebung" (S. 276-303); „Neubewertung von Orden und Klöstern seit der Romantik" (S. 304-316); „Neugründungen von Ordensgemeinschaften und Klöstern im 19. Jahrhundert" (S. 317-326). Im Anhang dieses Bandes finden sich ebenfalls Siglenverzeichnis (S. 328), Allgemeine Abkürzungen (ebd.), Abkürzungen bibliografischer Angaben (S. 329), Abbildungsnachweis (S. 330) sowie eine recht umfangreiche Bibliografie (S. 331-339).

Die einzelnen Beiträge bieten somit einen umfangreichen Überblick über das klösterliche Leben in Westfalen. Es sei an dieser Stelle nur auf einen einzigen Aufsatz kurz eingegangen. Mit Sr. Ulrike M. Brand CRSA kommt im zweiten Band eine Ordensfrau zu Wort, deren Darstellung sich schwerpunktmäßig mit Gegenwart und Zukunft des Ordenslebens beschäftigt. Sr. Ulrike verschweigt nicht, dass die derzeitige Situation des Ordenslebens in Deutschland schwierig ist. Sie weist allerdings auch darauf hin, dass die Frage nach dem Sinn des Lebens immer wieder neu gestellt wird – nicht zuletzt von jungen Leuten. Klöster sind für sie geistliche Orte in der Kirche und zugleich Orte eines alternativen Lebens: „Es geht um das Leben, um erfülltes Leben! Hier treffen sich die Sehnsucht Gottes und die des Menschen. Gott will uns zum Leben in Fülle führen, und das nicht erst nach unserem Tod in der Ewigkeit, sondern schon in unserem konkreten Leben – hier und jetzt" (S. 259).

Es sei an dieser Stelle noch auf die Ausstattung der beiden Bände hingewiesen. Die reichhaltige farbige Bebilderung veranschaulicht die Schilderungen, lässt vergangene Epochen lebendig werden und verdeutlicht auch den Bezug zwischen Geschichte und Gegenwart. Einen kleinen Verbesserungsvorschlag hätte der Rez. noch: Ein Register der in den beiden Bänden vorkommenden Personen- und Ortsnamen sowie der wichtigsten Themen wäre für den Benutzer, der sich intensiver mit der westfälischen Ordensgeschichte befassen möchte, von großem Nutzen.

Norbert Wolff SDB

WEHRL, Franz

NACHSCHLAGEWERK ZUR BIOGRAPHIE UND DEN SCHRIFTEN DES HL. FRANZ VON SALES

Namen – Orte – Begriffe
Eichstätt: Salesianisches Institut, 2007. – 207 S.

Mit dem hier vorliegenden Nachschlagewerk hat der renommierte Franz-von-Sales-Forscher und Leiter des Salesianischen Instituts in Eichstätt, Franz Wehrl, ein sehr hilfreiches Werk für alle diejenigen vorgelegt, die sich mit dem Genfer Bischof Franz von Sales beschäftigen. Ohne Zweifel ist es eine Frucht seiner eigenen langjährigen Studien. In etwa 1800 meist kurz und knapp gehaltenen Artikeln wird der Leser über eine Vielzahl von Daten, Fakten, Personen, Orten und Schriften informiert, die zur Lebensgeschichte, zum Wirken und zum Werk des hl. Franz von Sales in Beziehung stehen und sein religiöses, kulturelles und politisches Umfeld erhellen. Aus dem Vorwort des Autors geht hervor, dass die Artikel naturgemäß schwerpunktmäßig die Lebenszeit des Heiligen (also das 16. und 17. Jh.) und geographisch sein Lebensumfeld (also Savoyen, Italien und Frankreich) im Blick haben. Diese werden primär in ihrem jeweiligen Bezug zu Franz von Sales und seiner Geschichte vorgestellt. Mit diesem Schwerpunkt ist das „Nachschlagewerk" eine hervorragende Ergänzung zu den vorliegenden Biographien und Studien über den hl. Franz, weil es hilft, sich schnell und zielsicher und in gut verständlicher Weise über Namen und Fakten zu informieren, die in seiner Biographie und seinem Werk in so vielfältiger Weise auftauchen. Durch die zahlreichen Verweise, insbesondere auf die Œuvres des hl. Franz, lassen sich die Bezüge der vorgestellten Personen und Fakten zu ihm und seiner Geschichte leicht nachvollziehen. Hinweise zu weiterführender Literatur mögen demjenigen freilich fehlen, der sich nach der ersten Orientierung, die das Nachschlagewerk bietet, vertieft informieren möchte. Ein Großteil der Artikel wird durch ein reichhaltiges schwarz-weißes Bildmaterial ergänzt, das jedoch leider den heutigen visuellen Ansprüchen nicht immer entspricht. Für alle salesianischen Bibliotheken ist das vorliegende Werk aber eine unerlässliche Ergänzung, für die man dem Autor nur dankbar sein kann. Es wird auf seine Weise dazu beitragen, das Werk und die Person Franz von Sales' im deutschen Sprachraum zu erschließen.

Reinhard Gesing SDB

WEGE DER KIRCHE IM UMBRUCH DER GESELLSCHAFT

Eine ökumenische Bilanz.
Hrsg. von Gerhard Feige und Ulrich Kühn. – Leipzig: St. Benno Verlag [u. a.]. – 1998. – 184 S. – ISBN 3-7462-1236-7.

Dieser bereits vor 10 Jahren erschienene kleine Sammelband wird im Untertitel ganz passend als eine „ökumenische Bilanz" bezeichnet; denn er dokumentiert die Themen und Gesprächsinhalte, die der 1966 in der DDR gegründete „Ökumenisch-theologische Arbeitskreis" in seiner Arbeitsphase zwischen 1991-1996 behandelt hat. Darüber hinaus ist das Buch aber auch ein wichtiges Zeitdokument für die im Rückblick auf die jeweilige DDR-Vergangenheit geleistete Selbstvergewisserung der katholischen und evangelischen Kirche im Osten Deutschlands. Die hier vorgelegten Reflexionen über den zurückgelegten Weg von der Kirche im Sozialismus zur Kirche in der freiheitlichen Demokratie werden vier größeren Themenfeldern zugeordnet:

I. Je zwei katholische (Michael Ulrich und Franz Georg Friemel) und zwei evangelische (Traugott Holtz und Ulrich Kühn) Theologen zeigen zunächst unter der Gesamtüberschrift „Vorläufige Wahrnehmungen der veränderten Situation" auf, wie unterschiedlich die beiden Konfessionen mit der DDR-Vergangenheit umgegangen sind – z. B. im Hinblick auf Nähe bzw. Distanz zum sozialistischen Staat. Und ebenso verschieden sind auch die ersten Schritte der beiden Kirchen in den neuen Verhältnissen während und nach der politischen Wende: Wird etwa die erste freigewählte Volkskammer der DDR noch von evangelischen Pfarrern dominiert, so sind nach der Wiedervereinigung überraschenderweise vier der fünf neu gewählten Ministerpräsidenten der neuen Bundesländer trotz klarer protestantischer Bevölkerungsmehrheit Katholiken.

II. Die Beiträge des zweiten Themenfeldes machen deutlich, dass hinter diesen politisch-kulturellen Unterschieden auch jeweils andere „theologische Grundoptionen" stehen. Evangelische Theologen (so Martin Seils, S. 27-38) tendieren eher gemäß der „Zweireichelehre" Luthers (vgl. S. 29f.) zur „Fundamentalunterscheidung" zwischen Gottesreich und Weltreich (S. 34) und können sich von daher viel unbefangener auf eine konkrete säkulare Weltordnung einlassen – hier auf die sozialistische Gesellschaft. Katholische Theologen dagegen (so Lothar Ullrich, S. 39-54) sehen die Welt und ihren Erfahrungskontext im Sinne des Naturrechtsdenkens als unmittelbare Quelle für die Theologie an (vgl. S. 40-42). Von daher stellen sie, gerade in Form der katholischen Soziallehre, auch eine engere Verbindung zwischen säkularer Kultur und Evangelium her, was natürlich unter atheistischen Verhältnissen wie der DDR auch eine kritischere Sicht auf die Gesellschaft mit sich bringt.

III. Diese konfessionell unterschiedlichen theologischen Perspektiven werden besonders deutlich in den konkreten Fragen der Wirtschaftsethik, die im dritten Teil behandelt werden. In zwei Beiträgen legt Walter Kern kundig das katholische Programm der Sozialen Marktwirtschaft im Sinne einer Ordnungsethik dar, wobei er sich insgesamt etwas unkritisch

auf die katholische Soziallehre und ihre Prinzipien stützt. Die andere Position der evangelischen Sozialethik verdeutlicht Martin Honecker, der hier von einer Kriterienethik (in Anlehnung an Rich werden S. 89 als Kriterien genannt: Geschöpflichkeit, kritische Distanz, relative Rezeption, Relationalität, Mitmenschlichkeit, Mitgeschöpflichkeit und Partizipation) ausgeht, die sich klar von der katholischen Soziallehre abgrenzt (vgl. S. 95) und das Verhältnis von Demokratie und Marktwirtschaft deutlich kritischer zeichnet.

IV. Der letzte und auch umfangreichste Teil umfasst sechs Beiträge zum „kirchliche(n) Selbstverständnis im Wandel". Dabei wird deutlich, wie mühsam die evangelische Kirche in der 50er Jahren um ihre Positionen rang – besonders hinsichtlich der Jugendweihe, der Anerkennung des sozialistischen Staates oder des Umgangs mit dem marxistischen Atheismus, um dann bewusst als „Kirche im Sozialismus" ihrem Auftrag nachzukommen und inspiriert von der „Ökumenischen Versammlung für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung" (vgl. S. 117) auch ein politisches Mandat zu beanspruchen, während die katholische Kirche vor allem unter der Ära von Kardinal Bengsch (1961-1979) einen strikten „Verweigerungskurs" einschlug (vgl. S. 124-128) und erst in den 80er Jahren, animiert von der Antrittsrede von Bischof Wanke 1981 und dem Katholikentreffen in Dresden 1987, sich dem gesellschaftlichen Dialog öffnete und sich zur vollen Mitarbeit an der „Ökumenischen Versammlung" durchrang. Heiko Franke bringt mit der Formel „Ortskirche, nicht Landeskirche" (vgl. S. 133-158) recht einleuchtend die katholisch-evangelische Grunddifferenz auf den Punkt, indem er die ekklesiologischen und kirchensoziologischen Motive aufzeigt, die die Zurückhaltung der katholischen und das Sich-Einlassen der evangelischen Kirche in der DDR bedingt haben (vgl. bes. S. 156). Eine sehr differenzierte und inhaltsreiche Abhandlung über die Säkularisierungsthese mit dem Titel „Glauben in Zeiten der Gottlosigkeit" von Thomas Gertler (vgl. S. 161-179) rundet diesen Teil ab.

Das sehr empfehlenswerte Buch kann, neben seinem Informationswert zum Thema „Kirche im Sozialismus", nicht nur für Ordensleute, sondern für alle Christen einen guten Dienst zur geistigen Standortbestimmung in (post-)modernen Zeiten leisten. Zeigt es doch geradezu exemplarisch auf, dass es nicht den einen richtigen Weg der Kirche durch die Zeit gibt. Der hier dokumentierte ökumenische Dialog lädt vielmehr zu einer pluralismusfähigen Kirche ein, die unterschiedliche theologische Traditionen zulässt und vielfältige pastorale Wege wagt – und gerade so den Reichtum des Evangeliums zum Leuchten bringt.

Karl Bopp SDB

OSWALD VON NELL-BREUNING

Anekdoten – Erinnerungen – Originaltexte.
Hrsg. von Johannes Arnold unter Mitarbeit von Bettina Beck. – Trier: Paulinus-Verlag. – 2007 – 295 S. – ISBN 978-3-7902-1622-6. – EUR 12.90.

Der Jesuitenpater Oswald von Nell-Breuning SJ (1890-1991) droht als „Nestor der Katholischen Soziallehre" in Vergessenheit zu geraten. Neben Heinrich Pesch SJ (1854-1926) und Gustav Gundlach SJ (1891-1963) gehört er zu den Begründern des Solidarismus in der Katholischen Soziallehre, die sich in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg bis zur Deutschen Wiedervereinigung gegenüber den Vertretern der konkurrierenden ‚Ganzheitslehre' in der Katholischen Soziallehre aus den Reihen der Dominikaner durchgesetzt haben. Deren wichtigster Vertreter Arthur Fridolin Utz O.P. (1908-2001) musste im Rückblick bekennen: „An Nell-Breuning kam praktisch niemand vorbei. Er hatte eine Monopolstellung. Das ging so weit, dass der Herder-Verlag Manuskripte zur Soziallehre zuerst Nell-Breuning zur Begutachtung vorlegte. Ich habe mich von Anfang an gegen jede Abhängigkeit von ihm gewehrt." (zitiert nach Kathy Kaaf im Handelsblatt 72 (15.04.1998) S. 61). Der vorliegende Sammelband erinnert an diesen großen Sozialethiker und sein Wirken in der Bundesrepublik Deutschland der Nachkriegszeit.

Der auf Heinrich Pesch SJ zurückgehende Ausdruck Solidarismus für die Katholische Soziallehre als die aristotelische Mitte zwischen dem Gesellschaftssystem des ‚Individualismus', der zuviel Rücksicht auf das Individuum nimmt, und dem Gesellschaftssystem des ‚Kollektivismus', der zuwenig Rücksicht auf das Individuum nimmt, hat sich zwar in der Wissenschaft nicht durchgesetzt, jedoch sind die beiden von den Solidaristen entwickelten Sozialprinzipien der Solidarität und der Subsidiarität Allgemeingut der Katholischen Soziallehre und jeder christlichen Sozialethik geworden. Methodologischer Ausgangspunkt der Betrachtung ist der Mensch als Person inmitten der Gesellschaft. Die Vertreter der Ganzheitslehre lehnen den Solidarismus als immer noch zu individualistisch ab und fordern vom Menschen eine soziale Liebe zum Ganzen der Gemeinschaft, die den Einzelnen immer nur als Teil des Ganzen der menschlichen Gemeinschaft sieht.

Der Herausgeber Johannes Arnold nimmt nun nicht die von Oswald von Nell-Breuning SJ vertretene Lehre des Solidarismus in den Blick, sondern stellt vielmehr den Menschen und seinen Lebensweg als Priester und Ordensmann sowie sein segensreiches öffentliches Wirken in der Bundesrepublik Deutschland durch ausgewählte Anekdoten und Erinnerungen von Vertretern und Vertreterinnen der deutschen Politik, Theologie und Kirche in den Mittelpunkt des Buches (S. 11-185). Der Sammelband belegt eindrucksvoll, dass die traditionelle Katholische Soziallehre ihre Spuren in der deutschen Politik und in der Kirche hinterlassen hat. Zu Wort kommen unter anderem aus der Politik Helmut Kohl, Hans-Jochen Vogel, Kurt Biedenkopf, Holger Börner, Bernhard Vogel, Richard Weizsäcker, Helmut Schmidt, Norbert Blüm, Franz Steinkühler und Hanna-Renate Laurien. Kirchlicherseits sind die Bischöfe Reinhard Marx, Franz Kamphaus, Hans-Georg Koitz und zahlreiche Mitglieder des Jesuitenordens und ehemalige Studenten und Ordensschwestern, mit denen Oswald von Nell-Breuning SJ verbunden war, vertreten. Abgerundet wird das Bild durch – „einige nicht leicht auffindbare" (S. 7) – Originaltexte (S. 186-280) und einen Lebenslauf mit den wichtigsten Publikationen (S. 286-294).

Für jede und jeden, der sich mit dem wissenschaftlichen Werk von Oswald von Nell-Breuning SJ und der traditionellen Katholischen Soziallehre auseinandersetzt, ist dieses Sammelwerk eine unverzichtbare Quelle, um zumindest in Umrissen die hinter der traditionellen Katholischen Soziallehre stehende Person Oswald von Nell-Breuning SJ kennen zu lernen und sein wissenschaftliches und politisches Wirken in der Bundesrepublik Deutschland richtig einschätzen und würdigen zu können. Dies ist umso wichtiger als bei neueren christlichen Sozialethikern und Sozialethikerinnen die Tendenz besteht, die traditionelle Katholische Soziallehre mit Nichtbeachtung zu strafen. So sucht man beispielsweise in der Habilitationsschrift von Christoph Hübenthal vergeblich den Namen von Oswald von Nell-Breuning SJ, der nach ihm wohl auch für eine „substanzontologische Person- oder Sozialmetaphysik" steht, „die hinter den Begründungserfordernissen des neuzeitlichen Denkens erheblich zurückbleibt und außerhalb der katholischen Soziallehre wohl auch von niemandem mehr vertreten wird." (s. Hübenthal, Grundlegung der christlichen Sozialethik, Versuch eines freiheitsanalytisch-handlungsreflexiven Ansatzes, Münster 2006, 363).

Der vorliegende Band von Johannes Arnold belegt, dass unter vielen anderen auch deutsche Politiker und Politikerinnen in diesem Punkt offenkundig besser über Oswald von Nell-Breuning SJ und die traditionelle Katholische Soziallehre denken und urteilen, als neuere Fachvertreter und Fachvertreterinnen der christlichen Sozialethik dies derzeit tun.

Joachim Hagel O.Praem.

AKADEMIE VÖLKER UND KULTUREN ST. AUGUSTIN

Hrsg. von Bernard Mensen SVD. – Nettetal: Steyler Verlag.

Bd. 28: ETHISCHE FRAGEN HEUTE
2005. – 126 S. – ISBN: 3-8050-0531-8. – EUR 14.80.

Bd. 29: EUROPÄISCHE UNION: ERWARTUNGEN – BEFÜRCHTUNGEN
2006. – 110 S. – ISBN 3-8050-0538-5. – EUR 14.80.

Die beiden vorliegenden Bücher enthalten jeweils sechs Vorträge, die in der Akademie Völker und Kulturen in Sankt Augustin in den Jahren 2004/2005 bzw. 2005/2006 gehalten worden sind.

In der Vortragreihe „Ethische Fragen heute" aus dem Jahr 2004/2005 kommen die Moraltheologen Eberhard Schockenhoff – mit dem Beitrag: Wie frei ist der Mensch? Zum Dialog zwischen Hirnforschung und theologischer Ethik (S. 9-24) – Andreas Lob-Hüdepohl – mit dem Beitrag: Sittliche Normen und ihre Begründung heute (S. 25-47) – Josef Schuster SJ – mit dem Beitrag: Der Schutz des menschlichen Lebens an seinem Anfang (S. 73-91) – und Markus Zimmermann-Acklin – mit dem Beitrag: Menschenwürdig sterben. Ethische Fragen am Lebensende (S. 93-109) – sowie die christlichen Sozialethiker Wolfgang Ockenfels OP – mit dem Beitrag: Wirtschaft zwischen Macht und Ethik (S. 49-61) – und Friedhelm Hengsbach SJ – mit dem Beitrag: Gleichheit – eine erste Vermutung der sozialen Gerechtigkeit (S. 63-71) – zu Wort.

Die Autoren bestätigen mit ihren Vorträgen zwar die alte Erkenntnis des Kohelet: „Es gibt nichts Neues unter der Sonne." (Kohelet 1,9). Denn der Fortschritt in der wissenschaftlichen Ethik ist primär ein zirkulärer Fortschritt: Alte ethische Fragen werden von einer neuen Generation von Wissenschaftlern immer wieder neu durchdacht. Aber diese Vortragsreihe bietet den an moraltheologischen und sozialethischen Fragen interessierten Lesern und Leserinnen in einer gut verständlichen Weise einen ersten Überblick über die Forschungsfelder der allgemeinen und speziellen Moraltheologie und Sozialethik in der jüngeren Vergangenheit und in der Gegenwart.

In der Vortragsreihe über die Europäische Union aus dem Jahre 2005/2006 wird von Rechts- und Wirtschaftswissenschaftlern in gut verständlicher Sprache eine Momentaufnahme der Situation in der EU angeboten. Josef Thesing schreibt über „Die EU als Wertegemeinschaft" (S. 9-21), Ulrich Fastenrath stellt die Frage: „Wie wird die EU regiert?" (S. 23-42). Erwin Teufel will „Europa eine bessere Verfassung bringen" (S. 43-58). Siegfried Jaschinski informiert über „Finanzielle Probleme in der EU" (S. 59-72) und Norbert Walter über „Wirtschaftsprobleme der EU" (S. 73-81). Den Abschluss bildet Werner Link mit seinem Beitrag über „Die Rolle Europas im Wettstreit der Weltmächte" (S. 83-95). In einer globalen Weltwirtschaft verschieben sich die Probleme der EU manchmal so schnell, dass die Aktualität der Beiträge bereits nach kurzer Zeit nicht mehr gegeben ist.

Wie rasch sich beispielsweise die wissenschaftliche Einschätzung der Finanzmärkte ändern kann, zeigt paradigmatisch der Beitrag des Chefvolkswirts der Deutschen Bank, Norbert Walter. Er prophezeit für den amerikanischen Finanzmarkt, dessen Allokationseffizienz er langfristig besonders schätzt, lediglich kurzfristige Schwierigkeiten während der Jahre 2007 bis 2012: „In dieser Zeit wird es Korrekturen geben, weil es vermutlich dem Immobilienmarkt und dem Dollar nicht gut geht. Und wir werden im Jahre 2010 wieder alle wissen, dass sich die Amerikaner in einem dramatischen Niedergang befinden. Das wird mich nicht aufregen. Das wird genau der Zeitpunkt sein, wo ich wieder US-Assets kaufe. Im Moment kaufe ich keine. Ich warte auf 1,50, 1,60 Dollar pro Euro." Die Korrekturen sind jetzt allerdings schneller eingetreten und heftiger ausgefallen als angenommen und der Glaube an die Allokationseffizienz des amerikanischen Finanzmarktes hat mithin stärker gelitten. Derselbe Norbert Walter sagt den Dortmunder Ruhr-Nachrichten am 18. März 2008: „Vor Ende 2009 werden die Turbolenzen nicht zu Ende sein." Denn „die Ereignisse in den USA und ihre Auswirkungen auf das Vertrauen der Anleger sind zu gewichtig." Und er fährt fort: „Wir brauchen die Neuordnung und eine Neubesinnung auch bei den Regulatoren der Finanzmärkte."

An dieser Stelle zeigt sich ein anderer Wert des vorliegenden Sammelbandes, wenn man nämlich anfängt die Ausführungen und Prognosen der Wissenschaftler aus dem Jahr 2005/2006 mit der tatsächlichen späteren Entwicklung in der EU zu vergleichen.

Joachim Hagel O.Praem.

„MUTIG IN DIE ZUKUNFT“

Dominikanische Beiträge zum Vaticanum II.
Thomas Eggensperger OP / Ulrich Engel OP (Hrsg.). – Leipzig: St.-Benno-Verlag, 2007. – 267 S. – (Dominikanische Quellen und Zeugnisse; Bd. 10). – ISBN 978-3-7462-2285-1. – EUR 12.50.

Bedeutende Theologen aus dem Dominikanerorden hatten Anteil am Erfolg des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962-65): Marie-Dominique Chenu OP, Louis Joseph Lebret OP, Mannes Dominikus Koster OP, Henri-Marie Feret OP, Yves Congar OP, Edward Schillebeeckx OP und Jean-Marie Richard Tillard OP.

Mit den hier versammelten Portraits liegt erstmals eine geschichtlich, theologisch und spirituell fundierte Gesamtdarstellung der dominikanischen Konzilsbeiträge vor. Dabei ist allen Autoren die Überzeugung eigen: „Das Konzil ist kein Abschluss, sondern eine Etappe“.

SCHMIEG, Elli / KREUZ, Klaus

STADTGESPRÄCHE

Vallendar: Patris-Verlag, 2007. – 80 S. – (Spirituelle Lebensimpulse).
– ISBN 978-3-87620-296-9. – EUR 7.90.

In der City einer deutschen Großstadt kommen Menschen ins Gespräch. Viele suchen nach Sinn, nach dem Geheimnis, nach dem, was hinter allem ist. Die einen suchen das kirchliche Gesprächsangebot in der Einkaufszone, die anderen im Großstadtgefängnis. Diese Suche entspringt einer verborgenen, oft unbewussten Sehnsucht nach Gott. Manche finden zum Glauben an Jesus Christus und lassen sich taufen. Eine City-Seelsorgerin erzählt von neuen Wegen, die Christen mit ihrem Glaubenszeugnis gehen. Und sie macht Hoffnung. Häftlinge berichten von ihrer Beziehung zu Gott und ihrem Weg zu ihm. Bischof Franz-Josef Bode, Osnabrück, liefert den theologischen Rahmen für die Berichte.

ALTMANN, Petra

WOHLFÜHL-TIPPS AUS DEM KLOSTER

Gutes für Geist, Seele und Körper.
München: Don-Bosco-Verlag, 2007. – 125 S. – ISBN 978-3-7698-1618-1. – EUR 12.90.

sowie:

ALTMANN, Petra / HAPPACH, Fidelis OSB

DIE KRAFT DER KLOSTERKRÄUTER

Natürlich vorbeugen und heilen.
München: Don-Bosco-Verlag, 2007. – 155 S. – ISBN 978-3-7698-1646-4. – EUR 16.90.

„‚Wohlfühltipps aus dem Kloster' – reiten nun auch die Klöster auf der modernen ‚Wellness'-Welle?" So fragt Abtprimas Notker Wolf OSB zu Beginn seines Vorworts zum erstgenannten Buch, um die Frage sofort mit einem klaren Nein zu beantworten. Es geht nicht um Oberflächlichkeit, um Spaß, um Konsum, sondern vielmehr um Ganzheitlichkeit und um einen gesunden Einklang von Geist, Seele und Körper. Klöster als Orte der Ruhe und der Sammlung bergen einen großen Schatz an Lebensweisheit, den Petra Altmann ihren Lesern erschließen möchte. Dabei folgt sie dem Dreischritt: „Gutes für den Geist – zu sich selbst finden" (12-47); „Gutes für die Seele – sich selbst auf den Grund gehen" (48-85); „Gutes für den Körper – auf Signale achten" (86-118). In verschiedenen Aspekten des klösterlichen Lebens – in der Ruhe, im Schweigen, in der Meditation, im Gebet, im Studium, in der Gastfreundschaft, in der Selbst- und Nächstenliebe, in Ritualen, im festen Tagesrhythmus in den Klostergärten, im Fasten und in der gesunden Ernährung – entdeckt sie Ansatzpunkte für Menschen, die heutzutage gesund leben und sich dabei wohlfühlen möchten.

Das zweite anzuzeigende Buch kann als Konkretisierung des ersten verstanden werden. Klöster sind seit Jahrhunderten Orte des Gartenbaus und der Kräuterheilkunde. Vorgestellt wird der seit 1951 von Schwester Fidelis Happach OSB betreute Kräutergarten des Klosters Bernried am Starnberger See. Den weitaus größten Teil des Buches (36-145) nehmen Beschreibungen einzelner Kräuter, ihrer Heilwirkungen und Einsatzmöglichkeiten in der Küche ein. Dazu kommen praktische Tipps für den Anbau und die Verarbeitung der Kräuter.

Beide Bücher, die mit zahlreichen Bildern versehen und optisch interessant aufgemacht sind, richten sich an ein breiteres Publikum, und nicht an klösterliche Insider. Dennoch – oder vielleicht gerade deshalb – ist der Autorin bzw. den Autorinnen die Spiritualität ein wichtiges Anliegen. Wer sich um Gesundheit und Wohlbefinden sorgt, kann nicht bei Äußerlichkeiten stehen bleiben. Die jahrhundertealte christliche Tradition, die in vielen Klöstern lebendig ist, bietet Hilfe für den ganzen Menschen. Übrigens werden auch Ordensleute, die etwa in den Bereichen Gästebetreuung, Begleitung, Gartenbau tätig sind, in den beiden Büchern wertvolle Anregungen für ihren Dienst finden.

Norbert Wolff SDB

ECKERT, Johannes OSB

LEBE, WAS DU BIST

klug – gerecht – tapfer – maßvoll; ein Brevier der Tugenden.
München: Kösel-Verlag, 2007. – 117 S. – ISBN 978-3-466-36764-1. – EUR 12.95.

Gut und richtig leben – Dieses Buch möchte dazu motivieren, gut und richtig zu leben, es möchte helfen, die eigene Verantwortung zu erkennen, sie an- und wahrzunehmen und so zu äußerer und innerer Zufriedenheit zu finden.

RITTER-GROENESTEYN, Franziskus von

DIE BIBEL-DIÄT FÜR LEIB UND SEELE

gesund fasten und abnehmen mit der Bibel.
Leipzig: Benno-Verlag, 2008. – 142 S. – ISBN 978-3-7462-2317-9. – EUR 12.90.

Die erprobten Ernährungstipps aus den Heiligen Schriften sind in unserer Zeit eine gewaltige Neuentdeckung, die uns helfen kann, den richtigen Weg zu finden. Das vorliegende Buch schließt damit endlich eine Lücke. Nämlich zwischen modischen Diät-Programmen und dem spirituell motivierten Heilfasten, weil es beide Aspekte miteinander verknüpft. Und das Schöne daran: Es ist absolut alltagstauglich – und es funktioniert. Die Bibel hat mal wieder Recht behalten. Eine neue Trendwelle heißt Bibeldiät. Der Autor dieses Ratgebers hat im Selbstversuch erlebt, wie man sich mit Hilfe konkreter Bibelstellen gesund ernähren und schlank werden kann. 11 Kilo verlor er in der Fastenzeit mit seiner 40-Tage-Diät. Mit ganz praxisbezogenen und alltagstauglichen Anleitungen, neuesten ernährungswissenschaftlichen Erkenntnissen und einer guten Prise Humor zeigt er: mit spirituellem „Rüstzeug" gelingt das Abnehmen. Eine Wohltat für Leib und Seele.

BALTHASAR, Hans Urs von

PRIESTERLICHE SPIRITUALITÄT

Einleitung von Felix Genn.
Einsiedeln: Johannesverlag, 2007. – 101 S.
– ISBN 978-3-89411-401-5. – EUR 15.00.

Um das Leben des Priesters von heute zu erhellen, wendet sich von Balthasar zum Ursprung zurück, zu den Aposteln, zu ihrer Berufung, zu ihren Wanderungen mit Jesus auf den Wegen Galiläas und Judäas, und besonders zu dem Moment, da ihre apostolische Sendung und ihre ganze christliche Existenz ihren Ursprung nimmt, nämlich zum Ostergeheimnis Jesu. Am Abend vor seinem Tod stiftet Jesus die Eucharistie und das Priestertum, unmittel-

bar nach seiner Auferstehung verleiht er den Jüngern die Vollmacht, Sünden zu vergeben, vertraut er Petrus seine Schafe an und sendet alle Elf in die ganze Welt aus. So betrachtet von Balthasar das Leben und die Sendung der heutigen Hirten in Kontinuität nicht nur mit den ersten Aposteln, sondern vor allem mit Jesus selbst. Person und Sendung Jesu Christi stehen im Zentrum der priesterlichen Spiritualität. Somit umkreisen alle in den vorliegenden Texten enthaltenen Überlegungen zum Priestertum unentwegt Jesus Christus und seine Sendung. Jesus ist Quell und Norm der priesterlichen Existenz.

HÄLBIG, Klaus W.

DIE HOCHZEIT AM KREUZ

eine Hinführung zur Mitte.
München: Don-Bosco-Verlag. – 2007. – 816 S. – (Beiträge zu einer ökumenischen Spiritualität; Bd. 2). – ISBN 978-3-7698-1637-2. – EUR 39.00.

Die Welt ist in polaren Gegensätzen auf die „hochzeitliche" Vereinigung hin gebaut. Dieses „Weltprinzip" des Hochzeitlichen (A. Auer) bedeutet biblisch verstanden das In-eins der ‚männlich' er-innernden Geistseite und der ‚weiblich' verhüllenden Leibseite. Im Maße, wie beides in der ‚Mitte' integral eins ist, wohnt Gott dem Menschen und durch ihn der ganzen Schöpfung inne. Die Kreuzigung Christi am 6. Tag (Karfreitag) analog zur Erschaffung des Menschen als Mann und Frau am 6. Schöpfungstag und seine leibhafte Auferstehung am 8. Tag (als Neuschöpfung nach der 7-Tage-Schöpfung) symbolisieren die Einheit von horizontaler und vertikaler Zeit oder von Leibseite und Geistseite. Im ‚erhöhten' Gekreuzigten in der ‚Mitte', so die Kernaussage der vorliegenden Untersuchung, sind beide Seiten vollkommen eins: er ist in sich König (Messias) und Königreich (Gottesherrschaft), Priester und Opfergabe, Bräutigam und Braut zugleich, der totus Christus, ‚männliches' Haupt und ‚weiblicher' Leib (Kirche) oder die ‚hochzeitlich'-sakramentale Vereinigung von Gottheit und Menschheit. In diesem Sinn ist der Heilstod Christi wesentlich Kreuzes-Tod, von dem sich der Mensch prägen lassen muss, um so in sich die Einheit der Gegensätze nachzuvollziehen und der ewigen Heilsgegenwart Gottes inne zu werden. „Im gekreuzigten und auferstandenen Christus können wir wirklich die alles vereinende Mitte der gesamten Wirklichkeit feiern", ist doch das Kreuz der Ausdruck von Christi ‚Hochzeit' mit der Menschheit und zugleich der Ursprung und das Zentrum der Eucharistie" (Benedikt XVI.) als ewigem ‚Hochzeitsmahl des Lammes'.

Michael Hesemann

DIE DUNKELMÄNNER

Mythen, Lügen und Legenden um die Kirchengeschichte.
Augsburg: Sankt-Ulrich-Verlag. – 269 S. – ISBN 978-3-86744-016-5. – EUR 19.90.

Zahlreiche Angriffe und Vorurteile gegen die Kirche und den Glauben beruhen nicht auf Irrtümern, sondern auf beabsichtigten Verzerrungen historischer Tatsachen. Die meistverbreiteten „Mythen, Lügen und Legenden um die Kirchengeschichte" werden in diesem Buch kenntnisreich und spannend auf den Prüfstand gestellt – dabei spielen auch moderne Mythen wie das „Jesus-Grab" oder die „Päpstin Johanna" eine Rolle. Ein Buch für alle, die wissen wollen, wie es wirklich ist.

KREIS, Karl Markus

SCHULEN UND KIRCHEN FÜR DIE SIOUX-INDIANER

Deutsche Dokumente aus den katholischen Missionen in South Dakota, 1884-1932.
Bochum [u. a.]: Projektverlag, 2007. – ISBN 978-3-89733-163-1. – EUR 30.00.

Die Sioux sind den Indianer- und Wildwestfreunden bekannt, seitdem einige mit Buffalo Bill's Wild-West-Show durch Deutschland zogen und Karl May seinen Winnetou von einem Sioux ermorden ließ. Heute kommen bekannte Vertreter des neuen indianischen Selbstbewusstseins aus diesem Stamm. Viele von ihnen haben Schulen besucht, die vor über hundert Jahren von deutschsprachigen Jesuiten und Franziskanerinnen gegründet worden waren. Diese Orden, die nach ihrer Vertreibung aus dem Deutschen Reich im Kulturkampf die Betreuung deutscher Einwanderer in den USA übernommen hatten, stellten das Personal für die katholischen Missionen und Schulen in den neu gegründeten Reservationen der Sioux (Lakota) in South Dakota. Die Berichte und Briefe, die sie innerhalb ihrer Gemeinschaften über ihre Bemühungen um die ‚Zivilisierung' der Inidaner austauschten und in denen sie sich oft kritisch über die Methoden der US-Regierung äußerten, sind meistens auf deutsch verfasst, lagern in deutschen Ordensarchiven und waren für die Forschung bisher kaum erschlossen. Zusammen mit dem bereits erschienenen Buch ‚Rothäute, Schwarzröcke und heilige Frauen' enthält dieser Band die wichtigsten dieser Quellen, dazu Fotografien aus der frühen Zeit der Reservationen und Missionen. Die Missionsgemeinden und Schulen bestehen noch heute, die bekanntere, die Red Cloud Indian School in Pine Ridge, unter gemeinsamer Leitung von Jesuiten und Lakota.

PEREGRINA

DAS PILGERJAHR MIT DEM KARTÄUSER

Dom Marianus Marck. Friedrich Alfred Prinz von Sachsen Meiningen (1921-1997). 2. Aufl. – Heilbad Heiligenstadt: Cordier-Verlag, 2008. – 224 S. – ISBN 978-3-939848-10-3. – EUR 14.90.

Am 18. September 1997 starb in Vermont/USA der aus Thüringen stammende Kartäuser Dom Marianus Marck als letzter Sohn einer hochadligen Familie. Er hatte als Friedrich Alfred Prinz von Sachsen-Meiningen seinen geistlichen Weg begonnen. 1921 in Jena geboren, auf der Veste Heldburg aufgewachsen, 1945 von dort vertrieben, begann er nach dem Zweiten Weltkrieg mit dem Theologiestudium in Bamberg und Innsbruck, wurde zunächst Benediktiner in Niederaltaich an der Donau und schließlich Kartäuser in der Grand Charteuse bei Grenoble in Südostfrankreich. Später wurde er mit Aufgaben in England und Vermont/USA betraut.

Acht Jahre nach seinem Tod wurde der Autorin von Dom Marianus erzählt. Sie fand, dieses außergewöhnliche Leben dürfe nicht vergessen werden und begann zu recherchieren und zu schreiben, bis das vorliegende Lebensbild entstanden war. Es führt zugleich ein in die Biographie des Gründers der Kartäuser, des heiligen Bruno, und in seinen Orden. Die Erzählerin tritt darin immer mehr zurück, Dom Marianus tritt immer klarer hervor, auch mit eigenen Worten. Er kann noch ein großer Segen für Thüringen werden.

RAGGENBASS, Niklas

HARMONIE UND SCHWESTERLICHE EINHEIT ZWISCHEN BIBEL UND VERNUNFT

die Benediktiner des Klosters Banz: Publizisten und Wissenschaftler in der Aufklärungszeit.
St. Ottilien: EOS-Verlag, 2006. – XX, 528 S. – ISBN 978-3-8306-7235-7. – EUR 58.00.

Innerhalb der katholischen Aufklärung kam dem fränkischen Benediktinerkloster Banz eine besondere Rolle zu: Die gelehrten Mönche gaben eine bekannte Gelehrtenzeitschrift heraus und versuchten in ihren Veröffentlichungen Brücken zu schlagen zwischen katholischer Tradition und der aufgeklärten Gelehrtenwelt. Die vorliegende Untersuchung zeigt auf, wie dabei das Kloster eine eigene Spielart der gemäßigten Aufklärung entwickelte, die sich vor allem im Umgang mit der Heiligen Schrift belegen lässt. In weit gespannter Weise werden dabei neben der Wissenschaftskultur auch das Bau- und Kunstprogramm der Abtei berücksichtigt, die exemplarisch das maurinische Ideal des gelehrten Klosters verkörperte.

ZANDER, Hans Conrad

DIE EMANZIPIERTE NONNE

Gottes unbequeme Freunde.
Münster [u. a.]: LIT-Verlag, 2007. – 213 S. – ISBN 978-3-8258-6053-0. – EUR 9.90.

Heiraten? „Nie ist mir gelungen, meinen Verstand jemandem unterzuordnen, dem es daran fehlt. Welche Gnade, wenn Gott einer Frau die Tyrannei eines Ehemannes erspart" – Wort einer spanischen Nonne des 16. Jahrhunderts, der „Großen Theresia".

So eigenwillig sind sie alle, die Heiligen, die Hans Conrad Zander in diesem Buch vorstellt: Neun Männer und Frauen, die sich im Leben an nichts gehalten haben als an das Wort des heiligen Augustinus: „Liebe Gott und tue, was du willst."

SCHLIER, Heinrich

MÄCHTE UND GEWALTEN IM NEUEN TESTAMENT

Neuausgabe. – Freiburg i. Br.: Johannes-Verlag, 2007. – 86 S.
– ISBN 978-3-89411-398-8. – EUR 12.00.

Diese in der Reihe „Quaestiones Disputatiae" 1958 erstmals erschienene Schrift handelt von den in fast allen neutestamentlichen Schriften erwähnten Kräften und Phänomenen, die als böse, gegengöttliche Mächte die Welt als ganze und den Menschen im besonderen bedrohen und zu vereinnahmen suchen. Es sind, wie der Exeget Heinrich Schlier in einem ersten Teil ausführt, personale Mächte, die, obwohl sie ursprünglich von Gott stammen, selber Macht ausüben wollen, sich im geschichtlichen Leben von Großmächten und Machtideologien verkörpern und sowohl innerhalb als auch außerhalb der christlichen Welt eine „Kultur des Todes" hervorbringen. Diese Verfallenheit allen Seins wird, so entwickelt Schlier im zweiten Teil, gebrochen durch den Sieg Christi über die Welt: die Macht der gekreuzigten Liebe entmachtet alle Mächte der Finsternis. Das zu verstehen, es am Schicksal Jesu Christi abzulesen und im eigenen Leben umzusetzen ist dem Christen aufgegeben (wie im dritten Teil dargelegt wird): die Kirche, das letzte und besonders heimgesuchte Wirkungsfeld der „Mächte und Gewalten", muss in ihren Gliedern versuchen, diese bösen Geister und Dämonen „im Glauben und Gehorsam, in Werken der Gerechtigkeit und Wahrheit und mit der Gabe der Unterscheidung der Geister besiegen."

Vorwort

Das Streben nach Autonomie durchzieht die Weltgeschichte. Bei Redaktionsschluss dieses Heftes berichten die Nachrichtenagenturen aktuell von Autonomiebestrebungen der Uiguren in China, der Maori in Neuseeland, der Azoren gegenüber Portugal, afrikanischer Bischöfe innerhalb der anglikanischen Kirche... die Reihe ließe sich endlos fortsetzen. Zugleich spielt das Streben nach Autonomie eine zentrale Rolle in der westeuropäischen und deutschen Gesellschaft. Die sinkende Bereitschaft, sich zu binden, der Wunsch nach Selbstbestimmung und der Möglichkeit, „autonom" handeln zu können, sind Kennzeichen gerade der jüngeren Generation.

Im Kontext der Ordensgemeinschaften gewinnt der Begriff der „Autonomie" auf verschiedenen Ebenen Relevanz:

- *Orden sind Teil jener Gesellschaft, in der das Streben nach Autonomie eine solch wichtige Rolle spielt.*
- *Ihnen ist zugleich innerhalb der Kirche eine Autonomie zugesichert, die es ihnen ermöglicht, ihre je eigenen Charismen und Traditionen für die Ortskirche zu entfalten.*
- *Die Frage nach Autonomie wird schließlich im Verhältnis jeder einzelnen Ordensfrau und jedes einzelnen Ordensmannes zu ihrer/seiner Gemeinschaft ein Thema sein.*

Zugleich ist jede Autonomie im Bereich der Orden in besonderer Weise mit dem Handeln als Gemeinschaft und dem gemeinsamen Handeln mit der verfassten Kirche konfrontiert. Im Studienteil ihrer diesjährigen Vollversammlung hat sich die Deutsche Ordensobernkonferenz diesem Zusammenhang unter dem Motto „Gemeinsam und doch autonom" gewidmet. Drei umfangreiche Vorträge und die Zusammenfassungen von sieben der Workshops dieser Studientage dokumentiert das vorliegende Heft. In ihnen wird die Bandbreite des Spannungsfeldes zwischen gemeinsamem und autonomem Handeln und Dasein ausgelotet. Das Tagungsthema gewinnt seine Bedeutung auch als Vertiefung und in inhaltlicher Beschäftigung mit dem Bischofswort „Gemeinsam dem Evangelium dienen" aus dem Jahr 2006. Mit dessen Anliegen beschäftigt sich der einleitende Beitrag von P. Ulrich Engel OP. Er dokumentiert einen Vortrag, den der Autor im Rahmen eines Gesprächs der Ordensoberen im Erzbistum Köln mit Kardinal Joachim Meisner gehalten hat.

Mit dem vorliegenden Heft übernimmt Sr. Walburga Scheibel OSF als neue Generalsekretärin der Deutschen Ordensobernkonferenz auch die Schriftleitung der Ordenskorrespondenz. Zuvor hatten P. Rüdiger Kiefer SAC von 2005 bis 2007 und für eine Übergangszeit im ersten Halbjahr 2008 Sr. Cäcilia Höffmann SSpS dieses Amt inne. Sr. Cäcilia stand zudem seit 1999 dem Beirat der Ordenskorrespondenz vor. Beide haben in den unterschiedlichen Aufgaben diese Zeitschrift in den vergangenen Jahren maßgeblich geprägt. Dafür sei ihnen an dieser Stelle seitens der Herausgeber und der Redaktion ein herzlicher Dank gesagt.

Arnulf Salmen

Ordensleben

Ulrich Engel OP

Gemeinsam dem Evangelium dienen

*Anmerkungen zum Dialog zwischen Orden und Ortskirchen**

Sehr geehrter Herr Kardinal, liebe Mitbrüder,

drei Bemerkungen vorweg:

1. Angefragt hat man mich um ein Statement zum „Verhältnis zwischen Orden und Ortskirche", und zwar „aus Sicht der Orden". Dem zu entsprechen ist mir vollkommen unmöglich, weiß ich doch gar nicht, was in diesem Fall die Sicht *der* Orden ist. Ich bin weder allwissend noch Funktionär der Deutschen Ordensobernkonferenz (DOK). Kurzum: Ich rede nicht in Anderer Namen, sondern alles, was ich Ihnen sagen werde, geht ganz allein auf meine Kappe.
2. Unter besagter Kappe denkt der Kopf eines Fundamentaltheologen. Dementsprechend ist meine Perspektive auf unser Thema primär eine systematische. Pastoralpraktische oder -strategische Erwägungen, etwa zur verbesserten Ausgestaltung der Kontaktgespräche zwischen Bischöfen auf der einen und Höheren Ordensoberinnen und -oberen auf der anderen Seite, sind meine Sache nicht. Dies überlasse ich gerne den zuständigen Autoritäten.
3. Über ein „Verhältnis" bat man mich zu sprechen. Verhältnisse jedoch können anrüchig sein. Oder, wenn sie bloß formal eine Konstellation beschreiben, nichtssagend. Um der Gefahr zu entgehen, Ihnen Nichtigkeiten oder gar Anrüchiges zum Besten zu geben, habe ich mir herausgenommen, das Verhältnis zu qualifizieren – und zwar als „Wechselrede", griechisch: Dialog.

Der hier dokumentierte Vortrag wurde im Rahmen des Gesprächs der Ordensoberen im Erzbistum Köln mit Kardinal Joachim Meisner am 12. September 2007 in Siegburg gehalten.

Gegenseitiges Lernen „bei Anerkennung der rechtmäßigen Verschiedenheit"

Nicht also über das *Verhältnis* von Orden und Ortskirche werde ich reden, sondern über den *Dialog* zwischen beiden. Und das, obwohl das Wort „Dialog" nicht ein einziges Mal im neuen Bischofswort über die Gemeinschaften des geweihten Lebens vorkommt. Das hat mich gewundert. Sehr sogar.

Trotz dieses Mangels aber werde ich es mit dem Dialog halten. Denn zumindest die Pastoralkonstitution „Gaudium et spes" habe ich auf meiner Seite. Sie spricht davon, dass die Kirche eine Sendung zum *Dialog* hat, die – „bei Anerkennung aller rechtmäßigen Verschiedenheit" – „gegenseitige Hochachtung, Ehrfurcht und Eintracht" (GS 92) verlangt. Inmitten des einen Gottesvolkes wird der Dialog fruchtbar, wenn er dem Bemühen entspringt, vom jeweils anderen zu lernen.

Ähnlich basierte die mittelalterliche *disputatio*, wie sie Thomas von Aquin praktizierte, auf der Annahme, dass der jeweilige Opponent in einem gewissen Sinn immer *auch* recht hatte. Es ist leicht, die Fehler des Anderen zu identifizieren. Aber haben wir auch den Mut, zu hören, was unser Gegenüber uns lehren kann? Das Ringen des Dialogs ist wie der Kampf Jakobs mit dem Engel: Man geht daraus verwundet und gesegnet hervor.

- Drei Aspekte meines Themas möchte ich nun näher beleuchten. Im ersten Punkt beziehe ich mich auf die Frage, wie Orden und Ortskirchen miteinander umgehen bzw. m.E. umgehen sollten; in diesem Sinne präsentiere ich Ihnen meine Hermeneutik des Dialogs (1). Die beiden weiteren Schritte wenden den Blick zuerst *ad intra*: auf unsere innerkirchlichen Konkurrenzen (2), und dann *ad extra*: auf unsere Sendung zu den Menschen und in die Welt (3).[1]
- In allen drei Fällen werde ich mit einem *Tipp* zum besseren Gelingen des Dialogs zwischen Orden und Ortskirche schließen.

1. Zur Hermeneutik: Dialog im Konflikt

2007 verabschiedeten die deutschen Bischöfe ihr Wort „Gemeinsam dem Evangelium dienen" über die Gemeinschaften des geweihten Lebens in der Kirche. Unter Punkt 2.4 widmet es sich dem – unserem – Thema: „Die Institute des geweihten Lebens und die Ortskirche".[2]

Bemerkenswert ist, dass die Verhältnisbestimmung zwischen Orden und Ortkirche erst im letzten Abschnitt des Papiers zur Sprache kommt (Es folgt allein noch das buchstäblich „1-seitige" Schlusswort.[3]). Ganz am Ende des Textes also – nach umfangreichen Ausführungen zur Verortung der Orden im Herzen der Kirche (Kap. 1), zu ihrem Dienst an der Heiligkeit des Gottesvolkes (Kap. 2.1), zu den Werken der Nächstenliebe und Bildung (Kap. 2.2) und zur Berufungspastoral (Kap. 2.3) – kommt man schluss-endlich auf das Zueinander von Orden und Ortskirche zu sprechen. Und mehr noch: Erst hier ist von den real existierenden Schwierigkeiten in der Zusammenarbeit die Rede:

„Das Verhältnis zwischen den Orden und der Ortskirche gestaltet sich nicht immer einträchtig. Mangelnde Kenntnis von ortskirchlichen Notwendigkeiten einerseits und unzureichende Vertrautheit mit den Sorgen der Orden um ihre gegenwärtige Sendung andererseits können zu Missverständnissen und wechselseitigen Vorwürfen führen. Aktuelle Finanz- und Personalnöte bringen neue Problemstellungen hervor (...)."[4]

Nicht gesagt wird im Text, dass es sich bei einer ganzen Reihe von Konflikten um Machtfragen handelt. Dies gilt speziell im Blick auf die Zuteilung der zur Verfügung stehenden monetären Ressourcen. Denn zu konstatieren haben wir eine dem deutschen Kirchensteuersystem geschuldete finanzielle Abhängigkeit der Orden von den Diözesen.

Aber auch Spannungen im Bereich der Theologie, etwa dort, wo es zu Maßregelungen

von Ordensleuten durch die zuständigen Ortsbischöfe kommt, zeigen ein real existierendes Machtgefälle im Bereich des Ideologischen auf.
Gerade weil diese und andere Spannungen bestehen – etwa in der kirchenrechtlichen Abhängigkeit von (vornehmlich) klösterlichen Frauengemeinschaften bischöflichen Rechts von den Diözesen, oder z.B. hinsichtlich der Einbindung von Ordensgemeinschaften oder einzelner Ordensleute in neu geschaffene Seelsorgs- und Administrationsstrukturen – dürften m.E. die konkret vorhandenen Konflikte nicht ans Ende eines solch wichtigen Textes verbannt, gleichsam versteckt werden. Vielmehr täten wir grundsätzlich gut daran, die Spannungen offener und offensiver zu behandeln. Denn neu sind sie allemal nicht!
„Als die Dominikaner im 13. Jahrhundert an die Universität von Paris kamen, mussten Truppen gerufen werden, um sie vor dem Diözesanklerus zu schützen!"[5] Das ist natürlich die Geschichtsschreibung der Predigerbrüder! Wie sich derselbe Sachverhalt aus der Perspektive der französischen Bistumspriester liest, sei dahingestellt... Auf jeden Fall aber ging es auch damals schon im Wesentlichen um die für beide Seiten überlebenswichtige Frage des Zugriffs auf die Kollekten.[6]
Hier und heute gilt es herauszufinden, wie wir – Ordensleute auf der einen und Bischöfe als Repräsentanten der Ortskirchen auf der anderen Seite – die Momente der Spannung fruchtbar(er) leben könnten, nämlich als Teil unseres gemeinsamen Weges zum Gottesreich, als Aufbau des Leibes Christi und nicht seiner Zerstörung.
In seinem 1996 publizierten nachsynodalen Apostolischen Schreiben „Vita Consecrata" über das geweihte Leben und seine Sendung in Kirche und Welt forderte Papst Johannes Paul II. – im Wissen um die Schwierigkeiten und Konflikte – einen „beständigen, von der Liebe beseelten Dialog"[7] zwischen Orden und Ortskirchen ein.
Nun ist nach Aussage des 1. Johannesbriefes *ein* wichtiges Kennzeichen der wahren Liebe, dass sie von Furcht heilt: „Die vollkommene Liebe vertreibt die Furcht" (1 Joh 4,18). Andersherum: Furcht zersetzt jede *Communio*. Allzu oft, so meine Erfahrung, sind wir in der Kirche zu furchtsam, haben Angst voreinander. „Wer hat Angst vorm schwarzen Mann?" hieß ein Spiel meiner Kindertage. Wer am schnellsten weglief, der hatte die besten Karten in diesem Spiel. Mir scheint, dass wir Kirchenleute oftmals sehr ähnlich funktionieren, wenn Auseinandersetzungen und Konflikte drohen: Wir laufen flugs weg...
Eigentlich gibt es für solche Konfliktscheu gar keinen Grund, denn seit den Pfingsttagen sind der Kirche Spannungen wohlvertraut.[8] Die Gemeinde von Jerusalem, die nach Auskunft der Apostelgeschichte „ein Herz und eine Seele" (Apg 4,32) war, rang doch auch um die Verteilung von Geld und um die richtige Interpretation des Gesetzesgehorsams.
Das Mysterium unserer *Communio* im Geist, dessen sichtbares Zeichen die Hierarchie ist, bedeutet sicherlich nicht fugenlose Einhelligkeit. Vielmehr gilt, dass gerade Debatten und Argumente – auch kontroverse – Kennzeichen einer Kirche sind, die immerfort vom Geist erneuert wird. Eine uniforme Einmütigkeit dagegen wäre Zeichen tödlicher Geistlosigkeit.

◈ In diesem Sinne lautet mein erster Dialog-Tipp: MUT ZUM STREIT!

2. Perspektive *ad intra*: Dialog in der Krise

Vor genau 40 Jahren beschrieb der flämische Theologe Edward Schillebeeckx OP die Situation des Ordenslebens in Westeuropa so: „Wenn ich boshaft sein wollte – oder müßte man es eher optimistisch nennen – dann würde ich sagen, daß im Augenblick an den Eingangstüren aller Klöster die Mitteilung angebracht ist: ‚Wegen Umbau geschlossen'."[9] Ein viertel Jahrhundert später antwortete Pa-

ter Schillebeeckx auf meine Frage nach dem Stand der klösterlichen Restaurierungsarbeiten: „Ein solcher Umbau ist unmöglich in einem Zeitraum von 30 oder 50 Jahren abzuschließen."[10]

Die Krisenphänomene, welche die Bauarbeiten damals nötig machten, haben sich inzwischen dramatisch verschärft. Die Zahlen sind bekanntermaßen schlecht und der langfristige Trend katastrophal.[11] Die in Fulda tätige Theologin Ute Leimgruber resümiert: „Das demografische Problem, das ‚Methusalem-Komplott', das für die Gesamtgesellschaft erst für die Zukunft (wenn auch die nähere) gezeichnet wird, zeigt sich heute bereits in den Orden. Die Alterspyramide ist keine Pyramide mehr"[12].

Die Lage scheint hoffnungslos und die „Zeit der Orden"[13] vorbei. In dieser Situation geht es vielen Ordensmännern und -frauen wie Hiob, der auf dem Misthaufen saß und verkündete, dass sein Erlöser lebe (vgl. Ijob 19,25). Bloß, dass *wir* manchmal *nur* auf dem Misthaufen sitzen…

Unsere Lebensform durchläuft eine Zeit der Krise. M.E. ist das Wichtigste, diese Krise nicht zu fürchten.[14] Unsere Mission ist verwurzelt in der Teilhabe am Leben Christi. Und Christi Leben war von der Krise gezeichnet. Beim Letzten Abendmahl erreichte diese Krise ihren Höhepunkt. Jesus hatte seine Jünger um sich versammelt, doch die Gemeinschaft stand kurz davor zu ex- bzw. implodieren. Judas hatte seinen Herrn schon verkauft, Petrus war im Begriff ihn zu verleugnen. Die meisten anderen Jünger sollten bald schon weggelaufen sein. Jesu Leben driftete auf Versagen und Niederlage zu. Doch genau in diesem Moment vollzog er die hoffnungsvollste aller Gesten: Er nahm Brot und reichte es seinen Jüngern: „Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird." In dem Augenblick, in dem die Gemeinschaft in Stücke zu brechen drohte, verkündete er den neuen Bund.

Jede Eucharistie, die wir feiern, inszeniert diese fortwährende und transzendierte Krise. Wir brauchen die Krisen nicht zu fürchten. Die Kirche wurde in einer Krise geboren. Die Nachfolge Christi muss durch Krisen hindurchgehen. Timothy Radcliffe OP, ehemals (1992-2001) Ordensmeister der Dominikaner, hat es einmal – übrigens vor Franziskanern – so formuliert: „Krisen sind die Trittsteine des Reiches Gottes."[15]

In einem Dialog zwischen Orden und Ortskirche käme es m.E. entscheidend darauf an, die Krisen, die uns schütteln, offen und ehrlich zu thematisieren. Und niemand sage mir, dass allein die Orden in schwerer See sich befänden! Um aber über die je eigenen Krisen zu reden, bedarf es einer gehörigen Portion Demut, denn allzu gern nur markieren wir lieber den „starken Mann". Wir haben tolle Selbstbilder und tragen sie demonstrativ vor uns her: hohe Dome und uralte Traditionen, bunte Gewänder und große Heilige, stolze Titel und privilegierende Exemtionen, römisches Eingeweihtsein und kritische Attitüden, volle Kassen und demonstrative Armut, und manches andere mehr.

„Mein Haus, mein Auto, mein Pferd", so textete einst ein kultiger Werbefilm der Sparkassen. Das Großmaul, das darin so ungeniert mit seinen Reichtümern auftrumpfte, entpuppte sich am Ende des TV-Spots als der totale Looser. Um solch einem blamablen Abgang vorzubeugen, wäre in Zeiten der Kirchen- und Ordenskrise – so mein Vorschlag – eine gute Portion selbstbildnerische Abrüstung angesagt: gerade auch im innerkirchlichen Kräftemessen. Zwar brauchen wir uns nicht kleiner machen, als wir wirklich sind, doch als muskelprotzende Prahlhänse müssen wir uns auch nicht gerade gerieren.

- In diesem Sinne lautet mein zweiter Dialog-Tipp: ENT-RÜSTET EUCH!

3. Perspektive *ad extra*: Dialog in Schwachheit

Wenn ich im dritten und letzten Teil meines Statements nach dem Dialog von Orden und

Ortskirche mit der Welt frage, dann bedarf dieser Dialog eines Ortes. Deshalb habe ich meine abschließenden Überlegungen in methodischer Hinsicht *topographisch* angelegt. Sie unterscheiden sich jedoch grundlegend von den aktuell diskutierten Entwürfen einer „Topographie der Pastoral"[16], insofern es dort vorzugsweise um die räumliche Neuorganisation von Pfarrgemeinden und Seelsorgeeinheiten geht. Mir dagegen ist es um Konstellationen zu tun, die sich aus dem Zusammentreffen von *Kirche* und *Welt* ergeben.

Im *aggiornamento* des Zweiten Vatikanischen Konzils ist die Kirche – im wahrsten Sinne des Wortes: zur Welt gekommen. Das Konzil wurde zur Geburtsstunde für eine neue Rede von Gott und Mensch. Die zentrale Frage der Konzilsväter lautete m.E. so: Kirche, was sagst du von dir selbst im Angesicht einer krisenhaften Welt im Wandel? Um diese Frage beantworten zu können, muss unser kirchlicher Ort *nahe bei den Menschen* sein.

Die *Historia Albigensis*, zu datieren an der Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert, berichtet von einer Begebenheit in Südfrankreich.[17] Während die päpstlich bestellten Legaten mit ihrer Verkündigung gegen die damals grassierenden Irrlehren erfolglos blieben, überzeugte der Überlieferung nach die Predigt des hl. Dominikus und seines bischöflichen Freundes Diego ob ihrer ganz neuen Art. Die entscheidende Innovation war die: Dominikus und Diego verzichteten auf das Pferd! Das Verkündigungsengagement der beiden gebärdete sich nicht mehr wie das der römischen Delegaten „vom hohen Ross herab" – abgehoben, zwei Meter über dem Boden der Realitäten schwebend. Bischof Diego und Dominikus dagegen stiegen vom hohen Ross herab und nahmen die Welt nun von unten wahr. Ihr Ort war nahe bei den Menschen.

Mit Pierre Claverie OP können wir diesen bevorzugten Ort der Kirche theologisch näher qualifizieren. Claverie, ein französischer Dominikaner, war Bischof von Oran in Algerien. Er wurde 1996 von muslimischen Fundamentalisten ermordet – weil er der Versuchung der Gewalt widerstand. Nur einige Wochen vor seinem Martyrertod schrieb er:

„Die Kirche erfüllt ihre Berufung, wenn sie in den Brüchen [französisch: *ruptures*] gegenwärtig ist, die die Menschheit in ihrem Fleisch und ihrer Einheit kreuzigen. Jesus starb ausgestreckt zwischen Himmel und Erde, seine Arme ausgebreitet, um die Kinder Gottes einzusammeln, die von der Sünde zerstreut wurden, die sie trennt, sie isoliert und sie gegeneinander und gegen Gott aufbringt. Er stellte sich selbst auf die Bruchstellen, die diese Sünde hervorbringt. In Algerien stehen wir auf einem dieser seismischen Gräben, die die Welt durchziehen (...). Und wir sind hier wahrhaft am rechten Ort, denn an diesem Ort kann man das Licht der Auferstehung erhaschen."[18]

Im Sinne der Pastoralkonstitution „Gaudium et spes" verstehe ich solche ‚seismischen Gräben' als „Zeichen der Zeit" (GS 4). Deshalb – hier schließe ich mich einer alten Forderung meines Lehrers Johann Baptist Metz an – ist es uns nicht erlaubt, im gesellschaftspolitischen Abseits zu verharren.[19]

Allzu oft jedoch machen wir in unseren pastoralen Unternehmungen missvergnügliche und deshalb entmutigende Erfahrungen. „Die Vermittlung zwischen den herausfordernden Zeichen und der Antwort des Glaubens bleibt schwierig"[20], konstatierte Kardinal Karl Lehmann vor einiger Zeit im *Rheinischen Merkur*. Recht hat er.

Was also tun? Mit Timothy Radcliffe glaube ich, dass wir heute in eine neue Kultur eintreten, die hochgradig empfänglich sein könnte für das Evangelium.[21] Das Zeitalter des industriellen Kapitalismus vergeht. Die Welt wird nicht länger vom Austausch schwerer Güter, von Stahlexporten beispielsweise, angetrieben. Macht ist nicht länger vorwiegend industriell nutzbar gemachter Dampf aus Kohlekraft.

Vielmehr entsteht eine neue Welt – nicht nur im Internet –, und was in ihr vor allem zir-

kuliert, sind *Ideen* und *Zeichen*. Kulturtheoretisch wie gesellschaftspolitisch gesehen leben wir in einer „semiotischen Landschaft“[22]. Es ist eine Welt von Bildern und Symbolen. Eine erfolgreiche Firma verkauft heute weniger Waren als vielmehr Logos, Markennamen, mit deren Hilfe Menschen ihre Identitäten konstruieren. Coca-Cola ist nicht nur ein Getränk, sondern ein Versprechen. Und McDonald's verbindet Jugendliche von Peking über Berlin und Nairobi bis nach Mexiko-Stadt.

In der alten Welt der industriellen Revolution konnte das Christentum oft schwach erscheinen. Welche Fabriken besaßen wir? Welche Kräfte konnten wir ausüben? So wie Stalin seine berühmte Frage stellte: „Wie viele Divisionen hat der Papst?“ Natürlich: Armeen und Geld zählen immer noch in unserer neuen Welt, wie wir am Beispiel des Irak-Kriegs sehen.

Trotzdem und gerade angesichts von Krieg, Terrorismus und Gewalt bin ich überzeugt: Wir können Gottes Gerechtigkeit und Güte überzeugender predigen, wenn wir auf die schwachen Zeichen und Symbole setzen. Denn Symbole und Bilder sprechen machtvoll. Der Fall der Berliner Mauer war mehr als die Zerstörung einer physischen Barriere; das Bild des schmächtigen Studenten auf dem „Platz des himmlischen Friedens“ in Peking hatte letztlich mehr Macht als zehn Panzer zugleich. Am richtigen Ort zur richtigen Zeit entfalten kleine Zeichen und gebrechliche Symbole eine Wirkmächtigkeit, die kaum einer hätte für möglich gehalten!

„Die Kirche darf nicht Angst haben, sich selbst zu verlassen oder sich selbst preiszugeben.“[23] In der symbolischen Repräsentation unserer Schwäche könnte unsere zukünftige Stärke liegen – wenn, ja wenn wir nicht permanent unserer verlorenen volkskirchlichen Stärke nachtrauern würden. Da die Gefahr, in retromäßiger Nostalgie von den Realitäten dieser Welt abzuheben, das Volk Gottes insgesamt bedroht, könnten Orden und Ortskirchen *miteinander* wetteifern, wer denn zuerst um Gottes und der Menschen willen vom hohen Ross lässt – und damit dem jeweils anderen ein Beispiel in der Nachfolge des armen Jesus gibt. Bischöfe und Ordensleute könnten sich zu übertrumpfen suchen in der Ausformulierung und praktischen Erprobung einer „schwachen Theologie“[24] und so letztlich gemeinsam Kunde geben von unserem kenotischen Gott (vgl. Phil 2,5-11).

- In diesem Sinne lautet mein dritter Dialog-Tipp: RUNTER VOM HOHEN ROSS!

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

PD Dr. theol. habil. Ulrich Engel OP ist Direktor des philosophisch-theologischen Forschungszentrums „Institut M.-Dominique Chenu - Espaces Berlin“ (IMDC) und Privatdozent für Fundamentaltheologie an der PTH Benediktbeuern. Er ist Hauptschriftleiter der Zeitschrift „Wort und Antwort“.

* Zum Thema insgesamt vgl. auch U. Engel, Ort und Auftrag der Orden in der Gesellschaft heute, in: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hrsg.), Berufung und Sendung der Gemeinschaften des geweihten Lebens in der Kirche heute. Arbeitshilfen zum Wort der deutschen Bischöfe „Gemeinsam dem Evangelium dienen" (Arbeitshilfen Bd. 211), Bonn 2007, 33-46.

1 Vgl. auch U. Engel, „Wegen Umbau geschlossen". Zum Ort der Orden in einer globalisierten Welt, in: *Ordenskorrespondenz* 48 (2007), 395-404.

2 Vgl. Gemeinsam dem Evangelium dienen. Die Gemeinschaften des geweihten Lebens in der Kirche (Die deutschen Bischöfe Bd. 86), Bonn 2007, 45-52.

3 Ebd., 53.

4 Ebd., 45.

5 T. Radcliffe, Dialog und Communio. Aus dem Englischen von M. Lauble, in: ders., Gemeinschaft im Dialog. Ermutigung zum Ordensleben, hrsg. von Th. Eggensperger und U. Engel (Dominikanische Quellen und Zeugnisse Bd. 2), Leipzig 2001, 61-64, hier 61f.

6 Vgl. weiterführend U. Horst, Evangelische Armut und Kirche. Thomas von Aquin und die Armutskontroversen des 13. und beginnenden 14. Jahrhunderts (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens N.F. Bd. 1), Berlin 1992. Weiterhin s. auch Th. Eggensperger, Thomas von Aquin und die „evangelische Armut". Zur Theologiegeschichte eines aktuellen Themas, in: *Orientierung* 58 (1994), 33-35.

7 Johannes Paul II., Nachsynodales Apostolisches Schreiben „Vita Consecrata" über das geweihte Leben und seine Sendung in Kirche und Welt (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls Bd. 125), Bonn 1996, 60.

8 Zum Folgenden vgl. T. Radcliffe, Dialog und Communio, a.a.O., 62f.

9 E. Schillebeeckx, Das Ordensleben in der Auseinandersetzung mit dem neuen Menschen- und Gottesbild. Aus dem Niederländischen von Michael Kratz, in: *Ordenskorrespondenz* 9 (1968), 105-134, hier 105. Im Original erschien der Text 1967.

10 U. Engel / E. Schillebeeckx, Zur Zukunft des Ordenslebens in Europa. Ein Gespräch, in: *Wort und Antwort* 34 (1993), 157-163, hier 158.

11 Vgl. dazu die Zahlen der DOK-Statistik per 1.1.2007: www.orden.de > „Zahlen und Fakten" [Zugriff: 28.8.2007].

12 U. Leimgruber, Ordensfrauen in der Spätmoderne. Die Situation der Frauenorden heute, in: *Wort und Antwort* 47 (2006), 98-104, hier 98.

13 J.B. Metz, Zeit der Orden? Zur Mystik und Politik der Nachfolge, Freiburg/Br. 1977, formulierte vor nunmehr genau 30 Jahren „noch mit einem besorgten, aber auch zuversichtlichen Fragezeichen" (ders. / T.R. Peters, Gottespassion. Zur Ordensexistenz heute, Freiburg/Br. 1991, 7).

14 Zum Folgenden vgl. T. Radcliffe, Freude und Frieden. Aus dem Englischen von F. Peters, in: *Kontakt. Freundesgabe der Dominikaner* 31 (2003), 51-57, bes. 51f.

15 Ebd., 52.

16 Vgl. z.B. H. Keul, Das Evangelium verorten in pluralen Lebenswelten. Gravuren von Frauen in einer Topographie der Pastoral, in: *Lebendige Seelsorge* 57 (2006), 265-269. Weiter dazu siehe P.M. Zulehner, Kirche im Umbau. Für eine Erneuerung im Geist des Evangeliums, in: *Herder Korrespondenz* 58 (2004), 119-124 (= kritische Perspektive); M. Entrich, Pastoral im Umbruch, in: *Wort und Antwort* 47 (2006), 49-51 (= spirituelle Perspektive).

17 Vgl. zum Folgenden U. Engel, Predigt „von unten". Zum Charisma dominikanischer Spiritualität, in: *Geist und Leben* 79 (2006),161-169.

18 P. Claverie, Chrétiens en Algérie aujourd'hui (cónference de Montpellier, inédit, février 1995), zit. nach J.-J. Pérennès, Pierre Claverie. Un Algérien par alliance (L'histoire à vif), Paris 2000, 285 u. 301.

19 J.B. Metz, Zeit der Orden?, a.a.O., 77.

20 K. Lehmann, Die Flamme neu entfachen, in: *Rheinischer Merkur* vom 25.1.2007 (Nr. 4), 23.

21 Zum Folgenden vgl. T. Radcliffe, Freude und Frieden, a.a.O., bes. 56f.

22 N. Klein, No Logo! Der Kampf der Global Players um Marktmacht. Ein Spiel mit vielen Verlieren und wenigen Gewinnern. Aus dem amerikanischen Englisch von H. Dierlamm u. H. Schlatterer, München 22005, 507.

23 K. Lehmann, Die Flamme neu entfachen, a.a.O., 23.

24 Vgl. dazu U. Engel, Religion and Violence. Plea for a „weak" theology *in tempore belli*, in: *New Blackfriars* 82 (2001), 558-560.

D

Dokumentation

Dominicus M. Meier OSB

Die Autonomie als Grundvoraussetzung für gemeinsames Handeln zwischen Orden und Ortskirche

Ordensinstitute und ihre Mitglieder haben das Bild von Kirche in Deutschland entscheidend mitgeprägt. Schon die Missionierung vieler Landstriche ging von klösterlichen Zentren aus. Durch Schulen und Hospize bauten die Klöster durch viele Jahrhunderte hindurch entscheidend mit an einer Zivilisation der Bildung und Barmherzigkeit. Im 19. Jahrhundert waren es vor allem die Frauenkongregationen, die hellhörig und engagiert auf die sozialen Nöte der industriellen Revolution antworteten. Krankenhäuser, Kinderheime, Schulen, Alteneinrichtungen und soziale Zentren wurden errichtet, um Menschen in Not zu helfen und dem Ideal der christlichen Nächstenliebe ein Gesicht zu geben. Aus den verschiedenen Formen des Ordenslebens ergab sich eine breite Fächerung der Apostolatsaufgaben und -methoden. Der Blick in die Missions- und Glaubensgeschichte Deutschlands belegt, wie selbstverständlich die Institute des geweihten Lebens und ihre Mitglieder zum Bild von Kirche in unserem Land gehörten und gehören.[1] Dem kritischen Hörer wird

→ Gemeinsam und doch autonom

DOK-Vollversammlung 2008

Die diesjährige Vollversammlung der Ordensoberinnen und -obern statt fand vom 15. -18. Juni in Vallendar statt. Der Dokumentationsteil dieser Ausgabe der Ordenskorrespondenz widmet sich dieser Veranstaltung. Dokumentiert werden die drei Hauptreferate sowie Zusammenfassungen und weiterführende Erörterungen zu sieben der zehn Workshops des Studientages.

sehr schnell die Einsicht kommen, dass eine solche Verwurzelung nur durch ein konstruktives Zusammenwirken von Ordensinstituten und Ortskirche auf allen Ebenen der Kirche möglich war und ist. Konstruktives Zusammenwirken kann nur durch den Austausch von je eigenen Charismen und Begabungen, durch offene Gespräche im Blick auf die Handlungsträger der verschiedenen Apostolate und die gegenseitige Anerkennung der jeweiligen autonomen Rechtsräume aufgebaut werden.[2]

So verwundert es nicht, dass in den letzten Jahren immer wieder über dieses Zusammenwirken von Diözesanbischöfen und Instituten des geweihten Lebens, über Kompetenz und Gehorsamspflicht, Weisungsbefugnis und Aufsichtspflichten diskutiert und geschrieben worden ist.[3] Die diesjährige Mitgliederversammlung der DOK stellt sich erneut diesen Fragen, da es bei allem guten Willen, bei allen Bekundungen des Gemeinsamen im Alltag doch Reibungsflächen gibt und diözesane Stellen zu schnell über die den Instituten des geweihten Lebens zugesicherte Autonomie bewusst oder unbewusst hinwegsehen. Zu schnell wird in den Vorstellungen der Hauptabteilungen einiger Ordinariate das Ordensleben aus den diözesanen Strukturen ausgeklammert und Entscheidungen, Struktur- und Pastoralplanungen allein vom territorialen Prinzip der Pfarreien angedacht und umstrukturiert. Die Verantwortlichen der Teilkirchen denken bei allen anstehenden Fragen stets flächendeckend. Die Diözesen und auch die Pfarreien sind Gebiete, für die der Bischof Sorge zu tragen hat, dass der Glaube lebendig bleibt und die Sakramente gefeiert werden können. Mit Ordensgemeinschaften verhält es sich anders: es sind Orte, keine Gebiete. Sie ragen als „Anders-Orte" in die Diözesen hinein und übernehmen punktuell kirchliche Aufgaben. Orden haben für die Ortskirche und aufgrund ihres spezifischen Charismas die Realität der Gnade in Erinnerung zu rufen. Doch mit dieser „Andersartigkeit" haben viele Verantwortliche in den Ordinariaten ihre Schwierigkeiten. Es greift zu kurz, wenn die Bedeutung von Ordensgemeinschaften ausschließlich im Blick auf ihre pastoralen, sozialen oder kulturellen Leistungen beschrieben wird. Die Eingebundenheit der Institute des geweihten Lebens und ihrer Einrichtungen unter dem Stichwort „Geistlicher Ort" ist zwar in aller Munde, aber wo eine Umsetzung erfolgen oder Anpassung an die pastorale Situation vor Ort geschehen soll, gibt es Reibungsflächen, die sich an Stichworten wie „bischöfliche Aufsicht" und „Weisungsbefugnis" erhitzen.

1. Zwei Vorbemerkungen

1.1. Geweihtes Lebens als unverzichtbarer Bestandteil von Kirche

Das II. Vatikanische Konzil hat die „herkömmliche kirchliche Lehre über das Ordensleben in verschiedenen Punkten revidiert und weiterentwickelt. Die wesentlichen konziliaren Aussagen liegen in der Kirchenkonstitution Lumen Gentium (Kap. 5 und 6) und im Dekret über die Erneuerung des Ordenslebens Perfectae Caritatis vor"[4]. Das Bekenntnis zu den evangelischen Räten gehört unerschütterlich zum Leben und zur Heiligkeit der Kirche (LG 44). Das in der Kirche von Anfang an vorhandene geweihte Leben ist ein für sie unverzichtbares und kennzeichnendes Element, das ihr nie fehlen wird, weil es Ausdruck ihres eigenen Wesens ist (vgl. VC 29,2).[5] Das Ordensleben gehört unverrückbar zum Mysterium der Kirche. „Es ist eine Gabe, die die Kirche von ihrem Herrn erhält und die sie dem Gläubigen, der von Gott im Gelübde der Räte berufen wird, als einen dauernden Lebensstand anbietet."[6] Nicht expressis verbis erwähnt ist in der gesetzlichen Definition des geweihten Lebens des c. 573 CIC, aber doch für die gesamte

rechtliche Ordnung des geweihten Lebens durchgängig vorausgesetzt, dessen Kirchlichkeit (VC 29-34). Formen und Gestaltungsmuster geweihten Lebens finden sich auch außerhalb der Kirche, geweihtes Leben im vollen kanonischen Sinne aber gibt es nur in ihr.[7] Untermauert wird der kirchliche Charakter des geweihten Lebens rechtlich auch dadurch, dass allen Gliedern der Kirche die Unterstützung und Förderung des Rätestandes nach c. 574 § 1 CIC aufgetragen ist.

1.2. Der Rechtsterminus der „Autonomie"

Das Wort Autonomie leitet sich vom griechischen Adjektiv „autos" und dem Substantiv „nomos" ab. In wörtlicher Übersetzung bedeutet es: Selbstbestimmung, Selbstgesetzgebung, Eigen- oder Selbstgesetzlichkeit je nach Fachbereich oder Zusammenhang. Mit Autonomie wird im Laufe seiner Entwicklungsgeschichte das Recht eines Staates, einer Gruppe oder einzelner Menschen bezeichnet, seine Verhältnisse selbst zu regeln. Bei einem Staat bedeutet das, dass er in der Lage ist, sich seine Gesetze selbst zu geben, sich selber zu verwalten und politische Entscheidungen zu treffen, ohne dass sich andere Staaten einmischen. Wenn sich innerhalb eines Staates eine Organisation selbst verwalten und sich selbst Regeln geben kann, nach denen sie funktioniert, dann ist sie autonom. In diesem Falle sprechen Fachleute von einer „innerstaatlicher Autonomie". Zum Beispiel haben Städte und Gemeinden, auch Gewerkschaften oder Universitäten das Recht, ihre Angelegenheiten autonom zu regeln im Rahmen der für alle geltenden Gesetze.[8] „Mit der Übernahme des Autonomiebegriffes in die verschiedenen Zwecke der Wissenschaft gewann er dort eine fachspezifische Bedeutung, so z.B. auf dem Gebiet der Biologie, der Soziologie und Psychologie."[9] Im kanonistischen Sprachgebrauch hat sich der Begriff der Autonomie erst im 19. Jahrhundert durchgesetzt, sofern man von der Zeit der Gegenreformation einmal absieht. Er ersetzte den Ausdruck *‚ius statuendi'* bzw. *‚ius condendi statuta'* in einer Zeit, als man in Deutschland dazu überging, die Satzungsgewalt bestimmter juristischer Personen in dieser Hinsicht zu bezeichnen.[10] Während der Terminus im Codex Iuris Canonici von 1917 als juristischer Fachbegriff überhaupt nicht vorkam, finden wir in den Dokumenten des Zweiten Vatikanischen Konzils eine Vielzahl von Belegstellen, wobei festzustellen ist, dass die Konzilsväter den Begriff eher unbestimmt verwenden. So ist z.B. im *Dekret über das Apostolat der Laien* die Rede von der „Autonomie vieler Bereiche des menschlichen Lebens" (Art. 1 Abs. 2), von der Autonomie der „zeitlichen Ordnungen" (Art. 7 Abs. 2), von der Autonomie der „Familie" (Art. 11, abs. 2) und von der Autonomie der „verschiedenen Vereinigungen und Werke der Laien" (Art. 26 Abs. 1). Die *Pastoralkonstitution „Die Kirche in der Welt von heute"* spricht vom „Streben nach menschlicher Autonomie" (Art. 20 Abs. 2), von der „richtigen Autonomie der irdischen Wirklichkeit" (Art. 36, Abs. 1,2), von der „richtigen Autonomie der Schöpfung" (Art. 41, Abs. 2, von „falscher Autonomie" (ebd. Abs. 3), vom „Sinn für Autonomie und zugleich für Verantwortlichkeit" /Art. 55), von der „Autonomie der Kultur (Art. 56 Abs. 5), von der „rechtmäßigen Eigengesetzlichkeit" der Kultur und vor allem der Wissenschaft (Art. 59 Abs. 3), von der „Autonomie sowie der Entfaltung der Person", die bei einer Sozialisation gewährt bleiben müssen (Art. 75 Abs. 3), von der „Unabhängigkeit und Autonomie", in der politische Gemeinschaft und Kirchen zueinander stehen (Art. 76, Abs. 3).[11] Es lässt sich festhalten, dass im Sprachgebrauch des Vatikanums II der Terminus Autonomie in allen Fällen als ein bloßes Eigensein verstanden wird, als Eigengesetzlichkeit und Eigenverantwortung, nicht jedoch als rechtlicher Status einer natürlichen oder juristischen Person mit fest umschriebenen Rechten gegenüber einer höherer Instanz.

2. Die Verankerung der Autonomie im geltenden Codex und ihre Anwendungsbereiche

Eine Verankerung fand der Terminus der Autonomie im Codex von 1983 in mehrfacher Hinsicht: im Recht der Institute des geweihten Lebens (cc. 580, 586 § 1, 586 § 2, 708 CIC)[12], außerdem im Vereinsrecht (c. 323 CIC)[13], im Schul- und Hochschulrecht (cc. 806 § 1, 809 CIC)[14] und im Stiftungsrecht (cc.115 § 3, 1303 §§ 1 u. 2).

Für unsere Untersuchung ist vor allem c. 586 CIC von Belang. Allen Instituten des geweihten Lebens garantiert der Gesetzgeber eine „iusta autonomia", kraft deren sie in der Kirche ihre eigene Ordnung haben und ihr genuines Patrimonium unversehrt bewahren können. Leider benutzt der Gesetzgeber den Begriff der Autonomie an den zuvor benannten Stellen des Codex ebenfalls in durchaus unterschiedlicher Bedeutung. „Teils wird dem Umfang nach differenziert – c. 586 CIC spricht von der ‚autonomia vitae', teilweise bezeichnet Autonomie auch allgemein die Selbständigkeit (vgl. etwa c. 115 § 3)."[15] Bisher konnte sich in der kanonistischen Literatur kein einheitliches Verständnis über das, was unter Autonomie zu verstehen sei, ausbilden. Eine Mehrheit der Kommentatoren bewertet aber die Autonomie als eine „autonomia nativa" bzw. als „Grundrecht", durch welches jedes Institut in der ihm wesensgemäßen Selbständigkeit anerkannt wird.[16] Angesichts der Schwierigkeit, eine allgemein akzeptierte Legaldefinition der Autonomie zu finden, verwundert es nicht, dass über den Umfang der Autonomie und ihrer Merkmale kein Konsens in Gesprächen zwischen Bistums- und Institutsebene zu erreichen ist.[17] Die ganze Bedeutung des c. 586 CIC wird erst sichtbar, „wenn man das in ihm ausgesprochene Prinzip der Autonomie anderen Prinzipien entgegenhält, die mit ihm in gewisser Weise konkurrieren oder doch in einer (z. T. fruchtbaren) Spannung zu ihm stehen"[18]. So sind die Institute päpstlichen Rechts in Bezug auf die interne Leitung und die Disziplin unmittelbar und ausschließlich der Vollmacht des Hl. Stuhls unterworfen, dies aber jedoch mit dem Zusatz „unter Wahrung der in 586 ausgesprochenen Autonomie" (vgl. c. 593 CIC). Ein Institut diözesanen Rechts bleibt unter der speziellen Obsorge des Diözesanbischofs, wiederum unter Wahrung der in c. 586 CIC genannten Autonomie (vgl. c. 594 CIC).[19]

Demnach fielen den Instituten des geweihten Lebens unter dem Begriff der „iusta autonomia" folgende Bereiche zur eigenverantwortlichen Gestaltung zu:

2.1. Autonomie des Lebens und das Satzungsrecht

Der wohl deutlichste Aspekt der Autonomie ist die vom kirchlichen Gesetzgeber gewährte Freiheit, das Eigenrecht eines Institutes zu erarbeiten (c. 587 CIC). Diese Freiheit ist notwendig, soll das ursprüngliche Charisma und das geistliche Erbgut (c. 578 CIC) eines Institutes glaubhaft gelebt werden und die Autonomie im Blick auf die Lebensgestaltung und die Verwirklichung dieses Patrimoniums eines Instituts nicht nur eine leere Floskel bleiben.

So kommt dem Satzungsrecht der einzelnen Institute m.E. heute eine noch größere Bedeutung als früher zu, da der Gesetzgeber des Codex von 1983 dem Eigenrecht im Gegensatz zu seinem Vorgänger einen größeren Spielraum zur eigenverantwortlichen Ausgestaltung einräumt. Hier wird am deutlichsten, dass es sich bei den Regelungen im Bereich der Institute des geweihten Lebens um Rahmenrecht handelt, welches der institutseigenen Ausgestaltung bedarf. Die Prinzipien der Subsidiarität und der Dezentralisation kommen hier zum Ausdruck.

So normiert c. 587 CIC § 1 CIC, dass jedes Institut des geweihten Leben in einem soge-

nannten *„codex fundamentalis"* bzw. den Konstitutionen die grundlegenden Normen zu verankern hat im Blick auf die Leitung des Instituts, die Disziplin der Mitglieder, die Eingliederung der Mitglieder und ihre Ausbildung sowie den spezifischen Gegenstand der heiligen Bindungen. In diesem institutseigenen Rechtsbuch sollen die geistlichen und rechtlichen Elemente in geeigneter Weise zusammengefasst werden; doch sollen die Normen nicht ohne Notwendigkeit vermehrt werden (c. 587 § 3 CIC).

Der zu erarbeitende *„codex fundamentalis"* eines jeden Instituts und die in ihm enthaltene Materie dient nach Aussage des c. 587 § 1 CIC der eigenen Berufung und Identität des Instituts. Dieser Identität muss in der Tat heute unsere besondere Sorge gelten. Die Unverwechselbarkeit der Institute und ihr je eigenes Profil sind auch heute noch ein Anliegen des Gesetzgebers, sodass er die Erarbeitung in die Hand der Mitglieder eines autonomen Institutes gibt. Die Institute sollten daher mit Wachsamkeit jedweder Beeinflussung von Außen entgegentreten.
Der *„codex fundamentalis"* gemäß c. 587 CIC muss in jedem Falle enthalten:

- *Das geistliche Erbgut eines Instituts gemäß c. 578 CIC:*
  - Geist und Vorhaben des Stifters,
  - Natur, Zweck, Geist und Eigenart des Instituts,
  - die gesunden Überlieferungen und seine Entwicklungen.

- *Grundlegende Normen über*
  - die Leitung des Instituts,
  - die eigene Ordnung (Observanz, Disziplin),
  - die Eingliederung und Ausbildung der Mitglieder,
  - den spezifischen Gegenstand der heiligen Bindungen.

Dieser *„codex fundamentalis"* bzw. die Konstitutionen sind die höherrangige Norm gegenüber den *„ceterae normae"*. So stellt der Gesetzgeber folgerichtig klar, dass nur das Grundgesetz der Approbation der zuständigen kirchlichen Autorität (vgl. cc. 587 § 2, 589 und 595 § 1 CIC) bedarf. Zuständige Autorität ist entweder der Bischof des Hauptsitzes des Instituts oder der Hl. Stuhl. Diesen zuständigen Autoritäten ist auch eine Änderung der Konstitutionen anzuzeigen bzw. vorbehalten (vgl. cc. 587 § 2, 595 § 1, 583 CIC).

Unterhalb der Konstitutionen stehen die *„ceterae normae"*, die weiteren Normen des Instituts, die verschiedene Namen tragen können, meist aber Statuten genannt werden. Sie bedürfen keiner äußeren Approbation, sondern können von der zuständigen Autorität des Instituts erlassen werden (z.B. die Generalstatuten eines Generalkapitels, Ausführungsbestimmungen). Gemäß c. 587 § 4 CIC sollen „alle weiteren" von der zuständigen Autorität erlassenen Normen – eben jene Statuten – in geeigneter Weise in anderen Rechtsbüchern gesammelt werden. Und da sie keiner äußeren Approbation bedürfen, können sie auch institutsintern überprüft und angepasst werden. Der Codex schreibt eigens vor, dass dabei die zeitlichen und örtlichen Bedürfnisse mit zu berücksichtigen sind. Hier kann noch einmal eine Dezentralisation innerhalb eines Instituts geschehen, ohne dass die kirchliche Autorität jeweils angegangen werden muss bzw. ein Einspruchsrecht hätte.

2.2. Autonomie der inneren Leitung

Unstreitig kommt den Instituten des geweihten Lebens eine Autonomie bei der Leitung (*regimen*) zu. So besteht in der Fachliteratur Übereinstimmung darüber, dass sich niemand in diese innere Ausgestaltung der Leitungsvollmacht einmischen darf. Der Umfang der Autonomie ist abhängig von der Natur der Leitungsgewalt, die die Oberen und Kapitel innehaben, d.h. von der Frage, ob es sich um ein klerikales Ordensinstitut oder ei-

ne klerikale Gesellschaft des apostolischen Lebens päpstlichen Rechts handelt, deren Obere und Kapitel nach den cc. 596 § 2, 732 CIC auch kirchliche Leitungsgewalt besitzen, oder ob es sich um Verbände handelt, deren Obere und Kapitel über die in den cc. 596 § 1, 732 CIC genannte *„potestas"* nicht verfügen. Gesetzgebende Organe in den Verfassungen der klösterlichen Verbände sind die Kapitel auf den verschiedenen Ebenen (General-, Provinz- und Hauskapitel), wobei es im strengen Sinne nicht um Gesetze, sondern um Satzungsrecht geht. Die ausführende Gewalt (Exekutive) liegt beim Oberen der jeweiligen Ebene mit seinem Rat. Die Rechtsprechung ist den höheren Oberen reserviert. Wichtig ist festzuhalten, dass die Kapitel nicht die Aufgabe der Exekutive haben und sich nicht in die laufenden Geschäfte einmischen dürfen, die vom Oberen und seinem Rat wahrgenommen werden. Der § 1 des c. 596 CIC sagt allgemein, dass die Oberen und Kapitel der Institute über ihre Mitglieder jene Vollmacht haben, die im allgemeinen Recht und in den Konstitutionen umschrieben ist. Die konkrete Art der Vollmacht hängt wieder von der Verfassungsform des Institutes ab und der zuvor schon ausgeführten Autonomie im Satzungsrecht.

Einen sehr weiten Umfang hat die Leitungsautonomie der Institute bei der Eingliederung und Ausbildung ihrer Mitglieder. Es ist das Recht der Leitungen, die neuen Mitglieder in den Geist eines Verbandes einzuführen und die dafür notwendigen Schritte zu normieren, sofern die rahmenrechtlichen Regelungen des Codex eingehalten werden (c. 643 CIC). So finden sich in diesem Bereich kaum Kompetenzen des Diözesanbischof, der Bischofskonferenz oder des Apostolischen Stuhls. Lediglich bei der Ausbildung eines Mitglieds, das sich auf den Empfang der hl. Weihen vorbereitet wird in c. 659 § 3 CIC normiert, dass neben der institutseigenen Studienordnung auch das allgemeine Recht zu beachten ist. Für die Gesellschaften des apostolischen Lebens verweist c. 736 § 2 CIC auf die Studienordnung der Weltkleriker hin. Für Säkularinstitute trifft der Gesetzgeber keine besonderen Regelungen, da gemäß c. 266 § 3 CIC deren Mitglieder in die Teilkirche inkardiniert werden.

Die Eingliederung in das Institut erfolgt somit ohne Mitwirkung der hierarchischen kirchlichen Autorität. Eine Ausnahme bilden allein Weltkleriker, die um Aufnahme in das Institut bitten. Eine solche kann nur nach Befragung seines Ordinarius erfolgen; eine Zustimmung ist gemäß c. 644 iVm c. 735 § 2 CIC nicht erforderlich.

Erwähnen möchte ich im Rahmen der Autonomie der Leitung auch das Recht der Institute, sich eine dem Wesen des Instituts entsprechende Struktur zu geben, diese zu verändern und den Notwendigkeiten anzupassen. Errichtung, Aufhebung von Teilen, Veränderungen von Untergliederungen, Zusammenschlüsse oder die Angliederungen an ein anderes Institut sind zunächst der institutseigenen Autorität zur Gestaltung vorbehalten (vgl. cc. 580-584 CIC). Die hierarchische kirchliche Autorität ist in den Fällen hinzuzuziehen, wo eine Veränderung der Konstitutionen notwendig wird bzw. Dinge betroffen sind, die vom Apostolischen Stuhl / Diözesanbischof approbiert wurden und folgerichtig ohne deren Erlaubnis nicht verändert werden dürfen (c. 583 CIC).

2.3. Autonomie im Bereich der Vermögensverwaltung und die Aufsichtsbefugnisse des Diözesanbischofs

Zum weiten Feld der Autonomie gehören u.a. auch die Belange der Vermögensverwaltung. Dies ergibt sich bereits aus der gesetzessystematischen Stellung der bezogenen cc. 634-640 CIC über das Vermögen und die Vermögensverwaltung der Institute des geweihten Lebens, die in dem Artikel über die Leitung der Institute integriert sind.[20] Diese Autonomie ist jedoch eine gestufte, entsprechend der Verbandsstruktur der Gemeinschaft. Die Regelungen, die für die Institute päpstlichen

Rechtes gelten, sind andere als jene für die diözesanen Institute. Beiden Institutstypen ist gemeinsam, dass sie im Rahmen der institutsinternen Visitation (vgl. c. 628 § 2 CIC) ihre Vermögensverwaltung zu überprüfen haben[21] und der oberste Leiter in seinem an den Apostolischen Stuhl vorgeschriebenen Bericht auf die Vermögenssituation einzugehen hat (c. 592 § 1 CIC). „Auch die mit dem Vermögensrecht zusammenhängenden Fragen des Dienst- bzw. Arbeitsrechts der Bediensteten eines ordensrechtlichen Rechtsträgers sind Gegenstand dieser Autonomie (vgl. 635 iVm c. 1286 CIC)", wie Helmuth Pree u. Bruno Primetshofer ausdrücklich festhalten.[22]

Daneben steht aber die Feststellung in c. 1257 CIC, dass jedwedes Vermögen kirchlicher juristischer Personen, d.h. auch das Ordensvermögen, Kirchenvermögen (*bona ecclesia temporalia*) ist und deshalb seine Verwaltung einer hierarchischen Aufsicht und Kontrolle unterliegt. So normiert in c. 1256 CIC der kirchliche Gesetzgeber sogar einen generellen Anspruch des Papstes an Vermögenswerten, unbeschadet des Eigentumsrechtes der einzelnen kirchlichen juristischen Person an ihren Vermögen und folgert daraus eine Oberaufsicht über kirchliches Vermögen, welche eine gestufte Begrenzung der Autonomie der Institute bei der Vermögensverwaltung nach sich zieht.[23] Dies wird u.a. darin deutlich, dass allen Instituten die Zuständigkeit des Apostolischen Stuhles für die Erteilung der *licentia* bei Veräußerungsgeschäften oberhalb der sogenannten Romgrenze gemeinsam ist (c. 638 § 3 CIC).[24]

Zur Klärung der Kompetenzen des Ortsbischofs bei der Aufsicht über das Ordensvermögen sind zwei Canones heranzuziehen. Institute päpstlichen Rechts sind gemäß c. 1287 CIC der Rechnungslegungspflicht gegenüber dem Diözesanbischof enthoben. Diese Pflicht besteht ausnahmsweise nur dann, wenn es sich bei dem Institut (päpstlichen Rechts) um ein rechtlich selbständiges Kloster iSv c. 615 CIC handelt (vgl. c. 637 CIC).

Daneben stellt c. 637 CIC fest: Rechtlich selbständige Klöster im Sinne des c. 615 CIC müssen dem Ortsordinarius einmal jährlich über die Verwaltung Rechenschaft ablegen; darüber hinaus hat der Ortsordinarius das Recht, in die wirtschaftlichen Verhältnisse einer klösterlichen Niederlassung diözesanen Rechts Einsicht zu nehmen. Diese beiden Aussagen sind nicht kompatibel, da sich aus ihnen das Problem einer Rechenschaftsablegung von Instituten päpstlichen Rechts vor dem Ortsordinarius ergibt. Gemäß 1287 § 1 CIC sind – unter Verwerfung jeder entgegenstehenden Gewohnheit – die Verwalter jedweden kirchlichen Vermögens, seien sie Kleriker oder Laien, soweit die Güter nicht der Leitungsgewalt des Diözesanbischofs rechtmäßig entzogen sind, verpflichtet, alljährlich dem Ortsordinarius Rechenschaft abzulegen, der die Rechnungslegung dem Vermögensverwaltungsrat zur Prüfung zu übergeben hat. Es fällt auf, dass im bezogenen Canon von Instituten päpstlichen Rechts nicht die Rede ist, d. h. sie fallen nicht unter die in c.1287 § 1 CIC normierte Ausnahme. Der c. 637 CIC spricht ebenfalls nicht von den Instituten päpstlichen Rechts; zwei andere Gruppen werden ins Auge gefasst, nämlich die rechtlich selbständigen Klöster gemäß c. 615 CIC die zur Rechenschaftsablegung verpflichtet sind, und die Klöster diözesanen Rechts, bei denen der Ortsordinarius darüber hinaus das Recht hat, Einsicht zu nehmen in die wirtschaftlichen Verhältnisse. Im Blick auf die Klöster gemäß c. 615 CIC bleibt bei der jährlichen Rechnungslegung unklar, ob dem Bischof gegebenenfalls Weisungs- und Sanktionsrechte zukommen. „Solche bedürfen, falls sie überhaupt in Betracht kommen, jedenfalls einer ausdrücklichen rechtlichen Verankerung. Im Zweifel darüber ist, angesichts des Grundrechts der Ordensautonomie in Vermögensfragen, das Bestehen solcher bischöflicher Befugnisse zu verneinen."[25]

So muss mit Blick auf die Institute päpstlichen Rechts festgestellt werden, dass der

Codex eine Lücke geschaffen hat: der c. 1287 § 1 CIC nimmt Institute päpstlichen Rechts von der Rechenschaftsablegung nicht aus, der c. 637 CIC erwähnt sie nicht bei der Aufzählung jener, die zur Rechenschaftsablegung verpflichtet sind. Solange dieser Widerspruch nicht gesetzlich oder durch authentische Interpretation gelöst ist, darf m. E. mit gutem Recht – unter Berufung auf die *iusta autonomia* – jene Auslegung angenommen werden, die die Institute päpstlichen Rechts nicht zur Rechenschaftsablegung gegenüber nichtinstitutsinternen Autoritäten verpflichtet.

2.4. Die Autonomie im Bereich von Seelsorge und Apostolat

Es ist selbstverständlich, dass dem Diözesanbischof im Bereich von Seelsorge, öffentlicher Liturgie und anderen Apostolatswerke eine weitergehende Kompetenz zugesprochen wird.[26] So unterstellt c. 678 § 1 CIC die Ordensleute in diesen Bereichen der Gewalt des Bischofs, hebt aber auch hervor, dass sie in der Ausübung ihres Apostolats auch den eigenen Oberen unterstehen und die Ordnung des Instituts treu bewahren müssen (c. 678 § 2 CIC). Diese generellen Aussagen erwecken den Eindruck, als ob man die Felder der Leitungsautonomie in ein Innen bzw. Außen unterteilen könne und demnach zwei unterschiedliche Instanzen eine Zuständigkeit beanspruchen könnten. Der Aspekt des Innenlebens ist nicht vom äußeren Wirken eines Instituts adäquat trennbar. „Beide Aspekte machen zusammen das Ordensleben mit dem jeweiligen Charisma aus und prägen es. Folglich müssen auch beide Elemente zusammen vom *regimen* der Ordensautonomie mitumfasst sein. Auch das äußere Wirken, namentlich das Ordensapostolat in seiner spezifischen Prägung mit dem Geist des jeweiligen Instituts, gehört zum Bereich der Autonomie. Allerdings sind hier der Autonomie wegen der Notwendigkeit der Einordnung dieses äußeren Wirkens in das Leben der Teilkirche gewisse Grenzen gezogen."[27]
Gemäß c. 678 § 1 CIC hat der Diözesanbischof das Recht, Kirchen und Kapellen, die von Gläubigen ständig besucht werden, Schulen sowie andere, von Ordensmitgliedern geführte religiöse oder caritative Werke geistlicher oder zeitlicher Art persönlich oder durch einen anderen im Rahmen der Pastoralvisitation oder bei Notwendigkeit zu visitieren; ausgenommen bleiben nur Schulen, die ausschließlich den eigenen Alumnen des Instituts offenstehen (c. 683 § 1 CIC). Wenn der Bischof anlässlich der Visitation Missstände entdeckt, kann er nach ergebnislos gebliebener Mahnung des Institutsoberen kraft eigener Autorität selbst Vorkehrungen treffen bzw. Abhilfe schaffen, z.B. wenn ein Krankenhaus Abtreibungen vornähme oder sonst wie sittenwidrig in Erscheinung träte. Er könnte auch einschreiten, wenn im Bereich der Krankenhausseelsorge Vernachlässigungen feststellbar wären oder die Ausübung der Seelsorge jede angemessene bzw. zulässige Form von Spiritualität und Apostolat vermissen ließe. Aufgrund seiner bischöflichen Jurisdiktionsgewalt kommt in diesem Fällen dem Bischof ein Interventions- und Sanktionsrecht zu. Dabei könnte er auch seine Strafgewalt einsetzen (c. 1315 CIC iVm 1319f. CIC).
In jedem Fall steht ihm nach c. 680 CIC die Koordinierung sämtlicher apostolischer Werke und Tätigkeiten der Ordensinstitute zu, jedoch unter der Einschränkung, dass er die Eigenart und Zielsetzung der einzelnen Institute und ihrer Stiftungsbedingungen zu wahren hat. Diese Kompetenz ist in Zusammen mit c. 678 § 1 CIC zu sehen, der im Falle der Ausübung von Apostolatsaufgaben durch Institutsmitglieder ein gemeinsames, aufeinander abgestimmtes Vorgehen zwischen Oberen und Bischof verlangt. Der Bischof hat aber in den Apostolatsbereichen die primäre Zuständigkeit. Ebenso unterstehen vom Diözesanbischof einem Institutsangehörigen übertragene Ämter oder Werke der Autorität und Leitung des Übertragenden

(c.681 CIC), unbeschadet des Rechts des Oberen bei der Bestellung bzw. Abberufung von einem Kirchenamt gehört zu werden (c. 682 CIC). Bei diesen Bestimmungen geht es nicht um ordensspezifische Apostolate, sondern um Aufgaben, die der Bischof kraft seiner Amtsverantwortung für die Teilkirche einem Institut übertragen hat. In diesem Fall besteht keine Autonomie des Verbandes, vielmehr hat eine entsprechende schriftliche Vereinbarung zwischen Bischof und Institutsoberen festzulegen, was die Durchführung der Werke, die zu Verfügung zu stellenden Institutsmitglieder und die wirtschaftliche Belange betrifft (c. 681 § 2 CIC).

3. Das Prinzip der „zweifachen Kompetenz" als Leitlinie für gemeinsames Handeln

Die Mitglieder der Institute des geweihten Lebens, gleich welcher Kategorie, ob männlich oder weiblich, päpstlichen oder diözesanen Rechts, unterstehen, wie wir zuvor gesehen haben, dem Diözesanbischof in Bezug auf die Seelsorge, die öffentliche Abhaltung des Gottesdienstes und ihre Apostolatswerke. Sie haben daher dem Bischof in Gehorsam[28] und Ehrerbietung zu begegnen, wie c. 678 § 1 CIC ausführt. Hiermit korrespondiert c. 678 § 2 CIC, nach dem in der Ausübung des äußeren Apostolats die Institutsmitglieder auch dem eigenen Oberen unterstehen und der Ordnung ihres Instituts treu bleiben sollen. Sie bleiben in ihrer apostolischen Arbeit Institutsmitglieder, die den Verpflichtungen der Konstitutionen und den rechtmäßigen Anordnungen der Oberen Folge zu leisten haben. Der kirchliche Gesetzgeber drängt sogar die Bischöfe selber, den im Apostolat tätigen Institutsmitgliedern die Einhaltung dieser institutseigenen Verpflichtungen einzuschärfen.[29]

Aus diesem kodikarisch normierten Aufeinander-Verwiesen-Sein in der konkreten Planung und Durchführung von Apostolaten im Verkündigungsdienst der Kirche muss m. E. der Grundsatz einer „zweifachen Kompetenz" geschlossen werden. Wer diesem Grundsatz einen Raum gibt, ermöglicht erst wirklich ein fruchtbares Miteinander. Indem die Autonomie nicht nur als Rechtsgut propagiert wird, sondern in konkreten diözesanen Strukturen, in Wertschätzung und Ausformung einen Ort findet, können die Institute des geweihten Lebens ihren Auftrag in und an der Kirche erfüllen. Dem kodikarischen Gesetzgeber ist es ein Anliegen, dass das Zusammenwirken von Instituten des geweihten Lebens und den jeweiligen Diözesanbischöfen eine feste Form erhält und von einer gegenseitigen Wertschätzung getragen ist.

In dieser Linie ist auch das Schreiben der Deutschen Bischöfe vom 1. Februar 2007 zu verstehen: Gemeinsam dem Evangelium dienen. Koordination und Kooperation bestimmen die Arbeit am gemeinsamen Verkündigungsauftrag.[30] Bei der Regelung der einzelnen Apostolatswerke der Ordensleute ist es nach c. 678 § 3 CIC folgerichtig unerlässlich, dass die Diözesanbischöfe und die Ordensoberen im Meinungsaustausch vorgehen, was nichts anderes bedeutet, als dass die jeweiligen Kompetenzen genutzt werden und die vom Gesetzgeber garantierten Eigenständigkeiten (Autonomien) gewahrt bleiben. Die gebührende Autonomie bleibt Leitlinie für ein gemeinsames Handeln von Bischöfen und Ordensoberen zum Wohle der Kirche in Deutschland. Dieser Grundsatz muss von der Leitungsebene der Kirche, den Bischöfen Deutschlands, noch intensiver auf die mittleren Ebenen der Diözesen umgesetzt werden. Oft werden in den Ordinariaten aufgrund von Unkenntnis Entscheidungen getroffen, die aus der bischöflichen Aufgabe der Wahrung von Autonomie eine bischöfliche Wächter- und Interpretationsfunktion machen. Hier ist mit aller Entschiedenheit Protest einzulegen. Wo diese Anerkennung der Autonomie als Grundaus-

sage gemeinsamen Handels verlassen und das Prinzip einer doppelten Kompetenz abgelehnt wird, ist der Grat der manipulierenden Einflussnahme überschritten.

4. Ausblick

Viele Ordensgemeinschaften engagieren sich als Träger von Schulen, Hochschulen, pädagogischen bzw. sozial-karitativen Einrichtungen oder geistigen Zentren. Die große Beliebtheit von Schulen, Sozialeinrichtungen und geistlichen Zentren mit ihren zahlreichen Meditations- und Lebenshilfeangeboten, die von Orden getragen werden, spricht eine deutliche Sprache. Hier sehen oder zumindest vermuten viele Menschen noch kirchliche „Vollprofis" am Werk. Dieser positiven Außenwirkung steht eine Erfahrung der Ordensgemeinschaften gegenüber, dass sie innerhalb kirchlicher Strukturen eher um Anerkennung und Beteiligung kämpfen müssen. Dazu noch ein paar aktuelle Beispiele, die sicher im Rahmen der Workshops dieser Tagung aufgegriffen werden und im Licht der Ordensautonomie Betrachtung finden sollen:

- Bei Fragen des kirchlichen Arbeits- und Tarifrechts wird auf die Mitwirkung der DOK verzichtet und Wünsche der DOK finden nur selten Berücksichtigung, obwohl die Ordensgemeinschaften den Sonderweg der Kirche („Dritte Weg") in arbeitsrechtlichen Angelegenheiten in ihren Einrichtungen mitgehen und anwenden sollen; Rahmenordnungen, wie z. B. die MAVO, die KODA-Ordnungen, die Regelungen zum Datenschutz oder zum Archivwesen kommen ohne Mitwirkung der Ordensinstitute zustande, stets aber mit dem Anspruch versehen, dass die geregelte Materie von den Orden akzeptiert werden muss.
- Kirchliche Schulgesetze werden erlassen, ohne die Ordensschulträger bei der Erstellung einzubeziehen bzw. auf deren Eigenarten Rücksicht zu nehmen.[31] Ordinariate unternehmen den Versuch, den Schriftverkehr der einzelnen Träger von Schulen in freier Trägerschaft mit den Bezirksregierungen auf sie zu begrenzen und erwarten, dass den jeweiligen diözesanen Schulabteilungen Kopien des Schriftverkehrs zugeleitet werden. Solches Vorgehen führt zu Verunsicherungen, da die Dezernenten in den staatlichen Schulabteilungen die spezifische Unterscheidung zwischen Ordens- und Diözesanschulen nicht erkennen und beide unter kirchliche Schulen und das erlassene diözesane kirchliche Schulgesetz subsumieren.
- Im Rahmen der Umstrukturierung des Kirchlichen Hochschulwesens und einer damit verbundenen Reduzierung der theologischen Lehranstalten scheint das Gespräch mit den Ordenshochschulen dringend angeraten. Doch werden die bisherigen Planungen allein aus der Sicht der diözesanen Lehranstalten geführt.

Die Folge dieses aus der Sicht der Ordensgemeinschaften empfundenen „Ausgespanntseins" in wichtigen Fragen ist, dass der Begriff „kirchlich" reduziert wird auf diözesane bzw. überdiözesane Angelegenheiten und Ordensgemeinschaften als „Anders-Orte" scheinbar aus der „verfassten Kirche" herausfallen. Dies war und ist nicht das Anliegen des II. Vatikanischen Konzils, als es die Teilkirche stärkte; dies war und ist nicht das Anliegen des kirchlichen Gesetzgebers, wenn er die *„iusta autonomia"* in seinem Gesetzbuch als *„autonomia in ecclesia"* garantiert und ihrer Ausgestaltung durch die Institute einen großen Raum einräumt.

Was den Umfang der gewährten Autonomie angeht, wird er auch in Zukunft bei den einzelnen Instituten verschieden groß sein. Er hängt davon ab, ob ein Institut päpstlichen oder bischöflichen Rechts ist (vgl. c. 589 CIC) und ob ein Institut die Exemtion besitzt oder nicht (vgl. c. 591 CIC). Die am weitesten reichende Autonomie besitzen klerikale Insti-

tute päpstlichen Rechts, die geringste hingegen die laikalen diözesanen Rechts, sowie das keinem anderen als dem eigenen Oberen unterstehende rechtlich selbständige Klöster gemäß c. 615 CIC. Die Grundaussage von der rechtmäßigen bzw. gebührenden Autonomie wird m.E. immer bei einem Zueinander von Ortskirche und Instituten des geweihten Lebens als Grundvoraussetzung für gemeinsames Handeln mitbedacht werden müssen, wenn es um ein gutes und fruchtbares Miteinander in der konkreten Ortskirche geht. Da das Prinzip der Autonomie sowohl gegenüber den Bischöfen als auch gegenüber dem Hl. Stuhl gilt, ist es eine *„autonomia in Ecclesia"*, wie c. 586 § 1 CIC sich ausdrückt und es gesetzlich normiert. In diesem Selbstbewusstsein mit beiden Beinen in der Kirche zu stehen, sollten wir auch in Zukunft uns dieses Grundrecht nicht absprechen oder aushöhlen lassen. In Gesprächen mit den Verantwortlichen der Teilkirchen sollten wir selbstbewusst zu unserem Charisma stehen und gemeinsam nach Möglichkeiten suchen, wo durch Kooperation und Information die Eigenarten beider Seiten gewürdigt und akzeptiert werden, damit wir gemeinsam dem Evangelium und den Menschen dienen können. Die anerkannte Autonomie ist und bleibt Grundvoraussetzung gemeinsamen Handelns.

Abt Dr. Dominicus M. Meier OSB steht der Benediktinerabtei Königsmünster in Meschede vor. Der habilitierte Kirchenrechtler war vor seiner Wahl zum Abt Professor an der Ordenshochschule der Pallottiner in Vallendar.

1 Die Deutschen Bischöfe, Gemeinsam dem Evangelium dienen. Die Gemeinschaften des geweihten Lebens in der Kirche, vom 1. Februar 2007, Bonn 2007 (= DDB; 86).

2 Die Deutschen Bischöfe, „Zeit zur Aussaat. Missionarisch Kirche sein" vom 26. November 2000, Bonn 2000 (= DDB; 68).

3 Dammertz, Viktor Josef, Vernetzung von klösterlicher Seelsorge und diözesanen Seelsorgeangeboten, in: OK 46 (2005) S.273-280; Homeyer, Josef, Kloster – Geistliches Zentrum für die Zukunft. Vernetzung von klösterlicher Seelsorge und diözesanen Seelsorgsangeboten. Erwartungen – Grenzen – Perspektiven. Aus der Sicht eines Bistums, in: Ordenskorrespondenz 46 (2005), S. 259-272; Entrich, Manfred, Wächter des Unplanbaren: zum Verhältnis von Orden und Ortskirche in schwierigen Zeiten, in: HerKorr 59 (2005), S. 297-300; Schmälzle, Udo, Ordensleute in den neuen diözesanen Seelsorgskonzepten, in: Ordenskorrespondenz 45 (2004), S. 188-199; Kleindienst, Eugen, Orden und Ortskirche – ein spannendes Verhältnis – aus der Sicht der Bistümer, in: Ordenskorrespondenz 42 (2001), S. 480-490; Meier, Dominicus M., Orden und Ortskirche – ein spannendes Verhältnis – aus der Sicht der Orden, in: Ordenskorrespondenz 42 (2001), S. 472-479.

4 Haering, Stephan, Grundfragen der Lebensgemeinschaften der evangelischen Räte, in: HdbKathKR^2, S. 591-603, hier: S. 591.

5 Vgl. Lehmann, Karl, Berufung und Sendung der Gemeinschaften des geweihten Lebens in der Kirche heute, in: Arbeitshilfen zum Wort der deutschen Bischöfe „Gemeinsam dem Evangelium dienen" vom 27. Mai 2007, Bonn 2007 (=Arbeitshilfen; 211), S. 9-32.

6 Katechismus der Katholischen Kirche, München 1993, Nr. 926.

7 Haering, Stephan, Grundfragen der Lebensgemeinschaften, S. 593.

8 Vgl. http://www.hanisauland.de/lexikon/a/autonomie.htm.

9 Berzdorf, Franziskus, Autonomie und Exemtion der kanonischen Lebensverbände. Die Entwicklung der Rechtsinstitute bis zur nachkonziliaren Gesetzgebung, St. Ottilien 1995 (= MThS.K; 49), S. 8.

10 Vgl. Berzdorf, Franziskus, Autonomie und Exemtion, S. 10, mit einer Reihe von interessanten Verweisen aus der kanonistischen Literatur bis zum Vatikanum II.

[11] Scheuermann, Audomar, Das Grundrecht der Autonomie im Ordensrecht, in: Ordenskorrespondenz 25 (1984), S. 31-41. Ebenso: Berzdorf, Franziskus, Autonomie und Exemtion, S. 29-30.

[12] C. 580: Die Angliederung eines Instituts des geweihten Lebens an ein anderes ist der zuständigen Autorität des angliedernden Instituts vorbehalten, immer unbeschadet der kanonischen Autonomie des angegliederten Instituts.

C. 586 § 1.: Den einzelnen Instituten wird eine gebührende Autonomie ihres Lebens, insbesondere ihrer Leitung, zuerkannt, kraft derer sie in der Kirche ihre eigene Ordnung haben und ihr Erbgut im Sinne des can 578 unversehrt bewahren können.

§ 2.: Diese Autonomie zu wahren und zu schützen, ist Sache der Ortsordinarien.

C. 708: Die höheren Oberen können sich zweckmäßigerweise zu Konferenzen oder Räten zusammenschließen, um mit vereinten Kräften beizutragen, dass einerseits der Zweck der einzelnen Institute, stets unter Wahrung ihrer Selbständigkeit, ihrer Eigenart und ihres eigenen Geistes, vollkommener erreicht wird, und dass andererseits gemeinsame Angelegenheiten behandelt werden sowie eine entsprechende Abstimmung und Zusammenarbeit mit den Bischofskonferenzen und auch mit den einzelnen Bischöfen in die Wege geleitet wird.

[13] C. 323 § 1.: Wenn auch private Vereine von Gläubigen gemäß can. 321 Autonomie genießen, unterliegen sie gleichwohl der Aufsicht der kirchlichen Autorität gemäß can. 305, und ebenso der Leitung dieser Autorität.

§ 2.: Der kirchlichen Autorität steht es auch zu, unter Wahrung der den privaten Vereinen eigenen Autonomie darauf zu achten und dafür zu sorgen, dass eine Zersplitterung der Kräfte vermieden und die Ausübung ihres Apostolats auf das Gemeinwohl hingeordnet wird.

[14] C. 806 § 1.: Dem Diözesanbischof steht das Aufsichts- und das Visitationsrecht über die in seiner Diözese befindlichen katholischen Schulen zu, auch über die von Mitgliedern von Ordensinstituten gegründeten oder geleiteten Schulen; ihm steht es ferner zu, Vorschriften zur allgemeinen Ordnung der katholischen Schulen zu erlassen; diese Vorschriften gelten auch für die von den genannten Institutsmitgliedern geleiteten Schulen, unbeschadet der Autonomie hinsichtlich der inneren Leitung ihrer Schulen.

C. 809: Die Bischofskonferenzen haben dafür Sorge zu tragen, dass, soweit möglich und ratsam, in geeigneter Weise in ihrem Gebiet verteilt, Universitäten oder wenigstens Fakultäten bestehen, in denen die verschiedenen Wissenschaften unbeschadet ihrer wissenschaftlichen Autonomie in Forschung und Lehre unter Berücksichtigung der katholischen Lehre gepflegt werden.

[15] Berzdorf, Franziskus, Autonomie und Exemtion, S. 243.

[16] Primetshofer, Bruno, Ordensrecht auf der Grundlage des CIC 1983 und des CCEO unter Berücksichtigung des staatlichen Rechts der Bundesrepublik Deutschland, Österreichs und der Schweiz, Freiburg 2003, S. 55.

[17] Der Dissens in dieser Frage ging sogar so weit, dass ein Generalvikar einer deutschen Diözese die Kirchlichkeit der in Deutschland ansässigen Institute des geweihten Lebens gänzlich in Frage stellte. Die Orden sollten ihm erst einmal nachweisen, wie sie zur verfassten Kirche gehörten und warum sie eine besondere Stellung beanspruchten.

[18] Henseler, Rudolf, in: MKCIC, c. 586, 2.

[19] Vgl. auch Pree, Helmuth, Aktuelle Fragen zur Ordensautonomie, in: Ordenkorrespondenz 45 (2004) 153-170.

[20] Vgl. Pree, Helmuth / Primetshofer, Bruno, Das kirchliche Vermögen, seine Verwaltung und Vertretung. Eine praktische Handreichung, Wie u.a. 2007, S. 118.

[21] Meier, Dominicus M., Klösterliche Finanzvisitation. Anforderungen an ein internes Kontrollsystem, in: Kirche in einer säkularisierten Gesellschaft, hrsg. von Dieter A. Binder u.a., Innsbruck u.a. 2006, S. 405-420; ebenso in: Ordenskorrespondenz 48 (2007) S. 172-185.

[22] Pree, Helmuth / Primetshofer, Bruno, Das kirchliche Vermögen, S. 118. Vgl. dazu auch: Pree, Helmuth, Aktuelle Fragen zur Ordensautonomie, in: Ordenskorrespondenz 45 (2004) S. 153-170. In seinem Beitrag wirft Pree die in der kanonistischen Literatur unterschiedlich bewertete Frage auf, inwieweit bischöflich gesetztes kirchliches Arbeitsrecht auf die Ordensinstitute Anwendung finden kann, d.h. ob dieses vom Bischof den päpstlichen wie diözesanen Instituten auferlegt oder nur freiwillig von den Instituten übernommen werden könne.

Eine Reihe von Autoren vertritt die Ansicht, dass bischöfliche Gesetze in Fragen des kirchlichen Arbeitsrechtes die Orden grundsätzlich nicht binden, da die Autonomie der Orden nicht an den Klostermauern ende, sondern durch sie als Rechtsträger in die Werke hineinwirke. Der Aspekt der inneren Autonomie lasse sich nicht von jenem des äußeren,

apostolischen Werkes trennen. Der Autonomiebereich müsse daher auch die äußeren Aktivitäten der Institute umfassen, wenngleich es hier zu Berührungspunkten mit der bischöflichen Kompetenz komme (vgl. cc. 678 § 1, 738 § 2 CIC). Der Aspekt von innen und außen sei nicht trennbar. Aus den zuvor genannten Canones dürfe aber nicht der voreilige Schluss gezogen werden, dass alles, was mit dem Apostolat in Verbindung stehe (Vermögensfragen, arbeitsrechtliche Fragen), unterstehe der Jurisdiktionsgewalt und daher der einheitlichen Gesetzgebungsgewalt des Bischofs. Auch außerhalb des verfasstkirchlichen Bereichs gebe es kirchliche Rechtsträger wie z.B. die Ordensinstitute oder kirchlichen Verbände, die aufgrund ihrer autonomen Satzungsbefugnis eigene Kommissionen zur Ordnung des Arbeitsrecht bilden könnten, um ihr Arbeitsvertragsrecht nach den Möglichkeiten des Dritten Weges gestalten zu können. Die bischöflichen Aufsichtsrechte gingen nicht so weit, dass der Bischof diesen Instituten die Einzelheiten ihres Arbeitsrechtsregelungsverfahrens oder ihres Arbeitsvertragsrechts vorschreiben könne. Zu dieser Ansicht vgl.: Pree, Helmut, Mehr Freiheit bei den Orden, in: neue caritas 2004; Rhode, Ulrich, Der Bischof und der Dritte Weg, in: FS für Joseph zum 75. Geburtstag, hrsg. von Wilhelm Rees (= Kanonistische Studien und Texte 48) Berlin, 2004, S. 313-339; Haering, Stephan, Bischof, Ordensschulen und Arbeitsrecht. Zugleich eine Auseinandersetzung mit Überlegungen Joachim Eders, in: Winfried Schulz in Memoriam. Schriften aus Kanonistik und Staatskirchenrecht, hg. von Cesare Mirabelli u. a., Teil I, Frankfurt 1999 (=Adnotationes in Ius Canonicum; 8), S. 363-376.

Zurzeit durchgesetzt hat sich in Literatur und Praxis die Auffassung, dass alle kirchlichen Arbeitgeber das bischöfliche gesetzte kirchliche Arbeitsrecht und die damit verbundenen Ordnungen anzuwenden haben (Grundordnung, KODA-Ordnungen, MAVO). Zu diesem alle Rechtsträger bindendem Arbeitsrecht gehörten auch die Ordensinstitute, soweit sie in ihren Einrichtungen Arbeitnehmer aufgrund von Arbeitsverträgen beschäftigten. Nur zur Ausgestaltung ihrer inneren Ordnung seien die Institute aufgrund der Autonomie befugt. Verließen Ordensinstitute diesen inneren Bereich durch die Begründung von Arbeitsverhältnissen mit Arbeitsnehmern, so sei das kirchliche Arbeitsrecht maßgebend, da die Ordensleute gemäß cc. 678 § 1, 738 § 2 CIC der bischöflichen Gewalt in Angelegenheiten von Seelsorge und Apostolat unterstünden. Soweit für diesen Bereich Arbeitsverhältnisse begründet würden, habe der Bischof nach dem Prinzip der einheitlichen Leitung der Diözese (c. 394 § 1 CIC) die Befugnis, die Geltung des von ihm gesetzten Kirchenarbeitsrechts anzuordnen. Für die Gestaltung kirchlichen Arbeitsrechts bedürfe es der erforderlichen Gesetzgebungsgewalt, die den Orden nicht zustehe. Sie hätten nur die Kompetenz, sekundäres, als normgebundenes Satzungsrecht zu erlassen. Verbindliche Normen, die das externe Apostolat beträfen und Nichtordensmitglieder binden würde, könne von Ordensinstituten nicht statuiert werden. Die kirchenarbeitsrechtliche Gestaltung sei dem Bischof vorbehalten, der das Kooperationsgebot (cc. 678 § 1, 738 § 2 CIC) beachten soll, so dass in die Arbeitsrechtliche Kommission nach dem Dritten Weg alle betroffenen Vereinigungen personell zu integrieren seinen. Ordensspezifische Arbeitsrechtsregelungen seien zwar möglich, allerdings müsse die Gefahr einer Zersplitterung des kirchlichen Arbeitsrechts vermieden werden. Zu dieser Ansicht vgl. u.a.: Amann, Thomas A., Wie autonom sind kirchliche Lebensverbände und Vereine in der Gestaltung ihres Arbeitsrechts wirklich?, in: Salus animarum suprema lex, FS für Offizial Max Hopfner zum 70. Geburtstag, hrsg. von Ulrich Kaiser u.a., Frankfurt 2006 (=Adnotationes in Ius Canonicum, Bd. 38), S. 39-50; Eder, Joachim, Die „Rolle" des Diözesanbischofs im kirchlichen Arbeitsrecht, in: Salus animarum suprema lex, FS für Offizial Max Hopfner zum 70. Geburtstag, hrsg. von Ulrich Kaiser u.a., Frankfurt 2006 (=Adnotationes in Ius Canonicum, Bd. 38), S. 129-150; Richardi, Richard, Münchener Handbuch zum Arbeitsrecht, 2000^2, § 196 Rn. 16; ders., Arbeitsrecht in der Kirche, 2003^4, § 4 Rn. 40; § 18 Rn. 9f.

[23] Haering, Stephan, Vermögensverwaltung in den Orden. Kirchenrechtliche Anmerkungen zu ausgewählten Fragen, in: Ordenskorrespondenz 45 (2004) S. 171 - 178, hier: S. 175.

[24] Meier, Dominicus M., Die „licentia" zur Veräußerung von Ordensvermögen, in: Ordenskorrespondenz 46 (2005) S. 190-195.

[25] Pree, Helmuth / Primetshofer, Bruno, Das kirchliche Vermögen, S. 122-123.

[26] Diese Aussagen werden durch andere Normen des Codex entsprechend ergänzt bzw. konkretisiert, wie folgende Übersicht anzeigt:

- Liturgie: c. 838 § 4, 611, 3^0 iVm c. 1215 § 3 CIC;
- den Ordensleuten anvertraute Werke: c. 681 CIC;
- den Ordensleuten übertragene Kirchenämter: c. 682;
- Ordensmann als Kirchenrektor: c. 557 § 2 CIC;
- Ordenspfarrer: c. 520 CIC;
- Hausgeistlicher bei laikalen Religioseninstituten: c. 567 CIC;

- Aufgabe der Verkündigung (allgemein): c. 758 CIC;
- Predigt: cc. 763, 765 CIC;
- Katechese: cc. 776, 778 CIC;
- Mission: cc. 783-784, 790 CIC;
- Schulen: cc. 801, 806 § 1 CIC.

[27] Pree, Helmuth, Aktuelle Fragen, S. 157. Vgl. auch c. 394 iVm c. 675 CIC.

[28] Der hier geforderte Gehorsam meint, wie Primetshofer zu Recht feststellt, nicht eine Verpflichtung aufgrund eines Gehorsamsgelübdes, wie dies auf der Grundlage des c. 590 § 2 CIC dem Papst gegenüber der Fall ist. Vgl. Primetshofer, Bruno, Ordensrecht, S. 243.

[29] Vgl. Henseler, Rudolf, in: MKCIC, c. 678, 7.

[30] Vgl. Schmiedl, Joachim, In gemeinsamer Verantwortung. Die Orden im Gespräch mit den Bischöfen, in: Gruber, Margareta; Kiechle, Stefan (Hg.), Gottesfreundschaft. Ordensleben heute denken, Würzburg 2007, S. 273-280.

[31] Dabei ist dem Verfasser sehr bewusst, dass es dem Diözesanbischof gemäß c. 806 § 1 CIC zukommt, Vorschriften zur allgemeinen Ordnung der katholischen Schulen zu erlassen, auch für die von Institutsmitgliedern geleiteten Schulen, allerdings mit dem Hinweis „unbeschadet der Autonomie hinsichtlich der inneren Leitung ihrer Schulen". Zum autonomen Bereich der inneren Leitung gehören m.E. Fragen zur Gestaltung des Schullebens nach der Spiritualität des jeweiligen Institutes, die Festsetzung des Schulziels, der Erziehungsstil, die Anstellung von Lehrkräften im lehrenden und nichtlehrenden Bereich, Leitung und Führung der Mitarbeiter, die Schwerpunktbildung und die Ausübung der disziplinären Gewalt. In diesen Bereichen müsste in jedem Fall eine Koordinierung zwischen Diözesanbischof und Ordensinstituten stattfinden. Auch wenn die kirchlichen Schulgesetze die salomonische Geltungsklausel „Den Schulträgern der Katholischen Freien Schulen wird empfohlen die Vorschriften dieses Gesetzes entsprechend anzuwenden..." enthalten, wäre eine vorherige Absprache ein Ausdruck von Wertschätzung und ein Zugeständnis von autonomer innerer Leitungskompetenz.

Doris Nauer

Gemeinsam und doch autonom!

Vortrag im Rahmen der Vollversammlung der Deutschen Ordensobernkonferenz 2008

Persönliche Vorbemerkungen

Ich freue mich sehr darüber, dass Sie mir die Möglichkeit eröffnet haben, auf Ihrer Konferenz einige Gedanken und Impulse aus spezifisch pastoraltheologischer Perspektive beisteuern zu dürfen. Wer aber ist das eigentlich, die jetzt das Wort an Sie richtet? Seit Oktober 2007 bin ich als Professorin für Praktische Theologie/ Diakonische Pastoral genau hier an Ihrem Tagungsort, d.h. an dieser wunderschön gelegenen Theologisch-Philosophischen Ordenshochschule in Vallendar tätig. Zusätzlich zu meinem primären Arbeitsfeld in der Katholischen Theologie fungiere ich aufgrund meiner medizinischen Zusatzqualifikation als Koordinatorin und Dozentin in unserer neu errichteten Schwesterfakultät für Pflegewissenschaft.

Da ich Schülerin von Prof. Ottmar Fuchs bin, liegt mein Schwerpunkt natürlich im Bereich Diakonische Theologie. Da sich aber auch SchülerInnen weiterentwickeln und irgendwann von ihren LehrerInnen abnabeln müssen, haben sich auch bei mir im Laufe der Zeit zwei meinen diakonischen Ansatz vertiefende Schwerpunkte herauskristallisiert:

1. Die Poimenik, d.h. die klassische Seelsorgelehre. Seit mehr als 15 Jahren fahnde ich nach einem traditionsverwurzelten und gerade deshalb zeitgemäßen glaubwürdigen Seelsorgeverständnis. Ich plädiere für eine ganzheitliche Seelsorgetheorie und Seelsorgepraxis, die sich weder an dualistisch eingefärbten philosophischen, noch an biologistisch eingefärbten neurowissenschaftlichen Seelen-Assoziationen, sondern am uralten jüdisch verwurzelten christlichen Seelenbegriff, der m.E. nichts an Aktualität und Faszination eingebüsst hat, festmacht. Mein aktuelles Buch trägt daher den zunächst altmodisch anmutenden Titel: ‚Seelsorge. Sorge um die Seele'.
2. Die Profilbildung von Einrichtungen in der Trägerschaft christlicher Kirchen und Orden. Seit mehr als 15 Jahren fahnde ich nach den theoretischen Eckpfeilern und den praktischen Auswirkungen des jüdisch verwurzelten christlichen Gottes- und Menschenbildes. Eckpfeiler, die nicht nur als unverständliche Worthülsen in Konzeptpapieren abgelegt werden, sondern die gesamte Einrichtung so durchtränken, dass das unterscheidbar Christliche dieser Einrichtung glaubwürdig erfahrbar und auch mitteilbar wird.

Bevor ich nach Vallendar kam, habe ich als Pastoraltheologin an diversen staatlichen Universitäten gearbeitet. Zunächst in Bamberg, dann in Tübingen und schließlich in Tilburg in den Niederlanden. Ich kenne Vor- und Nachteile staatlicher Einrichtungen sozusagen aus erster Hand. Gerade deshalb habe ich mich sehr bewusst dafür entschieden, künftig im Ordenskontext zu arbeiten. Ich bin davon überzeugt, dass sich gerade Ordenshochschulen als Lehr-, Studier- und Lebensorte erweisen können, an denen Wissenschaft und Glaube, Theologie und Spiritualität, Theorie und Praxis nicht gegeneinander ausgespielt werden. Ich genieße es daher, an einer Ordenshochschule zu wirken. Einer Ordenshochschule die wirklich fühlbar von pallottinischer und zunehmend auch von franziskanischer Spiritualität durch-

tränkt ist. Ich genieße es, wortwörtlich in einem Ordens-Schutzraum, eingebettet in alte Traditionen, frei denken und unterrichten zu können.
Ich komme also sozusagen von außen, denn ich bin keine ‚Ordens-Insiderin'. Dies muss aber meines Erachtens nicht unbedingt ein Nachteil sein. Manchmal können ja gerade diejenigen, die von außen auf einen Wald sehen, Dinge wahrnehmen, die diejenigen, die sich mitten im Baumgewirr befinden gerade wegen der vielen Bäume bzw. wegen ihrer enormen Detailkenntnisse über einzelne Bäume/ Orden nicht oder auch nicht mehr sehen.
Ich bitte Sie deshalb darum, mir als pastoraltheologisch kompetentem Neuling zuzugestehen, aus einer gewissen Distanz heraus den Blick auf den ganzen Wald, also auf die gesamte Ordenslandschaft, werfen zu dürfen. Ich bitte Sie, mir als Frischling die Freiheit einzuräumen, auch einige konstruktiv-kritische Gedanken wagen zu dürfen. Gedanken, die manche von ihnen vielleicht als zu weitgehend, als zu unausgereift oder auch als zu provokativ empfinden werden. Aber als Neuling darf man eben auch mal ein wenig über die Stränge schlagen. Ich werde daher einige Gedanken, Thesen und Fragen entwickeln, die sie bestimmt auch schon einmal gedacht, aber vielleicht aus guten Gründen zu einem bestimmten Zeitpunkt nicht weiter verfolgt oder auch wieder zur Seite gelegt haben. Aber: wie dies immer und überall der Fall ist: Zeit geht ins Land. Die Zeichen der Zeit verändern sich kontinuierlich - auch wenn wir alle manchmal lieber hätten, dass alles so bleibt, wie es bisher war. Vielleicht aber ist zu Beginn des 21. Jahrhunderts. ein Kairos angebrochen. Ein Kairos, der angesichts radikaler Herausforderungen - um der Glaubwürdigkeit unserer Orden willen - ebenso radikale Antworten einfordert.

Meine Überlegungen stelle ich deshalb unter folgendes Leitmotto, das Hubert Windisch, Pastoraltheologe und Priester in Freiburg, bereits vor über 10 Jahren formuliert hat: *Bewährtes pflegen, Neues wagen.* Diese Spannung gilt es, aufrechtzuerhalten und auch gemeinsam auszuhalten. Bewährtes darf aus theologischen Gründen nicht vorschnell aufgegeben werden! Aber auch Neues darf aus ebenso theologischen Gründen nicht vorschnell abgewehrt bzw. abgelehnt werden! In biblischen Worten ausgedrückt: Prüft alles und behaltet das Gute! (1 Thessalonicher 5, 21).

Thematischer Einstieg

Das mir heute gestellte Thema lautet: Gemeinsam und doch Autonom! Gemeinsam und doch auf je eigene Art und Weise missionarische Kirche sein! Gemeinsam und doch auf je eigene Art und Weise dem Evangelium dienen! Gemeinsam und doch auf je eigene Art und Weise dazu beitragen, dass Reich Gottes, dass Leben in Fülle (Johannes 10, 10), hier und jetzt von einzelnen und ganzen Menschengruppen erfahrbar wird! Gemeinsam und doch auf je eigene Art und Weise die Frohbotschaft von der universalen Heilsgeschichte verkünden, d.h. eine Froh- und Erlösungsbotschaft (und keine Drohbotschaft), in die jeder/ jede ohne Vor- und Gegenleistung, ohne wenn-dann-Kausalität mit hineingenommen ist. Wer aber, mit wem und warum gemeinsam?
Unter Berücksichtigung aktueller Dokumente der Deutschen Ordensobernkonferenz, aktueller pastoraltheologischer Literatur und dem Bischofswort *‚Gemeinsam dem Evangelium dienen. Die Gemeinschaften des geweihten Lebens in der Kirche'* werde ich auf 4 Ebenen einige Plädoyers wagen. Im Bischofswort, das noch unter dem Vorsitz von Kardinal Karl Lehmann in Kooperation mit Verantwortlichen aus Orden und Säkularinstituten, d.h. auch in Kooperation mit der Ordensobernkonferenz erarbeitet worden ist, sind alle 4 Ebenen, wenn auch recht unsystematisch, präsent. Ich werde daher im Folgenden versuchen, die 4 Ebenen analytisch auseinanderzuhalten, obgleich sie faktisch

ineinander verschränkt sind und erst in ihrer Verschränkung ihre volle Wucht entfalten: Die folgenden 4 Ebenen bzw. Punkte legen daher auch die Gliederung meines Vortrags fest:

- **Ebene 1:** Gemeinschaften des geweihten Lebens (Orden, Kongregationen, Klöster, Gesellschaften des Apostolischen Lebens, Säkularinstitute etc.) *und* die (post)säkulare deutsche Gesellschaft: Gemeinsam und doch autonom!
- **Ebene 2:** Gemeinschaften des geweihten Lebens *und* ihre sozial-karitativen Werke: Gemeinsam und doch autonom!
- **Ebene 3:** Gemeinschaften des geweihten Lebens *und* Ortskirche (Bistum, Pfarrgemeinde, Seelsorgeeinheit, Verbände etc.): Gemeinsam und doch autonom!
- **Ebene 4:** Gemeinschaften des geweihten Lebens *und* Gemeinschaften des geweihten Lebens: Gemeinsam und doch autonom! Gemeinsam miteinander auf dem Weg (der Sie zu dieser gemeinsamen Tagung geführt hat) und doch autonom (denn sie alle werden in ihren spezifischen Gemeinschaftskontext zurückkehren).

1. Ordensgemeinschaften - Gesellschaft

Gemeinsam und doch autonom!

Dass unsere deutsche Gesellschaft im Rahmen weltweiter Dynamiken gegenwärtig rasanten Wandlungsprozessen ausgesetzt ist, ist uns längst allen klar. Soziologen versuchen derartige Veränderungen in schillernden Begrifflichkeiten möglichst prägnant auf den Punkt zu bringen. Sie beschreiben bzw. klassifizieren und etikettieren unsere Gesellschaft als funktional differenzierte Gesellschaft (Niklas Luhmann); als individualisierte Risikogesellschaft (Ulrich Beck); als Options- und Wahlgesellschaft (Peter Gross), als Flexibilitätsgesellschaft (Richard Sennett); als Erlebnisgesellschaft (Gerhard Schulze); als Erschöpfungsgesellschaft (Alain Ehrenberg); als posttraditionale pluralisierte Gesellschaft (Antony Giddens); als multikulturelle Gesellschaft (Martin Meyer); als globalisierte Gesellschaft (Peter Koller); als Informationsgesellschaft (Robert Wagner); als säkularisierte oder auch als postsäkulare neoreligiöse Gesellschaft (Hans Joas). Schlagwörter, die auf unterschiedliche Art und Weise spezifische Aspekte unseres gesellschaftlichen Zusammenlebens besonders hervorheben. Schlagwörter, die in ihrer Zusammenschau jedoch bereits erahnen lassen, dass wir Menschen unter den aktuellen gesellschaftspolitischen, ökologischen und ökonomischen Rahmenbedingungen nicht nur aufblühen, sondern auch massiv Gefahr laufen, sowohl als einzelne Individuen als auch als ganze Menschengruppen brutal zu scheitern. Im bereits erwähnten Bischofspapier wird daher ausdrücklich hervorgehoben: *„Heute müssen Kirche und mit ihr die Orden neu ihren Ort in einer sich wandelnden Gesellschaft finden... Die Ordensleute tun ihren Dienst in einer Welt, in der Gott und die Armen an den Rand gedrängt werden."* (S. 32/ S. 21)

Gemeinschaften des geweihten Lebens haben nun prinzipiell zwei Möglichkeiten: Sie können sich im Gegenüber zur (provokativ formuliert: andersartigen, fremden, unverständlichen, unchristlichen, ‚bösen') Welt positionieren. Sie können sich z.B. durch hohe Klostermauern, autarke Haushaltung, spezifische Rituale und programmatisches Schweigen von der Außen-Welt abschotten. Sie können sich hauptsächlich auf ihr internes Gemeinschaftsleben sowie auf ihre persönlich erfahrbare Gottes- und/ oder Marienbeziehung konzentrieren und versuchen, durch ihre Gebets- und Fürbittpraxis sozusagen indirekt auf die Welt ‚draußen' einzuwirken.

Sie können sich aber auch trotz Mauern und auffälliger Kleidung mitten in der Gesellschaft positionieren. Sie können sich - wie in der Pastoralkonstitution ‚Gaudium et Spes' des Zweiten Vatikanischen Konzils für Kirche und pastorales Handeln postuliert wird

- aktiv den aktuellen Nöten und Leiden, den Freuden, Hoffnungen und Ängsten heutiger Menschen inmitten aller Wandlungsprozesse aussetzen. Sie können mitten in der Gesellschaft direkt auf diese einwirken.
Wenn Ordensgemeinschaften sich für den direkten Weg in die Gesellschaft hinein entscheiden, dann gilt es, sich einflussreiche kirchen-, sozial- und gesellschaftspolitische Bündnispartner zu suchen. Es gilt, sich in die gleiche Blickrichtung einzuüben und gemeinsam Projekte voranzutreiben. Ordensgemeinschaften zeichnen sich dann gerade dadurch aus, dass sie sich sowohl lokal als auch überregional aktiv einmischen und mitmischen, dass sie politik- und öffentlichkeitswirksam Lobbyarbeit um der Menschen willen betreiben, die unter unseren Gesellschaftsbedingungen besonders leiden oder gar auf der Strecke bleiben. Ordensgemeinschaften sind sich daher auch nicht zu schade, in langwierigen, manchmal auch langweiligen Kommissionen und Ausschüssen mitzuarbeiten.
Gemeinsame Sache machen, impliziert jedoch nicht automatisch, zur gesellschaftlichen Beruhigung und strukturellen Stabilisierung beitragen zu wollen. Ordensgemeinschaften zeichnen sich ja gerade dadurch aus, dass ihnen ein distanzierter prophetisch-kritischer Blick auf Gesellschaft und deren Wandlungsprozesse eigen ist. Weil sich Orden in der Nachfolge Jesu Christi verstehen, können für sie alle Gesellschaftsformen und Strukturen immer nur vor-läufig sein. Weil das Reich Gottes immer schon angebrochen, jedoch unter irdischen Bedingungen nie voll realisierbar sein wird, sind für Ordensgemeinschaften sowohl alle ordensinternen als auch alle ordensexternen Strukturen einer kontinuierlichen Überprüfung daraufhin zu unterziehen, ob mit ihnen Reich Gottes gefördert, oder letztlich doch eher blockiert wird.

Wollen Ordensgemeinschaften ihr prophetisch-kritisches Erbe bewahren, dann sind sie, verortet mitten in der Gesellschaft und sich engagierend für eine menschenwürdige Gesellschaft, trotz ihrer Offenheit für gesellschaftliche Entwicklungsprozesse und trotz ihrer Bereitschaft, als gesellschaftspolitisch anerkannte Kooperationspartner zu fungieren, dennoch dazu herausgefordert, ihre Autonomie gegenüber allen gesellschaftlichen Kräften und Mächten zu wahren, denn: Ordensgemeinschaften dürfen sich weder an eine bestimmte Staatsform, noch an eine bestimmte politische Partei, noch an eine bestimmte Gewerkschaft, noch an finanzielle Sponsoren oder Stifter aus dem Wirtschaftssektor ausliefern. Den eigenen prophetisch-kritischen Auftrag ernst nehmen kann daher auch bedeuten: Kritisieren, widersprechen, blockieren, verweigern, kämpfen, einschreiten, sich optional öffentlichkeits- und medienwirksam zum Sprachrohr der Verlierer, der Sprachlosen und Verstummten machen. Im Bischofswort wird daher postuliert: *„Den Orden muss eine prophetische Kritik bei unheilvollen Entwicklungen und Missständen in der Gesellschaft eigen sein sowie eine verständnisvolle Sorge für die Menschen in ihren verschiedenen Nöten.“* (S. 33)
Sich solidarisch inmitten der Gesellschaft zu positionieren und zugleich prophetisch-kritisch Distanz zu halten, sind also zwei Seiten einer Medaille. Diese Spannung gilt es, natürlich auch auf der Ebene der Ordensobernkonferenz, auszuhalten und konstruktiv zu gestalten.

Zur Glaubwürdigkeit christlicher Ordensgemeinschaften trägt also deren solidarisch-kritische öffentlich wahrnehmbare Präsenz entscheidend bei. Ihre Präsenz in karitativen Werken; Ihre Präsenz in Bildungs- und Erziehungseinrichtungen; Ihre Präsenz auf öffentlichkeitswirksamen Großveranstaltungen (z.B. Kirchentage, Weltjugendtage); Ihre Präsenz mitten im Alltagsleben heutiger Menschen (z.B. in offenen Stadtkirchen, Obdachlosenarbeit, Streetwork, Arbeit mit Asy-

lanten, Illegalen, religiös und kulturell Fremden); Ihre Präsenz an Wallfahrtsorten, wo Brauchtum und Volksfrömmigkeit gepflegt wird; Ihre Präsenz in den eigenen Klostereinrichtungen, Geistlichen Zentren und Meditationszentren. Auf die letztgenannte Form von Präsenz möchte ich gern noch etwas näher eingehen:

Auch Ordensgemeinschaften sind heutzutage dazu herausgefordert, sich am boomenden religiös-spirituellen Markt mit glaubwürdigen Angeboten zu profilieren. Und auch hier gilt es, folgende unaufhebbare Spannung aufrechtzuerhalten: Spirituell-meditative Ordensangebote sind einerseits welt-offen, d.h. nah an den spirituellen Fragen, Problemen, und spirituellen Sehnsüchten heutiger Menschen, weshalb im Bischofswort zu lesen ist: *„Im Zentrum des Ordens steht die Suche nach Gott... Gott zu suchen - dieser Grundimpuls des Ordenslebens ist wieder aktuell."* (S. 15) Spirituell-meditative Ordensangebote sind aber in gewisser Weise auch welt-fremd, denn: Ordensgemeinschaften schaffen Ruhe-Räume, Einkehr-Räume, Erholungs-Räume, Besinnungs-Räume, Entschleunigungs-Räume und Aufatmungs-Räume. Räume, in denen gängige gesellschaftliche Plausibilitäten, Spielregelen und Zwänge schlichtweg unterlaufen werden. Räume, in denen Menschen dazu angehalten werden, sich dem in unserer Gesellschaft vorherrschenden gnadenlosen Leistungs- und Konkurrenzdruck zu widersetzen. Räume, in denen es möglich wird, anzuhalten, zu sich zu kommen, nichts zu tun und dabei nicht unruhig zu werden. Räume, in denen Menschen dazu ermutigt werden, sich und andere so anzunehmen, wie sie eben sind: glücklich, solidarisch und gesund, aber auch fragmentarisch, defizitär, unglücklich, leidend, sündig, krank, behindert und sterblich. Räume, in denen Menschen zugestanden bekommen, sich in ihrem vielleicht nicht mehr ganz so jungen, etwas unsportlichen und dickeren Körper dennoch wohl zu fühlen. Gerade Orden sind es ja, die uns Erfahrungsräume zur Verfügung stellen können, unseren Körper als Geschenk Gottes, ja als Tempel des Heiligen Geistes anzunehmen, d.h. ihn nicht ungebührend zu malträtieren, zu geißeln, asketisch auszuhungern oder gar abzutöten. Gerade Orden können uns lehren, unseren Körper in aller Sinnlichkeit (denken Sie auch an das gute Klosteressen und das Klosterbier) zu genießen. Räume also, die, wie Karl Rahner sagen würde, Transzendenzerfahrungen erschließen helfen. Etwas einfacher und metaphorischer würde ich mit meiner evangelischen Kollegin Ursual Riedel-Pfäfflin formulieren: Räume die es ermöglichen, dass Menschen ihre spirituellen Traumflügel entfalten. Räume, die Raum geben, die bloße Oberfläche des eigenen Lebens in die Höhe bzw. in die eigene Tiefe zu durchbrechen, um Anschluss zu finden an ureigene spirituelle Kraftquellen, so dass die Wirksamkeit des Heiligen Geistes im eigenen Leben hautnah erfahrbar wird. Religiös-spirituelle Erfahrungsräume also, die entgegen gesellschaftlichen Trends und Vorgaben zu Lern-Orten von Miteinander-Teilen, von Mit-Leid, von Solidarität, von Barmherzigkeit, von Gerechtigkeit und von Nächstenliebe, d.h. zu Lern-Orten neuer Prioritätensetzungen und alternativer Lebensentwürfe werden.

Glaubwürdig werden Ordensleute mit ihren Präsenz-Angeboten inmitten der Gesellschaft jedoch meines Erachtens nur dann ‚rüberkommen', wenn sie sich tatsächlich als ZeugInnen Jesu Christi verstehen. Wenn sie also trotz aller eigenen Glaubenszweifel und Anfechtungen Kraft aus ihrer Spiritualität, aus ihrem Glauben schöpfen, so dass ihre Augen leuchten, wenn sie davon erzählen, wo sie ihre Inspiration und Kraft hernehmen. Dies allein garantiert jedoch noch nicht per se Glaubwürdigkeit in dem Sinn, dass andere Menschen den bezeugten christlichen Gott und den vorgelebten christlichen Glauben als glaub-würdig für ihr eigenes Leben erachten. Hierzu bedarf es nicht nur persönlichen Bezeugens und

exemplarischen Vorlebens, sondern auch der Fähigkeit, andere Menschen für den christlichen Glauben wortwörtlich be-geistern zu können. Entscheidend für heutige Menschen ist also, ob sich Ordensleute als MystagogInnen erweisen, indem sie Menschen sensibel auf ihrem Erkundungs-Weg zum Geheimnis ihres individuellen Lebens begleiten und den Weg dorthin kundig bahnen.

Dies setzt voraus, dass Ordensgemeinschaften und deren Mitglieder es wagen, sich permanent selbst zu evangelisieren, d.h. sich immer wieder an den Worten und Taten Jesu Christi auszurichten und sich gegebenenfalls entsprechend zu korrigieren. Dies erfordert: Sich nicht über menschliche Schwächen und Fehler erhaben zu fühlen, wie auch im Bischofswort nachlesbar ist: *„Die Frauen und Männer in den verschiedenen Lebensformen des geweihten Lebens sind nicht frei von Versagen, Unzulänglichkeiten oder Schwächen."* (S. 16) Wenn dem so ist, dann kommen wir um folgendes nicht herum: Begangene Fehler und Unglaubwürdigkeiten sind öffentlich einzugestehen und so weit es geht, wieder gut zu machen oder zumindest jetzt und künftig konsequent zu vermeiden. Unglaubwürdigkeiten, die sich vielleicht missionarischem Übereifer verdankten; Unglaubwürdigkeiten, die vielleicht auf politischer Verführung und Instrumentalisierung von Ordenseinrichtungen im Dritten Reich beruhten; Unglaubwürdigkeiten, die auch heute noch aus sexuellen Übergriffen gerade in Schulen und Internaten kirchlicher Trägerschaft resultieren; Unglaubwürdigkeiten, die mit der Tabuisierung des Themas Körperlichkeit, Sinnlichkeit und Erotik sowie mit der Stigmatisierung homosexueller und lesbischer Ordensleute in Ordensgemeinschaften zu tun haben; Unglaubwürdigkeiten, die darauf beruhen, dass ausgetretene Ordensleute, eben nicht brüderlich bzw. schwesterlich aufgefangen und unterstützt werden. Unglaubwürdigkeiten, die darin wurzeln, dass enorm hohe Messlatten an Ordensleute angelegt werden, so dass ihnen nicht selten eine nicht lebbare Rund-um-die-Uhr Opfermentalität sowie Werke der Gottes-, Nächsten- und Feindesliebe abverlangt wurden, ohne dass ihnen zugleich auch die hierfür notwendige Selbst-Liebe zugestanden wird. Eine Selbst-Liebe, die vor Zynismus, Burn-Out, Alkoholismus oder auch vor Workoholismus schützen kann! Wenn im Bischofswort im Blick auf Ordensleute zu lesen ist: *„Das ist es, was wir als Kirche heute brauchen: Menschen, die inmitten aller gegenwärtigen Umbruchserfahrungen nicht nur mit sich selbst beschäftigt sind...."* (15), dann stoßen wir hier auf eine wirklich wichtige Einsicht, denn gerade die narzisstische Selbstfixierung ist es ja, die in klösterlichen Räumen kontrafaktisch durchbrochen wird. Und doch gilt: Wer sich als Ordensmann oder Ordensfrau nicht ausreichend selbst liebt und für sich selbst sorgt, wie kann der glaubwürdig anderen Menschen helfen? Wie kann er/ sie glaubwürdig andere umsorgen bzw. versorgen? Wie kann er/ sie zum Zeugen der Orthodoxie und Orthopraxie Jesu Christi werden, wenn er/ sie nicht ebenso wie Jesus freundschaftliche Kontakt pflegt? Wenn er/ sie nicht ebenso wie Jesus auch gerne feiert (wir erinnern uns: Jesus wurde sogar vorgeworfen er sei ein Fresser und Säufer)? Wenn er/ sie nicht auch die Praxis des Rückzugs, des Ausruhens und des sich Versenkens in Gott pflegt?

2. Ordensgemeinschaften - sozialkaritative Werke

Gemeinsam und doch autonom!

Im ersten Gliederungspunkt wurde bereits angedeutet, dass Ordensgemeinschaften (besonders tätige Orden) durch ihre sozial-karitativen Werke inmitten unserer spätmodernen Gesellschaft glaubwürdig präsent sind. Gerade ihr diakonisches Engagement ist es, das ihnen in der breiten Bevölkerung Anerkennung und öffentliche Wertschätzung einbringt. Im Bischofswort wird deshalb betont: *„Die Orden wissen aus ihrer Ge-*

schichte, dass sie gerade in der Zuwendung zu menschlichen wie gesellschaftlichen Nöten und Bedrängnissen zu ihrer Identität gefunden haben ..." (S. 32)

Werke des sozial-karitativen Engagements, also Krankenhäuser, Wellness- und Rehaeinrichtungen, Psychiatrische Einrichtungen, Institutionen der Sucht- und Drogenhilfe, Krisen- und Beratungsstellen, Hospize, Alten- und Pflegeheime, Behinderteneinrichtungen und Behindertenwerkstätten machen einen wichtigen Teil glaubwürdiger Ordensidentität aus, weshalb auch im Bischofswort anerkennend hervorgehoben wird: *„Durch ihre Sorge für den Menschen in seiner leiblichen oder seelischen Gebrochenheit wollen die Frauen und Männer des geweihten Lebens die Berufung Gottes aller zum Heil sichtbar und erfahrbar machen. Die Orden haben darum seit den Anfängen ihren Dienst an der Heiligkeit des Gottesvolkes in heilender Zuwendung zu den vielen Nöten von Menschen konkret umgesetzt... Mit ihren Werken haben die Orden auf aktuelle soziale Nöte geantwortet, die weder von staatlicher noch von privater Seite aus wahrgenommen wurden.*" (S. 21/ S. 22)

Mit ihren sozial-karitativen Werken haben tätige Orden daher sowohl für sozial-karitatives Engagement in unserer Gesellschaft, als auch für sozial-karitatives Engagement in christlichen Kirchen und deren Verbänden ('Caritas' und 'Diakonie') seit Jahrhunderten Pionier- und Vorbildarbeit geleistet. Werke der Orden waren daher immer schon geradezu ein Erkennungsmerkmal tätiger Orden. Orden brauchen daher ihre Werke und Ordens-Werke brauchen die Spiritualität ihrer OrdensgründerInnen!

Zugleich aber gilt: Ordensgemeinschaften sind autonome Sozialformen, denn ihr diakonisches Engagement kann nicht die Voraussetzung oder Bedingung dafür sein, dass es diese Glaubens- und Lebensgemeinschaften überhaupt gibt. Ordensgemeinschaften haben daher auch dann ihre Existenzberechtigung, wenn sie es nicht mehr schaffen, ihre Werke aufgrund personeller oder finanzieller Engpässe in eigener Regie aufrechtzuerhalten. Ordensleute sind und bleiben daher - mit oder ohne ihre Werke - Ordensleute, weshalb sie weder sich selbst als ehrgeizige ManagerInnen, noch ihren Orden als profitgeleitetes Wirtschaftsunternehmen missverstehen sollten. Werke der Orden dagegen sind trotz aller Gemeinsamkeiten und Verbundenheit mit ihrem Trägerorden und dessen Gründungsspiritualität ebenso autonome Sozialformen und Wirtschaftsunternehmen. Unternehmen, die professionelle Standards, qualifiziertes Personal, kompetente Leitung, klare Zuständigkeiten und Controlling, eine solide Haushaltsführung und unternehmenspolitische Zielsetzungen einfordern, wenn sie konkurrenzfähig sein wollen. Problematisch wird die Gemeinsamkeit von Orden und deren Werken erst dann, wenn Ordensleute, die aktiv in ihren Werken tätig sind, sich dem notwendigen Prozess der Professionalisierung verschließen oder wenn Ordenleute, die Leitungsfunktion übernehmen, sich mit Haut und Haar marktwirtschaftlich motivierten ökonomischen Maximen ausliefern.

Fakt ist nun aber, dass immer weniger Ordensleute überhaupt in diese Gefahr geraten, denn aufgrund des demographischen Wandels leiden auch tätige Orden - und zwar Männer und Frauengemeinschaften - darunter, dass ihnen der notwendige Nachwuchs fehlt, um aus eigener Kraft ihre Werke aufrechtzuerhalten, wie auch im Bischofswort schonungslos eingestanden wird: *„Andererseits fehlt es den ‚tätigen' Ordensgemeinschaften an Nachwuchs, um alle ihre Einrichtungen weiterzuführen und auf Dauer konkurrenzfähig zu halten. Sie stehen heute vor der Herausforderung, ihre sozial-karitativen Aufgaben unter den gewandelten Bedingungen neu zu umschreiben.*" (S. 24) Schönreden hilft hier nicht weiter! Wie also mit diesem offensichtlichen Problem umgehen? Wie den bisher erreichten hohen Kompetenz- und Professionalisierungsstandard in den Wer-

ken aufrechterhalten? Wie das christliche Profil bzw. den Geist der Ordensgründung in den Werken präsent halten, wenn sich immer mehr Ordensleute notgedrungen daraus zurückziehen und neuartige Trägerschaften z.B. in Form von GmbHs oder Stiftungen entstehen? Im Bischofswort werden zwei Antwortversionen vorgelegt, die sicher zu diskutieren sind:

1. Es wird dafür plädiert, dass auch weiterhin einzelne wenige Ordensangehörige in den Einrichtungen exemplarisch präsent bleiben müssen. Einige wenige Ordensleute, die die Verantwortung dafür tragen sollen, dass die Ordensspiritualität in der Einrichtung nicht verloren geht: *„Sicher ist es wünschenswert, dass in einer Ordenseinrichtung auch weiterhin Ordensleute tätig sein können. Wo aber in der Vergangenheit nahezu alle Mitglieder eines sozial-karitativen Ordens in den ordenseigenen Einrichtungen tätig waren, von der Krankenpflege bis zur Direktion, werden es zunehmend Ordensfrauen und Ordensmänner sein, die als Einzelne das Profil und Charisma der Ordenseinrichtung repräsentieren. Neben der fachlichen Kompetenz gewinnt so das persönliche Lebenszeugnis der kleiner gewordenen Gruppe oder einzelner Ordensleute an Gewicht. Ihnen fällt die wichtige Aufgabe zu, unter den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in der Einrichtung die Impulse der Ordensgründung lebendig zu halten."* (S. 25) Eine sehr hohe Erwartungshaltung! Erleichtert werden kann ihnen diese Aufgabe gemäß dem Bischofswort, indem Ordenseinrichtungen verstärkt miteinander kooperieren. Schaffen sie es, gemeinsam Sorge für ihre karitativen Werke zu tragen, könnte Ordenspersonal effizienter eingesetzt werden.
2. Antwortversion: Ordenseinrichtungen müssen verstärkt MitarbeiterInnen, besonders aber Führungskräfte, die nicht dem Orden entstammen, spirituell fördern, d.h. *„einer zusätzlichen religiös-theologischen Schulung"* (S. 24) unterziehen, damit diese auf dem Hintergrund ihrer persönlichen Verwurzelung im christlichen Glauben dazu befähigt werden, die spirituellen Gründungsimpulse bzw. das christliche Profil in der Einrichtung wach zu halten.

Die zentrale und absolut diskussionswerte Frage ist nun aber: Wann ist das christliche Profil bzw. die Ordensspiritualität in den sozial-karitativen Werken der Orden tatsächlich präsent? Hängt sie wirklich an einzelnen Ordensleuten und deren Ordenstracht, die eine besondere Aura kreiert? Und wie steht es mit den Führungskräften? Müssen sie sich erst zum Christentum bzw. zur katholischen Kirche bekennen, müssen sie ihr Privatleben an der katholischen Sexual- und Familienmoral ausrichten und regelmäßig zur Kirche gehen, bevor sie sich als geeignet erweisen, das christliche Haus-Profil mitzutragen? Wie aber lässt sich Ordensspiritualität und christliches Profil überhaupt erkennen? Zeigt es sich hauptsächlich auf der Ebene des soft-managements? Erkennt man das spezifisch Christliche also daran, dass vor dem Haus ein Schild angebracht ist, das auf die christliche Trägerschaft hinweist, weshalb die Einrichtung vielleicht sogar nach einem Heiligen benannt und in freundlichen Farben gehalten ist? Erkennt man das Christliche daran, dass bestimmte Räumlichkeiten wie Kapelle oder Meditationsräume oder bestimmte Berufsgruppen wie SeelsorgerInnen vorhanden sind, auf die bereits im Eingangsbereich hingewiesen wird? Oder zeigt sich christliches Profil hauptsächlich daran, dass christliche Symbole, Insignien, Rituale und Gebräuche im Haus unübersehbar präsent sind und für eine bestimmte Atmosphäre sorgen? Dass also überall Kreuze oder religiös konnotierte Bilder hängen? Dass Heiligenbildchen verteilt werden? Das Bibeln oder Gebetsbücher ausliegen? Dass überall Kerzen brennen? Dass die Räumlichkeiten mit religiöser Hintergrundmusik beschallt werden? Dass Weihrauchduft in der Luft hängt?

Dass regelmäßig Gottesdienste gefeiert und Jahresfesten wie Weihnachten und Ostern besondere Bedeutung beigemessen wird? Oder basiert Ordensspiritualität/christliches Profil im Kern auf der zunächst nicht gleich ins Auge fallenden Tatsache, dass die gesamte Einrichtung von der Gründerinspiration und damit vom jüdisch verwurzelten christlichen Gottes- und Menschenbild durchtränkt ist? Durchtränkt, das bedeutet nicht, dass allgemeine anthropologische Floskeln und leere theologische Worthülsen in einem Leitpapier, Konzeptpapier oder Stationshandbuch niedergeschrieben und dann irgendwann irgendwo abgelegt worden sind. Durchtränkt, das bedeutet vielmehr, dass Axiome und Leitideen des christlichen Gottes- und Menschenbildes immer wieder auf unterschiedlichsten Hierarchieebenen gemeinsam diskutiert, weiterentwickelt und konsequent auf die Mikro-, Meso- und Makroebene des hard-managements heruntergebrochen und konkret in die Alltagspraxis umgesetzt werden.

Im Blick auf die Mikroebene, d.h. im Blick auf den konkreten Umgang mit PatientInnen, KlientInnen, BewohnerInnen, Angehörigen und BesucherInnen wäre dann z.B. zu fragen: Ist der zwischenmenschliche Umgang in dieser Einrichtung irgendwie anders? Zeigt sich im professionellen und alltäglichen Umgang, dass die Würde von Menschen nicht angetastet wird? Werden tatsächlich genau deswegen alle Menschen gleich behandelt? Wird auf Gewalt- und Zwangsmaßnahmen jeglicher Art verzichtet? Wird Menschen trotz bestehender Asymmetrien unter Verzicht auf Kleinkindersprache auf gleicher Augenhöhe begegnet? Werden Menschen ernst genommen und über ihre Situation aufgeklärt oder im Unklaren gelassen? Wie viel Zeit darf für Menschen über das Abrechenbare hinaus ‚verschwendet' werden?

Im Blick auf die Mesoebene, d.h. im Blick auf die strukturelle Ebene einer Einrichtung wäre dann z.B. zu fragen: Ist der Umgang mit dem Personal, d.h. die Personalführung irgendwie anders? Wird auch die Würde der MitarbeiterInnen geschützt? Werden sie vor Ausbeutung, Alkoholismus und Burn-Out geschützt? Wird ihnen eine qualifizierte Fort- und Weiterbildung und so etwas wie eine spirituelle Aus-Zeit zugestanden und zugemutet? Dürfen MitarbeiterInnen ihre Charismen entfalten? Finden auch ihre Belange Gehör? Wird ihnen eine eigene Interessenvertretung zugestanden? Zu fragen ist zudem, welche formellen und informellen Strukturen, welcher Leitungsstil, welche Form von Teamarbeit, welche Kooperationsmöglichkeiten mit Ehrenamtlichen warum im Haus favorisiert werden? Zu fragen ist schließlich auch, welche Kriterien der Finanz- und Personalplanung, dem hausinternen Qualitätsmanagement und Controlling, konkreten ethischen Entscheidungsprozessen und dem Umgang mit Sterben und Tod zugrunde gelegt werden?

Im Blick auf die Makroebene, d.h. im Blick auf die die sozial- und gesellschaftspolitischen Rahmenbedingungen, die sich immer auch auf die Einrichtung auswirken, ist zudem zu fragen: Welches Krankheits-, Gesundheits- und Normalitätskonzept wird in der Einrichtung hantiert? Welche Vorgaben von außen werden deshalb aktiv unterlaufen, welche nicht? Welche Kooperationsmodelle und Vernetzungsstrukturen mit staatlichen Einrichtungen bzw. mit Einrichtungen der Caritas und Diakonie fordert das christliche Hausprofil? Wird Sorge dafür getragen, dass tatsächlich der ganze Mensch in all seinen Bedürfnissen und Begrenztheiten gesehen und ihm entsprechend multidisziplinär Hilfe angeboten wird?

Viele Fragen, die theoretisch und alltagspraktisch meines Erachtens noch nicht überall glaubwürdig und erschöpfend beantwortet sind. Daher erscheint mir folgende Schlussfolgerung, die im Bischofswort gezogen wird, zumindest im Moment noch etwas zu voreilig: *„Als ‚Lernorte des Glaubens' für*

ihre Bewohner, Besucher und Beschäftigten sind die sozial-karitativen Ordenswerke heute innovative Vorbilder für andere pädagogische und karitative Einrichtungen der Kirche, indem sie zeigen, wie Caritas und Glauben, Wissen und Spiritualität zusammengehen können." (S. 24) Der Beleg für den postulierten Vorbildcharakter scheint mir zumindest bisher noch nicht wirklich erbracht zu sein, denn: Die Frage nach dem Mehr-Wert eines Werkes in Ordensträgerschaft im Vergleich zu staatlichen, privaten oder kirchlich-verbandlichen Einrichtungen ist noch nicht überall erschöpfend geklärt. Nicht in allen sozial-karitativen Einrichtungen der Orden wird in einfachen Worten vermittelbar deutlich, weshalb sich gerade aus der Ordensträgerschaft bzw. aus dem christlichen Hausprofil ein Spezifikum ableiten lässt, das sich sogar als Konkurrenzvorteil gegenüber anderen sozial-karitativen Einrichtungen erweist.

Interessant und durchaus wegweisend dagegen finde ich den Hinweis im Bischofswort, dass gerade in Ordenswerken gegenwärtig eine enorme Kreativität und Experimentierfreudigkeit im Blick auf diakonisches Handeln feststellbar ist (S. 26). Eine Offenheit für Neues, die sich unweigerlich auch auf die Ordensgemeinschaften selbst auswirkt. Dementsprechend werden bereits neue Formen ortsnahen Zusammenlebens entdeckt und erprobt. Ließe sich diese Offenheit auch dahin weiterentwickeln, dass neue Spielräume in den Zulassungsbedingungen zum Ordensleben entdeckt und erprobt werden könnten? Könnten Gemeinschaften des geweihten Lebens heutigen Menschen weitaus niedrigschwelligere Zugangsmöglichkeiten zum Klosterleben zu eröffnen? Vielleicht sogar verheirateten oder verwitweten Menschen, die nicht zölibatär leben, aber sich durchaus an eine Ordengemeinschaft ernsthaft, vielleicht aber auch nur vorübergehend, binden wollen?

3. Ordensgemeinschaften - Ortskirche

Gemeinsam und doch autonom!
Es ist nicht mehr zu leugnen: Christliche Kirchen befinden sich in einem dramatischen und äußerst tiefgreifenden Wandlungsprozess. Wir alle wissen um die finanziellen, personellen und strukturellen Veränderungen. Veränderungen, die sich in pastoralen Neuordnungen und Pastoralplänen ausdrücken, die sich immer öfter auf Analysen externer Beratungsfirmen stützen.
Jetzt stellt sich natürlich die Frage, welche Bedeutung Ordensleute und Ordenspriester im Rahmen dieser Veränderungen spielen sollen? Genau dieser Frage geht auch das Bischofswort nach, wobei auf zweierlei hingewiesen wird. Zum einen wird eingestanden, dass der selbstverständliche Einsatz von Ordensleuten auf Gemeindeebene nicht länger vorausgesetzt werden kann: „*Die Leitung einer Pfarrei durch eine Ordensgemeinschaft oder der Einsatz eines Ordenspriesters in einer diözesanen Seelsorgeaufgabe hat eine lange Tradition und hat sich bewährt. Auch heute machen die Ordenspriester noch knapp ein Fünftel aller Priester in diözesanen Diensten aus. Die personelle Situation in den Ordensgemeinschaften wie die gegenwärtigen pastoralen Neuordnungen in den Bistümern führen jedoch vielerorts dazu, dass der bislang selbstverständliche Einsatz von Ordenspriestern in der diözesanen Pastoral eingeschränkt oder neu strukturiert werden muss. Die betroffenen Pfarrgemeinden und Ordensgemeinschaften erleben dies als einen schmerzlichen Prozess.*" (S. 50) Zum anderen wird im Bischofswort darauf aufmerksam gemacht, dass deswegen, weil Gestellungsverträge immer häufiger wegfallen, ein wichtiges Standbein der ökonomischen Absicherung von Ordensgemeinschaften verloren geht (S. 45). Wie sollten sich Ortskirche und Ordensgemeinschaften angesichts dieser Entwicklungen zueinander

verhalten? Prinzipiell sind auch hier zwei Standpunkte denkbar:

1. Standpunkt: Betonung der Autonomie beider Sozialstrukturen. Die Argumentation verliefe dann ungefähr so: Orden sollten sich wieder auf ihre eigenen Ordensaufgaben besinnen. Orden sollten also keine Beihilfe dazu leisten, dass das auslaufende Modell Volkskirche und Pfarrgemeinde dadurch künstlich aufrechterhalten wird, dass z.B. ältere Ordenspriester die sakramental-liturgische Versorgung von Pfarreien/ Seelsorgeinheiten sicherstellen. Orden sollten vielmehr Sorge dafür tragen, ihre Ordensleute nicht für ordensexterne Zielsetzungen instrumentalisieren oder gar verheizen zu lassen.
2. Standpunkt, der natürlich im Bischofswort favorisiert wird: Betonung der Gemeinsamkeiten von Ordenseinrichtungen und Ortskirche: *„Ordensgemeinschaften und Pfarrgemeinden, geweihtes Leben und Ortskirche brauchen einander, denn sie haben einander etwas zu geben und voneinander zu empfangen."* (S. 9)

Im Bischofswort wird eingestanden: *„Das Verhältnis zwischen den Orden und der Ortskirche gestaltet sich nicht immer einträchtig. Mangelnde Kenntnis von ortskirchlichen Notwendigkeiten einerseits und unzureichende Vertrautheit mit den Sorgen der Orden um ihre gegenwärtige Sendung andererseits können zu Missverständnissen und wechselseitigen Vorwürfen führen.* (S. 45). Geworben wird daher für eine Vertiefung der Beziehung; für wechselseitiges Verständnis; für einen gezielten Austausch von Gaben; für eine intensivierte Zusammenarbeit; für ein solidarisches Miteinander anstelle eines lähmenden Gegeneinanders; für die gemeinsame Planung und Durchführung von Projekten; für gegenseitige Abstimmungsprozesse; für eine gemeinsame Informationspolitik; für ein wachsendes gegenseitiges Vertrauensverhältnis. Orden werden dazu aufgefordert, Ortskirche neu zu entdecken. Ordensleute werden deshalb dazu ermutigt, ihre Zelte zumindest vorübergehend in Ortsgemeinden aufzuschlagen und aktiv darin mitzuarbeiten, indem sie sich z.B. in Pfarrgemeinderäten engagieren oder eine Art Gemeindepraktikum absolvieren. Die Ortskirche wird im Gegenzug dazu aufgefordert, Orden und deren Aktivitäten stärker als bisher wahrzunehmen, ungenutzte Kooperationsmöglichkeiten vor Ort auszuloten und sowohl informelle als auch formelle Kontaktgespräche auf regionaler und überregionaler Ebene einzurichten. Plädiert wird für eine verstärkte gegenseitige Vernetzung von Orden und Ortskirche, wobei auch der Deutschen Ordensobernkonferenz entsprechendes Engagement abverlangt wird.

Wie aber werden im Bischofswort, das sich so vehement für die Vernetzung von Orden und Ortskirche einsetzt, Ordensleute und deren Bedeutung für gemeinsames Kirche-Sein gesehen? Was könnte denn der unverzichtbare Beitrag von Orden und Ordensleuten für Kirchen heutzutage sein? Eine Frage, der auch im Bischofswort auf sehr erhellende Art und Weise nachgegangen wird: *„Was würde uns, unserer Kirche in Deutschland fehlen, gäbe es in ihr kein Ordensleben und kein geweihtes Leben mehr? Was macht die Ordensleute über all ihr Wirken in der Pastoral, Caritas und Erziehung hinaus so unersetzlich für Kirche?"* (S. 11) Beantwortet wird die rhetorische Frage mit dem Hinweis darauf, dass ohne Ordensleute Männer und Frauen verschwinden würden, die durch ihre charismatische Lebensform dem Evangelium ein Gesicht geben: *„Damit Jesus Christus, Ursprung und Ziel unseres Glaubens, nicht aus den Augen – aus dem Sinn' gerät, brauchen wir als Kirche Gemeinschaften des geweihten Lebens in unserer Mitte, die durch ihr Leben Jesus von Nazareth für unsere Zeit gegenwärtig setzen."* (S. 14) Einschränkend wird jedoch sofort hinzugefügt, dass damit *„keine besonderen asketischen und spirituellen Hochleistungen"* (S. 15) und auch keine *„persönliche Vollkommenheit"* (S. 11)

vorausgesetzt oder eingefordert ist. Zugleich aber ist das gesamte Bischofswort mit folgendem Zitat Madeleine Delbrels überschrieben: *„In jeder Periode der Geschichte hat Gott einer Reihe von Menschen den Auftrag erteilt, das Evangelium nach dem Urtext vorzuleben, in ihrer Person ‚mit Leib und Blut' sozusagen eine zeitgemäße Originalausgabe darzustellen."* (S. 7) Welcher Ordensmann und welche Ordensfrau kann einem derartigen Anspruch jemals gerecht werden? Wenn das Unersetzliche von Ordensleuten darin gesehen wird, dass sie es sind, die Jesus und seine Botschaft durch ihre Lebensform erfahrbar machen sollen, dann liegt es natürlich nahe, zu schlussfolgern, dass Ordensleute so etwas wie Anwälte des Inhaltlich-Charismatischen Anliegens der Kirche sind, während ortskirchliche MitarbeiterInnen sich mehr über die strukturelle und funktionale Dimension ihrer Tätigkeit ausweisen. Dementsprechend offeriert das Bischofswort folgende polarisierende Sichtweise: *„Nicht zuletzt in den gegenwärtigen pastoralen Umgestaltungsprozessen braucht es das Zeugnis des geweihten Lebens, damit Kirche und Gemeinden nicht im Strukturellen, Ökonomischen oder Funktionalen aufgehen."* (S. 14).

Meines Erachtens lauert in dieser Polarisierung jedoch eine große Gefahr: Engagierte Gemeindepfarrer, Diakone, GemeindereferentInnen und PastoralreferentInnen, die durch ihre Arbeit Jesus Christus und seine Botschaft erfahrbar werden lassen wollen, laufen Gefahr, als mehr oder minder uncharismatische, kirchenamtliche Funktionäre und Strukturverwalter gesehen zu werden. Ordensleute dagegen laufen Gefahr, als CharismatikerInnen, ZeugInnen und MystagogInnen idealisiert zu werden. Wird ihnen Charisma und Lebensführungskompetenz als unterscheidbares Spezifikum zugewiesen, dann liegt es nahe zu übersehen, dass auch Ordensleute sich in ihren Orden und Werken immer wieder und immer öfter mit äußerst banalen Geldproblemen und Strukturfragen herumzuplagen haben. Gerade in der Lösung derartiger Fragen und Probleme aber kann das Charismatische, d.h. die Vergegenwärtigung der Botschaft Jesu Christi, meines Erachtens besonders deutlich zum Vorschein kommen.

Fruchtbarer als Polarisierungsstrategien erscheint mir daher, weniger nach Unterschieden, als vielmehr nach Gemeinsamkeiten zwischen Ortskirche und Orden zu fahnden. Gemeinsamkeiten, die sich daraus ergeben, dass Orden schon immer zur Glaubwürdigkeit bzw. zur Unglaubwürdigkeit christlicher Kirchen und deren Seelsorge mit beigetragen haben, wie auch im Bischofswort konstatiert wird: *„Klöster, Orden und Ordensleute haben das Bild der Kirche in unserem Land entscheidend mitgeprägt."* (S. 7) Bereits 1990 hat Kardinal Karl Lehmann uns folgendes eingeschärft: „Seelsorge bleibt eine einzigartige, ja die erste und vornehmste Aufgabe der Kirche, die ihr von niemandem sonst abgenommen werden kann. Ihre Sendung steht und fällt mit diesem Auftrag." (S. 52) Wenn Lehmann recht hat, dann hängt die Glaubwürdigkeit christlicher Kirchen gegenwärtig entscheidend davon ab, ob es uns sowohl auf ortskirchlicher als auch auf Ordensebene gelingt, Seelsorge bzw. pastorale Arbeit glaubwürdig zu konzipieren und ebenso glaubwürdig praktisch umzusetzen.

Meine These ist deshalb die, dass nicht ein besonderes Charisma oder die Einhaltung besonderer Lebensführungsregeln Ordensleute für die Ortskirche, Pfarrgemeinde und Kategorialseelsorge so interessant macht, sondern die Tatsache, dass gerade Ordensleute - Männer und Frauen – aufgrund ihrer Ordensspiritualität und ihrer Ordenstradition diejenigen sind, die ortskirchliche SeelsorgerInnen zu einem glaubwürdigen Seelsorgeverständnis und damit zu einer glaubwürdigen Seelsorgepraxis anstiften könnten. Warum? Weil gerade Ordensleute aufgrund ihrer Geschichte und ihrer Werke ein beson-

deres Sensorium für die folgenden drei ineinander verwobenen Dimensionen glaubwürdiger Seelsorge besitzen:

1. Ordensleute besitzen ein Sensorium für die diakonisch prophetisch-kritische Dimension von Seelsorge. Aufgrund ihres Engagements in sozial-karitativen Werken sind gerade sie es, die Pfarrgemeinden und Seelsorgeeinheiten dafür sensibilisieren können, diakonisches Engagement eben nicht in Ordenseinrichtungen oder verbandliche Einrichtungen wie Caritas und Diakonie outzusourcen. Gerade Ordensleute sind es, die immer wieder daran erinnern und immer wieder lautstark einfordern können und sollten, dass Seelsorge auch ein zupackendes Handeln ist, weshalb notleidenden Menschen immer auch sehr konkrete, oftmals sogar ökonomische Überlebenshilfe anzubieten ist. Im Bischofswort heisst es daher: *„Ordensgemeinschaften, die in der Begegnung mit den Armen zu einer authentischen Gestalt ihres Armutsgelübdes finden, können für die Ortskirche und ihre Gemeinden zu einem prophetischen Zeugnis werden und ein neues Interesse wecken..."* (S. 35)
2. Ordensleute besitzen ein besonderes Sensorium für die spirituell-mystagogische Dimension von Seelsorge. Wer, wenn nicht Ordensleute, kann und sollte ortskirchliche SeelsorgerInnen dazu ermutigen, sich trotz aller Arbeitsüberlastung gerade auf den spirituellen Anteil ihrer Tätigkeit bewusst einzulassen, so dass Gemeinden zu Erfahrungs-Räumen selbst erfahrenen und vielleicht sogar miteinander geteilten Glaubens werden? Der spezifische Beitrag von Ordensleuten bestünde dann nicht darin, spirituelle Bedürfnisse von Gemeindemitgliedern und SeelsorgerInnen in ihren Klostereinrichtungen aufzufangen, sondern darin, mit dafür zu sorgen, dass spirituell-mystagogische Angebote und Erfahrungsräume mitten im gemeindlichen Lebensraum eingerichtet und gepflegt werden. Sicherlich können und sollten Orden zusätzlich hierzu auch eigene Spiritualitätsangebote zur Verfügung stellen. Doch auch hier gilt, dass derartige Angebote nicht prinzipiell aus christlichen Gemeinden auszusourcen sind. Folgende Passage des Bischofswortes verstehe ich daher als Widergabe einer gegenwärtigen Realität, die es jedoch langfristig zu überwinden gilt, weil gerade die geistliche Begleitung, in der Regel' mitten in die Pfarrgemeinde gehört, wenn Seelsorge glaubwürdig sein soll: *„Gestützt durch ihre Spiritualität und ihren Ordensauftrag üben Ordensmänner wie Ordensfrauen einen Dienst der Seelsorge oder geistlichen Begleitung an Einzelnen und kleinen Gruppen aus, einen Dienst, der in dieser Form in den Pfarreien in der Regel nicht möglich ist."* (S. 18)
3. Ordensleute besitzen ein Sensorium für die pastoralpsychologische Dimension glaubwürdiger Seelsorge. Gerade Ordensleute, die oftmals psychotherapeutisch zusatzqualifiziert und durch ihr Gemeinschaftsleben sozial erprobt sind, können ortskirchliche SeelsorgerInnen dafür sensibilisieren, nicht nur kompetent mit psycho-physischen Krisensituationen heutiger Menschen umzugehen, sondern auch dem immer lauter werdenden Wunsch nach präventiver (ethischer) Beratung nachzukommen.

Entscheidet man sich, wie im Bischofswort, für eine gegenseitige Annäherung von Orden und Ortskirche, dann eröffnen sich glaubwürdige Möglichkeiten der Kooperation von Ordensleuten und örtlichen SeelsorgerInnen. Die auch im Bischofswort vorfindbare verbale Wertschätzung verschiedener Charismen und Dienste bekäme dann eine echte Chance, denn Ordensleute und OrtsseelsorgerInnen wären dann tatsächlich gemeinsam verantwortlich für die Verkündigung des Wortes, für die Feier der Liturgie und für den diakonischen Dienst in ihren Gemeinden. Ordensleute würden dann nicht

nur in der Funktion von LückenbüsserInnen auftreten, sondern sich auf der Basis gemeinsamer Optionen (multidimensionales Seelsorgeverständnis) gemeinsam mit ortskirchlichen SeelsorgerInnen zu einer Teamarbeit zusammenfinden, die die Umschreibung *„kooperative und kommunikative Pastoral"* (S. 45) tatsächlich verdient.
Im Bischofswort wird betont, dass Ordensgemeinschaften für ihr mutiges, diakonisches Engagement der *„Ermutigung durch die Ortskirchen bedürfen"*. (S.27) Vielleicht ist es ja sogar umgekehrt und die mutigen, experimentierfreudigen Ordensgemeinschaften ermutigen die Ortskirche und Pfarrgemeinden dazu, sich ebenfalls mutig und experimentierfreudig auf den Weg zu machen.

4. Ordensgemeinschaften - Ordensgemeinschaften

Gemeinsam und doch autonom!
Ein gesunder Wald besteht nicht aus einer Monokultur von Bäumen. Er braucht eine Vielzahl von Blätter- und Nadelbäumen. Ordensgemeinschaften sind alle autonome Bäume und Bäumchen, aber erst gemeinsam formen sie einen kräftigen Wald. Erst gemeinsam können sie sich erfolgreich gegen Wind und Wetter wappnen. Erst gemeinsam können sie sich ordenspolitisch, kirchenpolitisch, gesellschaftspolitisch, sozialpolitisch und auch hochschulpolitisch gut aufstellen und verteidigen. Orden haben ihren Bildungs- und Erziehungsauftrag schon immer äußerst ernst genommen. Sie engagieren sich in Kindergärten, Schulen, Jugendeinrichtungen, Internaten, (Fort)Bildungshäusern, Pastoralinstituten und Hochschulen. Auf ihr autonomes und/oder gemeinsames hochschulpolitisches Engagement möchte ich gerne am Ende noch etwas genauer eingehen. Prinzipiell lassen sich auch hier wieder zwei Szenarien denken:
Szenario 1: Dominanz des Autonomiegedankens: Hochschulen in Ordensträgerschaft sind in den letzten Jahrzehnten/ Jahren zahlenmäßig stark zurückgegangen, wie auch im Bischofswort nachlesbar ist: *„So gründeten in der Vergangenheit viele Orden eigene Hochschulen... Die Zahl der Ordenshochschulen hat sich in den letzten Jahren verringert."* (S. 29). Während 1952 noch 31 derartiger Einrichtungen in Deutschland existierten, waren es 1991 bereits nur noch sieben. Bis 2008 reduzierte sich diese Zahl nochmals auf folgende sechs Einrichtungen: Hochschule der Jesuiten (Frankfurt am Main) mit dem Schwerpunkt Systematische Theologie; Hochschule der Jesuiten (München) mit dem Schwerpunkt Philosophie; Hochschule der Salesianer (Benediktbeuern) mit dem Schwerpunkt Jugendpastoral; Hochschule der Steyler Missionare (Sankt Augustin) mit dem Schwerpunkt Missionswissenschaft; Hochschule der Kapuziner (Münster) mit Schwerpunkt Spiritualität; Hochschule der Pallottiner und der Waldbreitbacher Franziskanerinnen (Schwerpunkt Apostolat, d.h. pastorales und karitatives Wirken mitten in der Welt).
Es steht uns natürlich offen, den Auflösungsprozess von Ordenshochschulen nicht zu stoppen, bzw. ihn sogar zu beschleunigen. Wie? Indem wir abwarten, aussitzen und schließlich eingestehen müssen, dass einzelne Ordensgemeinschaften ihre Hochschulen trotz „freundlicher Teil-Übernahmen" nicht mehr halten können. Entweder weil die finanziellen Mittel dafür ausgehen, oder weil das notwendige Hochschulpersonal nicht mehr zur Verfügung steht bzw. nicht mehr bezahlt werden kann, oder weil sich schlichtweg nicht mehr genügend Studierende für alle Einrichtungen finden lassen. Wozu könnte dies über kurz oder lang führen? Zu weiteren Schließungen, die vielleicht bei staatlichen und kirchlichen Hochschulen/ Universitäten nicht gerade Bedauern auslösen werden. Gäbe es eine sinnvolle Alternative?
Szenario 2: Dominanz des Gemeinsamkeits-Denkens: Ordenshochschulen lassen sich

darauf ein, eng miteinander zu kooperieren und gemeinsam Überlebensstrategien auszuarbeiten, auch wenn eine derartige Vorgehensweise bisher noch wenig erprobt ist, wie im Bischofswort moniert wird: *„Für ihre Krankenhäuser, Bildungseinrichtungen, in der Pastoral und in anderen sozial-karitativen Werken gibt es bisher noch zu wenig Versuche oder Modelle von Kooperation."* (S. 25) Was wäre, wenn ernsthaft nach sehr konkreten strukturellen Kooperationsmodellen zwischen Ordenshochschulen gesucht werden würde? Was wäre, wenn die Deutsche Ordensobernkonferenz und deren ‚Arbeitsgemeinschaft der Ordenshochschulen' sogar dafür plädieren würde, aus kleinen geschwächten Ordenshochschulen eine kräftige, widerstandsfähige Ordenshochschule zu kreieren? Kein völlig abwegiger Gedanke, denn in der Satzung der DOK steht in Paragraph 2 schwarz auf weiß, dass sich die DOK zur Aufgabe macht, die Aus- und Fortbildung von Ordensmitgliedern sicherzustellen, sowie Forschungsaufträge zu vergeben und auch selbst durchzuführen.

Jetzt drängt sich Ihnen vielleicht die Frage auf: Wie kann ausgerechnet Prof. Doris Nauer dafür plädieren, Ordenshochschulen fusionieren zu wollen? Betreibt sie mit diesem Plädoyer nicht Hochverrat an der Einrichtung, die sie gerade erst eingestellt hat? Verrät sie nicht den eigenen Standort, die Philosophisch-Theologische Hochschule Vallendar? Im Gegenteil! Gerade weil ich begeistert bin von Ordenshochschulen - speziell natürlich von Vallendar - will ich mich dafür einsetzen, dass diese nicht über kurz oder lang mehr oder weniger lautlos von der Bildfläche verschwinden. Zusammengehen aber kann nur, was (noch) eigenständig besteht, wie bereits im Bischofswort hervorgehoben wird: *„Der innovative Charakter von Nachfolgearbeit und Kooperation kann allerdings nur greifen, wenn sie in einer Zeit geplant und ausgeführt werden, in der die Orden noch die erforderlichen personellen und finanziellen Ressourcen vorhalten und somit noch aktiv werden können."* (S. 25-26).
Blicke ich auf meine eigene Ordenshochschule, dann kann ich berichten, dass mutige Männer und Frauen kreativ und innovativ kühne Visionen entwickelt haben, die den finanziellen und strukturellen Fortbestand unserer Hochschule für die nächste Zeit garantieren. Nur auf dieser Basis wäre eine Fusion mit anderen Ordenshochschulen überhaupt denk- und wünschenswert. Zusam-mengehen setzt zudem klare, möglichst unterschiedliche Profile voraus. An der Ordenshochschule in Vallendar ist gerade der Prozess angelaufen, das eigene Profil und damit die eigene Angebotspalette unter der pallottinischen Leitidee des Apostolats deutlicher zu konturieren. Ohne diesen Profilierungsprozess, der gegenwärtig meines Wissens in allen Ordenshochschulen stattfindet, wäre es ausgeschlossen, dass sich mehrere Ordenshochschulen als plurale Einheit auf der Basis deutlicher Unerschiedenheit überhaupt nach innen begreifen und nach außen darstellen können. Zusammengehen aber verlangt immer die Aufgabe von Kleinstaaterei und Besitzstandsdenken! Mir ist klar, dass jede Ordenshochschule das ‚Lieblingskind', der ‚Augapfel' und das ‚Lebensprojekt' bestimmter Menschen ist. Es schmerzt, wenn Erreichtes plötzlich wieder in Frage gestellt und andere Visionen entwickelt werden. Meines Erachtens wäre der Einsatz für die langfristige Errichtung einer gemeinsamen Ordenshochschule kein Verrat an einzelnen Standorten und Zukunftsplänen. Sich einzusetzen für eine Ordenshochschule, die die Autonomie von Orden voraussetzt und achtet, verstehe ich vielmehr als eine rational und auch emotional durchaus verantwortbare strategische Kräftebündelung. Eine Kräftebündelung, die den verschiedenen Ordengemeinschaften ihre Autonomie in Sachen Hochschule nicht wegnimmt, sondern eine neue Form gemeinsamer Autonomie eröffnet, in die alle Ordensgemeinschaften über die DOK mit einbezogen wären. Eine gemeinsame Ordens-

hochschule könnte meines Erachtens sogar die Glaubwürdigkeit und die Bedeutsamkeit heutiger Ordensgemeinschaften festigen. Was aber könnten Spezifika einer geeinten Ordenshochschule sein? Zumindest einige möchte ich noch kurz skizzieren:

- Ordengemeinschaften würden durch eine engere Kooperation/ Fusion ihrem ganzheitlichen Bildungsanspruch besser gerecht werden, denn erst eine Kräftebündelung macht es möglich, gemeinsam differenzierte theologische Grundlagenarbeit zu leisten und gemeinsam Studierenden ein wirklich umfassendes Lehrangebot, aus dem individuell ausgewählt werden kann, anzubieten. Ich persönlich sehe die Zukunft nicht in der (Wieder)Errichtung einer weltfremden Ordenshochschule, sondern in der langfristigen Schaffung einer geeinten, Pluralität ausstrahlenden, weltoffenen Ordenshochschule mit modernem theologischen Profil. Einer Ordenshochschule, die nicht nur anziehend sein kann für Ordensleute, sondern auch für Priesteramtskandidaten und LaientheologInnen.
- Die Stärke einer gemeinsamen Ordenshochschule könnte auch darin liegen, ein sehr praxisbezogenes Theologiestudium anzubieten. Geplant und koordiniert an der Ordenshochschule könnten Studierende gezielt in den diversen Ordenseinrichtungen supervidierte Praxiserfahrungen machen. Angesichts der sich abzeichnenden Entwicklung, dass gerade LaientheologInnen in vielen Bistümern keinen Einsatzort mehr finden, zugleich aber gerade in Orden und deren Werken in Zukunft viele Stellen frei werden, könnte es äußerst attraktiv sein, als junger oder auch älterer Mensch an einer großen Ordenshochschule mit potentieller Aussicht darauf zu studieren, später eine Stelle in einem Bereich antreten zu können, in dem bereits nachweisbare Erfahrungen gesammelt werden konnten.
- Attraktiv könnte eine Ordenshochschule zudem auch deswegen für Studierende sein, weil sie dort mit unterschiedlichen Ordensspiritualitäten nicht nur theoretisch vertraut gemacht werden, sondern diese hautnah erleben. Dementsprechend könnte bereits im Theologiestudium besonderer Wert darauf gelegt werden, nicht nur die theologische und spirituelle, sondern auch die mystagogische Kompetenz von Theologiestudierenden aktiv zu fördern. Ich bin fest davon überzeugt, dass Studierende sich von den diversen Ordensspiritualitäten, die gerade in ihrer Verschiedenheit unter einem Dach spürbar würden, inspirieren und begeistern lassen, weshalb auch das Ordensleben sich für so manchen/ manche als alternativer Lebensentwurf erschließen könnte.
- Eine moderne geeinte Ordenshochschule könnte daher auch dazu beitragen, überkommene Ordensklischees abzubauen und ein gerade für junge Menschen anziehendes Ordensbild durch entsprechende Öffentlichkeitsarbeit in die Gesellschaft hinein zu vermitteln.
- Eine starke Ordenshochschule könnte zudem noch viel stärker international vernetzt operieren. Sie könnte auch englischsprachige Angebote für diejenigen anbieten, die zurück in andere Länder oder auch in der Mission tätig sein wollen. Sie könnte ausländischen Ordensfrauen und Männern Möglichkeiten der Inkulturation bieten, aber auch Studierenden ermöglichen, von den fremden Erfahrungen zu profitieren.
- Eine starke Ordenshochschule wird schließlich auch strukturell und personell in der Lage sein, höchst interessante Zusatzqualifikationskurse für sozial-karitative Werke und deren Personal (z.B. Führungspersonal) zu konzipieren und mit dem eigenen Personal durchzuführen, so dass derartige Kurse den Orden keine enormen Zusatzkosten bescheren.

Viele durchaus nachvollziehbare gute Gründe für die Errichtung einer gemeinsamen Ordenshochschule. Vielleicht ist der kairos für einen rechtzeitigen Fusionsprozess jetzt tat-

sächlich angebrochen. Ich zumindest sehe in einer gut durchdachten und langfristig durchgeführten Fusion – in abgeschwächter Form in einer intensivierten, projektbezogenen Zusammenarbeit – die historische Chance, auch auf Ordenshochschulebene Bewährtes zu bewahren und zugleich Neues zu wagen. Ich denke, es ist deutlich geworden: Als ‚Neuling' spreche ich für mich und nicht im Namen meiner Hochschule. Ich riskiere es, belächelt oder angefeindet zu werden. Ich bin aber auch bereit, mich von meiner heutigen Sichtweise abbringen zu lassen, wenn gewichtige Argumente, die ich als ‚Frischling' nicht kenne oder deren Tragweite ich nicht richtig einschätze, eine Kurskorrektur meinerseits erforderlich machen.

Schlussbemerkungen

Ich bin am Ende meiner Reflexionen, Impulse, Fragen und Thesen angelangt. Meines Erachtens sind Ordensgemeinschaften gegenwärtig dazu herausgefordert, Autonomie und Gemeinsamkeiten auf jeder der vier erläuterten Ebenen im Gleichgewicht zu halten.
Wie sie vielleicht bereits erahnt haben: Ich bin eine Optimistin. Wehleidiges Klagen und Jammern über Strukturen und Strukturveränderungen liegt mir nicht.
Ich plädiere daher im Blick auf weltkirchliche Entwicklungstendenzen für mehr Gelassenheit.
Im Blick auf unseren konkreten Lebens- und Arbeitskontext vor Ort jedoch plädiere ich für mehr Mut und für mehr Innovations- bzw. Experimentierfreudigkeit, ohne dabei Gewordenes mutwillig kaputt zu machen oder vorschnell aufzugeben.
Jesu Leben dürfte ein einziges Wagnis und Experiment gewesen sein. Ein Experiment, das ihm viel Ärger eingebracht hat und das vordergründig zunächst ja auch gescheitert ist. Zu behaupten, Nachfolge Jesu Christi sei ein steinloses softes Unternehmen, scheint mir daher unangebracht zu sein.
Manchmal braucht es tatsächlich kleine, relativ unauffällige Schritte und Schrittchen. Manchmal braucht es aber auch große, sichtbare Veränderungen, um an den Zeichen der Zeit nicht vorbeizugehen, um den gemeinsamen Wald vor lauter autonomen Bäumen und Bäumchen nicht zu übersehen.

Prof. Dr. theol. habil Dr. med. Doris Nauer ist seit Oktober 2007 Professorin für Praktische Theologie/ Diakonische Pastoral an der Theologisch-Philosophischen Hochschule Vallendar.

Die Hervorhebungen in diesem Artikel gehören zur Ausführung der Autorin.

LITERATUR

Gemeinsam dem Evangelium dienen. Die Gemeinschaften des geweihten Lebens in der Kirche. Die Deutschen Bischöfe, Nr. 86. 1. Februar 2007.

Neue Zeichen der Zeit. Unterscheidungskriterien zur Diagnose der Situation der Kirche in der Gesellschaft und zum kirchlichen Handeln heute. Eröffnungsreferat von Karl Kardinal Lehmann bei der Herbst-Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz in Fulda. 19. September 2005. Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, 26.

Lehmann, Karl: Seelsorge als Aufgabe der Kirche, in: Lebendige Seelsorge 41 (1990), 48-53.

Werle, Bernd: Ordenshochschulen. Ein Geschenk der Orden, an die Kirche und Gesellschaft in Deutschland?, in: Ordenskorrespondenz 49 (2008), 2, 131-137.

Homepage der Ordensobernkonferenz (DOK) und der Arbeitsgemeinschaft der Ordenshochschulen (AGO): www.orden.de

Windisch, Hubert: Seelsorge wohin? Bewährtes pflegen - Neues wagen, in: Hören und dienen. Pastorales Handeln im Umbruch Hg. v. J. Müller u.a. Freiburg, 1997, S. 59-71.

Riedel-Pfäfflin, Ursula, Julia Strecker: Flügel trotz allem. Gütersloh, Gütersloher Verlagshaus, 1998.

Nauer, Doris: Seelsorge. Sorge um die Seele. Stuttgart, Kohlhammer, 2007.

Josef Freitag

Ortskirchen und Orden. Gemeinsam und doch autonom.

Dogmatisch-ekklesiologische Perspektiven

Die Themenstellung möchte ich in vier Schritten angehen. Die geschichtliche Erinnerung zeigt die relative Eigenständigkeit der Orden *in* und *gegenüber* den Ortskirchen auf. Sie geht einher mit ihrer Bindung an Jesus Christus durch die evangelischen Räte, die zu spezifischen Aufgabenentscheidungen der Orden und so zur Differenzierung und zu gegenseitigen Verwiesenheiten zwischen Orden und Ortskirchen führen.

Der zweite Schritt zeigt die Orden als die Wirklichkeit, an der die pneumatische Struktur der Kirche sichtbar wird, weil sie in den Orden sozial greifbar sich realisiert. In dieser pneumatischen Struktur der Kirche, die nicht nur in den Orden realisiert und sichtbar wird, haben die Orden ihren dogmatisch-ekklesiologischen und ekklesialen Ort. Der dritte Schritt nennt zwei Rollen, die den Orden in der und für die Kirche in der Rezeption und Realisierung des Konzils zufallen. Sie sind tatsächliche spezifische Möglichkeiten und Verantwortungen der Orden. Der vierte und letzte Schritt nennt drei Beispiele oder Erwartungen für eine spezifische Zusammenarbeit zwischen Orden und Ortskirche. Sie verstehen sich als Anregung für Nachdenken, Handeln und Entscheiden der Ordensgemeinschaften.

1. Geschichtliche Perspektive: Autonomie der Orden in der Kirche

1.1 Ortskirchen

Ortskirchen gibt es von Anfang an in der Kirche, Orden erst später. Doch sind Orden nicht aus Ortskirchen abgeleitet, vielmehr in ihnen und ihnen gegenüber eigenständig, aber nicht unabhängig.

Die eine Kirche ist in und aus Ortskirchen entstanden, nicht nur aus der Urgemeinde von Jerusalem.[1] Ortskirchen wie Antiochien, Rom oder Korinth sind nicht Tochterkirchen oder Ableger der Jerusalemer Urgemeinde, sondern stehen in Gemeinschaft mit Jerusalem und untereinander und bilden als Gemeinschaft die eine Kirche. Ihre Gemeinschaft und Einheit geht auf das Evangelium, auf Jesus Christus und die Apostel als Urzeugen, auf Taufe und Eucharistie zurück, nicht einfach auf eine Muttergemeinde und die Abstammung von ihr.

1.2 Intensivformen des Christseins

In diesen Ortskirchen entstehen sehr früh, fast von Anfang an, wenn man an die Wandermissionare denkt, Intensivformen des Christseins bei Menschen, die sich in spezifischer Weise von Christus, seinem Geist und ihrem Glauben nicht nur bestimmen und durchdringen lassen, sondern ihr Leben ausdrücklich aus ihrem Glauben heraus gestalten wollen, die sich bis in die Lebensgestalt

ganz von Christus beanspruchen lassen. Konkrete Formen ergeben sich aus dem Evangelium, aus dem Ruf Gottes, aus der eigenen Lebens- und Gemeindesituation. Urgestalten und Vorbilder dafür sind, außer Jesus selbst, Paulus, Johannes der Täufer, Elia, die Propheten, die Märtyrer.

Spätestens mit Antonius (251-356) wird in Ägypten in der Form der Anachoreten oder monachoi (Mönche) gemeinde- wie gesellschaftsöffentlich eine neben der Gemeinde sozial greifbare Gestalt von Christsein etabliert. Noch in der Zeit des Antonius gründet Pachomius (292-347) Gemeinschaften von Christen, die ausdrücklich und bewusst nicht nur gemeinsam, sondern auch außerhalb von Familie und Gemeinde als eigene Gemeinschaften leben wollen, die nach eigenen Regeln, unter eigener, verantwortlicher Leitung und aus selbst verdientem Unterhalt ihr Leben führen. Sie bleiben den Gemeinden verbunden, sind aber in ihrer Lebensgestaltung von ihnen unabhängig. Sie gehören nicht zu den Armen und nicht zu den Klerikern, für deren Unterhalt die Gemeinde zu sorgen hat.

Ihre freigewählte Gestalt des Christseins bestimmt bei ihnen nicht nur das Verhalten und Verhältnis zu Gott und zum Nächsten, sondern auch die Notwendigkeit und die Art, den eigenen Lebensunterhalt verdienen. Damit wird ein neuer Bereich und ein neues, doppeltes Erfahrungs- und Gestaltungsfeld von Christsein eröffnet: Arbeit und Wirtschaft – und damit die Frage der Armut.

Weil außerhalb von Familie und Gemeinde gelebt, auch nicht als Verein, müssen Zusammenleben und Zusammenhalt völlig neu gestaltet werden. Diese Anfänge einer eigenen Sozialgestalt des Glaubens enthalten (und entfalten bald, vgl. 1.3) konkret und unmittelbar drei Voraussetzungen wie Konsequenzen, die später als Trias berühmt werden, nämlich Gehorsam, Ehelosigkeit und Armut der Mitglieder solcher Gemeinschaften. Die Trias bleibt, aber ihre Gestaltung, Gewichtung und Akzentuierung ändert sich.

1.3 Zu den Anfängen der Trias von Ehelosigkeit, Armut und Gehorsam

Der Gehorsam ergibt sich bei Pachomius aus Gründen des Zusammenlebens, bei den Anachoreten vor allem aus der Notwendigkeit geistlicher Einführung, Einübung und Reifung (so auch bei Pachomius). Die Ehelosigkeit ist evidente Konsequenz des Zusammenlebens bzw. des Anachoretentums. Armut ergibt sich aus bewusster Gestaltung des Lebensunterhaltes. Alle drei Haltungen werden nicht nur pragmatisch als notwendige Voraussetzung und Konsequenz akzeptiert, auch nicht nur asketisch begründet, sondern als Rat Jesu und des Evangeliums für das eigenen Leben entdeckt, bewusst übernommen und ausgeprägt wie ihrerseits prägend. Sie werden erfahrungsgesättigt den Novizen weitergegeben, wie die Apophthegmata Patrum (et matrum) anschaulich erzählen.[2]

In der Schilderung der Antoniusvita[3] führt die Erfahrung, von Jesu Wort im Evangelium selbst persönlich gerufen und gemeint zu sein, zum Verschenken des Vermögens an die Armen. Antonius folgt dem Ruf Jesu, indem er Jesu Rat folgt. Ruf und Rat sind nicht zu trennen. Erst so kann der Rat zur „Ausrüstung" oder Befähigung, zum Weg und Mittel werden, dem Ruf Jesu zu folgen, nämlich dem Ruf in die Gemeinschaft mit ihm in einem Leben in seiner Nachfolge. Es geht um Leben mit Jesus gemäß seinem Ruf.

Der Gehorsam gilt dem Ruf Jesu, nicht nur am Anfang, sondern für den ganzen Weg, und zwar Schritt für Schritt. Die Armut entspricht seinem Rat, wie ein solches Leben (nur) gehen und gelingen kann. Die Ehelosigkeit folgt aus der vorrangigen Gemeinschaft mit Jesus, zu der er einlädt.

Alle drei Räte sind nicht primär asketisch begründet, sondern ergeben sich aus der Jesusbeziehung. Sie sind von Jesus empfangen und übernommen. Sie dienen zunächst der Gemeinschaft mit ihm. Dieser konstitutive Jesusbezug der Räte, der über asketische Motivation und weltflüchtige Motive wie Voll-

zugsformen hinausgeht und nicht aus ihnen stammt, ist mir in der Begegnung mit buddhistischen Mönchen in Tibet neu aufgegangen, die westlichen Mönchen asketisch gesehen in der Loslösung von der „Welt" meist „überlegen" erscheinen (sie leben die Räte ohne ausdrückliche Gelübde; sie schälen sich von allem los, sogar vom eigenen Selbst). Ich halte diese Begründung in und aus der Gemeinschaft mit Jesus Christus gemäß seinem Ruf für christliches Ordensverständnis und Ordensleben für fundamental und entscheidend. Die Räte sind m. E. nicht primär asketisch, sondern jesuanisch zu begreifen, auch nicht nur aus seinem Vorbild, sondern aus seinem Ruf, daher nie ohne seinen Geist, also immer auch pneumatisch, d.h. als seine Gabe, eben als Realisierung der antwortenden Beziehung zu ihm und als Praxis der Nähe und der Entsprechung zu Jesus und der Lebensgemeinschaft mit ihm. Sie sind gelebte, nonverbale, ganzheitliche und dynamisch den eigenen Lebensvollzug durchdringende Antwort auf ihn. Sie wirken daher immer gemeinschaftsbildend (zunächst Gemeinschaft mit Jesus, darin und dann auch mit anderen) und (den Antwortenden) personalisierend, indem sie in Jesus- und Menschenbegegnung die Persönlichkeit des Menschen ausprägen.

Diese beiden Momente der Befähigung zu personaler Gemeinschaft und des Personalisierens des Ich oder Selbst könnten vielleicht sogar Kriterien für den rechten Vollzug der Räte und für ihre Vollzugsdynamik sein.

Auf unser Thema hin ist festzuhalten: Orden sind jünger als die Kirche. Sie sind in und aus Ortskirchen entstanden und weiter entwickelt worden.

Orden sind eine eigenständige Einrichtung in der Kirche, aber keine Einrichtung der Kirche oder Gemeinde oder in der Gemeinde.

Sie sind auch keine weitere Gemeinde der Kirche oder gar eigene Ortskirche.

Die Mönchsgemeinschaften gehören zur Kirche und wollen zur Kirche gehören, aber bilden keine eigene Kirche. Sie gehören zur bischöflichen Ortskirche, sind aber (in ihr) eigenständig. Der Bischof hat kein Weisungsrecht, wohl Aufsichtsrecht (er ist *epsicopos*: Aufseher). Einige Klöster gewinnen einen sehr autonomen Status (vgl. das Katharinenkloster auf dem Sinai, den Athos).

1.4 Weitere Entwicklungen im lateinischen Westen

Die Geschichte zeigt Weiteres: Sehr lange gibt es nur einzelne Klöster oder Anachoretengruppen (so bis heute in der Ostkirche). Die Entwicklung zu Orden im heutigen Sinn beginnt spät und langsam – erstmals mit Cluny und seinem Klosterverband. Sie beginnt, grob gesprochen, mit dem 2. Jahrtausend und in der lateinischen Kirche. Diese Entwicklung wurde möglich durch die ausdrückliche Rückbindung an Rom bzw. durch päpstlichen Schutz, also durch ein überörtliches Zentrum. Auf andere Weise, nämlich durch die Charta Caritatis[4] und die jährlichen Generalkapitel, wahren seit dem 12. Jahrhundert die Zisterzienser ihren Zusammenhalt.

Die Bettelorden des 13. Jahrhunderts, die zur klassischen Gestalt der Orden avancieren, entstehen in Kombination dieser Grundelemente: gemeinsame Grundregel, Generalkapitel, zentrale Leitung der Gemeinschaft, Rückbindung an den Papst und das entstehende Kirchenrecht. Neu ist die vita apostolica mit ihrer Verbindung von Verkündigung und Unterwegssein, neu das Bettelprivileg angesichts des Besitzverzichts und das Aufgeben der stabilitas loci zugunsten der Stabilität im Personenverband mit der Austauschbarkeit zwischen den Konventen.

In diesem Zusammenhang bekommen Armut und Gehorsam einen anderen Stellenwert im Ordensleben. Die Ehelosigkeit ist längst selbstverständliche Voraussetzung, wird aber durch den klerikalen Charakter der neuen Bettelorden auf eigene Weise akzentuiert. Die Städte werden zum bevorzugten Lebensraum der Bettelorden. Diese leben in Konventen, aber nicht nur innerhalb ihrer

Gemeinschaft. Ihr unmittelbares Gegenüber und ihr Lebensfeld sind die Bürger der Stadt, die Laien, nicht (mehr nur) die eigene Mönchsgemeinschaft oder die Kirche. Sie sind nicht weltflüchtig, sondern in der Welt und für die Welt da, deswegen werden umgekehrt der eigene, kontrastierende Lebensstil und die Klausur so wichtig.[5]

Das Entstehen und die weitere Entwicklung der Orden in der lateinischen Kirche haben zur Folge, dass sich die Gemeinden und Diözesen nicht mehr als einzige Form oder Gestalt des Christseins wahrnehmen und verstehen können. Das machen auf ihre Weise auch die Gemeinschaften von Weltpriestern (die keine Ordensleute sind) unübersehbar, die nach einer Regel als Gemeinschaft von Kanonikern oder Regularklerikern leben: Auch Weltpriester können in Gemeinschaft und als eigenständige Gemeinschaft leben, nicht nur als Pfarrklerus.

Gemeinden, Bistümer und die Kirche werden durch die Orden nicht nur verändert, sondern differenzieren sich aus in verschiedene Vollzüge und Gestalten, die sich wiederum in vielfältiger Weise aufeinander beziehen, aufeinander einwirken und gegenseitig ausprägen.

1.5 Vorläufiges Fazit

Dieses Zu-, Gegen- und Miteinander von Ortskirchen und Orden ist von Anfang an, seit Antonius und Pachomius, spannungsvoll; es bleibt und *wird* immer neu spannungsvoll und *wirkt* heilsam beunruhigend im Laufe der Geschichte und ist bis heute nicht zu einer beruhigten Synthese geführt. Es bleibt vielmehr eine gegenseitige, meines Erachtens fruchtbare Herausforderung für beide Seiten.

Ortskirchen und Orden sind komplementär. Im Vergleich werden spezifische Stärken und Schwächen sichtbar, die man ohne diesen Vergleich gerne und leicht übersieht. Die gegenseitige Herausforderung wird umso größer, je ausdrücklicher sich Orden in Verkündigung und Seelsorge engagieren, also in Aufgaben hineingehen oder -geholt werden, die zuvor dem Ortsbischof bzw. der Diözese allein übertragen waren. Umgekehrt übernehmen auch die Ortskirchen von den Orden Aufgaben, die Ortskirchen bisher so nicht kannten und hatten, heute besonders, weil Orden diese Aufgaben mangels Nachwuchs auf- bzw. abgeben müssen (z.B. Schulen, Krankenhäuser, Heime, Exerzitienhäuser).

Meines Erachtens ist heute klar, dass Orden und Diözesen in vielen Hinsichten aufeinander angewiesen und verwiesen sind. Diese gegenseitige Verwiesenheit ist nicht immer symmetrisch, aber ihrer jeweiligen Berufung kann keine Seite ohne die je andere gerecht werden. Beide brauchen sich gegenseitig. Daher ist im Guten die gegenseitige Ergänzung für beide förderlich, doch kann die Verwiesenheit auch zum Streit untereinander führen, der ebenfalls für beide schädlich wird. Die Kirchengeschichte weiß von beiden Erfahrungen zu erzählen.

Wenn auch die Ortskirchen gegenüber den Orden älter sind, so führt doch das entstandene Neue nicht zur bloßen Bereicherung der Kirche, ohne sie zu verändern, sondern schafft eine neue Konstellation in der Ausdifferenzierung von Christ- und Kirchesein, in der Ausgestaltung der in der Kirche virtuell angelegten Möglichkeiten und auch zu einer Modifikation und Spezifikation der Aufgaben und Sendung einer Ortskirche.

Gemeinsam bleiben das Evangelium, die Kirche als Gemeinschaft, die Welt als Lebensraum und als Aufgabe. Gemeinsam bleiben der Ursprung, der Weg und das Ziel des Christseins. Verschieden aber ist die Art der Gruppen- oder Gemeinschaftsbildung und die Art, den Weg des Glaubens zu gehen. Da gibt es einerseits die ortsbestimmte Gemeinde, andererseits eine untereinander (völlig) verpflichtete Gemeinschaft, die von einem besonderen Charisma geprägt ist und daraus Zusammenhalt und Tradition gewinnt mit dem Bewusstsein, sich selbst wirtschaftlich unterhalten zu müssen und zu wollen.

Für erstere ist der gegebene Ort bestimmend, für letztere die übernommene Aufgabe im Horizont des Reiches Gottes.
Orden schauen immer über die Grenzen der Ortsgemeinden oder Diözesen hinaus; sie schauen auf bestimmte Aufgaben; sie gehen aus einem unableitbaren, zugleich überzeugenden Impuls hervor, der zu einer Spezialisierung führt und zur Mitteilung an andere drängt. So sind und bleiben sie Platzhalter der *Autonomie* (des Evangeliums) und des *Neuen* in der Kirche; Orden sind Vertreter der Autonomie in der Kirche, nicht nur der Kirche selbst gegenüber Gesellschaft und Staat. Für Letztere stehen eher die Ortskirchen (ein).
Orden sind zugleich ein *Prinzip innerkirchlicher Pluralisierung*, einer innerkirchlichen „Zivilgesellschaft" und der Autonomie bzw. Selbstverwaltung der Glaubenden. Ähnlich wie die Weihbischöfe sind sie ekklesiologisch schwer oder gar nicht zu verorten, aber seit ihrem Auftauchen nicht wieder verschwunden.

2. Die ekklesiologische Ortsbestimmung der Orden im Vaticanum II: Orden als Ausprägung der pneumatischen Struktur der Kirche

Ordensleute und Ordensleben werden vom Konzil in der Kirchenkonstitution *Lumen Gentium* ekklesiologisch verortet, nämlich in der Heiligkeit der Kirche. Diese Heiligkeit manifestiert sich in der Gabe der Räte bzw. im Ordensleben[6]. Die Heiligkeit der Christen wird an die Kirche, nicht an einen Stand, nicht an bestimmte Lebensverhältnisse und Lebensvollzüge oder Übungen der Einzelnen, auch nicht an die jeweilige Einzelperson gebunden. Heiligkeit gehört zum Geheimnis der Kirche und manifestiert sich in den Gliedern der Kirche als Gabe, die vor allem durch Liebe und deren Einübung und Vertiefung zur Wirkung kommt. Heiligkeit wird von der Liebe her, nicht (oder weniger) nach dem Paradigma der Vollkommenheit dargestellt (vgl. LG 42). Zur Vollkommenheit ist man unterwegs ... noch nicht am Ziel!

2.1 Die pneumatische Struktur der Kirche in Unterscheidung von ihrer hierarchischen Struktur

In den Orden zeigt sich die pneumatische Struktur der Kirche, greifbar in der *Lebensgestalt* der Räte. In dieser pneumatischen Struktur der Kirche haben die Orden ihren Ort, nicht in der hierarchischen Struktur (zu der einzelnen Glieder durch Weihe zusätzlich gehören können).
Diesen Ort verdeutlicht der Eröffnungsartikel (LG 39) der beiden zusammengehörigen Kapitel V *Die allgemeine Berufung zur Heiligkeit in der Kirche* (LG 39-42) und VI *Die Ordensleute* (LG 43-47) der Kirchenkonstitution.[7] Es heißt (Hervorhebung von J.F.):
„Es ist Gegenstand des Glaubens, dass die *Kirche*, deren *Geheimnis* die Heilige Synode vorlegt, unzerstörbar heilig ist. *[Ekklesiologische Basis und Ort der pneumatischen Struktur im Geheimnis der Kirche]*
Denn Christus, der Sohn Gottes, der mit dem Vater und dem Geist als „allein Heiliger" gepriesen wird, hat die Kirche als seine *Braut* geliebt und sich für sie hingegeben, um sie zu heiligen (vgl. Eph 5,25f), er hat sie als seinen *Leib* mit sich verbunden und mit den *Gaben des Heiligen Geistes* reich beschenkt *zur Ehre Gottes. [Christologische, pneumatologische und dynamisch-trinitarische Begründung der pneumatischen Struktur der Kirche]*
Daher sind in der Kirche *alle*, mögen sie zur Hierarchie gehören oder von ihr geleitet werden, *zur Heiligkeit berufen* gemäß dem Apostelwort: „Das ist der Wille Gottes, eure Heiligung (1 Thess 4,3; vgl. Eph 1,4) *[Heiligkeit in der Kirche ist grundlegender und umfassender als die Hierarchie; Heiligkeit ist außer- und innerhierarchisch gegeben; sie ist eigene Dimension oder Struktur vor und auch in der hierarchischen Struktur]*.

Diese Heiligkeit der Kirche tut sich aber in den Gnadenfrüchten, die der Heilige Geist in den Gläubigen hervorbringt, unaufhörlich *kund und muss das tun*. Sie drückt sich vielgestaltig in den Einzelnen aus, die in ihrer Lebensgestaltung zur Vollkommenheit der Liebe in der Erbauung anderer *streben*. In eigener Weise erscheint sie in der *Übung* der sogenannten evangelischen Räte. Diese von vielen Christen auf *Antrieb des Heiligen Geistes privat* oder in einer von der Kirche *anerkannten Lebensform*, einem Stand, übernommene *Übung der Räte* gibt in der Welt ein hervorragendes *Beispiel* der Heiligkeit und *muss* es geben." *[Pneumatisch-pneumatologische, ekklesiologische Begründung; nicht vom Einzelnen her moralisch, individuell oder existentiell, auch nicht eigentlich anthropologisch. Während die hierarchische Struktur der Kirche sichtbar wird im Amt, wird die pneumatische und pneumatologische Struktur sichtbar – unter anderem – in der Gabe des Rätelebens – und sozial-soziologisch greifbar wie wirksam im Ordensleben. Beide Strukturen wurzeln in der Taufe, die im Sohn und im Geist in die trinitarische Dynamik – zur Ehre des Vaters – hineinnimmt.]*

Die Ordensleute und Orden haben aufgrund des Rätelebens ihren ekklesialen Ort, d.h. ihren Ort in der Kirche, und deswegen auch ihren *ekklesiologischen* Ort innerhalb der allgemeinen Berufung zur Heiligkeit für alle, d.h. der *ganzen* Kirche. Die Ordensleute gehören zur pneumatisch-pneumatologischen Dimension oder Struktur der Kirche und *stellen sie sichtbar dar*. Die pneumatische Struktur wird in ihnen sichtbar in der besonderen Berufung zur Heiligkeit („in eigener Weise") – aber gerade getragen von und verwurzelt in der allgemeinen Berufung zur Heiligkeit. Die Ordensleute gehören zu den Früchten des Geistwirkens. Sie werden von der Kirche, konkret: von der Hierarchie, als solche Frucht des Geistes *anerkannt* und insofern *angenommen* (nicht gemacht oder konstituiert, höchstens geformt). Hieraus folgen *Recht, Pflicht und Grenze* der Sorge der Hierarchie um die Ordensleute und die Übung der evangelischen Räte. Diese pneumatische Struktur der Kirche und damit der Ort der Orden ist christologisch grundgelegt und trinitarisch *dynamisiert*. Diese gleiche Grundlegung und Dynamisierung zeigt auch der Philipperhymnus [Phil 2,11: „zur Ehre Gottes, des Vaters"] und die Schlussdoxologie im Hochgebet [„Durch ihn und mit ihm und in ihm ist dir Gott, allmächtiger Vater, in der Einheit des Heiligen Geistes alle Herrlichkeit und Ehre jetzt und in Ewigkeit. Amen"; vgl. LG 40.2; 41.1].

Die Dynamik, als Unterwegssein und Zielausrichtung, drückt LG in den Worten „Ruf", „Übung", „Antrieb", „zur Ehre Gottes", „kundtun", „streben" aus. Heiligkeit in der Übung der Räte ist eine Manifestation von Kirchesein und erst danach und darin eine Frage der persönlichen Gestaltung und Verantwortung.[8]

Während die hierarchische Struktur der Kirche sichtbar wird in der Differenz Klerus – Laien, nämlich durch die Art der Teilnahme am Priestertum Christi: einerseits durch Teilhabe am allgemeinen, andererseits am besonderen, amtlichen in der Ordination verliehenen Priestertum Christi (nach LG 10), wird die pneumatische Dimension der Kirche sichtbar im Ordensleben als Räteleben bzw. in der Differenz zwischen dem allgemeinen Ruf zur Heiligkeit und dem spezifischen Ruf zur Heiligkeit im Räteleben (auf andere Weise auch in anderen Früchten des Geistes).

Ordensleben hat so seinen Ort in der pneumatischen Struktur und Ordnung der Kirche und manifestiert auf spezifische Weise das innerste, heilsam-heiligende Geheimnis der Kirche. Diese Manifestation erfolgt vielgestaltig als Zeugnis und Beispiel dieser Heiligkeit der Kirche *in der Welt und für die Welt*. Die Übung der evangelischen Räte verweist auf die Heiligkeit der Kirche und ihr Geheimnis, nicht einfach auf die Heiligkeit des Einzelnen

und sein Geheimnis. Wenn die Räte auf den Einzelnen verweisen, dann auf seinen Ruf zur Heiligkeit, den Gott an ihn ergehen ließ, und auf die Dynamik der Heiligung in Christus durch den Geist zur Ehre des Vaters, in die ein jeder Christ gerufen und gestellt ist.
Ordensleute sind soziologisch und ekklesiologisch (nur) eine Gruppe in der Kirche, aber sie sind theologisch eine (nicht die alleinige, wohl aber eine sozial greifbare) Manifestation der Heiligkeit der Kirche, stehen also als Zeugen für die Kirche, nicht nur für ihre Person. Ordensleute sind immer pars pro toto, d.h. ein Teil, in dem sich das Wesen des Ganzen zeigt. Auch deswegen leben sie in Gemeinschaft, weil sie, vom Ursprung der Gabe des Geistes her, nie in oder von der Kirche isoliert sind und weil die Übung der Räte einerseits nie ohne Gemeinschaft und andererseits stellvertretend und vorlaufend für alle Christen gelebt wird.[9]
An der Eigenständigkeit des Rätestandes und seiner Wirklichkeit eigener Art lässt das Konzil keinen Zweifel. Der Rätestand ist kein Zwischenstand zwischen Klerus und Laien und kein Stand wie Klerus und Laien, sondern eine Wirklichkeit eigener Art:
„Die evangelischen Räte der gottgeweihten Keuschheit, der Armut und des Gehorsams sind, in Wort und Beispiel des Herrn begründet und von den Aposteln und den Vätern wie auch den Lehrern und Hirten der Kirche empfohlen, eine *göttliche Gabe*, welche die Kirche von ihrem Herrn empfangen hat und in seiner Gnade immer bewahrt. ...Ein derartiger Stand ist, in Bezug auf die göttliche, hierarchische Verfassung der Kirche, *kein Zwischenstand zwischen dem der Kleriker und dem der Laien*. Vielmehr werden in beiden Gruppen Christgläubige von Gott gerufen, im Leben der Kirche sich einer besonderen Gabe zu erfreuen und, jeder in seiner Weise, ihrer Heilssendung zu nützen." (LG 43)
LG 44.4: „Der Stand, der durch das Gelöbnis der evangelischen Räte begründet wird, ist also *zwar nicht Teil der hierarchischen Struktur der Kirche, gehört aber unerschütterlich zu ihrem Leben und ihrer Heiligkeit.*"
Die Differenz von Amt und Orden/Räten formuliert schon LG 13.3:
„Unter seinen Gliedern herrscht eine Verschiedenheit, sei es in den *Ämtern*, da manche im heiligen Dienst zum Nutzen ihrer Brüder wirken, sei es in *Stand und Lebensordnungen* (sive secundum officia ... sive secundum condicionem et vitae ordinationem), da viele im Ordensstand auf einem engeren Weg nach Heiligkeit trachten und die Brüder durch ihr Beispiel anspornen." (Hervorhebung von J.F.)

Was so unerschütterlich zum Leben und zur Heiligkeit der Kirche gehört, ist ihre pneumatische Struktur, die neben der hierarchischen existiert. In den Orden wird sie zeichenhaft sichtbar, ja unübersehbar und zum Zeichen nach innen wie außen.
Diese pneumatische Struktur der Kirche ist daher von der Kirche selbst zu erkennen, zu benennen, anzuerkennen und herauszuarbeiten und zu entwickeln, und zwar als Struktur der Kirche, nicht einfach als persönliche, moralische Heiligkeit.
Diese Betonung ist wichtig gegenüber einer klerikalistischen Akzentuierung von Kirche. Sie bildet ein Gegengewicht gegen die Reduktion der Struktur der Kirche auf die hierarchische Struktur, als sei sie die einzige. Es gibt eine zur hierarchischen Struktur komplementäre Struktur der Kirche, und zwar die pneumatische, die in den Orden sozial greifbar und vorzeigbar wird.
Die pneumatische Struktur realisiert sich vielfältig: in der Berufung zur Heiligkeit, in der Begabung mit Gottes Geist, in seinen Früchten, in Charismen, in den theologischen Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe, in den Räten. Spätestens in Letzteren wird sie sozial unterscheidbar, greifbar und auch *gemeinschaftlich-ekkesial, nicht nur individuell* realisiert. Sie bleibt nicht rein innerlich oder unfeststellbar. Spätestens vom Zeichencharakter des Rätelebens her wird die pneumatische Di-

mension der Kirche auch in anderen, weniger ausdrücklichen Gestalten, wenigstens für die Augen des Glaubens, entdeckbar.
Zu dieser pneumatischen Struktur der Kirche gehören auch ihre eschatologische Ausrichtung, ihr Unterwegssein, ihre Vorläufigkeit und ihr Unvollendetsein dazu. Diese Eigenarten sind nicht adäquat in der hierarchischen Struktur zu begreifen, viel eher in und aus ihrer geistbestimmten Eigenart.[10]
Die hierarchische Struktur der Kirche ihrerseits ist meines Erachtens von der pneumatischen Struktur der Kirche im Kern mitgeprägt, wenn auch nicht allein bestimmt. Denn einerseits besteht die sakramental empfangene Amtsgnade oder Amtsgewalt (die eine potestas sacra, vgl. LG 18) nach Ausweis der Ordinationsliturgien im Empfang des Heiligen Geistes für eine bestimmte Aufgabe und Stellung in der Kirche. Andererseits wird diese Amtsgewalt traditionell unterschieden (nicht getrennt) in potestas ordinis, d.h. Weihe- oder Heiligungsgewalt, die nicht genommen werden kann, und potestas iurisdictionis, d.h. Hirten- oder Leitungsgewalt, die auf der Ebene der Entscheidung, des Zusammenhaltes und der Einheit der Kirche liegt. Sie kann suspendiert, ja sogar genommen werden. Zumindest kann sie von der Kirche für die Kirche unwirksam gemacht werden. Die Amtsgewalt selbst enthält ein pneumatisches Element, das in Leitungs- oder Einheitsfunktion nicht aufgeht, sondern der Geistbestimmtheit von Christ- und Kirchesein entspricht. Deswegen ist m.E. die hierarchische Struktur schon von der pneumatischen affiziert und im Kern mitbestimmt, anders gesagt: Eine hierarchische Struktur ohne die pneumatische gibt es gar nicht. Doch die pneumatische Struktur steht nicht einfach neben oder außerhalb der hierarchischen Struktur der Kirche, vielmehr sind beide miteinander verknüpft und ineinander verschränkt. Die pneumatische Struktur der Kirche ist weniger leicht zu fassen als ihre hierarchische, damit aber nicht weniger wirklich und nicht weniger wichtig.[11]
Die pneumatische Dimension ist nicht nur schmückendes Ornament oder Beiwerk, sondern gehört zum Wesen der Kirche. Sie gehört zum Sein, nicht nur zum Gut- oder Schönsein von Kirche (zum esse, nicht nur zum bene esse). Das meint das Konzil, wenn es am Ende von LG 39 sagt, dass es das Räteleben als eine Ausdrucksgestalt dieser pneumatischen Struktur geben *muss*.
Auch wenn die pneumatische Struktur der Kirche nicht von Anfang an so deutlich gewesen ist wie die hierarchische, besonders nicht in ihrer greifbaren Ausprägung im Räteleben bzw. den Orden, heißt das nicht, dass die pneumatische Dimension nachträglich zum Kirchesein dazugekommen sei. Sie gehört vielmehr ursprünglich und von Anfang an dazu und gehört zum Wesen der Kirche, zu ihrem Mysterium.

2.2 Aussagen zur pneumatischen Struktur aufgrund der Kirche als Mysterium

Gegebenheit und Notwendigkeit der pneumatischen Struktur der Kirche macht Lumen Gentium schon in seinem ersten und zweiten Kapitel deutlich, ohne ausdrücklich von „Struktur" zu sprechen. Nach LG 4 (Wirken des Geistes) gewinnen wir „erst" im Geist wirklich Zugang zum Vater. Dieser Zugang ist in Christus wohl eröffnet, wird aber vom und im Geist für uns und in uns realisiert. D.h. ohne Heiligen Geist wird man nicht wirklich Christ, wird Kirche nicht Kirche. „Durch ihn [den Geist] macht der Vater die in der Sünde erstorbenen Menschen lebendig, um endlich ihre sterblichen Leiber in Christus aufzuerwecken (vgl. Röm 8,10-11). Der Geist wohnt in der Kirche und in den Herzen der Gläubigen wie in einem Tempel (vgl. 1 Kor 3,16; 6,19), in ihnen betet er und bezeugt ihre Annahme an Sohnes Statt (vgl. Gal 4,6; Röm 8,15-16 und 26).
Er führt die Kirche in alle Wahrheit ein (vgl. Joh 16,13), eint sie in Gemeinschaft und Dienstleistung, bereitet und lenkt sie durch die verschiedenen hierarchischen und[12] cha-

rismatischen Gaben und schmückt sie mit seinen Früchten (vgl. Eph 4,11-12; 1 Kor 12,4; Gal 5,22).
Durch die Kraft des Evangeliums läßt er die Kirche allezeit sich verjüngen, erneut sie immerfort und geleitet sie zur vollkommenen Vereinigung mit ihrem Bräutigam." (LG 4)
Oder LG 7.1: „Indem er [der Sohn Gottes] seinen Geist mitteilte, hat er seine Brüder, die er aus allen Völkern zusammenrief, in geheimnisvoller Weise gleichsam zu seinem Leib gemacht." Kirche ist, was sie ist, in ihrem tiefsten Wesen, in ihrer Verbundenheit und Gemeinschaft mit Christus, durch das Wirken des Geistes, durch ihre pneumatische Eigenart oder Struktur. Sie ist Kirche nicht nur als Geschöpf des Geistes, sondern sie wird in dem Maße Kirche bzw. realisiert sich als Kirche, als sie vom Geist lebendig gemacht wird.
Die folgenden Absätze in LG 7 beschreiben, wie Christi Leben auf seine Glieder überströmt, wie sie Leib Christi *werden*. Das bewirkt der Geist. „Derselbe Geist eint durch sich und durch seine Kraft wie durch die innere Verbindung der Glieder den Leib; er bringt die Liebe der Gläubigen untereinander hervor und treibt sie an."
Eine der Manifestationen dieses Wirkens sind die evangelischen Räte. Zusammenfassend formuliert das Konzil: „Damit wir aber in ihm unablässig erneuert werden (vgl. Eph 4,23), gab er uns von seinem Geist, der als der eine und gleiche im Haupt und in den Gliedern wohnt und den ganzen Leib so lebendig macht, eint und bewegt, dass die heiligen Väter sein Wirken vergleichen konnten mit der Aufgabe, die das Lebensprinzip – die Seele – im menschlichen Leib erfüllt."
Es ist ein und derselbe Geist in Christus und den Christen. Er macht lebendig, er eint in und durch Verschiedenheit, er bewegt.
Kirche ist, was sie ist, im Geist und durch den Geist, exakt in pneumatischer Struktur, Gestalt und Gestaltung. Anders ist sie nicht Kirche.
Das Amt ist im Innersten geistbegabt und geistgetragen. Anders ist es nicht Amt. Diese pneumatische Struktur machen die evangelischen Räte, machen Ordenschristen eben anders sichtbar als das Amt, nämlich in sozialer Greifbarkeit. Das Amt tut es vorzüglich in der Liturgie, in der Epiklese bei der Sakramentenspendung und in der Bitte um den Geist bei jedem Verkündigungshandeln. Auch ein Konzil ist nicht anders Konzil als im Heiligen Geist versammelt.

Die Kirche braucht keine Angst zu haben vor ihrer pneumatischen Struktur, auch wenn sie im Laufe ihrer Geschichte (gegenüber Montanisten, Spiritualen, Schwärmern, Charismatikern, ...) nicht leicht zu handhaben war. Sie muss die immer wieder überraschenden Äußerungen des Wirkens der Geister nur der Unterscheidung der Geister unterziehen, die sich an Christus orientiert und an ihm vollzieht, d.h. die pneumatische Dimension christusgemäß realisieren. Das ist allerdings nicht leicht, wie vor allem Orden aus eigener Erfahrung wissen. Nur umgekehrt: Ohne die Anregungen des Geistes verliert das Ordensleben wie das Christenleben seine innerste Kraft und Lebendigkeit, droht zu erstarren und auszutrocknen. Die Kirche kann auf ihre pneumatische Struktur nicht verzichten.

2.3 Aussagen zur pneumatischen Struktur der Kirche aufgrund der Teilhabe des Volkes Gottes an den drei Ämtern Christi

Die eigene Existenz der pneumatischen Dimension der Kirche resultiert nicht nur aus ihrer Konstitution als Leib und Braut Christi durch den Heiligen Geist (LG, Kap. I), sondern auch aus der Teilhabe am Wirken Christi als Priester, Prophet und König in den Grundvollzügen des priesterlichen, prophetischen und königlichen Volkes Gottes, wie sie LG 11-13 ausführt. Was ein schnelles Lesen meist unter christologischer Bestimmtheit verbucht, gehört nicht weniger zur pneumatischen Struktur der Kirche. So mündet die Schilderung des *priesterlichen* Wirkens des Volkes Gottes beim Empfang der

Sakramente nach LG 11 in den Satz, der die Berufung aller zur Heiligkeit vorwegnimmt: „Mit so reichen Mitteln zum Heil ausgerüstet, sind alle Christgläubigen in allen Verhältnissen und in jedem Stand je auf ihrem Wege vom Herrn berufen zu der Vollkommenheit in Heiligkeit, in der der Vater selbst vollkommen ist."

LG 12 begründet die Teilhabe am *prophetischen* Amt mit Salbung durch den Geist. Aus ihr ergibt sich auch die Unverirrlichkeit oder Unfehlbarkeit der Kirche, die in der Unfehlbarkeit des Bischofskollegiums und des Papstes ihre handlungsfähigen Organe findet. Ihr Grund liegt nicht einfach nur in diesen Organen, sondern tiefer fundiert eben in der pneumatischen Struktur der Kirche. „Die Gesamtheit der Gläubigen, welche die Salbung von dem Heiligen haben (vgl. 1 Joh 2,20 u. 27), kann im Glauben nicht irren. Und diese ihre besondere Eigenschaft macht sich durch den übernatürlichen Glaubenssinn des ganzen Volkes Gottes kund, wenn sie ‚von den Bischöfen bis zu den letzten gläubigen Laien' ihre allgemeine Übereinstimmung in Sachen des Glaubens und der Sitten äußert. Durch jenen Glaubenssinn nämlich, der vom Geist der Wahrheit geweckt und genährt wird, hält das Gottesvolk unter der Leitung des heiligen Lehramtes, in dessen treuer Gefolgschaft es nicht mehr das Wort von Menschen, sondern wirklich das Wort Gottes empfängt (vgl. 1 Thess 2,13), den einmal den Heiligen überlieferten Glauben (vgl. Jud 3) unverlierbar fest. Durch ihn dringt es mit rechtem Urteil immer tiefer in den Glauben ein und wendet ihn im Leben voller an." Die Unfehlbarkeit ist in der pneumatischen Struktur der Kirche verankert, nicht nur in der inkarnatorisch-christologischen. Auch das tiefere Verstehen des Glaubens und seine vollere Anwendung auf die Lebensführung verdankt sich der pneumatischen Struktur. Hier hatten und haben die Ordenscharismen immer eine wesentliche Rolle gespielt.

LG 12.2 macht dann über Sakramente, Dienstleistungen und Tugenden hinaus ausdrücklich auf die *Gaben des Geistes* aufmerksam: „Durch diese macht er sie [Gläubige jeglichen Standes] geeignet und bereit, für die Erneuerung und den vollen Aufbau der Kirche verschiedene Werke und Dienste zu übernehmen gemäß dem Wort: ‚Jedem wird der Erweis des Geistes zum Nutzen gegeben' (1 Kor 12,7). Solche Gnadengaben ... [sind] den Nöten der Kirche besonders angepasst und nützlich".

Die Gründer der Orden und dann nochmals in eigener Weise die Ordensgründungen als Institutionalisierungen des Gründungscharismas sind die greifbarsten und deutlichsten Zeugen wie Beispiele für diese Gnadengaben, die damit für die Kirche sehr konkret werden und durch die Orden ihrer Geschichte, ja der Kirche selbst eingeschrieben werden, sie konkret gestalten, umgestalten und erneuern. Meist waren diese Gründer ursprünglich Laien. Durch sie, nicht nur die Hierarchie, wirkte der Geist. Diese Gründungscharismen sollen in der Reform der Orden, in ihrem aggiornamento, für die Gegenwart neu fruchtbar gemacht werden und zur weiterführenden Auswirkung kommen.

So zeigt sich nicht nur in der Unfehlbarkeit, sondern auch im konkreten Wachsen, in qualitativen Erneuerungen und Wandlungen der Kirche deren pneumatische Struktur. Die Ordensgemeinschaften sind in ihrem Ursprung und ihrer Lebensform dafür vorzügliche Zeugen, Beispiele – und bleibende Träger! In ihnen gewinnt diese Struktur historische Sichtbarkeit und Gestaltungskraft.

Die pneumatische Struktur der Kirche wird auch in der Teilhabe am Amt Christi als *Hirt oder König* sichtbar, indem die Einheit des Volkes Gottes von seinen Gliedern gewahrt wird. Christus als Haupt des neuen und allumfassenden Volkes Gottes wird diesem Volk nicht einfach vorgesetzt oder aufoktroyiert, vielmehr gilt: „Dazu sandte Gott schließlich den Geist seines Sohnes, den Herrn und Lebensspender, der für die ganze Kirche und die Gläubigen einzeln und insgesamt der Urgrund der Vereinigung und Einheit in der

Lehre der Apostel und in der Gemeinschaft, im Brotbrechen und im Gebet ist (vgl. Apg 2,42)." Und : „ ... die ganze Menschheit mit all ihren Gütern unter dem einen Haupt Christus zusammenzufassen in der *Einheit seines Geistes*". (LG 13.2 Ende; Hervorhebung von J.F.)

Die Einheit der Kirche gelingt nicht rein christologisch, sondern erst pneumatologisch, in der Gabe des Geistes und seiner Annahme als Urgrund der Vereinigung mit Gott wie untereinander. Die Einheit der Kirche gründet zutiefst in ihrer pneumatischen Struktur, die ihrerseits in ihrer Einheit manifest, sichtbar und greifbar, vielleicht sogar begreifbar und verständlich wird (vgl. die Einmütigkeit bei Konzilien als Zeichen des Geistes).

Diese Einheit im Hl. Geist unter Christus als Haupt wird geschildert als Katholizität, kraft derer „die einzelnen Teile ihre eigenen Gaben den übrigen Teilen und der ganzen Kirche" hinzubringen, „so dass das Ganze und die einzelnen Teile zunehmen aus allen, die Gemeinschaft miteinander halten und zur Fülle in Einheit zusammenwirken" (LG 13.3). Daraus leitet das Konzil ab, dass Gottes Volk „in sich selbst aus verschiedenen Ordnungen gebildet wird", konkret nicht nur aus der hierarchischen, sondern auch der pneumatischen Ordnung, und ebenso auch aus verschiedenen Ritenkirchen/ecclesiae sui iuris. Die Einheit des Volkes Gottes ist also nicht auf einzige Ordnung zurückzuführen. Gottes Volk, d.h. die Kirche, ist nicht einlinig, sondern mehrdimensional geordnet und verfasst.

In diesem Zusammenhang wird ausdrücklich als Verschiedenheit die Differenz von Amt und Orden genannt.[13] Amt und Orden gehören also zwei verschiedenen Ordnungen, Strukturen oder Dimensionen an; sie sind geeint im Dienst an den anderen.

Die Verschiedenheit der Teilkirchen, die ihre eigenen Gaben den übrigen Teilen und der ganzen Kirche hinzubringen, ist nicht nur ein eigenes Strukturmerkmal der Ortskirchen, sondern lässt sich leicht auf die Orden übertragen, und zwar auf ihr Verhältnis untereinander wie auf ihr Verhältnis zur Gesamtkirche (wie die einzelnen Orden ihrerseits vom Ganzen wie von den anderen Orden empfangen). Kein Orden kann gegenüber der Gesamtkirche wie gegenüber anderen Orden autark sein, sondern kann nur in wechselseitigem Austausch leben und gedeihen (und seinen Beitrag zum Ganzen leisten).

Wie soll man mit der Verschiedenheit der Ordnungen, in denen die Verschiedenheiten der Antworten und Rezeptionen der Botschaft des einen Evangeliums sichtbar werden und damit nicht die hierarchische, sondern eben die pneumatische Struktur der Kirche, nicht destruktiv, sondern konstruktiv umgehen?

Als Mahnung, theologische Deutung und Zusammenfassung zugleich folgt das Konzil der Schrift: „Dient einander, jeder mit der Gnadengabe, wie er sie empfangen hat, als gute Verwalter der vielfältigen Gnadengaben Gottes" (1 Petr 4,19).

Das heißt als hermeneutische Regel: Die Einheit besteht nicht nur in (trotz) Verschiedenheit, sondern sogar *durch* Verschiedenheit. Kirche ist nicht uniform, nicht nur hierarchisch konstituiert, nicht nur vom Haupt oder Zentrum her, schon gar nicht machtmäßig, sondern erwächst aus gegenseitiger Komplementarität, aus gegenseitigem Austausch, durch erfahrene gegenseitige Hilfe, Dienste, Ergänzung. Kurz: Keiner kommt ohne die Gaben des anderen aus.

Zusammenfassend könnte man sagen: Orden sind die historisch-soziale Greifbarkeit und Darstellung der pneumatischen Struktur der Kirche, in der die Orden ihren Ort haben. Diese pneumatische Struktur wird aber nicht allein in den Orden sichtbar und wirksam. Sie ist wirksam im Wesen der Kirche als Leib und Braut Christi, in der Teilhabe an den Ämtern Christi, in der Pluralität der Ritenkirchen, in der Pluralität der Ordnungen, in und aus denen sich Kirche aufbaut.

3. Die ekklesiale Bedeutung der Orden in der Rezeption des Konzils

In der Rezeption des Vaticanum II spielen die Orden in mindestens zwei Hinsichten eine unersetzliche Rolle, die sonst niemand übernehmen kann:

3.1 Rezeption des Konzils *und* aggiornamento der eigenen Gemeinschaft

Die Orden rezipieren das Konzil nicht nur wie Ortskirchen, Bischofskonferenzen oder Kontinentalsynoden begrenzt für ihren Bereich, sondern treten über die Rezeption der Konzilsergebnisse und -impulse hinaus auch in ihre eigene Selbsterneuerung ein, wie sie in *Perfectae caritatis* 2 von den Orden gefordert wird, nämlich in dem Reformdreieck „Rückkehr zu den Quellen jedes christlichen Lebens [1] und zum Geist des Ursprungs [2] der einzelnen Institute, zugleich aber deren Anpassung an die veränderten Zeitverhältnisse" [3]. Das ist eine exakte Beschreibung der Grundidee von Johannes XXIII. für das Konzil, nämlich des *aggiornamento*, des Zur-Geltung-Bringens der eigenen Quellen und Kräfte, verständlich, überzeugend und wirksam für heute. Die Orden vollziehen die Rezeption des Konzils *und* das aggiornamento der eigenen Ordensgemeinschaft (Erneuerung von außen und Selbsterneuerung von innen her). Die Schritte und die Logik des *aggiornamento* auf sich selbst anzuwenden, war nicht im Blick der Ortskirchen. Sie wollten das Konzil rezipieren, umsetzen und anwenden, nicht ihre eigene spezifische Identität entdecken und erneuern und neu zur Wirkung bringen. Und doch wird heute deutlich, dass die einzelnen Ortskirchen, ob auf lokaler, regionaler oder kontinentaler Ebene, ein spezifisches Gesicht, eine spezifische Geschichte, Aufgabe und Sendung haben. Wahrscheinlich müssen sie sie noch tiefer und bewusster entdecken. Diese Erkenntnis der eigenen Spezifizität und die entsprechende Reform haben die Orden ihnen voraus und können ihnen mit dieser Erfahrung helfen. Als Beispiele für die je eigenen Situation der Ortskirchen nenne ich die Frage der Befreiung für Lateinamerika, der Inkulturation für Afrika, des interreligiösen Dialogs für Asien, der Begegnung und Auseinandersetzung mit Areligiösen in den neuen Bundesländern. Alle diese spezifischen Felder verlangen mehr an Erneuerung und aggiornamento als eine bloße Rezeption der Konzilsergebnisse.
Haben die Ortskirchen diese ihre neue Wirklichkeit und Aufgabenstellung, die sie als eigenen Gaben für die anderen und in das Ganze einbringen, schon erkannt und für sich anerkannt und angenommen? Sehen sie sich unter diesem Anspruch?
Zu solchem Entdecken und ersten Antworten könnten die Orden aus ihren Erfahrungen ermutigen und helfen. Ein (methodischer) Leitfaden dafür könnte PC 2 sein.

Kleine Anregung: PC 2 eignet sich als Programm oder Schema für die Erneuerung von Aufgabenfeldern, die Ordensleute übernehmen (sollen), oder auch zur Prüfung, ob Aufgaben, die zu übernehmen sie gebeten werden, nach diesen Kriterien angegangen werden können und daher nach dem Kriterium des eigenen Ordenscharismas zu übernehmen sind.
„Zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens heißt: ständige Rückkehr zu den Quellen jedes christlichen Lebens und zum Geist des Ursprungs der einzelnen Institute, zugleich aber deren Anpassung an die veränderten Zeitverhältnisse *[Exakte Beschreibung des aggiornamento]*. Diese Erneuerung ist unter dem Antrieb des Heiligen Geistes und unter Führung der Kirche nach folgenden Grundsätzen zu verwirklichen:
a) Letzte Norm des Ordenslebens ist die im Evangelium dargelegte Nachfolge Christi. Sie hat allen Instituten als oberste Regel zu gelten. *[eine Leitregel: imitatio – sequela Jesu]*

b) Es ist der Kirche zum Nutzen, dass die Institute ihre Eigenart und ihre besondere Aufgabe haben. Darum sind der Geist und die eigentlichen Absichten der Gründer wie auch die gesunden Überlieferungen, die zusammen das Erbe jedes Institutes ausmachen, treu zu erforschen und zu bewahren. *[Vielfalt der Authentizität dient Aufbau und Einheit der Kirche]*

c) Alle Institute sollen am Leben der Kirche teilnehmen und sich entsprechend ihrem besonderen Charakter deren Erneuerungsbestrebungen – auf biblischem, liturgischem, dogmatischem, pastoralem, ökumenischem, missionarischem und sozialem Gebiet – zu eigen machen und sie nach Kräften fördern. *[Eigenart ausprägen in Aufnahme der Erneuerungsprozesse der Kirche]*

d) Die Institute sollen dafür sorgen, dass ihre Mitglieder die Lebensverhältnisse der Menschen, die Zeitlage sowie die Erfordernisse der Kirche wirklich kennen, damit sie die heutige Welt im Licht des Glaubens richtig beurteilen und den Menschen mit lebendigem, apostolischem Eifer wirksamer helfen können. *[Kennen – urteilen – helfen]*

e) Da das Ordensleben durch die Verpflichtung auf die evangelischen Räte vor allem andern auf die Nachfolge Christi und die Vereinigung mit Gott abzielt, ist ernst zu bedenken, dass auch die besten Anpassungen an die Erfordernisse unserer Zeit ohne geistliche Erneuerung unwirksam bleiben; diese hat darum auch bei aller Förderung äußerer Werke immer das Wesentliche zu sein." *[Geistlich sein wirkt mehr als alles Handeln; darum hat es Vorrang; gute Früchte trägt nur ein guter Baum]*

Rückkehr zu den Quellen, d.h. zum Evangelium und zur Nachfolge Jesu Christi, zum Charisma des Ursprungs und dessen geistigem Erbe und deren Anpassung an veränderte Zeitverhältnisse sind die drei Grundkonstanten für das Leben und die Erneuerung einer Gemeinde, einer Gemeinschaft, einer Orts-, Landes- und Kontinentalkirche. Ebenso der Vorrang der geistlichen Erneuerung, die Teilnahme am Leben der Kirche und ihren Erneuerungsbestrebungen.

Wenn dieser Reformprozess sein drittes Moment nicht vernachlässigt, nämlich das Sicheinstellen auf die je gegenwärtigen Verhältnisse, wird er nach einiger Zeit fortgesetzt oder neu begonnen werden müssen und so zu einer je fortzuschreibenden Reform. Er führt in einen Reformprozess hinein. Die Reformschritte werden zu einem Reformweg. Hier können die Orden Vorreiter und Wegbereiter für Synoden auf verschiedenen Ebenen werden.

3.2. Orden als weltweite, interkulturelle Rezeptionsgemeinschaft

Die andere unersetzliche Rolle der Orden bei der Rezeption des Vaticanum II liegt auf einer anderen Ebene. So paradox es klingt: Das Konzil beginnt neu, sobald es endet: Weil es seine Ergebnisse erarbeitet hat, sind diese jetzt umzusetzen. Damit beginnt vor Ort der Reformprozess neu. Doch vor Ort gibt es nirgendwo die Gesamtgemeinschaft der Kirche, das Gesamtkollegium der Bischöfe, das die Ergebnisse des Konzils aus dem Erfahrungsaustausch und den Beiträgen aller erarbeitet und gewonnen hat. Vor Ort fehlt vielleicht nicht die gesamtkirchliche Perspektive, wohl aber die gesamtkirchliche Expertise und Erfahrung. Die Körperschaft, die das Konzil erarbeitet hat, tritt nach dem Konzil nicht mehr zusammen. Dafür sind auch die Bischofssynoden in Rom kein Ersatz, denn auch wenn sie gesamtkirchlich zusammengesetzt sind, so beraten sie immer nur ein Thema, können in ihrer kurzen Tagungszeit kaum einen wirklich konstruktiven Erfahrungsaustausch und eine eigene Dynamik entfalten. Sie entscheiden auch nicht. Maßgeblich wird das nachsynodale Schreiben des

Papstes. Wieweit dieses Schreiben von der Kurie beeinflusst wird, ist eine weitere Frage. Auch die bisherigen Kardinalsversammlungen repräsentieren nicht die Gesamtkirche. Die einzige gesamtkirchliche Instanz, die weiter da ist, ist der Papst bzw. die Kurie. Wer könnte eine gewisse Repräsentanz der Vielfalt des Bischofskollegiums, das ja in der Kirche die Vielfalt darstellen soll (LG 23.1, durchaus in Einheit untereinander), realisieren? Mir fallen hier nur die großen, weltweiten, daher interkulturellen Orden ein, die in gewisser, durchaus eigener Weise die Vielfalt und Buntheit der Ortskirchen und ihrer Erfahrungen spiegeln. Die großen Orden haben Mitglieder aus verschiedenen kulturellen und sozialen Milieus wie Situationen, einige sogar aus allen Kontinenten und Kulturen samt ihren Konflikten. Die großen Orden sind nach dem Konzil in ihrer Art die einzigen weltweiten Gemeinschaften, die in gewissem Sinne die Katholizität des Bischofskollegiums spiegeln.

Überdies haben die Orden eine permanente Übung in der Kommunikation der Konvente, der Provinzen und Kulturen untereinander, besonders die missionierenden Orden. Sie wissen, dass sie auf Ordensebene nicht mehr nur aus *einer* und für *eine* kirchliche, kulturelle und religiöse Situation entscheiden können. Die Mitglieder leben in und aus einem weiteren Horizont – oder sollten es zumindest –, als es für eine Ortskirche normalerweise möglich ist. Solche Orden sind auf ihre Weise für die Universalkirche repräsentativer als eine oder mehrere Ortskirchen. Sie stellen die Vorreiter der Lerngemeinschaft Weltkirche dar.

Die bleibende Aufgabe der Rezeption des Konzils, aber auch die jeweilige Deutung der Zeichen der Zeit sind seit dem Konzil zu einer ekklesialen Aufgabe und Herausforderung ersten Ranges geworden und werden es noch mehr, je mehr die katholische Kirche wirklich Weltkirche wird. Als weltweite Kirche zu leben wird zunehmend zur dringlichen Aufgabe der Kirche. Sie erfordert zunehmende Kommunikation und Aufmerksamkeit füreinander wie miteinander.

Für diese Aufgabe, Querspangen, kirchenweite Kommunikationskanäle, Kommunikationsebenen und Experimentierfelder für die interkulturelle Begegnung und die Begegnung verschiedener kirchlicher Situationen, Konstellationen und Glaubensgeschichten zur Verfügung zu stellen bzw. selber darzustellen, gibt es niemand anderen als die (interkulturellen) Orden (vielleicht ansatzweise die Universitäten). Können die Orden zur Repräsentanz und Vergegenwärtigung der weltweiten, der interkulturellen Kirche *in* den Ortskirchen werden? Können sie auf ihre Weise die Vielfalt und Einheit des Bischofskollegiums spiegeln und als nicht-lokale, sondern tendenziell als universaler Rezeptor in der Kirche wirken? Das Gemeinte wird vielleicht im Blick auf die Generalkongregation der Jesuiten und ihre Rolle in der Kirche sichtbar. Sie ist ein Seismograph für die Situation der Kirche und stellt zugleich Weichen für die Zukunft.

Wenn die Rolle der weltweiten Orden als kommunikative Querspangen einmal so gesehen wird, dann sind ausländische Missionare oder Ordensleute bei uns nicht Notlösung für fehlenden Nachwuchs, nicht Exotik oder Flair der weiten Welt, auch nicht Gutestun an den Armen, sondern sie haben als Lernende, aber auch als Agenten, als Lehrer und Träger der Lerngemeinschaft Weltkirche zu gelten, die Weite und Horizonte der Kirche in der Kirche vor Ort vergegenwärtigen und repräsentieren. So wären auch die fidei-donum-Priester aus den alten Kirchen in den jungen Kirchen zu verstehen. Wie im 20. Jahrhundert Außensemester in der Ausbildung der Theologiestudenten üblich und verpflichtend wurden, um die Kandidaten zu erproben, ihren Horizont zu weiten und ihre Selbständigkeit zu fördern, könnte jetzt ein Auslandseinsatz des Personals wünschenswert werden, um die Kommunikation und den Austausch zwischen den Kirchen zu för-

dern und ihren Reichtum füreinander fruchtbar zu machen wie ihre Not miteinander zu teilen.
Die Weißen Väter fallen mir als Beispiel ein. Sie schlossen eine Station, wenn sie weniger als drei Mitglieder hatte, die zugleich aus drei verschiedenen Nationen, d.h. Kulturen stammen mussten, nicht nur aus einer. Die drei Patres mussten sich selber als Christen zusammenfinden und miteinander interkulturell verstehen lernen und auskommen, ehe sie in ihrer Missionspfarrei Interkulturalität und Inkulturation anzuwenden versuchten. Jedenfalls konnten sie Evangelium und eigene Kultur nie verwechseln. Auch die Empfänger ihrer Evangelisierung konnten nie das Evangelium mit einer bestimmten nationalen oder historischen Kultur verwechseln. Ähnliches habe ich im internationalen Collegium Germanicum oder im internationalen Studium (Professorenschaft) der Gregoriana in Rom erlebt. Professoren in Indien sagten mir, sie spürten, dass ihnen die Europäer unter den Professoren zu fehlen beginnen.
Für einen solchen Austausch sind die Orden besser als die Ortskirchen gerüstet, weil sie mit ihrem Charisma und ihrer Ursprungskultur längst in andere Kulturen hineingewachsen sind und Erfahrung in interkulturellem Austausch haben, und zwar nicht nur nach außen (mit anderen, den Adressaten), sondern im eigenen Innern im Umgang der Kulturen und Stile der einzelnen Provinzen miteinander.
Sie haben ihr Charisma auch schon in fremden Kulturen inkulturiert und können so umgekehrt leichter dies Charisma in der Vielfalt, die es durch die Inkulturationen entwickelt hat, in die Ortskirchen einbringen und so diese an der Vielfalt der Kirche in der prägenden Kraft dieses Charismas partizipieren lassen. Auch dafür einige Beispiele.
Der Sinn für Maß und Gemeinschaftsleben nach der Benediktsregel dürfte in verschiedenen Kulturen verschiedene Gewohnheiten und Lebensgestalten annehmen. Wer mit Benedikt vertraut ist, wird selbst in zunächst unvertrauten Gestalten benediktinischen Geist wiederentdecken und so leichter in die ihm unvertraute Kultur hineinfinden, sie sich vertraut machen und erschließen. Zugleich öffnet sich diese Kultur so benediktinischem Geist und schlägt Brücken und Querverbindungen zu anderen Ausdrucksgestalten dieses Geistes.
Spiritualitäten profitieren von Kulturen und Kulturen gewinnen durch Spiritualitäten.
Ähnliches könnte man von der Armut nach Franziskus, vom Gehorsam nach Ignatius sagen.
Können Orden diese ihre transversalen Erfahrungen, Umgangsformen und eventuell sogar deren verbindende Kraft, die für die Kirche und ihre Katholizität immer wichtiger werden, in die Ortskirchen einbringen? Können sie die Durchlässigkeit von Kulturen im Kraftfeld ihres Charismas und die Befruchtung von Spiritualität und Kulturen, von innerer Prägung und wirklicher Offenheit für Anstöße aus fremden Kulturen den Ortskirchen weitervermitteln, besonders den Ortskirchen der Metropolen, der neuen Megastädte und der von Migranten mitgeprägten Gesellschaften? Können sie durch ihre Kommunikationserfahrungen die Kommunikation und den Austausch unter und in den Kirchen stärken, aber auch die Ortskirchen bereichern wie umgekehrt die Gaben der einzelnen Ortskirchen in ihr Ordensleben aufnehmen?

4. Drei besondere Chancen bzw. Aufgaben der Orden im Verhältnis zu den Ortskirchen

Drei besondere Chancen für die Orden möchte ich nennen. Vielleicht sind es auch drei besondere Erwartungen an die Orden. Sie können als Querspangen kirchlicher Kommunikation wirken und so die Katholizität (die Einheit als Gemeinschaft Verschiedener in

gegenseitiger Förderung bzw. Nutzen) der Glieder des einen Leibes fördern, ohne dass es immer über die Zentrale gehen muss, vielmehr der Austausch untereinander intensiviert wird. Sie können den Vorrang der geistlichen Dimension jeglicher kirchlicher Arbeit gegenüber bloßer Professionalisierung und Effizienzsteigerung verdeutlichen. Sie können die größere Überzeugungskraft und Stärke der Gemeinschaftsgestalt sowohl des Lebens wie des Apostolates darstellen.

4.1 Querspangen der Kommunikation untereinander

Die vom Bischof durch seine Gliedschaft im Kollegium der Bischöfe institutionell garantierte Katholizität einer Ortskirche erhält durch die Präsenz, die Mitarbeit und die nicht nur historisch, sondern weltweit erprobte und bewährte (diachrone und synchrone) Spiritualität der Orden eine ganz andere Konkretion, Intensität und Extensität, als sie Weltpriester dieser Diözese von ihrem Werdegang her darstellen können. Ordensleute können, wenn sie die Originalität und Weite ihres Charismas leben, die Katholizität anders und konkreter erfahrbar werden lassen als Diözesanpriester. Dazu dürfen sie allerdings nicht einfach als Lückenbüßer für fehlende Pfarrer eingesetzt werden, sondern müssten wirklich als spezifische Gemeinschaft, eben im Sinne ihres Ordens, z.B. als Jesuiten und Franziskaner, leben und erfahrbar werden können. Dann können über sie die Erfahrungen der jungen Kirchen anderer Kontinente und Situationen direkter und unmittelbarer, personaler zugänglich werden, als z.B. die Werke wie Misereor oder Missio das leisten können. Patres oder Schwestern aus fremden Ländern müssen in solchen Konventen keine Fremden bleiben und könnten gerade Europäern kulturelle und historische oder spirituelle Differenzen überwinden helfen. Umgekehrt muss man dann vielleicht nicht selbst nach Indien fahren, um etwas von der Not und Kraft der dortigen Katholiken zu erleben. Es kann eine andere Aufgeschlossenheit füreinander wachsen. Sie war eine der geheimen Erfolgsmittel des Konzils. Sie führte dazu, dass die vielen verschiedenen Beteiligten wirklich aufeinander hörten, zusammen wirkten und so zusammenwirkten. Könnte sich so etwas strukturell mit Hilfe der Orden in die Ortskirchen hinein ausweiten und auch Wirklichkeit werden?

4.2 Vorrang der geistlichen Prägung und Imprägnierung der Arbeit

Die Ordensleute haben gegenüber dem diözesanen pastoralen Personal als Unterscheidungsmerkmal das Versprechen, die drei Räte des Evangeliums zu leben. Sich nach den Räten des Evangeliums zu richten, ist ihr vorrangiges Grundprogramm. Ihnen könnten die Seligpreisungen als Umprogrammierung unserer Normalerwartungen zugänglicher und erschlossener sein als anderen. Solchen Verheißungen und Verheißungsweisungen treu zu bleiben ist schwerer, wo man sich in Verwaltungs-, Seelsorge- und Erwartungszwängen sieht; wohl auch da, wo man als Einzelner solchen Erwartungen gegenübersteht. Es ist leichter, um Ärger zu vermeiden, äußeren, alltäglichen Forderungen und dem Erwartungsdruck der Leute gegenüber am ehesten Meditation und Breviergebet und noch mehr die Evaluation der eigenen Arbeit und des eigenen Lebens durch die Impulse des Evangeliums zurückzustellen.
Könnte genau die *Übung* der Räte, d.h. die Bereitschaft zum Training im Geistlichen, an den Vorrang der geistlichen Orientierung, der Bestimmung und Durchdringung der eigenen Aufgaben und des eigenen Lebens immer wieder erinnern, ihn als Ziel festhalten und immer wieder neu durchhalten helfen, statt der Routine, äußerer Forderung und dem Erfolgszwang nachzugeben?
Können Orden – nicht nur in Beichtzentren oder Exerzitienhäusern – in ihren Konventen oder in den Pfarrhäusern, die sie über-

nommen haben, zu Brunnenstuben oder Oasen des Glaubens, des Vorrangs der geistlichen vor rein professioneller Orientierung werden? Geistliche Orientierung schließt ehrliche Professionalität nie aus, sondern fordert und fördert sie, weil sie anders auf mögliche und sachdienliche Mittel und Kompetenz verzichtete. Das ist nicht im Sinne des Heiligen Geistes. Es geht um den Stellenwert. Professionalität geistlich einzusetzen und durchzuhalten wäre eine sehr genaue und ungemein wirksame Art, die geistliche Struktur von Kirche erfahrbar werden zu lassen.

4.3. Die Gemeinschaftsgestalt des Lebens und des Apostolates

Vita communis ist zur Zeit kein Thema unter Weltpriestern. Die Umstrukturierungen in den Pfarreien und der Seelsorge führen die Priester in immer größere Distanz(en) zu den Menschen und auch untereinander. Die wachsende Vereinzelung der Priester scheint mir einer der Hauptfaktoren für die Mängel der Priester und dann auch für den Priestermangel zu sein. Die wichtigen Aufgaben in der Gesellschaft und für die Gesellschaft sind außerdem zunehmend nicht mehr von Einzelnen, sondern nur noch im Team, zusammen mit anderen zu bewältigen. Zum Dritten stellt sich immer spürbarer die Frage, wie menschliches Zusammenleben gelingt und menschlich gelingen kann. Theologisch ist seit dem Konzil die kollegiale Struktur des kirchlichen Amtes, zuerst des Bischofsamtes, aber nicht weniger des Priesteramtes, unübersehbar. Das Amt ist strukturell nicht ein Amt für oder von Einzelkämpfern. Vielmehr sind die Berufenen, angefangen von den Aposteln, wegen ihrer Gemeinschaft mit Christus in die Gemeinschaft untereinander gerufen. Doch die gesellschaftliche Notwendigkeit und theologischen Klarheit hat noch keine entsprechende, auch keine wachsende Zusammenarbeit von innen heraus hervorgebracht.

Hier scheint mir heute ein Spezifikum für die Orden im Verhältnis zu den Ortskirchen zu liegen. Werden sie erfahrbar werden lassen und durchhalten, dass sie ihren Dienst als Gemeinschaft, als Ordensgemeinschaft, und nicht als (noch so hervorragende) Einzelkämpfer tun? Dass sie ihren Dienst im Team tun? Dass Miteinander und Unterordnung und gegenseitige Ergänzung und sogar Korrektur unter Priestern kein Ding der Unmöglichkeit ist? Dass die hohen Anforderungen an pastorale Arbeit heute eigentlich nur miteinander und im Miteinander, eben nicht mehr einzeln auszuhalten sind?
Könnten Ordensleute, um ganz konkret und anschaulich zu werden, eine der neuen Essener Großpfarreien übernehmen und zeigen, nicht „wie es klappt", sondern wie fruchtbare Zusammenarbeit von Priestern in Ergänzung untereinander, eben in der Fruchtbarkeit von Brüderlichkeit, aussieht? Sollte es für Ordensleute, die eine gemeinsame Spiritualität und Erfahrung in der Leitung ihrer Mitbrüder (und Mitschwestern) haben, nicht leichter sein, eine solche Chance wahrzunehmen, als für Weltpriester?
Vielleicht werden mir manche Idealismus vorhalten oder fehlenden Realismus und fehlenden Sinn für die Schwächen von Menschen und Systemschwächen. Doch erinnere ich mich zu genau einer Grunderfahrung meiner Kaplanszeit und ebenfalls aus späteren Jahren. Als die Leute merkten, dass sie den Kaplan nicht gegen den Pfarrer ausspielen konnten und umgekehrt, versuchten sie es auch nicht mehr und hörten auf jeden von beiden anders als vorher auf einen von beiden. Die Predigten und die Aktionen wurden von unserer Seite nicht automatisch besser, aber sie fielen auf aufnahmebereiteren Boden.

Haben die Orden hier nicht Erinnerungspflichten und Erinnerungschancen gegenüber den Ortskirchen? Sie haben mehr Erfahrung und Potential an Beziehungsarbeit und Kommunikation untereinander und deshalb

auch mit anderen. Dieses Potential sollte für die Gemeinden und Bistümer fruchtbar werden.

Prof. Dr. Josef Freitag ist Professor für Dogmatik und seit Anfang Juli 2008 Dekan der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Erfurt.

1 Auszugehen ist auch von Gemeinden in Galiläa. Vgl. Mk 16,7; Mt 28,7.10.16; Joh 21,1.

2 Weisung der Väter. Apophthegmata Patrum, auch Gerontikon oder Alphabeticum genannt. Übersetzt von Bonifaz Miller. Trier, Paulinus-Verlag ^{3}1986 (Sophia, Bd. 6).

3 Athanasius: Leben des Heiligen Antonius (BKV^{2} 31, 687-777) hier Kap 2, S. 690f. Jetzt auch unter http://www.unifr/ch/bkv/awerk/htm.

4 Verfassungsurkunde der Zisterzienser. Vgl. ^{3}LThK 2 (1994) 1024f.

5 Im 20. Jahrhundert gibt es mit den Säkularinstituten einen grundlegenden weiteren Entwicklungsschritt: Man lebt die Räte „mitten in der Welt", eben ohne Klausur und ohne Konvent, scheinbar ohne Gemeinschaft. Beweggrund ist wohl die Solidarität mit der Welt in all ihren Erscheinungsformen und die Absicht, gerade den Menschen in dieser Welt nahe zu sein und ihnen in ihrer Situation das Evangelium auch ohne explizite Verkündigung – durch Vorleben – zu vermitteln oder wieder zugänglich zu machen. Selbst da, wo einzelne die Räte allein lebend leben, leben sie nach den Räten und leben in einer Gemeinschaft, die ihnen Rückhalt, Anhalt an den Erfahrungen der anderen und Orientierung gibt. Die Mitglieder leben von und in gesammelter Erfahrungsweisheit der Gemeinschaft. Solange sie in Kirche leben und deswegen zu Christus und zur Gemeinschaft mit ihm und daher zur Gemeinschaft miteinander, also zur Kirche führen wollen, stehen auch die Glieder noch so allein und verborgen lebender Säkularinstitute in der Gemeinschaft als Quelle, Ort und Ziel ihres Lebens. Ihre Vereinzelung ist Mittel, nicht Ziel. In diesem Sinne sind Säkularinstitute, einzeln lebende „Räte-Christen" in der Welt, ja sogar die modernen Einsiedler und Einsiedlerinnen in den folgenden Überlegungen nicht einfach vergessen oder ausgeblendet, auch wenn ihre Situation nicht unmittelbar im Blick ist.

6 Sie manifestiert sich nicht nur im Rätestand, sondern auch in den Sakramenten, der Unfehlbarkeit der Kirche. Vgl. unten.

7 Vgl. auch LG VII (48-51): Der endzeitliche Charakter der pilgernden Kirche ... und LG VIII (52-61): Die selige jungfräuliche Gottesmutter Maria im Geheimnis Christi und der Kirche. Beide Kapitel lassen eschatologisch bzw. mariologisch die pneumatische Struktur der Kirche erkennen.

8 Ein Sichtbarwerden und eine Manifestation des Wesens der Kirche (und zwar als Ausdruck des Geheimnisses Christi, das sich im Hl. Geist realisiert) vollzieht sich in der Feier der Liturgie, besonders in der Eucharistie (vgl. SC 2 und SC 7). Vielleicht geht es deswegen im Konzil wie um die Erneuerung der Liturgie (ihrer sichtbaren, sozialen Dimension) so auch um die Erneuerung des Ordenslebens als der sozial-sichtbaren Manifestation der pneumatischen Struktur der Kirche. SC 4 spricht von „rechtlich anerkannten Riten", entsprechend LG 39 von einer „anerkannten Lebensform, einem Stand".

9 In der ostkirchliche Auffassung des Mönchtums wird das noch deutlicher, insofern die Mönche als Modell des Christseins gelten. Vgl. Orientale Lumen 9 [VApS 121, Bonn 1995, S. 93); vgl. auch LG 40.2: „Jedem ist also klar, dass alle Christgläubigen jeglichen Standes und Ranges zur Fülle des christlichen Lebens und zur vollkommenen Liebe berufen sind. Durch diese Heiligkeit wird auch in der irdischen Gesellschaft eine menschlichere Weise zu leben gefördert."

Kapitel VI *Die Ordensleute* (LG 43-47) liest sich wie die Fortsetzung von LG 41: Stände der Kleriker (Bischöfe, Priester, Diakone), Stand der Eheleute, Arme, Kranke, Schwache, Verfolgte; dann als eigenes Kapitel der Räte- oder Ordensstand (LG 43-47).

10 Vgl. Kap. VII und VIII von LG.

11 Hans Urs von Balthasar stellt ausdrücklich heraus, die Christen seien durch die Heiligkeit bzw. die Heiligen, nicht das Amt erlöst. Das Amt gründet in der Heiligkeit Christi, die es trotz eigener Unheiligkeit vermittelt (das ist die theologische Quintessenz des Amtes). Heiligkeit bzw. Liebe ist die Mitte des Amtes, wie positiv die Frage Jesu an Petrus zeigt (Joh 21,15-18) sowie negativ der Donatistenstreit um die Heiligkeit (Geistbesitz) der Amtsträger.

12 Damit ist die Unterscheidung auch hier schon da.

13 „Unter seinen Gliedern herrscht eine Verschiedenheit, sei es in den Ämtern, da manche im heiligen Dienst zum Nutzen ihrer Brüder wirken, sei es in Stand und Lebensordnungen, da viele im Ordensstand auf einem engeren Weg nach Heiligkeit trachten und die Brüder durch ihr Beispiel anspornen." (sive secundum officia ... sive secundum condicionem et vitae ordinationem).

Veritas Albers OSU

Autonomie der Schulen in freier Trägerschaft

Rechte und Pflichten der Ordensschulträger

Im Workshop am 17. Juni 2008 in Vallendar ging es mir beim obigen Thema auch um einen Erfahrungsaustausch und eine gemeinsame Suche nach Lösungen bei Konfliktfällen. Der sehr lebhafte Austausch hat stattgefunden, kann aber aus Diskretionsgründen nach Absprache mit den Teilnehmern nicht dokumentiert werden. In meinen Ausführungen beziehe ich mich auf einschlägige Arbeiten der Juristen Prof. Dr. Raimund Wimmer und Dr. Gernot Fritz, welche den Arbeitskreis Katholischer Schulen bei der Deutschen Bischofskonferenz (AKS) in Schulrechtsfragen beraten haben bzw. beraten.

In den einzelnen Bundesländern sind die Privatschulgesetze so unterschiedlich, dass ich versuche, die Autonomie der Einzelschule mit Hilfe des Grundgesetzes Art.7 Abs. 4 und 5 zu begründen, weil darin die Eckpunkte der Privatschulfreiheit markiert werden:

- „Das Recht zur Errichtung von privaten Schulen wird gewährleistet.
- Private Schulen als Ersatz für öffentliche Schulen bedürfen der Genehmigung des Staates und unterstehen den Landesgesetzen.
- Die Genehmigung ist zu erteilen, wenn die privaten Schulen in ihren Lehrzielen und Einrichtungen sowie in der wissenschaftlichen Ausbildung ihrer Lehrkräfte nicht hinter den öffentlichen Schulen zurückstehen und eine Sonderung der Schüler nach den Besitzverhältnissen der Eltern nicht gefördert wird.
- Die Genehmigung ist zu versagen, wenn die wirtschaftliche und rechtliche Stellung der Lehrkräfte nicht genügend gesichert ist."

Zum tieferen Verständnis dieses Artikels seien folgende Zitate erlaubt: Die Eckpunkte der Privatschulfreiheit „dürfen auch durch den Landesgesetzgeber nicht eingeschränkt werden – geschweige denn durch die Exekutive. Darüber hinaus verpflichtet das grundgesetzliche Rechtsstaats- und Demokratieprinzip den Gesetzgeber, die wesentlichen Entscheidungen des Schulwesens selbst zu treffen und nicht der Schulverwaltung zu überlassen. Dies betrifft insbesondere die Bereiche, bei denen Eingriffe im Grundrecht zu gegenwärtigen sind. Dort gilt der Vorbehalt des Gesetzes. Auch wo die Exekutive dann mittels Verordnungen tätig wird, bedarf es zuvor einer gesetzlichen Ermächtigung, die Inhalt, Zweck und Ausmaß festlegt. In Bezug auf die Privatschulen ist stets zu prüfen, ob sich eine schulgesetzliche Regelung des Landes unter Berücksichtigung der Autonomie überhaupt auf Schulen privater Träger erstreckt. Bei Rechtsverordnungen stellt sich diese Frage sowohl mit Blick auf das zu ermächtigende Gesetz als auch hinsichtlich der hierfür gestützten Verordnung". (Fritz, S. 159)

Nach Wimmer versteht das Bundesverfassungsgericht (BVerfG E75,40,62) die im Grundgesetz garantierte Privatschulfreiheit so: „Sie diene der freien Entfaltung der Persönlichkeit, der Religions- und Gewissensfreiheit, der Verwirklichung des Elternrechts. Sie sei ein Korrelat zur religiösen und welt-

anschaulichen Neutralität des Staates. Sie realisiere die Offenheit der Gesellschaft für eine Vielfalt von Bildungs- und Erziehungszielen, und sie sei es, die das Bedürfnis der Bürger befriedige, in der ihnen zeitgemäßen Form die eigene Persönlichkeit und die ihrer Kinder zu entfalten." (Wimmer, S.3)

Das Grundgesetz erwähnt nicht nur die Gründungsfreiheit, sondern garantiert die Privatschule dauerhaft als Institution und damit auch ihre Autonomie.
Das Grundgesetz unterscheidet zwischen
- öffentlichen und
- privaten Schulen, die beide dem jeweiligen Landesgesetz unterstehen.

Nur für öffentliche Schulen gilt das allgemeine Schulrecht uneingeschränkt, und sie können keine grundsätzlich garantierte Autonomie beanspruchen. Sie gehören zum staatlich verantworteten Schulwesen. Ihre Träger sind öffentlich-rechtliche Körperschaften, wozu der Staat oder die Kommunen zählen.
Für die Privatschulen gilt das Privatschulgesetz. Wenn Kirchen und Klöster den Status öffentlich-rechtlicher Körperschaften haben, gilt trotzdem für sie das Privatschulgesetz, weil sie nicht Teil des staatlich organisierten Schulwesens sind. Ihr Vorteil ist, wegen der damit verbundenen Personalhoheit Lehrer z.B. im Kirchendienst anstellen zu können und ihnen einen beamtenähnlichen Status zu verleihen.

Privatschulen dürfen einen eigenverantwortlichen Unterricht erteilen. Der Freiraum der Privatschulen bezieht sich insbesondere auf die
- Erziehungsziele,
- Lehrmethode und Lehrinhalte,
- Auswahl der Lehrer und Schüler,
- weltanschauliche Grundlagen.

Wenn eine Privatschule genehmigt ist, so gelten die oben genannten Bestimmungen des Grundgesetzes abschließend und können durch landesgesetzliche Bestimmungen konkretisiert, nicht aber substantiell verändert werden. „Die Bundesländer dürfen keine ihnen sinnvoll oder notwendig erscheinenden Verschärfungen der Genehmigungsvoraussetzungen vornehmen – auch nicht durch Gesetz." (Fritz, S.159)
Für staatlich anerkannte Privatschulen gelten allerdings Bedingungen, die über die Genehmigungsvoraussetzungen hinausgehen. Dazu gehören z.B. die für entsprechende öffentliche Schulen geltenden Aufnahme- und Versetzungsbedingungen, die Bestimmungen für die gymnasiale Oberstufe und für das Abitur. Diese Bedingungen werden durch ein Landesgesetz geregelt, das auch für staatlich anerkannte Privatschulen gilt. In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, dass ein Landesgesetz, das sich ausdrücklich auf Schulen in freier Trägerschaft bezieht, auch zu beachten ist, andernfalls bleibt nur, eine verfassungsrechtliche Klage anzustrengen.
In der Praxis zeigt sich häufig, dass die Beamten der Bezirksregierungen zuerst vom ihnen geläufigen staatlichen Schulrecht ausgehen und das Privatschulgesetz aus Routine oder Unkenntnis nicht beachten. Schulträger sollten das nicht widerstandslos hinnehmen und sich einfach dazu äußern.
Da nach dem Grundgesetz die Privatschulen dem jeweiligen Landesgesetz und der staatlichen Schulaufsicht unterworfen sind, kann es zu Grenzüberschreitungen kommen, wenn nicht beachtet wird, dass für private Schulen eine reine Rechtsaufsicht gegenüber dem Schulträger besteht und keine Fachaufsicht im üblichen Sinne. Diese Rechtsaufsicht hat lediglich zu überprüfen, ob die Anerkennungs- und Genehmigungsvoraussetzungen noch gegeben sind. Wenn, wie z.B. in Rheinland-Pfalz, Landesbeamte einer privaten Schule zugewiesen oder befördert werden, ist der Schulträger ins Benehmen zu setzen.
Sind weniger Lehrer zu bekommen, werden diese häufig durch den Staat von unseren Schulen abgeworben. Jungen und guten Lehrern und solchen mit sog. Mangelfächern bie-

tet der Staat in diesen Fällen Beamtenstellen an, ohne den Schulträger zuvor zu kontaktieren. Oft genug wird ihnen auch noch gesagt, sie bekämen nicht mehr die Chance der Verbeamtung, wenn sie die angebotene Stelle nicht annehmen würden. Bei diesem unzulässigem Verhalten der Bezirksregierungen sollte sich der Schulträger sofort „einmischen".

Es ist mit den Bezirksregierungen der Länder ausgemacht, dass sie Bewerbungen von Lehrern aus einem anderen Bundesland nur annehmen können, wenn eine Freistellungserklärung des Schulträgers vorliegt, die durchaus eine Befristung der Gültigkeit enthalten kann.

Folgende Grenzüberschreitungen sind möglich:

- Schulleiterbesetzung
- Besetzung von Funktionsstellen
- Beförderungen ohne Einverständniserklärung des Schulträgers
- Informationen von Ministerien und Bezirksregierungen direkt an die Schulen und nicht an die Schulträger
- Anforderung statistischer Daten ohne Einwilligung des Trägers.

Die Besetzung der Schulleiterstelle gehört zum Kernbereich der Zuständigkeit des Schulträgers einer privaten Schule und darf auf keinen Fall aus der Hand gegeben werden. Außerdem gehören die Auswahl der Lehrer und ihre Beförderung zu diesem Bereich. Auch bei Beförderungen und der Vergabe von Funktionsstellen an zugewiesene Landesbeamte hat der Träger ein gewichtiges Wort mitzureden. Unmittelbare Einwirkungsmöglichkeiten in den Kernbereich der privaten Schulen, wozu natürlich ebenfalls die Schülerauswahl und die Lehrmethoden und Lehrinhalte gehören, haben die Referenten der Bezirksregierungen nicht.

Ein neues Problem ergibt sich durch die häufige Abfrage statisticher Daten, weil auch da der Schulträger nicht zuvor gefragt wird und deshalb nicht prüfen kann, ob die Übermittlung dieser Daten mit dem kirchlichen Datenschutz vereinbar ist und wie die Bistümer sich verhalten. Bei allen Informationswünschen durch den Staat ist zuerst die Frage der Legitimation zu stellen.

Ganz brisant werden die Fragen der Autonomie bei den geplanten und schon durchgeführten Schulinspektionen, Evaluationen, Vergleichsarbeiten, Qualitätserhebungen und Rankingbestrebungen.

Einzelschulen sind in der Regel mit der Durchführung und Entwicklung eigener Qualitätskontrollen überfordert und warten darauf, in die diesbezüglichen Gespräche der bischöflichen Schulabteilungen einbezogen zu werden, weil diese ja auch über die Katholischen Büros mit der politischen Ebene Absprachen treffen.

Eine Arbeitsgruppe des Arbeitskreises katholischer Schulen in freier Trägerschaft (AKS) erarbeitet momentan Qualitätskriterien, die Grundlage für Maßnahmen interner und externer Evaluation katholischer Schulen sein können.

Künftig wird es darum gehen, dass Schulträger, Schulabteilungsleiter oder deren Vertreter in den Katholischen Büros regelmäßigen Austausch pflegen, vor allem dann, wenn Routinegespräche mit der Regierung anstehen, bei denen keine Vertreter der Ordensschulträger einbezogen werden. Erst in diesen gemeinsamen Gesprächen wird deutlich, wie unterschiedlich die Interessen der „Großen und Kleinen" Träger (Bistümer bzw. Orden) sein können. Was dort als Vorteil gesehen wird, ist vielleicht für den kleinen Träger ein Dilemma. Als Beispiel nenne ich die Kapitalisierung angebotener Planstellen, auf die kleine Träger besonders deshalb angewiesen sind, weil sie keine beamtenähnliche Stelle anbieten können, wenn es nicht wie in Nordrhein-Westfalen eine Privatschulregelung gibt, die den genannten Status vorsieht.

Das Grundgesetz garantiert nicht nur Rechte, sondern es beinhaltet eine Verpflichtung des Staates, private Ersatzschulen neben dem

öffentlichen Schulwesen zu fördern und ihren Bestand zu schützen. Genau da beginnt die Problematik, die Wimmer erörtert, und die ich hier zitieren möchte. „Die Frage eines generellen Anspruchs auf öffentliche Finanzhilfe, ableitbar aus dem Grundgesetz, ist jahrzehntelang in Rechtsprechung und Literatur erörtert und unterschiedlich behandelt worden. Das Bundesverfassungsgericht hat erstmals 1966 einen Anspruch aus Art.7 Abs. 4 GG abgeleitet. Dieser ist aber in vielem weiterhin umstritten geblieben. Schließlich hat das Bundesverfassungsgericht diese Diskussion 1987 mit der Feststellung beendet, den Ersatzschulen stehe zwar kein aus Art.7 Abs. 4 GG ableitbarer Anspruch auf Finanzhilfe zu, weil die Vorschrift „ textlich unvollständig" sei. Die Länder hätten aber unter bestimmten Umständen gleichwohl eine verfassungsrechtliche Förderpflicht gegenüber den Ersatzschulen. Diese Pflicht umfasse ein Maß an Förderung, das erforderlich sei, um die Genehmigungsvoraussetzungen aufrecht zu erhalten. Darüber hinaus stehe es den Landesgesetzen frei, weitere Hilfen zu gewähren. (...) 1997 ist das Gericht , nicht zuletzt unter dem Eindruck schwindender öffentlicher Finanzmittel, ein Stück zurückgerudert. Der Staat sei nur verpflichtet, einen Beitrag bis zur Höhe des Existenzminimums der Institution Ersatzschulwesen zu leisten, wobei selbstverständlich sei, dass jeder Ersatzschulträger eine angemessene Eigenleistung erbringen müsste. Der Staat dürfe erwarten, dass die Schulträger ihrem Interesse an der Verwirklichung eigener Ziele und Vorstellungen im schulischen Bereich eigenes finanzielles Engagement folgen ließen. (...) In einer Entscheidung vom 23.11.2004 schließlich fährt das Bundesverfassungsgericht die staatliche Finanzierungspflicht ein weiteres Stück zurück: Es sei mit dem Grundgesetz grundsätzlich vereinbar, bei der Bemessung der wirtschaftlichen Hilfe, die die Länder privaten Ersatzschulen gewährten, nur diejenigen Schülerinnen und Schüler zu berücksichtigen, die ihre Wohnung oder ihren Wohnsitz im Sitzland der Ersatzschule haben (Landeskinderklausel)." (Wimmer, S. 16/17)

Natürlich schränkt die Abhängigkeit von öffentlichen Finanzzuwendungen unseren Freiraum ein. Deshalb ist es unabdingbar, mit den Ministerien zu sprechen und vor allem zu versuchen, die Situation kleiner Schulträger durch Fakten zu belegen und damit ins Bewusstsein der Landesgesetzgebern zu bringen. Gleiches gilt für die Gespräche mit den Generalvikariaten und der einzelnen Ersatzschulträger eines Bundeslandes und oder einer Diözese.

Die Landesarbeitsgemeinschaften und die Arbeitsgemeinschaften Freier Schulen AGFS können dabei sehr hilfreich sein, weil darin Vertreter der Kirchen, der Walldorfschulen, der Diakonie,des Verbandes der Freien Schulen (VDP) und der Orden vertreten sind

Wenn es im zitierten Grundgesetz heißt, dass die wissenschaftliche Ausbildung der Lehrkräfte nicht hinter der an öffentlichen Schulen zurückstehen darf, so versteht man unter dieser Genehmigungsvoraussetzung das Geichwertigkeitsprinzip. Gleichwertigkeit meint nicht Gleichheit mit öffentlichen Schulen. Die Gleichwertigkeit verlangt allerdings Mindeststandards und eröffnet Freiräume für die privaten Schulen. Von den Ersatzschulen wird allerdings verlangt, dass sie in ihren Bildungs- und Erziehungszielen sowie im Standard der Wissensvermittlung nicht hinter den öffentlichen Schulen zurückstehen, weil sie sonst keine Ersatzschulen wären, in denen Schülerinnen und Schüler ihrer Schulpflicht genügen können. „Die Schüler müssen am Ende der betreffenden Schule diejenigen Bildungs- und Erziehungsziele erreichen, die das Landesrecht für vergleichbare öffentliche Schulen vorgibt." (Wimmer, S.4) Das Bundesverfassungsgericht hat erst im Jahre 2000 (BVerwGE,112,263) für eine Montessorischule in Bayern bestätigt: „Der Ausbildungs- und Leistungsstand der einzelnen Jahrgangs-

klasse am Ende des Schuljahres gehört nicht zu den Lehrzielen, hinsichtlich derer die Ersatzschulen nicht hinter den öffentlichen Schulen zurückstehen dürfen." Gleichwohl sind die Ersatzschulen gut beraten, jederzeit Übergänge in öffentliche Schulen zu gewährleisten und sich Vergleichsarbeiten in gewissem Rahmen nicht zu verschließen, weil schon in Hinblick auf das Zentralabitur derartige Arbeiten eingeübt sein sollten.
In der Regel sollen für die Lehrkräfte an Ersatzschulen gleiche Qualifikationen vorliegen, wie sie die Lehrer an öffentlichen Schulen vorweisen müssen. Aber nach Auslegung von Wimmer (S.4) ist es dem Träger durchaus gestattet, im Einzelfall auch anders qualifizierte Lehrkräfte einzusetzen, die für die betreffende Aufgabe besonders geeignet sind. Dazu gehören z.B. in Fremdsprachen ausländische Lehrer mit einer anderen, aber gleichwertigen Ausbildung.
Lehrerstatus, Mitwirkung von Lehrern, Eltern und Schülern und der Schulvertrag sind wichtige Themen für die privaten Ersatzschulen. Zum Lehrerstatus gehört einerseits die gleichwertige Ausbildung, andererseits die genügend gesicherte wirtschaftliche und rechtliche Stellung der Lehrkräfte, weil diese zu den Genehmigungsvoraussetzungen des Grundgesetzes gehören. Wenn die Refinanzierung der Lehrergehälter nicht genügend gewährleistet ist, gehört das Privatschulgesetz des betreffenden Bundeslandes auf den Prüfstand, und es lohnt sich, darum gemeinsam mit den Bistümern bei den Ministerien vorstellig zu werden.

Lösungen gibt es nur bei großer Gemeinsamkeit und Transparenz in der Darstellung der Probleme. Zum Selbstverständnis der Katholischen Privatschulen gehört es, eng mit Lehrern, Eltern und Schülern zusammenarbeiten. Besonders die Eltern sind wichtige Partner in unserer Bildungs- und Erziehungsarbeit. Deshalb haben die Schulen eine Mitwirkungsordnung, die keineswegs die des Staates sein muss.

Wenn die privaten Schulen die Beschulung von Schülern vornehmen, die diese Schulen freiwillig besuchen, so ist der Schulvertrag ein wichtiger Bestandteil des Schulverhältnisses. Darin ist klar zu regeln, welche Rechte und Pflichten bestehen, etwa, dass die Teilnahme am Religionsunterricht verbindlich ist und bleibt.
Welche Bedeutung diesen Schulverträgen beigemessen wird, zeigt ein Urteil des Bundesgerichtshofes vom 17. Januar 2008 (III ZR 743), das die Rechte des Privatschulträgers im Verhältnis zu den öffentlichen Schulen hervorhebt.

Sr. Veritas Albers OSU ist Oberin und Referentin für die ordenseigenen Schulen. Sie war zuvor Generaloberin und über 30 Jahre im Schuldienst.

LITERATUR

Wimmer, Prof. Dr. Raimund: Mut zum Profil. Freiräume Katholischer Schulen in Rheinland Pfalz, Hrsg.: Hauptabteilung Schule/Hochschule des Bischöflichen Generalvikariates Trier, 2005.

Fritz, Dr. Gernot : Wie frei sind die freien Schulen? in: engagement / Zeitschrift für Erziehung und Schule, Heft 2 / 2005 Verlag Aschendorff.

Wächter, PD Dr. Jörg-Dieter: Die Freiheit freier Schulen, in: engagement/ Zeitschrift für Erziehung und Schule , Heft 2 / 2005 Verlag Aschendorff.

Langendörfer S.J., P. Dr. Hans: Katholische Schulen – mehr Bedarf als Angebot, in: engagement/ Zeitschrift für Erziehung und Schule, Heft 2/ 2005 Verlag Aschendorff.

van Buer, Jürgen / Wagner Cornelia: Qualität von Schule, in: Kritisches Handbuch, Peter Lang, Internationaler Verlag der Wissenschaften, Frankfurt 2007.

Rees, W.: Katholische Schule – Notwendige oder überflüssige Wahrnehmung eines Grundrechts, in: engagement / Zeitschrift für Erziehung und Schule, Heft 1-2 / 1996 Verlag Aschendorff.

Gravissimum educationis, in: Rahner /Vorgrimmler: Kleines Konzilskompendium, Herder 1966.

Bertram Dickerhof SJ

Autonomie in Bezogenheit

eine spirituelle Herausforderung für Leitung – Konvent – Gemeinschaft

Beim Thema „Führen"[1] geht es um Handeln: durch welches Handeln kann bei einer gegebenen Ausgangssituation ein gestecktes Ziel erreicht werden? Daher steht im Zentrum der folgenden Überlegungen ein Handeln der Führung das ich „haltende Konfrontation" nenne. Dieses soll nicht auf die Person des Führenden beschränkt bleiben, sondern die Kultur einer Gemeinschaft, eines Konventes oder Teams prägen, um seine ganze Kraft und Bedeutung zu entfalten.

Worum geht es dabei? – „Haltende Konfrontation" meint ein Kommunikations- besser gesagt ein Beziehungsverhalten, das genau in dem besteht, was das Wort sagt: das Gegenüber wird durch Beziehung, Interesse, Zuwendung ge-halten, – in der doppelten Bedeutung von „unterstützt" und „am Fortlaufen gehindert" – und zugleich stellt man sich ihm entgegen, so dass die Chance zu einer Be-gegnung entsteht, zum Erleben und Spüren des Andern als Gegenüber. Diese Handlungsweise entspringt einem zur Haltung gewordenen Feedbackgeben und -nehmen, das durch permanentes Üben und Erfahrungen damit sammeln im Alltag in das Leben und die eigene Person integriert wurde zu einem dienlichen, Beziehung fördernden, klärenden Verhalten.

In diesem Beitrag geht es zunächst darum die Bedeutung dieses Verhaltens für drei relevante Problemkreise herauszustellen, nämlich wie in einer Gruppe, einem Team, Konvent,... Autonomie in Bezogenheit gefördert werden kann (1.); wie eine Glaubensgemeinschaft auf dem Weg der Nachfolge Jesu gefördert wird (2.); und schließlich wie Organisationen in Zeiten der Veränderung verlebendigt werden (3.). Im Anschluss daran erläutere ich, was mit subjekthafter, offener, direkter Kommunikation (4.) gemeint ist, deren Kern die „haltende Konfrontation" (5.) ausmacht. In einem letzten Abschnitt (6.) stelle ich mit dem IMS – Kompetenzen – Modell von Führung im Glauben zugleich Lern- und Übungsorte für dieses anspruchsvolle Kommunikations- und Beziehungsverhalten vor, die das Institut der Orden (IMS) anbietet.

1. Autonomie in Bezogenheit in einer Gruppe (Konvent, Team ...) fördern

Ein möglichst hohes Maß an Selbständigkeit, individuellem Gestaltungsspielraum ist heute selbstverständliches Bedürfnis von Mitarbeitern und Ordensangehörigen als Bürgern einer Gesellschaft, in der persönliche Freiheit, Unabhängigkeit und Selbstbestimmung im Raum fast grenzenloser Gestaltungsmöglichkeiten Credo ist. Sie ist allerdings auch notwendig angesichts der komplex gewordenen Arbeitsanforderungen und des relativ hohen Ausbildungsstandes. Auf den Versuch, Gestaltungsspielräume zu eröffnen mit der Aufforderung, selbst zu erkennen und zu tun, was „dran" ist, werden einige mehr oder weniger oft ihre Freiheit in Verantwortung vollziehen – was ich die reife Form von Autonomie nenne (R) – und sich dabei in Beziehung setzen müssen mit der Situation, dem Umfeld, den betroffenen anderen Menschen und natürlich sich selbst: dem eigenen Veränderungswunsch, Fragen der Zuständigkeit, der Folgen usw. Andere werden verstärkt dazu neigen, ihr „eigenes Ding" zu machen, zu tun, was ihnen passt oder sich eine Nische zu suchen.

Diese mangelhafte Form, Autonomie zu leben (M), führt zu Verschiedenartigkeiten ohne Beziehungen untereinander: man lässt sich gegenseitig gewähren. Ebenso ist Gemeinschaft ein Verlangen der Stunde, das in einer Welt der Einzelkinder, Singles, Alleinerziehenden und Witwen von gegenseitiger lebenspraktischer Unterstützung über Gesprächsmöglichkeiten und gemeinsame Unternehmungen bis zu wirklicher personaler Begegnung reicht. Für Christen ist Glaube ohne Gemeinschaft schlicht unmöglich. Die Führungskraft, die in ihrem Bereich für Gemeinschaft sorgen will, muss verlangen, dass alle zur selben Zeit am selben Ort sind, dass es ein gemeinsames Thema, eine gemeinsame Beschäftigung gibt. Damit erreicht sie zunächst einmal nur eine gewisse Uniformierung, die bald schal und unbefriedigend wird, nichtssagend, ein Ort des erlebten Mangels (M), wenn es nicht zu wirklichem Kontakt, zur Begegnung der Personen in ihrer Verschiedenartigkeit kommt (R). Während man das „Laissez-faire" eher bei den Ordensmännern, die Uniformität eher bei den Ordensfrauen findet, entbehrt beides tendenziell echter Begegnung und steht im Dienst einer Vermeidung: Man fürchtet die Auseinandersetzung über Unterschiede und damit den Konflikt, der darin liegt. Es ist gesellschaftlich verbreitete Sichtweise, dass Konflikte stören und nicht sein sollten („Bleiben wir doch sachlich!", „Streitet doch nicht!", „Bei euch herrsche der Friede Christi!" usw.), und man kann sich als „Lösung" meist nur vorstellen, dass es einen Sieger und einen Verlierer gibt. Dass der Konflikt eine wahre Chance ist und Aussicht auf Gewinn für die ganze Gemeinschaft bietet, kommt vor lauter Angst und Abwehr selten in den Blick. Wer als Führender mit seiner Gruppe einen Schritt von (M) in Richtung (R) gehen will, wird aber um einen Konflikt durch offene, direkte, personale Konfrontation nicht herumkommen: Beispielsweise wird er eine Person, die seinem Erleben nach nur sich und ihren Vorteil sieht, aber nichts für die Gruppe macht, genau mit dieser Wahrnehmung konfrontieren müssen. Oder, anderes Beispiel, eine Oberin wird ihrem Konvent sagen müssen, dass sie die gemeinsamen Rekreationen eigentlich langweilig findet und vermutet, dass es anderen ähnlich geht, da etliche vor dem offiziellen Ende schon gehen. Soll es nicht nur beim Vorwurf und beim Frust ablassen bleiben, muss die Konfrontation haltend sein, damit ihr Inhalt konstruktiv besprochen und ein Schritt miteinander in Richtung (R) gegangen werden kann.

2. Wie eine Glaubensgemeinschaft auf ihrem Weg gefördert wird

In Kapitel 18 des Matthäusevangeliums[2] geht es um das Leben in der Gemeinde und damit um Antworten auf Fragen wie: Worauf kommt es an für eine Gruppe an Christus Glaubender? Was unterscheidet sie von anderen? Wie geht es zu in dieser Gemeinde, oder zumindest, wie sollte es zugehen? Wie ist die Gemeinde organisiert? Welche Ämter, Riten, Ordnungen gibt es? Allerdings fällt auf, dass, obwohl die in Syrien (Antiochia?) beheimatete, judenchristliche (nach Flucht aus Palästina im römisch-jüdischen Krieg?) Gemeinde Ämter (Propheten, Wanderradikale, Schriftgelehrte, ...) und Riten (Herrenmahl, Taufe, ...) kennt, davon im Folgenden überhaupt nicht die Rede ist, also die beiden letzten obigen Fragen unbeantwortet bleiben. Als eine Hauptaussage des Textes ist infolgedessen anzusehen, dass das Wesentliche dieser Gruppe im „Zwischen" ihrer Mitglieder besteht, in deren Begegnung und Beziehung. Und dies ist nicht nur nicht an Ämter delegierbar oder durch Ordnungen regulierbar, sondern wird durch starke Hierarchisierung und Normierung geradezu verhindert:[3] Man muss dann halt Dinge nicht mehr miteinander aushandeln und sich nicht mehr miteinander in Beziehung und auseinander setzen. Doch genau dies und damit eine ständige Infragestellung, Anpassung und Transzendierung bestehender

Normierungen und Grenzen erscheint mir als das Spezifikum dieser Gruppe.[4]

Gehen wir das Kapitel von vorne durch. Es beginnt (V 1-5) mit der Erhebung des Kindes in die „α -Position"[5] der Gruppe als Antwort auf die Frage der Jünger, wer denn im Himmelreich der Größte sei. Vision, Ziel, Entwicklungsrichtung der Gemeinde ist „Kindsein", „kleinsein". Kinder und Erwachsene werden beide, und i.a. unbewusst, von den Antrieben des Herzens bestimmt, z.B. dem Wunsch nach Anerkennung. Während das Kind offen, unverstellt, ohne Hintergedanken seinem Impuls folgt, tut der Erwachsene dies eher verdeckt. „Kindsein", „Kleinsein" als Vision heißt, dass das (erwachsene) Gemeindemitglied sich um unmittelbaren und bewussten Kontakt mit den Bewegungen des eigenen Herzens bemüht.[6] So hat es die Chance, seine inneren Antriebe zu unterscheiden, das Böse auszuleiden und das Gute zu verwirklichen. Im Gegensatz dazu wird der „Erwachsene", der nicht im Kontakt mit seinem Herzen steht, von dessen Antrieben blind regiert, wie etwa der Pharisäer, dem es beim Fasten und Beten eigentlich darum geht, von den Menschen bewundert zu werden (Mt 6, 1-18).
Gleich der nächste Abschnitt (V 6-11) spricht über Realität und Normalität von Verführung „für die Kleinen". Sie ist in der Tat nahe liegend: das Herz ist ja – bevor Liebe, Erbarmen, Sanftmut usw. dort einziehen – zuerst einmal der Ort von „bösen Gedanken, Unzucht, Diebstahl, Mord, Ehebruch, Habgier, Bosheit, Hinterlist, Ausschweifung, Neid, Verleumdung, Hochmut und Unvernunft" (Mk 7, 21f). Der Weg zum eigenen Herzen ist mit tausend (inneren) Konflikten, Ängsten und Leiden gepflastert. Jeder, der ihn geht, erlebt Kleinsein und Ohnmacht, Ent-täuschung und Desillusionierung. Was Wunder, dass jede Kultur (auch) die Funktion hat, gesellschaftlich akzeptierte Flucht- und Kompensationsmöglichkeiten anzubieten: Brot und Spiele, Konsum, Sex, Suchtmittel, Wege zu Geld und Erfolg, Machtausübung, Anerkennung und (Star-) Ruhm. Bei dieser Lage müssen in einer solchen Gemeinde all diese Dinge auch Thema sein können, muss man in dieser Gruppe über sein Befinden, sein Begehren, seine Kompensationen sprechen können, zumal dem einzelnen Gruppenmitglied tief greifender Verzicht, radikale Trennung, ja Leiden zugemutet wird. Nicht nur Verführung ist „normal" und findet real dauernd statt, auch sich zu verirren ist „normal" und ereignet sich alltäglich, wie das sich anschließende Gleichnis vom verlorenen Schaf dokumentiert (V 12-14). Alles eigene Mühen reicht nicht aus, der Einzelne verirrt sich immer wieder. Er braucht die anderen, damit er auf dem Weg bleiben kann. Es ist erste, vorderste Pflicht der Gruppe – und eben nicht nur der Amtsträger, jeder ist gefordert – sich um den Kontakt mit dem vom Weg Abgekommenen zu bemühen. Dieses Mühen um die Beziehung zum Verlorenen verheißt als Gewinn eine besondere Freude; es entsteht ja mehr Ganzheit – in der Gruppe und im Einzelnen. Zugleich ist es Auftrag des „Vaters im Himmel" an die Gemeinde. Diesen Auftrag nicht zu erfüllen, bedeutet für die Gemeinde Jesu – der sich durch Gehorsam gegenüber dem Vater bis zum Tod ausgezeichnet hat – ihrerseits Abirren vom Weg. Dieser Auftrag des „Vaters" erscheint mir als eine Ungeheuerlichkeit: nicht der „Sünder", „Verirrte", Abweichler, Schwierige usw., sondern die „Gerechten" und „Guten" machen sich auf den Weg und suchen den Kontakt. Wie geht das? Von oben herunter Verstoß gegen die Ordnung oder das Dogma festzustellen, führt mehr zu Einschüchterung denn zu Beziehung. Am ehesten wird es gehen, wenn der Suchende sich als Mensch zeigt: von sich, seinen Gefühlen, Interessen spricht, von den inneren Bewegungen, die durch den Verirrten ausgelöst wurden – und zugleich Stand hält: in die offenbare Unterschiedlichkeit, in den Konflikt hineingeht, so dass Begegnung sich ereignen kann. Kurz: dieser Auftrag des Vaters zwingt zu Risikofreude, Zivilcourage und eigener Grenzüberschreitung. Auch die suchenden Gruppenmitglieder müssen sich

ihrerseits ausliefern, ihre Sicht der Dinge anfragen lassen, sich angreifbar machen, klein und arm werden.

Damit sind wir schon mittendrin im Thema des nächsten Abschnittes (V 15-20), der fast so etwas wie eine zentrale Methodologie der Gemeinde bietet: Was sind also ihre entscheidenden Instrumente? Hören, etwas an sich heranlassen, sich in Frage stellen lassen – was ja überhaupt nur dann erwähnenswert ist, wenn umgekehrt das Gesagte und zu Hörende etwas treffendes, möglicherweise sogar Verletzung riskierendes, Grenzen überschreitendes ist, wenn konfrontiert wird zwischen Gleichrangigen und bei gleicher Augenhöhe: „haltende Konfrontation", Konfliktregulierung als Instrument und Chance für Begegnung miteinander. Begegnung miteinander ist zugleich Begegnung mit Christus. Nach diesem Kapitel ist sie in dieser Welt der einzige Ort echter Christusbegegnung und Gotteserfahrung!

In der „Pflicht zur Vergebung" und im „Gleichnis vom unbarmherzigen Gläubiger" (V 21-35) wird die alles entscheidende Tugend dieser Gruppe artikuliert: Barmherzigkeit, Mitleid, gegenseitige Annahme, Seinlassen, Vergebung. Vergeben wollen bedeutet, Unterschiedlichkeiten, Fremdes, Grenzen, Scheitern (auch von Versöhnung) zulassen zu lernen und sich damit in Beziehung und auseinander zu setzen. Das ist der Weg, auf dem Integration wachsen kann.

Wo Menschen danach streben, alles, was sich unter Menschen ereignen kann, anzunehmen, miteinander offen, direkt, persönlich zu kommunizieren und sich gegenseitig haltend auch zu konfrontieren, um so Begegnung untereinander zu ermöglichen – und darin mit Christus –, bleiben sie als Einzelne und als Gruppe auf dem Weg der Jesus-Nachfolge. Keine Rede von Heiliger Messe, Dogmen, Arbeiten und Werken! „Haltende Konfrontation" ist also nicht nur eine sozialpsychologische Methode, sondern auch die geistliche Methode der Jesusnachfolge. Dass sie herausfordernd ist, muss man nicht eigens betonen.

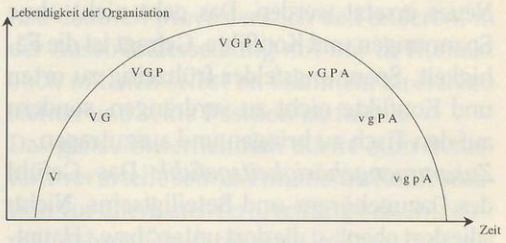
3. Verlebendigung von Organisationen in Zeiten von Veränderungen

In der Lehre von Organisationen nach M. F. Saarinen werden Organisationen – wie Organismen – geboren, kennen Kindheit und Jugendzeit, werden erwachsen, erblühen, um schließlich zu altern und zu sterben. In diesem Lebenslauf einer Organisation sind folgende vier Faktoren die entscheidenden Variablen:

- V Vision – ein Bild von der Zukunft, das den ganzen Menschen bewegt
- G Gruppe – selbstreferentieller Beziehungs- und Sachprozess
- P Programm – Darstellung, Aufgabe, Angebote nach außen
- A Administration – Aufbau- und Ablauforganisation, Stellenbildung, Funktionalität

Im Verlauf des Lebens einer Organisation sind diese Faktoren jedoch unterschiedlich stark ausgeprägt. In der untenstehenden Grafik bezeichnet der Großbuchstabe starken, der Kleinbuchstabe geringen oder verschwindenden Einfluss des jeweiligen Faktors in der Organisation.

Eine Organisation entsteht durch einen/mehrere Gründer, der/die eine Vision (V) hat / teilen und zusammen ein Programm (P) zur Umsetzung der Vision entwickeln. Die Organisation steht in ihrer Blüte, wenn schließlich auch eine Administration aufgebaut ist. Das Sterben der Organisation beginnt damit, dass sie ihre Vision „vergisst" (V): die Vision



prägt nicht mehr das Denken und Bewusstsein ihrer Mitglieder. Da die Vision sowohl einigende Kraft für die Mitglieder der Organisation hatte, als auch treibende Kraft für ihr Programm, schwinden in der Folge sowohl Gemeinschaftlichkeit (G) als auch Programm (P). Im Zentrum des Interesses steht die Verwaltung: Zuständigkeiten, Besitzstandwahrung und -mehrung, Effizienz, Status usw. Eine Verjüngung der Organisation gelingt nur über die Verlebendigung von Vision und von ihr ergriffener Gruppe. Eine Gruppe entwickelt sich über offene, direkte, personale Kommunikation über das, was jetzt Thema ist, auch über Unterschiede und Konflikte.

Die entscheidende Rolle von Kommunikation, von Aushandelungsprozessen, von Konfliktregulierung, von Beziehungsaufnahmen – insbesondere in Zeiten notwendiger Veränderungen – bestätigt eine empirische Untersuchung von Unternehmen, die sich in besonders turbulenten Märkten im internationalen Wettbewerb besonders erfolgreich behauptet haben. Diese Studie[7] eruiert folgende fünf Schlüsselfaktoren als entscheidende Größen für eine veränderungsfreundliche Unternehmenskultur:

kreative Unruhe: Damit ist nicht die Unruhe gemeint, die durch die turbulente Umgebung in das System eindringt. Gemeint sind Pioniergeist, Querdenken, Experimentierfreude auf allen Ebenen. Bürokratischer Verkalkung muss entgegengetreten werden. Neue Ideen, Mobilität, Umstellungsbereitschaft müssen ermutigt und belohnt werden.

Konfliktfähigkeit: Veränderungen betreffen Abläufe, Spielregeln, Stile usw. Gewohntes, lieb Gewordenes muss überprüft und ggf. durch Neues ersetzt werden. Das geht nicht ohne Spannungen und Konflikte. Gefragt ist die Fähigkeit, Spannungsfelder frühzeitig zu orten und Konflikte nicht zu verdrängen, sondern auf den Tisch zu bringen und auszutragen.

Zusammengehörigkeitsgefühl: Das Gefühl des Dazugehörens und Beteiligtseins. Nicht: „die dort oben" – „die dort unten" bzw. „Hauptsache Meins". Notwendige Voraussetzung dafür ist, das Vertrauen zu bekommen, was man nötig hat, welches sich auf der Basis von Gehört- und Ernstgenommenwerden entwickelt. So entsteht Gemeinschaftssinn.

Sinnvermittlung: Alle Mitglieder müssen Sinn, Ziele, Zwecke des Unternehmens verstehen, sowie den Stellenwert ihres eigenen, individuellen Beitrags zum gemeinsamen Ganzen. M. a. W.: die dem Unternehmen zugrunde liegende Vision muss in den Herzen der MitarbeiterInnen lebendig bleiben.

Kommunikation: Man kann gar nicht *zuviel* kommunizieren. Die formale Organisation ist nicht in der Lage, das Maß an direkter und persönlicher Kommunikation sicherzustellen, das in Zeiten lebhafter Veränderungen nötig ist. Die informelle Kommunikation muss konsequent gefördert und genutzt werden. Ebenen übergreifende Informationsveranstaltungen und Arbeitstagungen müssen organisiert werden. Die Devise lautet: „mehr miteinander reden!" und nicht: „mehr Papier produzieren."

4. Offene, direkte, subjekthafte Kommunikation

Was ist damit gemeint? Eine *offene* Kommunikation hat zwei Richtungen: zum einen sage ich das „Meine": was mich bewegt, meine Urteile, meine Gedanken. Ich vermeide nicht Konflikt oder Verlust an Zustimmung. Damit stehe ich zu mir selbst in aller Vorläufigkeit und Subjektivität. Ich zeige Mut, Zivilcourage. Ich verstecke mich nicht hinter Autoritäten, hänge mich nicht dem Mainstream an. Und „offen" gilt auch für die Gegenrichtung: ich lasse an mich heran, was mir gesagt wird. Ich nehme mir die Zeit, mich damit auseinanderzusetzen, verzichte womöglich auf eine schnelle, aber abwehrende Antwort. Kommunikation ist *direkt*, wenn sie dort erfolgt, wo sie hingehört: z.B. unmittelbar an die betroffene Person gerichtet, statt bei den Vorgesetzten über sie zu klagen oder sie bei außen Stehenden anzuschwär-

zen; z.B. in einen formellen Rahmen, statt um eine nicht ganz selbstverständliche Erlaubnis auf dem Flur zu bitten oder zu einer heiklen Begebenheit für das Team in dessen Sitzung zu reden, statt dort zu schweigen aber um so ausführlicher mit seinen Vertrauten auf dem Gang zu sprechen usw. Dazu gehört auch, dass ich nicht um den heißen Brei herumrede, mich nicht in Zynismus, Sarkasmus, allgemeine (abwertende) Bemerkungen, geschichtliche Beispiele und philosophische Betrachtungen flüchte, sondern Ross und Reiter nenne, die betroffene Person meine, mich nicht mit Andeutungen begnüge, sondern klar, verständlich, eindeutig das vermittle, was ich wirklich meine. Dies ist nicht so einfach: die eigene Aufregung steigt, man hat Angst zu verletzen und noch mehr davor, durch die Reaktion selbst verletzt zu werden. Die Folge ist, kritische Botschaften bis zur Unkenntlichkeit zu verstümmeln oder bis zum Gegenteil einzupacken. Mit *subjekthafter* oder *personaler* Kommunikation ist gemeint, dass sie sich der Beziehungsebene, die sie immer enthält, bewusst ist und bereit, sich gegebenenfalls auch explizit auf ihr zu bewegen: ich spreche mit einer *Person*, zu der ich mich durch meine Äußerung in Beziehung setze; an die ich einen An-spruch richte, sobald ich sie nur meine (mindestens, mir zuzuhören!); die ich bewerte; der gegenüber ich mich (zwangsläufig) offenbare und die meine Rede ihrerseits daraufhin abtastet, wie ich sie finde und ob ich etwas, und wenn ja, was ich von ihr (unausgesprochen) will. Subjekthafte Kommunikation ist bereit zur Begegnung, wahrhaftig, positioniert sich, nimmt den anderen ernst, fühlt sich verantwortlich für die Begegnung und findet auf gleicher Augenhöhe statt. Sie heuchelt kein Interesse, wo keines ist, sie tut nicht so, als ob mehr Interesse da wäre, als wirklich da ist. Sie spielt den Ball so, dass der Partner ihn fangen kann, überfordert ihn nicht z.B. durch die Wortwahl, sondern trachtet danach, dass er sich zu dem eingeladen fühlt, wozu auch ich bereit bin.

5. Haltende Konfrontation

Ernstfall offener, direkter, personaler Kommunikation ist die – im Idealfall auch haltende – Konfrontation, um die man sich nicht herummogeln kann, wenn einem Wahrhaftigkeit und Freiheit lieb sind. Ohne sie erkrankt die Gemeinschaft an Unverbindlichkeit und Zentrifugalität und der Einzelne an Rückgratverkrümmung durch Feigheit und Heuchelei. Dies sind die Kosten für nicht genutzte Konflikte, über deren Normalität ich oben schon gesprochen habe. Die Kunst der haltenden Konfrontation besteht, wie gesagt, darin, dass sie zwei einander entgegen gesetzte Bewegungen zusammenbringt. Die eine ist die Bewegung auf den anderen zu: Interesse, Bereitschaft, sich zu öffnen und einzulassen, an ihm teilzunehmen. Mit dieser Bewegung halte ich ihn fest (= da, anwesend) und aufrecht (= ich stütze ihn, kräftige ihn) und evoziere umgekehrt auch sein Interesse. Das Konfrontieren, Fokussieren, mich ihm Entgegenstellen erzeugt eine distanzierende Bewegung. Beim Konfrontierten nehme ich möglicherweise Ärger, Enttäuschung, Scham wahr. Ich erlebe meine Tendenzen, aus der Spannung, die ich erzeugt habe zu entkommen, indem ich entweder zurückweiche oder ihn umarme und alles glatt biege. Boxer schlagen und bringen sich aus der Reichweite des Getroffenen oder umklammern ihn, um der Resonanz des anderen zu entgehen und damit dem Kontakt. Bei der haltenden Konfrontation geht es darum, sich und den anderen in Reichweite zu halten, Verletzung zu riskieren, um einander begegnen zu können. Dies geht nur, wenn ich Position beziehe und zu mir stehe. Und genau dadurch provoziere ich den anderen, in der Auseinandersetzung mit mir in Kontakt auch mit sich selbst zu kommen, zu sich zu stehen und seine Position zu finden.

Das ganze Unternehmen dürfte zum Scheitern verurteilt sein, wenn meine Konfrontation vor allem aus Verurteilung besteht: einmal nehme ich darin eine Rollenverteilung

vor, die mich zum Richter, ihn zum Angeklagten und Verurteilten macht; ich stelle mich über ihn und bin eben nicht mehr auf gleicher Augenhöhe. Außerdem: ich biete keine Kontaktfläche an, ich zeige nichts von mir, worauf er sich beziehen könnte: ich teile mein Urteil mit, „bestenfalls" geraten wir in Streit über die Rechtmäßigkeit des Urteils, wenn nicht gleich Kommunikationsabbruch erfolgt. Dieser Streit löst aber nichts, weil der eigentliche Konflikt auf der Beziehungsebene und in meinen Rollenzuweisungen liegt: mit welchem Recht stelle ich mich über ihn? Und drittens ist es schwer, ein Urteil ohne Vorwurf zu transportieren, was den anderen per Rechtfertigungsdruck nur tiefer in das verurteilte Verhalten treibt.

Besser fährt man, wenn man die Konfrontation methodisch vom Feedback her aufbaut[8]. Dabei *beschreibe ich dem Anderen, wie ich sein Verhalten wahrnehme, was dieses sein Verhalten bei mir an Gefühlen, Gedanken, Reaktionen auslöst und wie es auf mich wirkt.* Das Beschreiben ist ganz wichtig. Es gelingt aber nur, wenn ich in etwa die Haltung eines Forschungsreisenden in Sachen Verhalten einnehme, der nun auf einen interessanten Zusammenhang gestoßen ist, eben den von bestimmtem Verhalten des anderen und den Reaktionen der eigenen Person darauf, den er nun so konkret, klar und genau wie möglich formuliert, und damit den anderen einlädt, mit ihm zusammen diesen merkwürdigen Zusammenhang zu erforschen. Diese „sachliche" Haltung des Forschungsreisenden ist ihrerseits das Ergebnis eines eigenen Läuterungs- und Unterscheidungsprozesses: denn das auslösende Verhalten wird tatsächlich zuerst einmal auch bei unserem Forschungsreisenden Affekte, Vorwürfe, Verurteilung, Interpretationen und Appelle auslösen. Als Wissenschaftler weiß er, dass all diese Dinge seine Objektivität und sein Interesse beeinflussen; er muss zuerst trachten, sich selbst in Distanz dazu zu bringen, ja sich selbst zu klären, d.h. mit möglichen Balken im eigenen Auge zu rechnen – eigenen Wahrnehmungsverzerrungen oder -ausfällen –, bevor dem anderen der Splitter hingehalten wird (Mt 7,4f). „Haltende Konfrontation" setzt ein gewisses Maß an Selbsterkenntnis, an Selbsterleben voraus. Diese befähigt ihn zu Beschreibung und Einladung zu gemeinsamer Erforschung sowohl von auslösendem Verhalten des anderen als auch eigener ausgelöster Reaktion: damit sitzen beide gemeinsam im selben Boot, das den Namen Erkenntnis und Verständnis trägt, aus welchem Versöhnung wächst. Das gemeinsame „Projekt" führt außerdem zu einem Erleben von Gemeinsamkeit in einer nicht einfachen Situation.

Unter den Früchten „haltender Konfrontation" – Verbesserung der Kooperation; wahrhaftige, menschliche Begegnung; verbesserte Arbeitsfähigkeit der Gruppe, die ihre Potentiale besser ausnutzen kann; Authentizität; Gemeinschaft mit Christus – will ich eine noch besonders hervorheben: sie setzt einen Reifungsimpuls. In der Regel zielt sie nämlich auf die so genannten „blinden Flecken" des anderen, ein Verhalten, das die andern öffentlich wahrnehmen, das aber dem Betroffenen als solches, d.h. in seinen irritierenden, ärgernden, lächerlichen ... Auswirkungen gar nicht bewusst ist. Dahinter steckt im allgemeinen ein starres Verhaltensmuster, das sich in der seelischen Entwicklung nicht mitentwickelt hat. Es konnte sich nicht mitentwickeln, weil ihm eine schmerzliche, überfordernde, bisweilen traumatische Erfahrung in der Biografie zu Grunde liegt. Das war damals. Heute, viele Jahre später, ist nicht nur die Ausgangssituation eine andere, sondern die Person hat auch entwickeltere und andere Fähigkeiten, um sich den damals belastenden und ähnlichen Episoden heute zu stellen und sie zu verarbeiten – falls sie überhaupt im Erleben Zugang zu diesem Problem bekommt. In diesem Sinne ist „haltende Konfrontation" geeignet, neben Verständnis und Begegnung auch Befreiung und Heilung auszulösen.

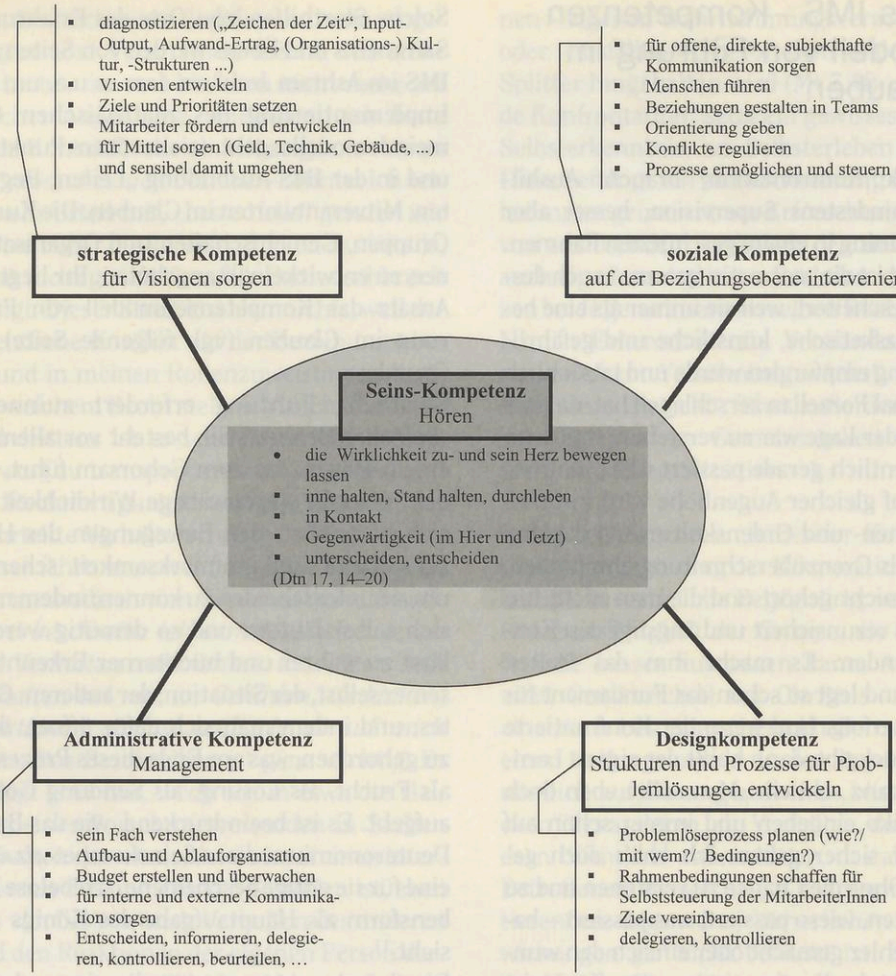
6. Das IMS - Kompetenzen - Modell von Führung im Glauben

„Haltende Konfrontation" braucht Ausbildung, mindestens Supervision, besser aber noch Training in einem geschützten Rahmen. Vielleicht ist die „correctio fraterna" auch deswegen gescheitert, weil sie immer als eine besonders asketische, künstliche und gefährliche Übung empfunden wurde und tatsächlich manchmal Porzellan zerschlagen hat, da man nicht in der Lage war zu verstehen, was denn nun eigentlich gerade passiert war. Konfrontieren auf gleicher Augenhöhe wird in unserer Kirchen- und Ordenskultur und darüber hinaus als Grenzüberschreitung empfunden, die sich nicht gehört und die man nicht tun darf. Das verunsichert und ängstigt den Konfrontierenden. Es macht ihm das Halten schwer und legt so schon das Fundament für den Misserfolg. Und wenn der Konfrontierte herb zurückgibt, dann heißt der eigene Lerngewinn ganz schnell: „Man sollte eben doch kein Risiko eingehen und immer schön auf Nummer sicher gehen. Ich hab's doch gewusst!" Ohne die Chance zu verstehen und zu verarbeiten, wieso passiert, was passiert – habe ich Fehler gemacht oder einfach den wunden Punkt des Konfrontierten getroffen? – ist es schwer, sich die Technik anzueignen. Deswegen, meine ich, braucht es Starthilfe. Man kann üben, gutes Feedback zu geben. Das ist schon nicht leicht. Setzt es doch Training der Selbst- und Fremdwahrnehmung und der Ausdrucksfähigkeit voraus. Dazu, dass sich von hier „haltende Konfrontation" als Habitus entwickeln kann, braucht es die alltägliche Schulung der eigenen Intuition, Selbsterkenntnis und Vertrauen. Vertrauen wächst jedoch nur, indem man Risiken eingeht, verstehen lernt, was passiert und die positiven Wirkungen erfährt, die sich manchmal aber auch erst lange im Nachhinein einstellen, wenn das Befreiende der Wahrheit ersten Ärger und Enttäuschung überwunden hat.

Solche Starthilfen bzw. Orte des Erfahrung-Sammelns und Übens werden von Seiten des IMS im Ashram Jesu[9], in dem es u.a. um die Implementierung des matthäischen Gemeindemodells geht (siehe oben Punkt 2) und in der IMS-Ausbildung „Leiten, Begleiten, Mitverantworten im Glauben. Die Kunst, Gruppen, Gemeinschaften und Organisationen zu entwickeln"[10] angeboten. Ihr liegt als Ansatz das Kompetenzenmodell von Führung im Glauben (vgl. folgende Seite) zu Grunde:

Geistliche Führung erfordert zuinnerst „Seinskompetenz". Sie besteht vor allem in einem Hören, das zum Gehorsam führt, indem man die gegenwärtige Wirklichkeit an sich heranlässt, den Bewegungen des Herzens Raum und Aufmerksamkeit schenkt, um sie unterscheiden zu können; indem man sich selbst läutern und so demütig werden lässt zu wahrer und nüchterner Erkenntnis seiner selbst, der Situation, der anderen, Gottes; und indem man sich dafür öffnet, dem zu gehorchen, was am Ende dieses Prozesses als Frucht, als Lösung, als Sendung Gottes aufgeht. Es ist beeindruckend, wie das Buch Deuteronomium diese Seinskompetenz und eine für sie nötige bescheidene, strebelose Lebensform als Hauptaufgabe des Königs ansieht.[11]

Die Seinskompetenz trägt die vier anderen Kompetenzbereiche und steht in Wechselwirkung mit ihnen, vor allem dem Bereich der *sozialen Kompetenz*, wo der Führende vor allem die Fähigkeit zu Interventionen auf der Beziehungsebene haben muss und damit zu „haltender Konfrontation", um Gruppen, Teams, Konvente, Einzelpersönlichkeiten entwickeln und führen zu können. Führung im Glauben besteht nicht primär in „frommen" oder liturgischen Vollzügen neben dem Führungsalltag, sondern in einer bestimmten Weise, seine Führungsaufgabe zu gestalten: nämlich sich und die zu Führenden in der jetzt und hier gegenwärtigen Wirklichkeit zu halten, um sie zuzulassen, ihr standzuhalten, sie zu durchleben, „...bis zu dem



Brunnenpunkt, wo sie aus Gott hervorgeht: das gilt für das Gute und für das Elend. In allem will Gott mit uns Begegnung feiern und erwartet die anbetende und liebende Antwort. Dann wird das Leben frei in der Freiheit, die wir so oft gesucht haben."[12]

Bei der *strategischen Kompetenz* geht es vor allem um Verlebendigung der Vision und die – auch personalpolitischen – Mittel, um die aus der Vision abgeleiteten Ziele erreichen zu können.

Auch die *Designkompetenz* berührt die Mitte, weil zu allererst der Führende sich vor Gott darüber klar werden muss, worum es wirklich geht, was vorgegebene Unveränderlichkeiten (Aufträge Grenzen der Ressourcen, …) sind, welche Rahmenbedingungen für die Lösung er seinerseits setzen will, wie, mit wem, wann, mit welchen Aufgabenstellungen, Kompetenzzuweisungen und sonstigen nötigen Vereinbarungen er die Problemlösung angehen will. Wesentliches Mittel dabei ist die Handhabung der Antwort auf die Frage, wie viel Prozess notwendig ist, um eine wirkliche Lösung finden zu können, und wie folglich die Strukturen aussehen müssen, damit dieser Prozess dann so möglich wird?

Bei der *administrativen Kompetenz* geht es um das Management des Alltagsgeschäfts und damit auch um die Handhabung der Spannung zwischen dem kontemplativ-be-

scheidenen Lebensrahmen des Seinskompetenten und den Eigendynamiken des Alltags, um die Fähigkeit, sich abzugrenzen, Prioritäten zu verfolgen, es nicht immer allen recht machen zu müssen.
Eine ausführlichere Darstellung der IMS-Ausbildung „Leiten, Begleiten, Mitverantworten im Glauben. Die Kunst, Gruppen, Gemeinschaften und Organisationen zu entwickeln" finden Sie voraussichtlich in der nächsten Ordenskorrespondenz (Heft 4 / 2008).

P. Betram Dickerhof SJ ist Leiter des Instituts der Orden für missionarische Seelsorge und Spiritualität (IMS).

1 Ich bevorzuge den in der Fachliteratur üblichen Begriff von „Führung" anstelle des bei Ordensgemeinschaften häufigeren „Leitens". Darin bestärken mich die Einschätzung, dass Führung schwer fällt, weil sie von niemandem gewollt, aber dennoch auf der Tagesordnung ist, und eine Unterscheidung in der amerikanischen Literatur, die mit Leiten das Koordinieren des Alltagsgeschäftes im gegebenen Denkhorizont bezeichnet, mit Führen aber das die zu Führenden über diesen Horizont hinaus Bewegen meint zu passenderen, besseren Lösungen der existierenden Schwierigkeiten.

2 Zum Ganzen siehe den Matthäus Kommentar von Ulrich Luz, zur Stelle Band 3, S. 5-81: Evangelisch-Katholischer Kommentar zum Neuen Testament, Das Evangelium nach Matthäus, 3 Bände, 1985 - 1997, Zürich und Düsseldorf.

3 Die Lösung besteht nicht darin, Führung nicht wahrzunehmen oder ganz abzuschaffen; wie gesagt: auch die matthäische Gemeinde kennt Ämter, sondern die Führungsrolle so wahrzunehmen, dass die Gruppe von ihren wesentlichen Verantwortungen nicht entlastet wird. Das bedeutet, nicht jede Erwartung zu erfüllen, die die Gruppe an den Führenden richtet, sondern sie verantwortet zu frustrieren. (Freiheit lernt men eben nicht an den Fleischtöpfen, sondern durch den Mangel und die Herausforderungen der Wüste).

4 In Nr. 3 unten ist die Bildung solcher Gruppen im Saarinen-Modell der Ausweg aus dem Sterben der durch Stellenbildung, Ordnungen, verfestigte Kultur rigide und leblos gewordenen Organisation.

5 Schindler, Raoul (1969) Das Verhältnis von Soziometrie und Rangordnungsdynamik. Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik, 3 (1), S. 31-37. Danach identifiziert eine Gruppe eines ihrer eigenen Gruppenmitglieder sowohl mit dem Ziel, zu dem sie sich als Gruppe hin-, als auch mit ihrem „Feind", von dem sie sich wegentwickeln will. So entstehen die Rangordnungen von α und ω.

6 Gott geht es im AT wie im NT um das Herz des Menschen. Unter des Söhnen Isais erwählt er nicht den nach Meinung Samuels Stattlichsten: „Gott sieht nämlich nicht auf das, worauf der Mensch sieht. Der Mensch sieht darauf, was vor den Augen ist, der Herr aber sieht auf das Herz." (1 Sam 16, 7); und im Neuen Bund legt er „den Geist in unser Herz" (2 Kor 1,22).

7 Don Clifford, Dick Cavanaugh, The winning Performance in a changing environment, New York/London, 1985.

8 Orden und Klöster kennen die „correctio fraterna" in ihren Traditionen, die heute nur noch selten gepflegt wird, auch aus schlechten Erfahrungen heraus, die man mit diesem Instrument gemacht hat. Liegen diese darin begründet, dass die Absicht sogleich die „correctio" ist, also das Urteil impliziert, der andere hat etwas falsch gemacht, ich teile es ihm mit und er hat sich zu verändern, während ich selbst außen vor bleibe?

9 Näheres unter www.ashram-jesu.de.

10 Näheres unter www.institut-der-orden.de > Programm > Leiten, Begleiten,...> Beschreibung.

11 Dtn 17, 16—20: Der König soll sich aber nicht zu viele Pferde halten. Er soll das Volk nicht nach Ägypten zurückbringen, um mehr Pferde zu bekommen; denn der Herr hat zu euch gesagt: Ihr sollt auf diesem Weg nie wieder zurückkehren. 17 Er soll sich auch keine große Zahl von Frauen nehmen, damit sein Sinn nicht vom rechten Weg abweicht. Er soll nicht zu viel Silber und Gold anhäufen. 18 Und wenn er seinen Königsthron bestiegen hat, soll er sich von dieser Weisung, die die levitischen Priester aufbewahren, auf einer Schriftrolle eine Zweitschrift anfertigen lassen. 19 Sein Leben lang soll er die Weisung mit sich führen und in der Rolle lesen, damit er lernt, den Herrn, seinen Gott, zu fürchten, auf alle Worte dieser Weisung und dieser Gesetze zu achten, sie zu halten, 20 sein Herz nicht über seine Brüder zu erheben und von dem Gebot weder rechts noch links abzuweichen, damit er lange als König in Israels Mitte lebt, er und seine Nachkommen. Siehe auch Röm 12,3: „Strebt nicht hoch hinaus...".

12 Alfred Delp, Gesammelte Schriften. Hrsg. von R. Bleistein, Bd. 4: Aus dem Gefängnis. Frankfurt 1984, Seite 26; Kassiber vom 17. November 1944.

Christian Hennecke

Autonomie im Entwickeln von Optionen

Die prophetische Dimension der Orden

Leben die Ordensgemeinschaften und die Gemeinschaften gottgeweihten Lebens eigentlich die ihnen eigene Prophetie? Warum entsteht überhaupt die Notwendigkeit dieser Frage? Es ist bemerkenswert, dass – machte man eine Stellübung – Verantwortliche von Ordensgemeinschaften eher zögerlich sind, und es einigen nicht leicht fällt, den Statut ihrer Gemeinschaft in der Kirche als prophetisch zu bezeichnen. Das hat viele Gründe. Und diese Beobachtung lädt dazu ein, die Frage nach der prophetischen Dimension der Orden einmal grundsätzlich zu betrachten. In einem zweiten Schritt soll dann gefragt werden, wie angesichts der ureigenen prophetischen Dimension so etwas wie Optionen entwickelt werden können.

Die prophetische Dimension der Orden – Treue zum eigenen Ursprung

Es geht beim Nachdenken über die prophetische Dimension der Orden um nichts anderes als um die Suche nach dem eigenen Ursprung, besser: nach dem Charisma des Gründers oder der Gründerin, der entsprechenden Urinspiration.

Natürlich ist die Norm einer jeden Gemeinschaft von Christen, also auch einer Ordensgemeinschaft, das Evangelium, aber der charismatische Ursprung einer solchen Gemeinschaft schenkt der evangelischen Grundnorm eine für die Gemeinschaft ebenfalls normative Perspektive und Grundgestalt: man könnte sagen, dass das Evangelium durch die charismatische Ursprungsgeschichte neu und durchaus einseitig in einer bestimmten Zeit vergegenwärtigt wird. In dieser Zuspitzung der Grundnorm des Evangeliums – als Spiritualität wie als Gestalt wie als Sendung – liegt der prophetische Impetus. Die prophetische Kraft einer Ordensgemeinschaft liegt genau in diesem Kairòs: das Evangelium wird charismatisch in einer Gründergestalt und in seiner Gemeinschaft lebendig: das Ganze des Evangeliums als Antwort auf die Fragen der Zeit.

Die so gewachsene prophetische Kraft einer Gemeinschaft war dabei von den Protagonisten nicht angezielt. Ihnen geht es nur um eines: sie haben einen Zugang, einen Eintritt in das Evangelium gefunden, und wollen ihren Fund leben. Oft ist es sogar so, dass sie zunächst gar nicht bemerken, dass sich um sie herum eine besondere Lebensgestalt des Evangeliums entwickelt – aber tatsächlich übersteigt das Charisma und die sich aus ihr entwickelnde Lebensgestalt ihre Vermittler, und gibt Antworten auf grundlegende Fragen und Herausforderungen.

Das Beispiel des Franziskus zeigt also nicht nur eine neue Spiritualität, Lebensform und intensive Sendungsperspektive. In seinem Charisma zeigt sich vielmehr auch eine Kultur- und Denkgestalt, ja eine Politik, die das Evangelium kongenial in die Zeit hineinrufen läßt. So lassen sich also schon in diesem ersten Blick mehrere Dimensionen des Prophetischen unterscheiden:

- Ein Charisma antworten prophetisch auf die Zeichen der Zeit. Es ist eine konkrete Mission, zu der Gott sendet, gewissermaßen das Resultat einer „heiligen Unzufriedenheit". (Bill Hybels)

- Es entwickelt sich ein neuer Zugang zum Geheimnis Gottes, die antwortet auf die zeitspezifische Sehnsucht nach Heiligkeit.
- Das Charisma bezeugt eine neue Gestalt von gemeinschaftlich gelebten Glauben und verweist mithin auf einen notwendigen Aufbruch der gesamten kirchlichen Gemeinschaft.
- Zugleich zeigt das Charisma auch prophetisch an, welche Akzente einer christlichen Anthropologie heute unterstrichen werden müssen.

Dabei ist zu unterstreichen: Charismatische Aufbrüche sind auch insofern prophetisch, als sie gewissermaßen Vorwegnahmen des eschatologischen Heils in der Zeit sind. Sie sind bleibend verheißungsorientiert und resultieren nicht aus der sich entfaltenden Geschichte der Menschen und der Kirche. Im Gegenteil hat ihr unerwartetes und unerwartbares Einbrechen in die Geschichte und das Heute der Menschen auch die prophetische Funktion, die Gegebenheiten und Situationen der Welt und in der Kirche zu kritisieren, zu erhellen und zu kontrastieren.

Prophetie und Anpassung

Doch die prophetische Dimension eines Charismas ist schon bald nach ihrem Erscheinen gefährdet. Im Verlauf der Entwicklung einer charismatischen Gemeinschaft zeigt sich schon bald eine Parallelgeschichte zu der sie umgebenden kirchlichen Realität. Auch Ordensgemeinschaften tendieren dazu, auf ihrem charismatischen Weg zwischen Nähe und Distanz zur Gesamtkirche sich zu assimilieren und damit an prophetischer Kraft einzubüßen. Dann, wenn Werke entstehen, und wenn sich eine Gemeinschaft Schritt für Schritt organisiert und institutionalisiert, entsteht eine systemische Logik, die den Geist leicht auslöschen kann. Plötzlich werden bestandswahrende und strukturwahrende Gedankengänge leitend. Das kann dann zu einer Loslösung vom glühenden charismatischen Urgrund führen, sekundäre Kriterien wie Gewinn und Anerkennung, wie Einfluss und Macht können dann zu einer realen Versuchung werden.

Das hat langfristig fatale Konsequenzen. Zunächst wird zunehmend undeutlicher, auch und gerade für Interessenten, welches die eigene und eigentliche Berufung zu diesem Charisma ist. Gleichzeitig zeigt sich auch, dass Kompromisse in der Art der Gestaltung des Gemeinschaftslebens zu einer fortschreitenden Individualisierung der Ordensmitglieder führen: das wesentliche einer charismatisch gegründeten sozialen Lebensgestalt geht aber verloren, und damit auch ein entscheidendes Moment der Glaubwürdigkeit. Ebenso dramatisch kommt es zu einer Unklarheit in der konkreten Sendung. Natürlich läßt sich ein Charisma in vielfältigen Ausformungen und Ausgestaltungen der eigenen Sendung leben – aber schwer könnte wiegen, wenn in einer Ordensgemeinschaft mit dem Rekurs auf den Dienst an den Armen auch der Beruf der Gemeindereferentin ermöglicht wird. Natürlich sind auch Gemeindechristen arm, aber…

Sr. Katharina Kluitmann hat in ihrer Dissertation[1] deutlich gemacht, dass viele junge Ordensfrauen auch ihre Gemeinschaften deswegen verlassen, weil sie den Eindruck hatten, die Radikalität des Charismas und seiner Sendungsdimension würde nicht hinreichend authentisch gelebt. Auch dieses Phänomen ist in gewisser Weise eine prophetische Tragödie: spiegelt dieser Prozess in den Orden nicht in fataler Weise die Gegenwart der Kirchengemeinden? Auch hier findet sich keine kommende Generation ein, oft auch, weil Kirchengemeinden zu hermetischen Vereinen geworden sind, in denen das Licht des Evangeliums nur schwer zu entdecken ist.

Die Prophetie der Orden in einer Kirche im Übergang

Die hier skizzierten Herausforderungen, die sowohl Orden wie Ortskirche betreffen und

noch einmal nachdrücklicher nach dem prophetischen Potential der Ordensgemeinschaften fragen lassen, sollen nun gegengelesen werden. Es gilt, einen kurzen scharfen Blick auf die Situation der Kirche heute zu werfen. Die Kirche in Deutschland steht in einem fundamentalen Übergang. Mit Recht darf hier das Wort vom Paradigmenwechsel ins Spiel gebracht werden.

Dabei ist deutlich, dass auch die Ordensgemeinschaften, ja alle charismatisch gegründeten Gemeinschaften in diesen Paradigmenwechsel einbezogen sind. Wie läßt sich dieser Paradigmenwechsel näherhin beschreiben? Ziel einer solchen Beschreibung ist es nämlich, deutlicher jene prophetischen Potentiale der charismatisch entstandenen Gemeinschaften wahrzunehmen, die Antwort auf den Übergang sein können. Hier würde dann die Rede von notwendigen Optionen greifen, die sich nicht heteronom aus wie immer gearteten Sachzwängen ergeben, sondern – gewissermaßen „autonom" – aus der Logik des Charismas und seines Urimpuls selbst erwachsen.

Worin besteht denn im wesentlichen der Paradigmenwechsel und mithin der dramatische Übergangsprozess, in dem sich die Kirche und mithin auch die Ordensgemeinschaften befinden? In kurzen Worten ließe sich sagen: wie sind auf einem Weg, bei dem sich die fundamentalen Konstitutionsmerkmale des Christwerdens und Christbleibens ändern. Von einem Modus des Erbes, in dem das Christwerden und Christbleiben beinahe selbstverständlich übernommen wurden, wird das Christwerden und Christbleiben zu einer Frage der persönlichen Berufung.

Deutlicher könnte man sagen: dort, wo das Christwerden zu den grundlegenden Selbstverständlichkeiten einer Kultur gehörte, dort wird die Initiation der Kinder und Jugendlichen groß geschrieben: es geht ja darum, dass gewissermaßen die nächste Generation nachwächst – alle anderen sind ja Christen und bleiben es, auch weil etwas anderes nicht denkbar ist. Die „Option für die Jugend" gehört zu den Essentials dieser milieugestützten Sozialgestalt des Christseins.

Die Veränderungen, die sich nun aus den nun schon sehr bekannten Phänomenen der Mobilität, der Individualisierung und der Auflösung traditioneller Milieus ableiten lassen, zerbrechen aber eben auch den Rahmen bisher gelebter selbstverständlicher Christlichkeit. Als Reaktion auf diese Herausforderung hatte die deutsche Kirche seit langem eine Option (die vielleicht auch eine Option der Ordensgemeinschaften war): es kam zu einer nachhaltigen Professionalisierung und zu einem bis dato ungeahnten Strukturaufbau mit dem Ziel, das doch bewährte Modell milieuhafter Christlichkeit mit seiner Verheißung des nachhaltigen Nachwachsens kommender Generationen zu sichern. Die aus heutiger Sicht überzogene Gemeindetheologie, die heute zu einer geradezu hermetischen Gemeindegestalt führt, sollte damals ermöglichen, dass Milieuverluste in der Pfarrfamilie aufgefangen werden.

Nachdem zum Ende der neunziger Jahre deutlich wurde, dass trotz der massiven Anstrengungen, das bisherige Gefüge des Christwerdens und Christbleibens zu bewahren, schon seit mehr als einer Generation ein massiver Substanzverlust in jeder Hinsicht zu verzeichnen war, kam es zu einem Umdenken. Doch die Erfahrung der späten 90er Jahre verändert dennoch nicht fundamental den pastoralen Ansatz, der auf eine Bewahrung des vermeintlichen noch real existierenden milieuhaft gestalteten Katholizismus setzt. Angesichts empfundener Mangelerscheinungen, vor allem aber angesichts der knapper werdenden Finanzmittel kommt es faktisch zu einem Downsizing: größere pastorale Räume mit weniger personaler Ausstattung vermitteln häufig den Eindruck, als solle dasselbe nun mit eben weniger Möglichkeiten weiter geführt werden. Das macht in der Tat den Eindruck, als solle hier so etwas wie ein „Dinner for one" pastoral transformiert werden: während sich der Kontext und die Zahl der Mitfeiernden gegen

Null orientiert, heißt es doch für die wenigen: „The same procedure as every year": Erstkommunion und Pfarrfeste, Firmungen und Kindergottesdienste werden bis zur Erschöpfung an vielen Orten „weiter so" durchgeführt. Das hat etwas von einem pastoralen Revisionismus, der eine bestimmte pastorale Grundsituation für normativ hält und so deswegen eine Situation der Vergangenheit zu einer eschatologischen Zielsituation erklärt. Was fehlt, das ist eine echte Vision.

Wie Gott sein Volk erneuert – ein kurzer Blick in das Buch Numeri

Der Weg des Volkes Gottes, angefangen vom Exodus, ist durch eine grundsätzliche Fragestellung gekennzeichnet. Es ging im letzten immer um die Gottesfrage, konkreter um die Frage, ob Gott sein Volk tatsächlich durch die Wüste führt und seine Verheißungen erfüllt. Obwohl immer wieder sichtbar wird, dass Gott sein Volk begleitet und er sich in seiner Gegenwart inmitten des Volkes bezeugt, zweifelt das Volk immer wieder: es murrt, es traut Gott nicht. Merkwürdigerweise verweigert sich im Anblick der Früchte des verheißenen Landes das Volk dennoch, dieser Verheißung zu trauen, und fällt geradezu regressiv zurück in Muster der Vergangenheitssehnsucht: es murrt, es zweifelt – es möchte am liebsten zurück.
Damit aber erweist es sich als zukunftsuntauglich. Dort, wo also die Prägungen der Vergangenheit wieder und wieder den Blick auf verheißene Zukunft verdunkeln, und die ersten Früchte in einer generellen Problematisierungssucht verfaulen lassen, ist auch für Gott kein Zukunftsweg mehr möglich. „Was soll ich mit dieser bösen Gemeinde noch anfangen?", seufzt Gott – und geht einen speziellen Lebensweg mit seinem zukunftsuntauglichen Volk. Er respektiert die Prägungen und begleitet sein Volk durch einen epochalen demographischen Wandel. Eine barmherzige Extrarunde durch die Wüste, die weitere 40 Jahre kostet, wird dafür sorgen, dass all jene, die seinerzeit aus Ägypten aufgebrochen sind, zwar in der Wüste sterben müssen, aber sie brauchen auch ihre Revision nicht ändern. Zugleich wächst – in ihrem Schutz – eine neue Generation heran, die verheißungsfähig ist, weil sie nicht von anderen Vergangenheiten geprägt sind.
Mit diesem Weg der Transformation handelt Gott gewissermaßen nach systemischen Erkenntnissen: dort, wo Lebensmuster und Handlungsmuster sich einmal bewährt haben, dort bedeutet Aufbruch zur Verheißung immer einen dramatischen Prozess des Sterbens und Auferstehens: eine Art pastorale Paschatheologie, die nicht auf behutsame Veränderung im Sinne bloßer Weiterentwicklung schaut, sondern die österliche Kernmitte ihrer eigenen Identität wahrnimmt – und ernst nimmt.
Was hier für das Volk Gottes als Grundbedingung für seinen Verheißungsweg erkannt ist, das gilt geschichtlich auch heute für die Kirche, und für die Ordensgemeinschaften. Wie kann man ausblenden wollen, dass jeder anstehende Paradigmenwechsel auch einen Sterbeprozess impliziert?
Um verheißungsfähig werden, braucht es einen neuen Aufbruch im Blick auf die verheißenen Wege bedeutet – und dies schließt das Sterben einer Sozialgestalt und eines Gesamtgefüges mit ein. Doch – einmal näher besehen: welches sind denn die Früchte der Verheißung?

Früchte der Verheißung – Potentiale der prophetischen Dimension der Ordensgemeinschaften

Es lassen sich einige Perspektiven aus dem Land der Verheißung benennen. Von dort aus ließe sich fragen, ob Charismen der Ordensgemeinschaften eine Antwort auf diese Herausforderung des Heute geben können.

Berufung zum Christwerden

Die Veränderungen in den gesellschaftlichen Kontexten des christlichen Gefüges führten zu einer Neubewertung des individuellen und gewählten Glaubenszugangs. Der Weg des Christwerdens wird von einem sozial gestützten Weg der Übernahme des Erbes zu einem Weg des Katechumenats – und der setzt persönliche Berufung voraus.

„Pilger und Konvertiten" von heute brauchen also Orte, an denen sie in ihrer Suche und in ihrem Gefunden worden sein als Berufene leben können. Es braucht Orte, Gefüge und Personen, die katechumenale Wege ermöglichen.

Nun sind Ordensgemeinschaften per definitionem Berufungsgemeinschaften. Menschen gehen in die Nachfolge eines Charismas aufgrund einer besonderen Berufung und werden auf quasi katechumenalen Wegen in den mystischen Ursprung und das soziale Gefüge eines Charismas eingeführt. Von daher stellt sich die Frage, ob Ordensgemeinschaften heute auch über ihren charismatischen Zugang zum Ganzen des Christentums Menschen in den Glauben einführen können. Es geht nicht darum, Menschen in die Ordensgemeinschaft einzuführen, sondern ihnen einen charismatisch gefärbten Zugang zum Christentum überhaupt zu ermöglichen. Das betrifft sowohl den Zugang zum Evangelium als auch den Zugang zu einer Spiritualität und einer „praxis pietatis" wie auch schließlich die Ermöglichung einer Form gemeinschaftlicher Spiritualität.

Exemplarisch wird dies deutlich, wenn zum Beispiel in Taizé oder in der Gemeinschaft S. Egidio sich Wege des Christwerdens öffnen wie auch zugleich Wege, sich in dieser Gemeinschaft zu binden.

Darüberhinaus aber wird es auch immer wichtiger, konkrete Wege christlicher Existenz zu bezeugen: Armut, Ehelosigkeit und Gehorsam bezeichnen ja in jeder Ordensgemeinschaft ein Gefüge christlicher Existenz: Schulen des Gebetes, des Umgangs mit Beziehungen und Schulen des Umgang mit materiellen Gütern braucht es ja gerade dann, wenn Spiritualität eher als weltenthobener Rückzugsort gilt. Von daher kann gerade das radikale Zeugnis der evangelischen Räte der grassierenden Formlosigkeit einer weltnahen Spiritualität entgegenwirken. Gerade auch mit Blick auf den evangelischen Rat des Gehorsams ist doch zu fragen, wie auch das Verhältnis zu Selbstverwirklichung und Hinhören auf den Willen Gottes neu zu gestalten ist: die Selbstüberlastung durch die Not, den eigenen Sinn zu finden und zu rechtfertigen könnte hier in einer neuen Dimension der Freiheit, des Gehorsams und der Selbstverwirklichung überboten werden.

Doch das gilt im letzten für alle Aspekte der christlichen Spiritualität. Charismen bieten Suchenden eine Gestalt, einen Weg, wie das Ganze des Evangeliums aus einer spezifischen Perspektive gelebt werden kann und zur Heiligkeit und Vollendung führt.

Leben in Gemeinschaft

In allen charismatisch gegründeten Wegen des Christseins zeichnet sich auch eine gemeinschaftliche Dimension des geistlichen Lebens ab und wird zeugnishaft und hoffentlich authentisch gelebt. Damit antworten Ordensgemeinschaften und geistliche Gemeinschaften auf eine tiefe Sehnsucht unserer Zeit. Auch wenn moderne Suchende so individualistisch wirken und sich nicht an herkömmliche Pfarrgemeinden binden, zeichnet sie doch gerade ein hoher Anspruch an gemeinschaftlicher Existenz aus: es geht gerade darum, das trinitarisch vorgegebene Zugleich von Einzelnem und Gemeinschaft, Individualität und Gemeinsamkeit, Freiheit und Geborgenheit zu erleben. Da heute dieser Anspruch sich nicht institutionellen Vorgaben unterordnet, sondern Maß nimmt an erlebter und wahrgenommener Authentizität, könnten die Ordensgemeinschaften hier eine wichtige Rolle spielen.

Es scheint so, dass auch die Ekklesiologie des

II. Vatikanum diesen „existential turn" der Ekklesiologie zum Konstruktionsprinzip von Lumen Gentium gemacht hätte (vgl. die verschiedenen Beiträge von Margit Eckolt[2] und Hermann Josef Pottmeyer[3]): während die ersten Kapitel der Kirchenkonstitution das gottgeschenkte Gefüge des Kircheseins beschreiben, versuchen gerade die Kapitel im II. Teil (wozu ja auch das Kapitel zum gottgeweihten Leben gehört), die existenzielle Entsprechung zu zeichnen, die notwendig ist, um eine solche trinitarische Ekklesiologie zu leben: es geht um eine Existenzform, die ernst nimmt, dass der Auferstandene wirklich Lebensmitte der um ihn versammelten Jünger ist. Johannes Paul II hat hierzu in Novo Millenio Ineunte das Programm einer Spiritualität in Gemeinschaft gezeichnet (NMI 43), die weiterhin Herausforderung und Umkehrspiegel jedes charismatischen Aufbruchs ist – einer Spiritualität übrigens, die Karl Rahner prophetisch als „Spiritualität der Zukunft" bezeichnet hat.

Zu fragen bleibt hier also, ob Ordensgemeinschaften eine glaubwürdige Antwort auf die Sehnsucht des heutigen Menschen nach Kirche geben können. In jedem Charisma ist die Antwort auf eine Spiritualität in Gemeinschaft als kirchliche Grunderfahrung verborgen – doch auch hier gilt das radikale Vorzeichen der Glaubwürdigkeit. Gleichzeitig stellt sich hier auch die Frage, ob das entsprechende Charisma auch so etwas wie eine Schule der Gemeinschaft kennt: kann für Suchende Schritt für Schritt ein spirituell-pädagogischer Weg hin zu einer Lebensform der Gemeinschaft eröffnet werden?

Identische Spiritualität

In einer Zeit der Formlosigkeit und der Schwierigkeit, klare Orientierungen zu finden, könnten charismatische Aufbrüche wie bewährte Ordensgemeinschaften das Zeichen gelebter Deutlichkeit und Radikalität geben. Eine überzeugend gelebte Weise, das Evangelium Fleisch werden zu lassen, wird heute von Suchenden verlangt, um sich sinnvoll orientieren zu können. Immer stärker wird das Bedürfnis nach einer erfahrungsreichen und zugleich rational verantworteten Katechese, die das Gesamt des Glaubens einsehbar und lebbar macht.

Nichts ist heute (wie vielleicht zu allen Zeiten) so abschreckend, wie eine verbürgerlichte Spiritualität, die bestenfalls Radikalität behauptet, aber doch nur Sahnehäubchen auf eine ansonsten angepaßte Lebensweise ist. Auch wenn gelebte Radikalität eine Herausforderung ist und auch eine Zumutung, so orientiert sie doch und hat alle Chancen, ernstgenommen zu werden.

Die Gretchenfrage an die Ordensgemeinschaften ist auch hier, ob die gelebte Radikalität ansichtig wird – und dann auch zugänglich ist für Gespräch und Auseinandersetzung.

Die Sendung zu den Armen

„Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist". Dieses Diktum von Dietrich Bonhoeffer ist auch im Blick auf die Ordensgemeinschaften und ihre Glaubwürdigkeit zu stellen. In einer Zeit, in der die Sorge für die Armen und die Opfer der Globalisierung schier unbezahlbar wird, ist es für Suchende ein Glaubwürdigkeitszeichen, wenn in der radikalen Option für die Armen Menschen ihr Leben einsetzen. Es zeigt sich nämlich auch in unserer weltlichen Umwelt, dass Wege und Formen der Hingabe an den Anderen gesucht werden. Die Frage, wozu ein Mensch wirklich gebraucht wird und wofür er sich geben kann, ist existenziell – ist die Frage nach dem Sinn des Lebens.

Können Ordensgemeinschaften in einer Gesellschaft der professionellen Funktionalität Wege aufzeigen, wie Menschen sich geben können und wie sie auf diesem Weg Christus kennen lernen können? Im Blick auf Initiativen wie die „Missionare auf Zeit" oder auch ein Freiwilliges Soziales Jahr im Rahmen eines caritativen Ordens, aber auch die Erfah-

rungen mit jungen Leuten, die sich im Kontext der Gemeinschaft S. Egidio engagieren, wird mehr als deutlich, dass sich gerade hier ein Zugang zum Christwerden und zur Gemeinschaft zeigt, der heute mehr als je gesucht wird.

Nun gehören diese vier Perspektiven – und weitere könnten genannt werden – zum Kerngehalt von jedem Charisma. Insofern ist es sicher nicht vermessen, auch heute von einem Kairòs für die Ordensgemeinschaften zu sprechen. Nur hat dies eine Bedingung: dass Ordensgemeinschaften inmitten einer umbrechenden Kirchenwirklichkeit sich auf die gelebte Radikalität ihres Charismas einlassen. Wieder einmal zeigt sich, dass Ordensgemeinschaften so etwas wie Protagonisten des Umbruchs sind. Denn die Wahl, vor der die Orden stehen, läßt sich einfach formulieren: entweder sie nutzen den Umbruch zu einer Rückkehr zu ihrem je ureigenen Charisma, und werden dann vieles aufs Spiel setzen können, was strukturell gewachsen ist – oder sie werden in der Logik des Downsizing auf Bestandswahrung setzen, und so aber ihre prophetische Chance verspielen.

Autonomie im Entwickeln von Optionen

Auf dem beschriebenen Hintergrund wird nun deutlich, wie die Frage nach der hier gemeinten Autonomie zu beantworten ist. Es geht ja nicht darum, irgendwelche Optionen zu treffen – sondern gerade jenen ursprünglichen charismatischen Impuls treu zu bleiben, um die Radikalität des Evangeliums zu wahren. Gerade die mühsam im Gespräch mit der Kirche errungene Regel, die ja so etwas wie eine normative Zielbeschreibung des jeweiligen Charismas bietet und mit der die Kirche die notwendig drohende Verbürgerlichung verhindern will, soll ja die Autonomie im Entscheidungsprozess sichern.

Denn ein Abdriften in Heteronomien ist jederzeit denkbar: wenn zum einen wirtschaftlich-finanzielle Fragen zu Entscheidungsprioritäten führen, die charismenfremd sind, wenn Ordenspersönlichkeiten Kompromisse in der Lebensform rechtfertigen könnten, wenn die gesellschaftliche Individualisierung den Lebensstil der Gemeinschaft konterkarriert und kontaminiert – und wenn schließlich die Erfahrung einer goldenen Vergangenheit notwendiges Loslassen verhindert, dann ist in der Tat die Rede vom Verlust der Autonomie gerechtfertigt: denn hier wird der Zeitgeist leitend. Zuweilen gilt dies auch im Blick auf das zuweilen prekäre Verhältnis zwischen Ortskirche und Ordensgemeinschaft. Zu oft kam es hier zu Heteronomien, wenn sich auch das Kirchenverständnis der Ordensgemeinschaften zu stark an einer faktisch monopolistischen Gemeindetheologie orientierte. Hinzu kommt dann zuweilen ein Autoritätskomplex: das Wohlwollen des Bischofs ist bestimmt eine gratifizierende Erfahrung, aber die Abhängigkeit von solchen Liebesbezeugungen führt in der Tat zu heteronomischen Entscheidungen – hier sollten sich Ordensgemeinschaften entschieden zu ihrem Charisma bekennen, sonst führt das zu einer Nivellierung kirchlicher Profile.

Wie man Optionen entwickelt

Um also autonome Optionen zu fällen, wird es entscheidend darauf ankommen, die im Charisma geborgene Vision klar beschreiben zu können – und so den Ursprung bewahren zu können. Gerade angesichts der Verfremdungsprozesse, die sich notwendig ergeben, beschreibt diese Herausforderung einen längeren gemeinsamen Weg des Hinhörens, um so immer wieder von neuem die aktuelle Neuheit und Radikalität des Charismas entdecken zu können.

Wie das im einzelnen geschehen könnte, beschreibt der Autor der Apostelgeschichte ab Kapitel 6 paradigmatisch. Die Apostel beschreiben hier ihre Grundhaltung, die drei Dimensionen umfaßt:

- Zum einen wollen die Apostel beim Gebet bleiben. Gemeint ist ja die Erkenntnis, dass jenseits der lebendigen Beziehung mit Gott Zukunft immer nur selbsterfunden und selbstgemacht bleibt. Genau das aber darf ja nicht geschehen, weil dann der Ursprung und Lebensgrund jeder charismatischen Gemeinschaft verloren geht: es geht doch immer darum, den Willen Gottes zu entdecken.
- Zum anderen aber geht es den Aposteln darum, beim „Dienst am Wort" und also bei den Verheißungen des Evangeliums zu bleiben. In der spezifischen Situation der Ordensgemeinschaften bedeutet dies nun allerdings etwas spezielles: natürlich bleibt das Evangelium die norma normans jeder Zukunft einer christlichen Gemeinschaft. Aber eine Ordensgemeinschaft hat ja das Privileg, durch den charismatischen Ursprung eine normative Interpretation und Gestaltwerdung des Evangeliums empfangen zu haben – als Teilhabe am jeweiligen Charisma. Entsprechend ist der „Dienst am Wort" im Rahmen der Findung von Optionen in einer Ordensgemeinschaft immer orientiert an der charismatischen Lesart, die vom Ordensgründer vorgegeben ist. Es geht also darum, immer dieser Grundperspektive treu zu bleiben.
- Schließlich gilt aber auch, dass der Zugang zum Verstehen dieses Ursprungs im „Wir" gegeben ist: das „Wir" ist ja ein christophorer Ort, der den Ursprung wieder lebendig macht, weil es hier Christus selbst ist, der den Raum einer charismengerechten Interpretation schenkt.

Liest man den überraschenden Weg des Evangeliums in der Apostelgeschichte, vor allem den Weg zu den Heiden und den denkbar unerwartbaren Wendungen, wie sie in Apg 10-15 beschrieben werden, dann wird deutlich, in welcher Treue zur Urinspiration einerseits und zugleich in der Bereitschaft zum völlig Neuen sich die Apostel orientierten: dabei mußte ein Apostel Petrus immer wieder seine zeitgebundenen und traditionellen Prägungen hinter sich lassen um in der Neuheit der Herausforderungen die Ursprungsintention der Verheißung zu entdecken.

Dies allerdings tut Petrus nicht allein. Er ist hineingebunden in einen gemeinsamen Prozess der Entscheidungsfindung, wie er etwa sichtbar wird in den Auseinandersetzungen des Apostelkonzils, in denen letztlich die neuen Erfahrungen mit den Heiden zu einem neuen Verständnis der Schrift führten und durch das charismatische Neuverstehen der Schrift neue Wege in der Treue zum Ursprung möglich wurden.

In diesem gemeinschaftlichen Prozess einer Unterscheidung der Geister werden neue Optionen möglich. Natürlich setzt das voraus, dass die Protagonisten eines solchen Prozesses ihrem charismatischen Ursprung treu sind und so die Zeichen der Zeit charismatisch lesen können.

So entstehen zukunftsträchtige Optionen in der Treue zum Charisma: autonome Optionen werden so möglich.

Dr. Christian Hennecke ist Regens im Priesterseminar und Ordensreferent des Bistums Hildesheim.

1 Vgl. Katharina Kluitmann, Der Letzte macht das Licht an..., Münster 2007.

2 Vgl. M. Eckholt, Freundschaft und Weisheit, Zur ekklesiologischen Verortung des Ordenslebens, in M. Gruber/S. Kiechle (Hg), Gottesfreundschaft. Ordensleben heute denken, Würzburg 2007, 143-166.

3 Vgl. H. J. Pottmeyer, Neue Sammlung und Sendung – die Chance eines Endes, Tag der Priester und Diakone im Bistum Essen, 2007.

Lutz Müller SJ

Autonomie in der Berufungspastoral. Strukturen der Berufungspastoral der Orden

Gekürzte Zusammenfassung der Präsentation des Workshops: „Autonomie in der Berufungspastoral. Strukturen der Berufungspastoral der Orden" anlässlich der DOK Vollversammlung in Vallendar am 17. Juni 2008

1. Beschreibung und Definition von Berufungspastoral

Was ist Berufungspastoral? Um es positiv zu sagen: Das ist noch in Diskussion. Negativ formuliert: In Deutschland haben wir keinen Konsens darüber. Zwar können wir formal antworten: Berufungspastoral ist die aktive Sorge um Berufungen. Doch sobald es konkret wird, gehen unsere Wege auseinander. Ziele und Zielgruppen, Träger und Verantwortliche, Umfang und Priorität, Begründung und Notwendigkeit von Berufungspastoral: wir sehen das alles verschieden. Daher ist es riskant, über diese vielen verschiedenen Weisen von Berufungspastoral einen Vortrag halten zu wollen, der vielen gerecht werden soll. Ich will es aber versuchen und eine Bresche in den Wald schlagen, damit wir überhaupt eine Bahn durch den Dschungel finden.

Das Verständnis von Berufungspastoral hängt mit dem Verständnis von Berufung zusammen. An wen richtet sich Berufungspastoral? Kinder, Jugendliche, junge Erwachsene, Erwachsene, reife Erwachsene? In Deutschland haben wir keinen Konsens darüber. Ist es begrüßenswert, dass es Berufungspastoral gibt? In Deutschland haben wir keinen Konsens darüber. Viele meinten und meinen immer noch, dass es ja früher auch ohne ging; dass es ein weiteres Zeichen des Niedergangs sei, jetzt auch noch für das Ordensleben werben zu wollen; dass die Menschen schließlich unsere Werke/Apostolate sähen, das müsse doch reichen; früher seien die Leute doch auch von allein gekommen. Das ist richtig. Genauer gesagt: es war richtig. Heute kommt kaum noch jemand von allein.

Das *„Wort der deutschen Bischöfe, Gemeinsam dem Evangelium dienen. Die Gemeinschaften des geweihten Lebens in der Kirche 01.02.2007 (Nr. 86)"* greift viele Details unserer Fragestellung auf.

Die Bedeutung des Begriffs „Berufung" hat sich gewandelt. Es ist immer weniger selbstverständlich, dass Menschen durch ihre Geburt in eine praktizierende katholische Familie kommen und eine entsprechende katholische Sozialisation erhalten. An diese Stelle tritt zunehmend eine bewusste Bekehrung aufgrund religiöser Erfahrungen. Berufungspastoral bekommt dadurch eine ganz andere Färbung. Während im christlichen Milieu Berufungen zum Priestertum oder Ordensleben quasi automatisch wuchsen, müssen jetzt Berufungen aktiv gefördert werden, damit eine absichtliche Initiation ins Christsein erfolgen kann. Berufungspastoral muss nun unterscheiden zwischen Christsein und (besonderem) Jüngersein, also einer allgemeinen und einer spezifischen Berufung, ohne eine moralische Wertung vorzunehmen.

Wer von Berufung im umfassenden Sinn spricht, eröffnet Räume für verschiedene Ak-

zente. Das pastorale Handeln, das auf die Weckung und Begleitung von Berufungen zielt, wird zur Grunddimension jeglichen pastoralen Tuns. Wer kompetent das Christsein verkörpert und plausibel macht, erwirbt sich gewissermaßen auch die religiöse Kompetenz, über die intensive Nachfolge Christi im geweihten Leben zu sprechen.

„Eine umfassend verstandene Berufungspastoral stellt eine Herausforderung an die Pfarrgemeinden wie an die Ordensgemeinschaften dar. So fragen manche Gemeinschaften des geweihten Lebens, wo suchende Menschen, die im Kloster erste Erfahrungen mit Glauben in Gemeinschaft gemacht haben, anschließend in einer Gemeinde in Wohnortnähe einen Weg des Christwerdens gehen können. Und umgekehrt weiß man in den Gemeinden oft nicht, welche Ordensgemeinschaft wirklich aufnahmefähig ist für interessierte junge Menschen, die im Blick auf Mündigkeit, Selbstbestimmung, Kreativität und Flexibilität mehr Erfahrungen mitbringen als im Bereich klassischer Gemeinschaftswerte." (Gemeinsam dem Evangelium dienen, 37)

Nun zeigen die Erfahrungen, dass das Alter, in dem Lebensentscheidungen getroffen werden, sich auf Mitte 20 bis Ende 30 verschiebt. „Voraussetzung für eine solide Entscheidung zum geweihten Leben wie zum priesterlichen Dienst ist ein grundlegendes Erwachsen-Geworden-Sein; dazu gehört eine personale, emotionale und soziale Reife, die Annahme der christlichen Grundberufung und eine stabile, gewachsene christliche Identität. In vielfältigen Angeboten zu Exerzitien und geistlicher Begleitung eröffnen sich in diesem Zusammenhang wichtige Mittel der Berufungspastoral." (Gemeinsam dem Evangelium dienen, 38) Das persönliche Profil von Ordensinteressenten war früher in der Regel nicht so! Darauf muss die Berufungspastoral der Orden reagieren. Sicherlich sind Erstkatechesen und Hinführungen zum Glauben fundamental, aber eine Berufungspastoral, die die neue Ausgangslage ernst nimmt, muss Werkzeuge entwickeln, mit denen sie den Realitäten junger Erwachsener gerecht wird. Berufungspastoral muss sich unterscheiden von Kinder- und Jugendpastoral, Kommunion- und Firmpastoral, Glaubenskursen für (junge) Erwachsene, Pfarr- und Gemeindepastoral. Natürlich gibt es immer wieder starke Überlappungen, aber nur die Berufungspastoral stellt die Gretchenfrage: „Wie hältst du es mit deiner persönlichen Berufung? Glaubst du, von Gott berufen zu sein zu einer speziellen Form der Nachfolge Christi? Könntest du Ordensleben oder Priestertum verwirklichen?"

Das Wort der Bischöfe entwickelt das Modell von „Berufungspastoral im umfassenden Sinn" als „katechumenale Logik mit einer stufenweise und erfahrungsorientierten Initiation in den christlichen Glauben" (39). Hier muss sich jede Gemeinschaft nüchtern Rechenschaft über ihre Ziele, Kompetenzen und Kapazitäten geben. Den Anspruch, jeder Stufe im Glaubensfindungsprozess gerecht zu werden, wie beispielsweise viele Diözesanstellen Berufe der Kirche aufgrund ihrer Ausstattung es können, werden nur wenige Orden strukturell und personell erfüllen können. Aber das brauchen sie auch gar nicht. Vielen Events können sie sich anschließen. Katholikentage, Weltjugendtage, Jugendkirchen, Jugendliturgien, Pilgerfahrten und geistliche Tage werden ja im Miteinander von Ortskirche und geistlichen Gemeinschaften angeboten. Jüngerschulen und Glaubensmystagogie sind für Orden zentral – es muss aber passen. Als Vorteil benennt das Wort der Bischöfe, dass die Voraussetzungen bei Ordenshäusern, „nämlich authentisches geistliches Leben im Verbund mit gemeinschaftlichen Vollzügen und missionarischer Offenheit, gegeben sind. Die Charismen der Ordensgemeinschaften sind im Kontext einer katechumenalen Berufungspastoral jedenfalls neu wahrzunehmen, zu stärken und zu fördern". (40) Dieses positive und optimistische Bild wird korreliert mit der „Rückfrage nach innen", wer sich nämlich seiner „Rolle

im Berufungsgeschehen, seiner Aufgabe als Türöffner, als Begleiter auf dem Weg des Erwachsen-Werdens im Glauben, als Hermeneuten oder Mystagogen in Glaubensprozessen" bewusst sei? (41) Wie viele Ordensleute verstehen sich denn als attraktive, also anziehende Aushängeschilder für das religiöse Leben? Ganz zu Recht stellen die Bischöfe schmerzhafte Fragen: „Die Rückfrage nach innen ... gilt der Offenheit für neue Schwestern bzw. Brüder, ... aber ebenso der Offenheit und Aufnahmefähigkeit der Gemeinschaften und Gemeinden für neue Berufungen. Es bedarf auch auf Seiten der Gemeinschaft einer Reife und kirchlichen Weite, die Berufungen von Frauen und Männern, die bei ihnen anklopfen, mit deren modernen Biographien überhaupt zu erkennen, anzunehmen, zu unterscheiden und zu integrieren. Für viele Ordensgemeinschaften und Säkularinstitute stellt dies eine große Herausforderung und mancherorts eine Überforderung dar. Wie kann angesichts der zahlenmäßigen Stärke der älteren Mitglieder den wenigen jüngeren Schwestern und Brüdern der unerlässliche Raum zum Wachsen in der eigenen Berufung und in der Gemeinschaft geschaffen werden? Man wird nüchtern sagen müssen, dass es Klöster und Institute des geweihten Lebens gibt, deren Nachwuchskrise durch die Berufungspastoral – menschlich gesehen – nicht mehr behoben werden kann." (42) Hier ist sicher auf die Promotion von Katharina Kluitmann „Die Letzte macht das Licht an?", Dialogverlag Münster 2007, zu verweisen. Welche Toleranz haben wir „alte Orden" für ungewohnte Erwartungen von Interessenten? Wann endet unsere vermeintliche Toleranz bei Vegetariern, Computerspezialisten, Liebhabern ausgefallener Musik oder Sportarten, Lesern von Fachzeitschriften, etc.? Verbreitet ist der Trend zur Gleichmacherei und Sozialkontrolle. Das beginnt beim eigenen Telefon oder Internetzugang und endet bei seltenen Hobbys.

Zum Gebet für Berufungen: „Die Spannung, die zwischen dem Gebet um Berufungen und Projekten der Berufungspastoral besteht, lässt sich nicht auflösen, wohl aber aushalten im Sinn eines Wortes, das dem hl. Ignatius von Loyola zugeschrieben wird: 'Vertraue so auf Gott, als ob der Erfolg allein von dir, nicht von Gott abhinge; so aber gib dir alle Mühe, als ob du selbst nichts, Gott allein alles vollbringen werde.' Das Gebet um Berufungen sollte das Vorzeichen vor allen berufungspastoralen Initiativen bilden." (44)

2. Träger von Berufungspastoral

Wer betreibt Berufungspastoral? Das oft gehörte Wort: „Wir sind doch alle zuständig!" ist gut gemeint und geistlich fundiert im Sinne einer Grunddimension von Pastoral, aber in der Praxis läuft es oft auf ein „Niemand tut etwas!" hinaus. Es braucht eine eigene Verantwortliche! Die Interessentin muss wissen, wer ihre Gesprächspartnerin ist. Die Auskunft über die Zuständige muss persönlich konkret fassbar sein – in diesem Sinn autonom! Der Satz „Wenden Sie sich mal ans Kloster!" oder schlimmer: „Gehen Sie zur Pforte!" bewirkt Verschwinden statt Suche. Mir scheint, die meisten Menschen fragen maximal zweimal, bevor sie ihre Anfrage bei einer konkreten Gemeinschaft aufgeben. Die Verantwortliche sollte spezifisch für den Sektor Berufungspastoral zuständig sein. In vielen Orden – wegen der allgemeinen Personalknappheit nur allzu verständlich – ist die Beauftragte für die Berufungspastoral gleichzeitig diejenige für die Postulantinnen und/oder die Novizinnen. Dadurch wird erreicht, dass Berufungspastoral als Vorfeld nicht mehr erlebbar bleibt. Es fusioniert mit dem unmittelbaren Eintrittsbereich. Damit ist aber die Distanz nicht mehr gegeben, die eine Annäherung so unkompliziert und frei macht. Wenn die Person für den Erstkontakt gleichzeitig Noviziatsleiterin ist – also gewissermaßen auch die letzte Person, auf die es ankommt – dann ist es plötzlich schon

ganz nah am Eintritt. Der Raum zur Überlegung, zum ungebundenen Sondieren verdunstet schlagartig. Die Zeit vor der endgültigen Entscheidung scheint zu schrumpfen. Es liegt dann alles, was vor dem Eintritt liegt, an einer Person. Dies erlaubt keine Abstufungen mehr. Allerdings ist Personalknappheit eine Realität. Als Kompromiss schlage ich vor, die Sozia der Magistra dafür verantwortlich zu machen, aber bitte nicht die Noviziatsleiterin selbst!

Kann die Person für die Berufungspastoral gleichzeitig bei der „Diözesanstelle Berufe der Kirche" mitarbeiten? Das ist zunehmend häufiger der Fall, ich sehe darin auch kein Problem. In vielen Diözesen gibt es 3-4 Mitarbeiterinnen, von denen oft eine Ordensfrau ist; sie kann dann auch Funktionen in der Berufungspastoral der eigenen Gemeinschaft übernehmen. Denn die Diözesanstellen bewerben das ganze Spektrum kirchlicher Berufe (Mesnerin, Kirchenmusikerin, Ministrant, Diakon, Pfarrhaushälterin, Pastoralassistentin, Religionslehrer, Priester). Das macht bei der Berufungspastoral der Orden so meines Wissens niemand. Die Diözesanstellen schauen auf die allgemeine Berufung zum Christsein (hier ist für mich der Ort der katechumenalen Logik des Bischofswortes!), und dann auch noch auf spezielle Berufungen der intensiven Nachfolge Christi, während die Berufungspastoral der Orden meist auf das Jünger Sein achtet.

3. Rolle der Oberen: Geld, Personal, Zeit

Die Oberinnen sind verantwortlich für die Berufungspastoral in der Gemeinschaft! Nur den Raum, den die Provinzialinnen für die Berufungspastoral schaffen, gibt es überhaupt. Berufungspastoral ist Chefsache, sonst geht sie unter.

- Geld: Eine Berufungspastoral, die nichts kostet, ist genau so viel wert: nichts! Das in die Berufungspastoral investierte Geld ist in die eigene Zukunft investiert. Daran kann man ablesen, wie viel einer Gemeinschaft ihre Zukunft wert ist: Organisation und Durchführung von Kursen, Herstellung einer Broschüre und von Faltblättern, Aufbau und Wartung des Internetauftritts, Anschaffung von Literatur oder anderen Materialien, Subventionierung von Teilnehmergebühren und vieles andere mehr: das alles kostet Geld! Vor allem aber ist Berufungspastoral natürlich Innendienst, d.h. die Beauftragte fällt für andere Aufgaben zumindest teilweise aus. Berufungspastoral finanziert sich nicht von selbst. Die Oberin muss das Kapital zur Verfügung stellen.
- Personal: Wenn die Oberin niemandem eine Sendung in die Berufungspastoral ausspricht, wird es auch keiner richtig tun. Ordensleute packen dann etwas an, wenn es ihnen aufgetragen wurde. Ohne Mission keine Ergebnisse! Nur Obere können Ordensmitglieder destinieren, es ist sonst niemand dazu bevollmächtigt.
- Zeit: Die Beauftragte braucht Zeit für ihre Aufgabe. Mit 5 % Arbeitszeit kommen auch nur 5% heraus, also verschwindend wenig, das wird keiner sehen oder spüren. Nein, es müssen ausreichende Zeitkontingente bereitstehen. Was das heißt, wird überall verschieden sein. Es hängt auch davon ab, ob es ein Team gibt – also beispielsweise 2 Personen mit je 25% – oder 4 Personen mit je 20 % – wenn so etwas denn umsetzbar ist. Je nach Orden kommen regionale Beauftragte in Frage. Privilegiert sind sicher die Kollegen mit 50% oder 100% Freistellung. Das ist deshalb so sinnvoll, weil man Zeit braucht zur Konzeptentwicklung, -fortschreibung, -planung. Man möchte vergleichbare Projekte von Kolleginnen anschauen. Nicht um sie zu kopieren, das funktioniert sowieso nicht! Aber Beauftragte brauchen Zeit, um etwas Eigenes zu finden, das zu ihrer Gemeinschaft passt. Sie sollten Zeit haben zum Telefonieren, zum Recherchieren im

Internet, zur Kontaktpflege mit Kolleginnen, zum Lesen, zur Zusammenarbeit mit bestehenden Apostolaten ihrer Gemeinschaft, vielleicht sogar für Besuche bei Interessentinnen. Berufungspastoral hat viel mit Kreativität zu tun. Kreativität braucht Muße. Berufungspastoral muss ausgebrütet werden. Das ist ein Job für Tüftlerinnen und Pfadfinderinnen. Man braucht einen langen Atem!

Es ist relativ sinnlos, jemanden nur für zwei oder drei Jahre zu senden. Nach so kurzer Zeit gibt es noch keine Ergebnisse. Viele Kolleginnen wenden sich frustriert von der Aufgabe ab, weil sie nach mehreren Jahren des Probierens keine Resultate sehen. An der Zeitzuteilung entscheidet sich fast alles! Man könnte es fast so zusammenfassen: „Sagen Sie mir, wie viel Zeit und Geld Ihre Berufungspastoral hat, und ich sage Ihnen, wie ernst Sie es meinen!"

Die Provinzoberen bestimmen die Prioritäten, zusammen mit dem Provinzrat, und es gibt ernst zu nehmende Personalengpässe. Aber die Dramatik der Situation bedarf keiner weiteren Erläuterung mehr. Sie steuern die Verwendung von Zeit, Geld und Personal in ihren Orden.

4. Ziele, Zielgruppenbestimmung und Methoden

An wen soll sich Berufungspastoral richten? Wie gesagt: In Deutschland haben wir keinen Konsens darüber. Vielleicht brauchen wir den auch gar nicht. Wir müssen alle unsere eigene Berufungspastoral finden, die unser Charisma darstellt. Unser(e) Ort(e), unsere Spiritualität, unsere Gründergestalten, unsere Traditionen: diese vier Faktoren machen uns unverwechselbar, das ist unser ureigenes Charisma. Das unterscheidet uns voneinander. Es ist primäre Aufgabe der Berufungspastoral, dies eindeutig für Außenstehende darzustellen.

Ausgangsort jeder Berufungspastoral können die bisherigen Apostolate sein. Die Beauftragte muss eine Brücke bauen, damit sie „die Frage" stellen kann. Was bisher gemacht wurde, kann fortgesetzt werden, indem die Pastoral fürs Christwerden zur Pastoral zum Jüngerwerden weiter entwickelt wird. Berufungspastoral schafft intensive Zonen. Gewissermaßen Verschärfungen, die zu größerer Intensität mit Jesus einladen.

Wer bestimmt die Zielgruppen? Sinnvoller Weise sollte dies nicht nur eine einzelne Person sein. Das heißt aber auch, dass die Beauftragte(n) der Berufungspastoral Gesprächspartnerinnen brauchen. Sie darf nicht allein gelassen werden. Sehr bewährt sind jährliche oder halbjährliche Treffen im Team der Berufungspastoral mit Magistra und Provinzialin.

Wo kann Berufungspastoral beginnen bzw. anknüpfen? Die Highlights der Katholischen Kirche sind momentan Wallfahrten, Exerzitien im Alltag, geschlossene Exerzitien, geistliche Zentren mit profiliertem Angebot, Sondergottesdienste, Großevents (WJT, KT). Das alles funktioniert und hat Zulauf. Dort sind gute Orte zum Starten und Mitmachen. Die Methodenfrage muss jede Gemeinschaft selbst entscheiden. Alles, was für Pastoral taugt, taugt auch für Berufungspastoral, wenn man es richtig anwendet. Es geht um Vertiefung des Glaubens, um die gezielte Einladung, dass man bei ihnen glücklich werden kann im Dienst an Gott und Kirche. Ihr Weg zu Gott kann ein Menschenherz erfüllen, er konnte es ja bisher auch schon! Je nach Zielgruppe müssen altersgerechte Mittel gefunden werden, die eine solche Vertiefung des Glaubens fördern. Schließlich sollten die Orden ein Kandidatinnen-Profil haben. Nicht eines, dass 100%ig alles festlegt, aber schon eines, aus dem ihre Erwartungen an junge Frauen hervorgehen. Und sie brauchen eine Prozedur, einen Kommunikationskanal für reguläre und außergewöhnliche Fälle.

5. „Erfolg"

Was ist Erfolg in der Berufungspastoral? Unausrottbar ist die Frage der Mitschwestern: „Wie viele treten denn dieses Jahr ins Noviziat ein?" Es ist die falsche Frage! Berufungspastoral ist ein Dienst an der Kirche, denn es geht darum, Christ zu werden, mehr Christ zu werden, Jünger zu werden, eine spezifisch christliche Lebensform zu finden. Erfolg ist heute Entscheidungsfindung! Allen, die es überhaupt schaffen, eine Lebensentscheidung zu treffen, können wir gratulieren. Und Berufungspastoral sollte solche geistlichen Entscheidungen vorbereiten, fördern und ermöglichen. Dies muss in Offenheit und Freiheit geschehen. Wenn dabei sich einige für unser Noviziat entscheiden, dann umso schöner. Wenn sie sich für eine andere Art der Nachfolge Christi entscheiden, dann hat die Berufungspastoral auch einen wichtigen Dienst geleistet. Die richtige Frage der Mitschwestern müsste lauten: „Wie viele haben dieses Jahr ihren Weg gefunden?" Berufungspastoral ist ein Dienst an der Kirche. Wer nur auf die eigene Gemeinschaft schaut, hat meines Erachtens noch wichtige Lernschritte vor sich. Zumal es ja um innere Prozesse in Gnade und Freiheit geht. Berufungspastoral hat nichts mit Überreden zu tun, sondern geistliche Prozesse müssen reifen, damit die innere Überzeugung einer Berufung wächst. Dabei braucht es Freiräume zur persönlichen Entfaltung.

6. Rolle der Gemeinschaften und Konvente

Was können die Konvente zur Berufungspastoral beitragen?

- Gebet. Sehr hilfreich ist es, wenn die Berufungspastoral Gebetshilfen, Merkzettel für Gebetsanliegen, Einlegeblättchen fürs Stundenbuch u.ä. herstellt. Das tut auch das Zentrum für Berufungspastoral (siehe unten).
- Mögliche Kandidatinnen befragen. Die meisten Ordensleute trauen sich nicht, „die Frage" zu stellen. Die Berufungspastoral sollte sie dazu ermutigen.
- Materialien auslegen. Berufungspastoral hat viel mit Öffentlichkeitsarbeit zu tun. Früher oder später produziert eine professionelle Berufungspastoral Karten, Zettelchen, Fotos, Broschüren, Anhänger etc., die für Werbezwecke eingesetzt werden sollen. Eine Minimalmaßnahme an Unterstützung seitens der Mitschwestern ist das Auslegen dieser Materialien in eigenen Häusern und Konventen.
- Geistliche Begleitung, geistliche Gespräche, Bibelkreise, Wüstentage u.ä. anbieten als Gelegenheiten zur geistlichen Vertiefung. Die Beauftragte für Berufungspastoral kann und braucht nicht alles selbst zu tun. Existierende Programme können in ein Gesamtkonzept von Berufungspastoral integriert werden.
- Teambildung: Manche Orden haben ein Netzwerk von Ansprechpartnern, so dass in jeder Kommunität eine Person für die Belange der Berufungspastoral zuständig ist.
- Besuchskonvent: Welche Konvente kann man Interessentinnen zumuten? Es gilt, zwei Extreme zu vermeiden. 1. „Alle unsere Häuser kommen in Frage!" Die Erfahrung zeigt, dass dies so nicht stimmt. Es gibt Konvente, wo die Welt nicht in Ordnung ist. Da sollte man niemanden hinschicken. 2. „Kein Konvent – außer dem eigenen – eignet sich." Die Interessentin sollte schon die Bandbreite innerhalb der Gemeinschaft sehen, damit ihr Bild realistisch wird.
- „Berufungspastoral nach innen" („Rückfrage nach innen" – im Wort der Bischöfe) Ein großer Punkt ist die Ausstrahlung der Ordensmitglieder. Wer nur als mürrisch, verbittert, enttäuscht, frustriert wahrgenommen wird, braucht sich nur wenige Hoffnungen auf Nachwuchs zu machen. Das Binnen-Klima, die interne

Kommunikation und der zwischenmenschliche Ton müssen auch stimmen, damit Orden als attraktiv gespürt werden. Die Kennzeichnung des Ordenslebens als unbedingte Nachfolge Christi, kompromisslose Suche nach Gott, radikale Lebensgestaltung in Christus muss sichtbar und spürbar werden für Interessenten. Die Sehnsucht nach Wachstum in der Gottesbeziehung kann bei Anfragenden als Kriterium erwartet werden. Berufungspastoral kann aber auch nur das deutlich machen, was in den Gemeinschaften gelebt wird.

7. Kooperationsmöglichkeiten

- Die Beauftragte braucht weder die Berufungspastoral neu zu erfinden, noch muss sie alles allein machen. Wer will, kann kooperieren. Die meisten von uns sind Teil einer Spiritualitäts-Familie (benediktinisch, franziskanisch, dehonianisch, ignatianisch, vinzentinisch, dominikanisch). Da können verschiedene Ausprägungen derselben Tradition sich zusammen tun. Beispiele für Teambildungen: Jahr der Berufung, Jahr der Orientierung, MAZ-Programm, Katholikentag, WJT, Wallfahrten, Taizé-Fahrten, Assisi-Fahrten, etc. Es muss nicht jede Gemeinschaft das Rad neu erfinden.
- Austausch mit Kolleginnen, Fortbildung, Vernetzung durch die Arbeitsgemeinschaft Berufungspastoral der Orden (AGBO). Es gibt eine Jahreskonferenz, die jedes Jahr stattfindet von Aschermittwochmittag bis Freitagmittag nach Aschermittwoch. Ihre Funktionen sind Fortbildung, Vernetzung, kollegiale Beratung, Ideenbörse, Erfahrungsaustausch, gegenseitige Stärkung, Gesprächsangebot. Denn viele von uns machen die reale Erfahrung, dass sie allein sind und alleingelassen.
- Neben der Jahreskonferenz gibt es zusätzlich den Workshop im Dezember. Das ist eine kleinere Veranstaltung zum Erarbeiten ausgewählter Inhalte. Kollegiale Beratung und informeller Austausch sind die Schwerpunkte. Dauer: Zwei Tage.
- Nutzung der Angebote des Zentrums für Berufungspastoral (ZfB), Freiburg. Das ZfB produziert jährlich ein Werkheft zur Berufungspastoral, Gebetszettel, Plakate, Liturgische Hilfen, originelle Erinnerungshilfen für Jugendliche (Erinnerung an geweihtes Leben), Pfarrbriefmäntel zum Jahresthema der Berufungspastoral, Werbeflyer für Ordensleben, Kontaktadressen, Projektvorschläge für Diözesanstellen und anderes mehr.

P. Lutz Müller ist Leiter der Kontaktstelle der Jesuiten in Deutschland und Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Berufungspastoral der Orden.

Kontakt zur AGBO (Arbeitsgemeinschaft Berufungspastoral der Orden): P. Lutz Müller SJ, Elsheimerstr. 9, 60322 Frankfurt, lutz.mueller@jesuiten.org .

Workshop „Konzeptbildung" 15.-18.12.2008 in Limburg.

Jahreskonferenz 25.-27.02.2009 in Hünfeld „Spannungen aushalten".

Jean Paul Muller SDB

Gemeinsam und doch autonom

im weltkirchlichen Engagement – Impulsvortrag im Rahmen eines Workshops bei der Mitgliederversammlung der DOK am 17. Juni 2008

„Wir leisten Dienst an der Kirche, aber auf unsere Weise. Wir sind keine Lückenbüßer", betonte Anselm Grün OSB beim Katholikentag im Juni in Osnabrück. Die Orden – so die Meldung von KNA – hielten geistliche Orte in der Kirche wach, ohne sich vereinnahmen zu lassen. Auch andere Ordensleute wiesen beim Katholikentag auf den je eigenen Beitrag ihrer Gemeinschaften zum Aufbau der Kirche hin. Der Berliner Jesuit Klaus Mertes wird zitiert mit seiner Aussage: „Wir sind keine Leihfirmen der Diözesen." Die Dominikanerin Jordana Schmidt aus Schwalmtal sagte, die Orden hätten die Verantwortung, „Vorreiter zu sein". Sie müssten gegebenenfalls über die Grenzen der Gesetzeslage hinweggehen, um wie beim sogenannten Kirchenasyl „Dinge in Bewegung zu bringen".[1]

In diesen Aussagen spiegelt sich der Wunsch nach einer Wahrnehmung der Spezifika der Orden und wird das Recht auf ein „eigenständiges Dasein" in Kirche und Gesellschaft betont.

Würde man jetzt auf der Straße Menschen fragen, was mit „autonom" oder auch „Eigenständigkeit" gemeint ist, würden sie vermutlich antworten: „So zu sein, so zu leben und zu handeln, wie ich es möchte. Frei sein von Zwängen im Denken und Tun..." und sogleich würden sie anfügen, dass es keine echte Eigenständigkeit und Freiheit und somit Autonomie geben kann, da jeder einzelne Mensch, jede Familie, jede Firma usw. stets in einem Abhängigkeitsverhältnis zu etwas oder jemanden anderen steht. Die Orden und Institute befinden sich ebenso wie alle anderen Organe unserer Gesellschaft in Pflichten, Aufträge und Vertragswerke eingebunden. Ähnlich wie wir als individuelle Menschen, haben sich unsere Orden und Gemeinschaften an die Grenzen angepasst, die unser Wesen umgeben. Für viele von uns besteht unsere Eigenständigkeit und unsere Freiheit darin, „unsere eigene Spiritualität zu leben" und „unseren eigenen Beitrag unserer spezifischen Sendung im Dienst der Kirche zu leben". Dies lassen wir uns von unseren Kapiteln und Versammlungen regelmäßig bestätigen bzw. festlegen. Wir orientieren uns an dem Auftrag unserer Gründerinnen und Gründer um die Art und Weise wie wir unser Leben gestalten, zu reflektieren. Dabei merken wir, dass wir oft in keinster Weise eine Autonomie verwirklichen, sondern uns stark anpassen, an das, was von uns seitens der kirchlichen Strukturen und einzelner Amtsträger erwartet wird – wohl bei einigen von uns auch – oder gerade wegen – der finanziellen Abhängigkeiten, die wir im Laufe der Geschichte eingegangen sind.

An vielen Orten in der Welt sind die Ordensgemeinschaften die „Visitenkarte" der katholischen Kirche vor Ort. Sie haben sich auf Wunsch von Ortsbischöfen oder Pfarrern dort angesiedelt, weil ihr spezifisches Charisma in der Kranken- Alten- oder Jugendseelsorge gebraucht wurde. Zugleich profitieren die Ordensleute von den Strukturen der Weltkirche in der finanziellen und materiellen Unterstützung ihrer Arbeit, im Schutz ihrer Mitglieder, in der Nutzung der Infrastrukturen usw. Der gemeinsame Glaube an Gott und an das Wirken der katholischen Kirche führt dazu, dass wir uns alle familiär verbunden fühlen. „Der Glaube an Gott ... gibt uns eine Familie, die universale Familie Gottes in der katholischen Kirche. Der Glaube befreit uns aus der Isolation des Ich, weil er uns zur Gemeinschaft führt."[2]

Die Eigenständigkeit der Orden gibt diesen die Möglichkeit die Zeichen der Zeit sehr konkret und spezifisch zu deuten und so der Kirche beizustehen, das Evangelium verständlich und fruchtbringend zu verkündigen. Sie verwirklichen durch das Aufzeigen der Spuren Gottes im Leben der eigenen Ordensmitglieder, als auch im Alltagsleben derer zu denen sie gesandt sind, dass „wir Christinnen und Christen Botschafter guter Nachrichten für die Menschheit und keine Unglückspropheten sind"[3] und zugleich „halten sie lebendig, dass in der Kirche die institutionelle und die charismatische Seite zusammengehören; beide sind nach einem Wort von Papst Johannes Paul II, gleichermaßen wesentlich für die Konstitution der Kirche, und sie tragen beide – wenn auch auf verschiedene Weise – zu ihrem Leben, ihrer Erneuerung und der Heiligung des Gottesvolkes bei. Das geweihte Leben hält präsent, dass die unzerstörbare Heiligkeit der Kirche, wie sie sich etwa objektiv in den Sakramenten und im kirchlichen Amt äußert, um glaubwürdig und authentisch zu sein, einer existentiellen Heiligkeit bedarf, dass also beides, das Geschenk der Heiligkeit an die Kirche und die gelebte Praxis und Nachfolge Jesu in der Kirche zusammengehört".[4]

Die Autonomie der Orden und Institute verpflichtet diese dazu, das was sie tun – und was sie nicht tun – zu verantworten. Hier will ich aber bewusst darauf hinweisen, dass die Orden – wie oben schon angedeutet – als Deuter der Zeichen der Zeit auch die Mit-Verantwortung dafür tragen, dass sich die eigenen Gemeinschaften als auch die Kirche als solche weiterentwickeln und dass die Botschaft Jesu dem „Menschen von heute" und dem „Menschen von Morgen" vermittelt, gedeutet und vorgelebt wird! „In den gegenwärtigen Veränderungen in Kirche und Gesellschaft braucht es eine neue Besinnung auf das Geschehen und den Begriff 'Berufung'... Es geht grundlegend wieder darum, Menschen für das Evangelium, den Glauben und die Kirche zu gewinnen."[5] Als Ordensfrauen und -männer, müssen wir befürchten, dass nachfolgende Generationen uns eines Tages anklagen werden, weil wir es waren, die nichts unternommen haben,

- damit auch zukünftig der Glaube mit Freuden gelebt werden kann,
- damit Menschen die Botschaft Jesu verinnerlichen und
- damit das Evangelium zur Messlatte für politisches und soziales Handeln wurde.

Uns fehlt es an vielen Orten an Mut um unsere Eigenständigkeit zu betonen, wenn es darum geht den Menschen in unserer Gesellschaft und in der Welt beizustehen, damit sie ein gelingendes Leben haben können. Ich bin deswegen sehr froh, dass Papst Benedikt XVI das Paulusjahr ausgerufen hat um uns zu ermutigen, „wieder die Person Jesu Christi in ihrer eigenen Bedeutung für unsere Sendung zu erkennen; als auch um uns an der Identität Jesu zu orientieren, an seinem Verhältnis zum Vater und zu den Menschen. Durch das Paulusjahr werden wir wieder hingeführt zu dem leidenschaftlichen Liebesverhältnis des Apostels zum auferstandenen Jesus Christus, weil er überwältigt ist von der Liebe Jesu zu ihm, dem gewalttätigen Verfolger und 'schwachen Verkünder' (Gal 2,20)".[6]

Wenn wir als Orden „nicht zum Lückenbüßer" werden wollen, dann müssen wir uns unmissverständlich outen über das, was wir denn in der Kirche in Deutschland und in der Weltkirche wollen- und das muss jeder Orden für sich selber tun und zugleich muss m.E. die DOK die Synthese hiervon deutlicher als bisher in Kirche und Gesellschaft vertreten. Was nützt uns eine Autonomie, wenn wir diese nicht nutzen?

Worin besteht unsere Daseinsberechtigung, wenn wir – wie alle anderen – zu den „grauen Mäusen" gehören, statt Farbe zu bekennen?

„Für Paulus ist Jesus Christus schlechthin der Freie Mensch, da in seinem freien Gehorsam gegenüber dem Vater, der zugleich ein Akt rückhaltloser Liebe zu den Menschen ist, die höchste Vollendung geschöpflicher Freiheit aufscheint."[7]

Als Orden wissen wir um die gesellschaftlichen Veränderungen in Deutschland, um die aktuelle Situation der Ortskirche und kennen zudem die globalen Veränderungen die mehr oder weniger in der ganzen Welt ihre Auswirkungen haben. Wir tragen in und mit der Kirche Verantwortung dafür, dass wir den Menschen Lösungswege aufzeigen die ihnen helfen, ihr Leben getreu dem Evangelium zu gestalten. Wir haben die Möglichkeit, durch den Austausch von Wissen, den Transfer von Dienstleistungen und durch den Einsatz unserer Ordensmitglieder (und z.B. der Volontäre, Maz´ler, Entwicklungshelfer,...) Strategien und Modelle zu verwirklichen, die Antworten auf die Sorgen und Probleme unserer Mitmenschen geben. Solange wir uns hauptsächlich mit den Strukturdiskussionen, den Machtfragen und mit möglichst unauffälligen Daseinsformen zufrieden geben, werden wir von unserer Sendung nicht viel verwirklichen können und gelten wir als ziemlich urteilslos. Viele Menschen bekennen sich in Kontakten zu einzelnen Schwestern und Brüdern zu ihrer Orientierungslosigkeit und ihrer Sinnkrise weil sie Hoffnungen in die Ordensleute setzen. Die Ordensleute werden deutlicher als andere Repräsentanten der Kirche in einer sich stark verändernden Welt wahrgenommen, die Breyten Breytenbach einmal so beschrieb: „Die Welt ist grauer, glatter, weniger strukturiert ... Die Muster liegen fest. Da gibt es natürlich die offensichtlichen Beispiele: Digitalisierung, Ordinormalisierung, Computerisierung des Menschlichen und seines Wortes. Die Gewöhnung an ein Leben durch das Gleichgewicht des Schreckens. Akzeptieren, dass Überleben nur durch Herstellung und Verkauf todbringender Geräte gesichert werden kann. Damit leben, dass Folter und Säuberungen sein müssen. Mundabwischen und wählen. Nach der Reparatur des Klos Polyesterhemden kaufen. Bügelfreies Denken."[8]
Die Massenkommunikation präsentiert uns eine rasant schnelle Entwicklung um die Meinungen der Menschen zu beeinflussen u.v.m. Wir können hier die sehr konkrete Achtung der Menschenwürde durch unser Tun, durch unser Dasein entgegensetzen, doch dazu brauchen wir „umfassenden missionarischen Eifer, um jenen verbindenden vollständigen Sinn menschlichen Lebens mitten in die Kultur unserer Zeit zu tragen, den weder die Wissenschaft noch die Politik, weder die Wirtschaft noch die Kommunikationsmedien überbringen können. In Christus, Wort und Weisheit Gottes (vgl. 1 Kor 1,30), kann die Kultur ihre Mitte und ihre Tiefe finden. Von hier aus wird man die Realität mit all ihren Faktoren anschauen, diese im Licht des Evangeliums (und der eigenen Ordensspiritualität) beurteilen und jedem einzelnen den angemessenen Platz und Raum überlassen können".[9]

Br. Jean Paul Muller ist Missionsprokurator der Salesianer Don Boscos und Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Missionsprokuren.

1 Zitiert in KNA – Orden heute, April 2008, 20.

2 Eröffnungsansprache von Papst Benedikt XVI. zu Beginn der 5. Generalversammlung des Episkopats Lateinamerikas und der Karibik, Aparecida am 13. Mai 2007.

3 Aparecida 2007, Schlussdokument der 5. Generalversammlung des Episkopats von Lateinamerika und der Karibik, in: Stimmen der Weltkirche, Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Nr 41, 39.

4 Gemeinsam dem Evangelium dienen, in: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Die Deutschen Bischöfe, Nr. 86, 13-14.

5 Ebenda, 35-36.

6 Vgl. Söding, Thomas, Zur Freiheit befreit, in: Communio, März-April 2008, 95.

7 Schockenhoff, Eberhard, Das Netz ist zerissen, in: Communio, März-April 2008, 95.

8 Breytenbach, Breyten, Schlußakte, a.a.O., Seite 40, zitiert in: Walzer,Michael: Zweifel und Einmischung, Frankfurt/M. 1977, 311.

9 Aparecida 2007, Schlussdokument der 5. Generalversammlung des Episkopats von Lateinamerika und der Karibik, in: Stimmen der Weltkirche, Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Nr. 41, 45.

Theo Paul

Autonomie im pastoralen Einsatz

*Das Charisma eines Ordens und die Erwartungen eines Bistums**

Liebe Schwestern und Brüder, eine Legende aus dem Leben des heiligen Franziskus berichtet vom Besuch des Heiligen bei Kardinal Leo in Rom. Es war schreckliches Wetter, und Franziskus fragte den Kardinal, ob er, arm wie er sei, noch ein wenig länger in dessen Haus bleiben könne. Der Kardinal überließ ihm einen Turm, wo er in Einsamkeit mit seinem Begleiter ausharrte. Während der Nacht wurde Franziskus im Schlaf von Dämonen heftig gequält. Er rief seinen Begleiter und sagte zu ihm: „Bruder, die Dämonen haben mich sehr heftig geschlagen. Daher will ich, dass du neben mir bleibst. Ich fürchte mich, allein zu sein." In dieser Nacht blieb sein Begleiter neben ihm, denn Franziskus zitterte wie ein Mensch, den das Fieber schüttelt. Und sie wachten beide die ganze Nacht.

„Warum haben die Dämonen dich gequält?" fragte der Begleiter. Franziskus antwortete: „Die Dämonen sind Beauftragte des Herrn. Es kann sein, dass Gott mich jetzt durch seine Beauftragten züchtigt, weil mir der Kardinal in Freude seine Barmherzigkeit erwies. Denn obgleich mein Leib dieser Erholung dringend bedarf, haben meine Brüder, welche durch die Welt gehen und Hunger und andere Mühsal erdulden, und jene, die in Einsiedeleien und ärmlichen Häusern wohnen, einen Grund, gegen mich zu murren, wenn sie hören, dass ich bei einem Kardinal zu Gast bin. Sie werden sagen: ‚Wir ertragen so viele Leiden, und er hat seinen Trost.' Ich bin gehalten ein gutes Beispiel zu geben." Darum verlies Franziskus in der Frühe den Turm, ging zum Kardinal und erzählte, was ihm widerfahren war. Der Kardinal freute sich mit ihm, denn da er ihn kannte und als einen Heiligen verehrte, wollte er ihm nicht widersprechen, als er nicht länger bleiben wollte. Franziskus verabschiedete sich und kehrte in die Einsiedelei von Fonte Colombo bei Rieti zurück. – Soweit die Legende.

Sein Charisma leben, seinem Auftrag treu bleiben. Diese Herausforderung zeigt uns die Legende. Franziskus erfährt Anerkennung, Verehrung – wir würden heute sagen, er hat bei Kardinal Leo ideale Rahmenbedingungen –, und doch verlässt er den kirchlichen Turm. Er braucht die Autonomie, die Selbstständigkeit, sein Apostolat, um sein Charisma leben zu können.

Diese Legende beschreibt einen Konflikt, der durch die Jahrhunderte ein Erkennungszeichen, ein Zeichen des Geistes für das Wirken der Orden ist: sich nicht im Turm einer bestimmten kirchlich-pastoralen Situation einrichten, sondern immer wieder fragen, was der Geist Gottes durch das Charisma des Gründers/der Gründerin heute der Kirche sagen will.

1. Welche Zeichen der Zeit werden uns angeboten?

- „Ich bin dann mal weg." Hape Kerkelings Bestseller drückt ein Lebensempfinden der postmodernen Gesellschaft aus. Der Philosoph und Soziologe Zygmunt Baumann beschreibt die Lebensform als vagabundarisch. Dieses permanente „Malweg-Sein", diese Fluchtbewegung ist Ausdruck einer Heimatlosigkeit.
- „Ich habe alles im Griff." Dieses Wort aus der Alltagssprache zeigt eine Kultur der Kontrolle an. Im Management des öffent-

lichen Lebens wird deutlich, wie die Institutionen geprüft, gemessen, ja kontrolliert werden. Dies hat auch Auswirkungen im Bereich der Kirche und der Orden. Auch Ordensgemeinschaften und Bistümer unterliegen dieser Kultur des Managements. Brüder oder Schwestern sind mit einem Mal Personal, Patienten, Kunden. Generalate oder Generalvikariate wirken wie Büros von großen Konzernen. Wirtschaftsprüfer zeigen deutlich: alles muss messbar und nachweisbar sein.

- „Erlebe dein Leben." Mit dieser Formel ist die Kultur der Jetzt-Generation zu beschreiben: nicht große Visionen oder Ideale, sondern möglichst viel in möglichst kurzer Zeit mit einem ästhetischen Genuss erleben.

2. Anknüpfungspunkte aus der biblischen Tradition auf diese Zeichen der Zeit

zu „Ich bin dann mal weg":
Unsere Erfahrungen als Christen zeigen: Wir sind unterwegs, wir wohnen in einem ‚Nomadenzelt', mit einem Pilgerkleid geht die Kirche durch die Zeit (vgl. GL 249). In der Begegnung mit der Samariterin am Brunnen kündigt Jesus eine Zeit an, da Gott weder auf dem Berg in Samarien noch im Tempel von Jerusalem angebetet wird (vgl. Joh 4,21), sondern im Geist und in der Wahrheit (vgl. Joh 4,24). Christen erkennen das Unterwegssein: Sie sind Fremde und Gäste auf Erden (vgl. Ps 119,19), „denn wir haben hier keine Stadt, die bestehen bleibt, sondern wir suchen die künftige" (Hebr 13,14). Unterwegssein heißt für uns nicht Flucht, Mal-weg-Sein ohne Sinnhorizont, sondern ist Ausdruck unseres Lebens- und Glaubensverständnisses: Denn „unsere Heimat ist im Himmel" (Phil 3,20).

zu „Ich habe alles im Griff":
„Seine Jünger waren nämlich in den Ort gegangen, um etwas zum Essen zu kaufen" (Joh 4,8). Sie haben Jesus einen Augenblick nicht mehr ‚unter Kontrolle', und schon gibt er sich mit einer problematischen Frau ab. Auch Jesus wird von seiner Umgebung beobachtet und kontrolliert, doch er entzieht sich den Kontrollen immer wieder wie in der Begegnung mit den Kindern, mit der Ehebrecherin, mit Bettlern und Blinden, mit Zöllnern und Gelähmten. Er ist als Sohn Gottes unkontrollierbar. – Orden als Ausdruck der Unkontrollierbarkeit des Geistes. Bei aller berechtigten Wahrnehmung von Leitung und Begleitung lebt eine Gemeinschaft von Biotopen der Freiheit, die nicht Willkür bedeuten, sondern Neuland unter den Flug nehmen. (vgl. Hos 10,12)

zu „Erlebe dein Leben":
Auch die Geschichte des Judentums und des Christentums kennt Phasen ohne Visionen, wo man an einem toten Punkt angelangt ist (vgl. etwa 1 Sam 3,1: „In jenen Tagen waren Worte des Herrn selten; Visionen waren nicht häufig", oder Ps 74,9: „Zeichen für uns sehen wir nicht, es ist kein Prophet mehr da; niemand von uns weiß, wie lange noch"). Auf dem Weg nach Emmaus drücken die Jünger die Perspektivlosigkeit aus, als sie zu Jesus sagen: „Wir aber hatten gehofft, dass er der sei, der Israel erlösen werde" (Lk 24,21). Jesus vertröstet die Jünger nicht. Er nimmt den Augenblick ernst. „Er nahm das Brot, sprach den Lobpreis, brach das Brot und gab es ihnen" (Lk 24,30). – Ordenschristen flüchten nicht aus der Zeit, leben nicht in einem Turm. Sie teilen die Zeit, weil Jesus sie mit uns teilt. Er ist unsere Zukunft und Hoffnung in der Gegenwart.

3. Anknüpfungspunkte bei den evangelischen Räten

Gehorsam: Im Synodenbeschluss „Unsere Hoffnung" wird der Gehorsam als zentrale Nachfolgehaltung beschrieben. Es geht dabei nicht um eine radikale Verfügbarkeit, es

geht nicht um ein Herr-Knecht-Verhältnis. „Der Weg in die Nachfolge Jesu führt immer in jenen Gehorsam gegenüber dem Vater, der das Leben Jesu ganz durchprägt und ohne den es schlechthin unzugänglich bliebe. In diesem Gehorsam wurzelt auch die Jesus eigentümlichen Menschenfreundlichkeit, seine Nähe zu den Ausgestoßenen und Gedemütigten, zu den Sündern und Verlorenen. Denn das Gottesbild", so heißt es im Synoden-Text weiter, „das in der Armut des Gehorsams Jesus, in der völligen Ausgeliefertheit seines Lebens an den Vater aufscheint, ist nicht das Bild eines demütigenden Tyrannengottes; es ist auch nicht das Gottesbild als Überhöhung von irdischer Herrschaft und Autorität. Es ist das leuchtende Bild des Gottes, der erhebt und befreit, der die Schuldigen und Gedemütigten in eine neue verheißungsvolle Zukunft entlässt und ihnen mit den ausgestreckten Armen seines Erbarmens entgegenkommt" (UH III,1).

Gehorsam ist das Zulassen von dem, was ich bin und was mich hier sein lässt. Gehorsam heißt dann: Ich flüchte nicht hinter Kirchen- und Kloster-Kuschelräume, sondern teile die Heimatlosigkeit, kenne auch aus meinem persönlichen Leben das Vagabunden-Dasein, bin nicht überheblich, sondern lebe die Treue den Gehorsam in der Nachfolge Jesu, indem ich zu meinem Pilger-Dasein mit einem Ziel, einem Sinnhorizont stehe.

Armut: Der Nachfolgeimperativ der Armut hat eine geistliche und seine situativ-praktische Konsequenz. Armut als evangelischer Rat ist ein Protest gegen die Diktatur des Habens, der Kontrolle. Es geht um eine „Armut mit Geist", wie es der ermordete Jesuitenpater Ignacio Ellacuria beschreibt. Das heißt: Ich lasse los, was mich festhält und was mich besitzt; wir geben uns Rechenschaft über unsere wirtschaftlichen sozialen Rahmenbedingungen; wir stehen zu unseren begrenzten Ressourcen. Unsere Präsenz gestalten wir einladend und einfach. Die Initiativen der Leitung sind auf Vertrauensbildung, Partizipation, Motivationsstärkung konzentriert und nicht auf Kontrolle oder Zentralisierung.

Ehelosigkeit: Im Rat der Ehelosigkeit drücke ich meine Erwartungen aus, dass in jedem Augenblick die Wiederkunft des Herrn möglich ist. Der Augenblick ist die Möglichkeit, mit Gott im Blick zu leben. Ich überlasse mich Gott im Vertrauen, dass er mit mir etwas Einmaliges vorhat. Der Wunsch, viel zu erleben, ist mir nicht fremd. Ich leugne die kleinen und großen Eventhoffnungen nicht, aber ich lebe für die große lebenprägende Hoffnung vom Reich Gottes, vom großen Frieden der Menschen und der Natur im Angesicht Gottes, vom Reich der Freiheit, der Gerechtigkeit und der Versöhnung, von den abgewischten Tränen und vom Lachen der Kinder Gottes. Aus dieser Hoffnung erwächst nicht eine Weltflucht, sondern ein kritischer Impuls zur Nichtanpassung, zur konstruktiven Verweigerung.

4. Konkretisierung in einem Bistum

Das Wort Autonomie ist mir im Kontext von Orden und Bistümern bisher nicht begegnet. Im Beschluss der gemeinsamen Synode „Die Orden und andere geistlichen Gemeinschaften – Auftrag und pastorale Dienste heute" wird das besondere Charisma der Orden betont und für das Zeugnis gedankt. Allerdings richtet die Synode an die Orden auch die Bitte, „sich der vielfach veränderten Situation nicht nur zu stellen, sondern Gottes weiterweisenden Anruf darin zu erkennen, damit das jetzt von Gott Geforderte in ihnen und durch sie wachsen kann. Orden und geistliche Gemeinschaften sind zu allen Zeiten ungewohnte Wege gegangen" (Orden 5).

Mittlerweile sind 33 Jahre vergangen. Ihre Gemeinschaften sind kleiner geworden, große Einrichtungen wurden aufgegeben. Kräfte für neue Aufbrüche sind nicht oder nur begrenzt vorhanden. Alle sind damit beschäftigt, die bestehenden Aufgaben oder Einrichtungen weiterzuführen. Der Turm

der Alltagssorgen hält sie gefangen. Wo können da noch Ressourcen für eine Neupositionierung in den Zeichen der Zeit sein? Oder vielleicht hat es ja in den zurückliegenden Jahren diverse Projekte und Bemühungen gegeben, die aber gescheitert sind oder nicht den erwünschten Erfolg gebracht haben.

Auch die Diözesen kennen die Rahmenbedingungen, die die Gestaltungsmöglichkeiten immer enger werden lassen. Der demographische Wandel zeigt sich regional noch unterschiedlich, wird aber in den kommenden Jahren deutlich spürbar. Unsere Gemeinden werden kleiner, der Wettbewerb der Schulen, Kindergärten, Krankenhäuser und Altenheime wird härter werden. Zusammen mit dem Rückgang an Gottesdienstfeiernden und den regelmäßig Mitwirkenden hat das auch Auswirkungen auf die Finanzen: weniger Kollektengelder, weniger ehrenamtliches Engagement, weniger Spenden...

Mit dieser Entwicklung steht die Kirche nicht allein. Andere Organisationen haben ähnliche Probleme. Für die Kirche ist die Situation auch nicht neu. Sie hat im Laufe der Geschichte immer wieder mit solchen Veränderungen leben müssen. Auch wenn die Bistümer, so meine These, mehr Priester und Hauptamtliche hätten, müssten sie wegen den tiefgreifenden Veränderungen ihr pastorales und kirchliches Handeln überdenken.

Ich möchte Ihnen jetzt aus der Perspektive eines Verantwortlichen in einem Bistum Erfahrungen bzw. Kriterien nennen, wie das Charisma eines Ordens oder einer geistlichen Gemeinschaft unter Berücksichtigung der berechtigten Selbstständigkeit in einem Bistum wirken kann.

1. Wir möchten auf der pastoralen Landkarte unseres Bistums Orte anbieten, wohin Frauen und Männer, Junge und Alte, Gesunde und Kranke einfach kommen können. Wir nennen diese Orte „Biotope des Lebens" oder „Kristallisationspunkte des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe". Für die Gestaltung dieser Orte sind uns Fragen wichtig wie: Gibt es eine besondere geistliche pastorale Geschichte an diesem Ort? Ist der Ort von den Menschen der Region akzeptiert? Gibt es qualifizierte Seelsorgerinnen und Seelsorger, Priester und Ordensleute, die diesen Ort gestalten können?
2. Wir haben offene Türen für Frauen und Männer, Ordenschristen, die Neuland betreten wollen. Orden sind für uns keine Zeitarbeitsfirma für seelsorgliche Dienste im Bistum (vgl. P. Klaus Markus SJ auf den Katholikentag in Osnabrück). Sie sind nicht Teil unserer Personalplanung. Sie sollen Projekte vorstellen und umsetzen können, die aus einer soliden theologisch-spirituellen Qualifizierung kommen, keinen neuen ‚Turm' errichten, die auch kein finanzielles Abenteuer bedeuten, sondern sich mit ihren Schwerpunkten in die Vernetzung der Region und des Bistums einbringen.
   Unsere verschiedenen Neugründungen in den vergangenen Jahren waren Antworten auf Zeichen der Zeit. Z. B. das Kloster am KZ Esterwegen. Vier Schwestern der Mauritzer Franziskanerinnen leben in einer ehemaligen Soldatenunterkunft. Sie sind einfach da – Gratis-Existenz –, stehen für Gespräche zur Verfügung. An einem Ort des Grauens wollen sie den Menschen für eine kurze Zeit ein Dach anbieten, wo sie sich aussprechen können, wo sie vor den Erfahrungen aus der NS-Zeit nicht flüchten müssen. Die Besucher kommen und gehen. Es ist ein Ort der Pastoral mit Vagabunden. Zugleich wird es Tag für Tag mehr ein Ort, wo seelsorgliche Begleitung auch für andere Fragen sich entwickelt.
   An anderen Orten mit anderem Hintergrund haben wir ähnliche Angebote, z. B. Forum am Dom, Atrium Bremen, Haus Ohrbeck; Klöster als Herberge in Bremen (Birgittenkloster), in Osnabrück, im Emsland. Menschen können für eine Zeit zu Besuch kommen, einfach da sein, mitleben, wenn sie wollen mitbeten.
3. Kultur des Experimentierens – Frauen und Männer als Kundschafter aussenden.

Beispiele: Magdalenen-Klink, Norderney, San´Egidio, wissenschaftliche Arbeit, Wohngemeinschaften, GCL.

Zusammenfassung:

Für das zukünftige pastorale Handeln ist von entscheidender Bedeutung, in der Kirche einen Klimawandel zu fördern, der sich in einem Klima der Wertschätzung zeigt. Franziskus konnte den Turm verlassen und sein Charisma leben, weil er von Kardinal Leo eine große Wertschätzung erfuhr. Ein Klima der Wertschätzung eröffnet uns neue Wege, um Antworten auf die Zeichen der Zeit zu geben.

Theo Paul ist Generalvikar des Bistums Osnabrück.

* Vortrag im Rahmen eines Workshops bei der Mitgliederversammlung der DOK am 17. Juni 2008.

Günter Riße

Autonomie im interreligiösen Dialog

*Christ-sein im Pluralismus der Religionen**

Der interreligiöse Dialog

Im Jahre 2005 feierte die Kirche das 40. Jubiläum der religions- und missionstheologischen Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils. Es sind dies die Dokumente: nostra aetate, ad gentes und dignitatis humanae.
„Seit der Enzyklika Ecclesiam suam, die Papst Paul VI. am 6. August 1964 verlautbarte, ist Dialog die Methode für die Begegnung der Kirche mit der Welt von heute. (...) Drei Dialogkreise werden darin bekanntlich genannt: der Dialog mit den Menschen guten Willens, selbst mit den Atheisten, über alles, was mit dem Menschen zu tun hat und den Frieden in der Welt fördern kann (ES 36-39). Der Dialog mit den Gläubigen anderer Religionen (ES 40), um mit ihnen das gemeinsame Anliegen im Bereich der Religionsfreiheit, der menschlichen Brüderlichkeit, der guten Kultur, der sozialen Wohltätigkeit und der zivilen Ordnung zu fördern. Im dritten Kreis geht es schließlich um den ökumenischen Dialog mit den getrennten christlichen Brüdern (ES 41)."[1]

Unter Theologen mehrt sich seit dem 2. Vaticanum der Konsens, dass Theologie treiben heute ohne Kenntnis der Religionen nicht mehr möglich ist. An zahlreichen Stellen geht Papst Johannes Paul II. 1989 in seiner Enzyklika „Redemptoris missio" auf das Verhältnis von Mission und interreligiösem Dialog angesichts der Wahrnehmung der Pluralität der Religionen ein.[2] Bereits zu Anfang der Enzyklika (RM 2) hebt der Papst hervor, dass die Ortskirchen sich für die Begegnung und für die Zusammenarbeit mit anderen Religionen geöffnet haben. Mit dem Hinweis auf das Gebetstreffen in Assisi begründet der Papst seinen doppelten Respekt vor den Religionen. Er schreibt: „Das Verhältnis der Kirche zu den andern Religionen ist bestimmt von einem doppelten Respekt: 'dem Respekt vor dem Menschen bei seiner Suche nach Antworten auf die tiefsten Fragen des Lebens und vor dem Handeln des Geistes im Menschen'. Die Begegnung zwischen den Religionen in Assisi wollte unmißverständlich meine Überzeugung bekräftigen, daß 'jedes authentische Ge-

bet vom Heiligen Geist geweckt ist, der auf geheimnisvolle Weise im Herzen jedes Menschen gegenwärtig ist'." (RM 29)
In der Nr. 55 der Enzyklika, die sich inhaltlich eng an die Konzilserklärung „Nostra aetate" anschließt, heißt es zum Dialog: „Der interreligiöse Dialog ist Teil der Sendung der Kirche zur Verkündigung des Evangeliums. Wenn er als Methode und Mittel zur wechselseitigen Kenntnis und Bereicherung verstanden wird, steht er nicht im Gegensatz zur Mission ad gentes, sondern hat vielmehr eine besondere Bindung zu ihr und ist sogar Ausdruck davon. (...) Im Lichte der Heilsökonomie sieht die Kirche keinen Gegensatz zwischen der Verkündigung, beide im Bereich der Mission ad gentes aneinanderzufügen."
Gewinnt man zunächst den Eindruck, als ob der Dialog nur eine taktisch-strategische Seite der Mission sei, wird die Sichtweise sogleich ausgeweitet und auf eine höhere Ebene gezogen. Der Dialog entsteht eben „nicht aus Taktik oder Eigeninteresse, sondern hat Gründe, Erfordernisse und Würde eigener Art. Er kommt aus dem tiefsten Respekt vor allem, was der Geist, der weht, wo er will, im Menschen bewirkt hat. (...) Der Dialog gründet auf der Hoffnung und der Liebe und wird im Geist Frucht bringen. Die anderen Religionen stellen eine positive Herausforderung für die Kirche dar; sie regen sie sowohl dazu an, die Zeichen der Gegenwart Christi und des Wirkens des Geistes zu entdecken und anzuerkennen, als auch dazu, die eigene Identität zu vertiefen und die Gesamtheit der Offenbarung zu bezeugen, dessen Wahrerin sie zum Wohl aller ist". (RM 56)
Von den vielfältigen Formen und Ausdrucksweisen des Dialogs wird der „Dialog des Lebens", der sich in der alltäglichen Begegnung vollzieht, eigens herausgestellt. Gerade der „Dialog des Lebens" ist es, „in dem die Gläubigen verschiedener Religionen einander im Alltag die eigenen menschlichen und religiösen Werte bezeugen und einander helfen, diese zu leben und so eine gerechtere und brüderlichere Gemeinschaft zu schaffen". (RM 57) Rückgebunden bleibt der interreligiöse Dialog an Jesus Christus, das Heil der Welt (RM 55). Geführt und realisiert werden muss der Dialog sodann in der Überzeugung, dass die „Kirche der eigentliche Weg des Heiles ist und daß sie allein im Besitz der Fülle der Heilsmittel" ist (ebd.). Die Begegnung der Religionen hat ihren Platz im Heilsauftrag der Kirche (DiV 38f.). Die Geschichte der göttlichen Heilstaten findet ihre Erfüllung in Jesus von Nazareth, dem „menschgewordenen Sohn Gottes, die Fülle der Offenbarung und der Rettung und die Erfüllung der Sehnsüchte der Völker" (DiV 22).
Die Anliegen Papst Johannes Pauls II. sind bleibende Markierungspunkte. Denn – nur „wer einen gereiften und von Überzeugung getragenen christlichen Glauben hat, ist für die Einbeziehung in einen genuinen interreligiösen Dialog geeignet. 'Nur jene Christen, die tief in das Mysterium Christi eingetaucht und in der eigenen Glaubensgemeinschaft glücklich sind, können ohne unnützes Risiko und in der Hoffnung auf positive Früchte in den interreligiösen Dialog eintreten'."[3]

Wegweisung

Papst Benedikt XVI. hat in seinen Begegnungen mit Vertretern aus den verschiedenen Weltreligionen die Koordinaten im interreligiösen Dialog klar herausgestellt. Bei seinem Pastoralbesuch in Neapel (21. Oktober 2007) sagt er: „Wir sind alle berufen, unter Achtung der Verschiedenheit der einzelnen Religionen für den Frieden zu arbeiten und uns für die Förderung der Versöhnung unter den Völkern einzusetzen. Der echte ´Geist von Assisi´ widersetzt sich jeder Form von Gewalt und dem Mißbrauch der Religion als Vorwand für die Gewalt. Angesichts einer von Konflikten zerrissenen Welt, wo man die Gewalt mitunter im Namen Gottes rechtfertigt, ist es wichtig zu betonen, daß die Religionen nie Mittel von Haß werden dürfen; nie darf man den Namen Gottes anrufen, um das Bö-

se und die Gewalt zu rechtfertigen. Im Gegenteil, die Religionen können und sollen beste Möglichkeiten anbieten für den Aufbau einer friedvollen Menschheit, weil sie zum Herzen des Menschen vom Frieden sprechen. Die katholische Kirche will den Weg des Dialogs fortsetzen, um die Verständigung zwischen den verschiedenen Kulturen, Traditionen und religiösen Bekenntnissen zu fördern. Ich wünsche aufrichtig, daß sich dieser Geist immer mehr verbreite, besonders dort, wo die Spannungen am größten sind, wo die Freiheit und die Achtung vor dem andern verweigert werden und die Menschen infolge von Intoleranz und Unverständnis leiden."

Anlässlich des 20. Jahrestages des „Interreligiösen Treffens zum Gebet für den Frieden in Assisi" zeigt Papst Benedikt den Weg im Konzert der Religionen auf: „In der Tat gibt es in allen großen religiösen Traditionen Zeugnisse jener engen Verbindung, die zwischen der Beziehung zu Gott und der Ethik der Liebe besteht. Wir Christen fühlen uns durch das Wort Gottes darin bestätigt und noch tiefer erleuchtet. Bereits das Alte Testament bezeugt die Liebe Gottes zu allen Völkern: Er vereint sie durch seinen Bund mit Noah in einer einzigen großen Umarmung – symbolisiert durch den `Bogen in den Wolken´ (Gen 9,13.14.16) – und will sie letztendlich, gemäß den Worten der Propheten, in einer einzigen universalen Familie versammeln (vgl. Jes 2,2ff.; 42,6; 66,18-21; Jer 4,2; Ps 47). Im Neuen Testament findet die Offenbarung dieses universalen Liebesplanes ihren Höhepunkt dann im Ostergeheimnis, in dem sich der menschgewordene Sohn Gottes in einem ergreifenden Akt erlösender Solidarität als Opfer für die ganze Menschheit am Kreuz hingibt. So zeigt Gott, daß sein Wesen die Liebe ist. Das ist es, was ich in meiner ersten Enzyklika hervorheben wollte, die mit den Worten beginnt: 'Deus caritas est' (1 Joh 4,7). Diese Aussage der Heiligen Schrift bringt nicht nur Licht in das Geheimnis Gottes, sondern sie erleuchtet auch die Beziehungen zwischen den Menschen, die alle berufen sind, nach dem Liebesgebot zu leben.

Gerne nehme ich die Gelegenheit wahr, um die Vertreter der anderen Religionen zu grüßen, die an der einen oder der anderen Gedenkfeier in Assisi teilnehmen. So wie wir Christen wissen auch sie, daß man im Gebet Gott auf ganz besondere Weise erfahren und aus dem Gebet wirkungsvolle Anregungen schöpfen kann, um sich der Sache des Friedens zu widmen. Dennoch müssen auch hier unangebrachte Verwechslungen vermieden werden. Daher muß, auch wenn man zusammenkommt, um für den Frieden zu beten, das Gebet in unterschiedlichen, den verschiedenen Religionen eigenen Weisen stattfinden. Dies ist die Entscheidung, die 1986 getroffen wurde, und diese Entscheidung ist auch heute noch gültig. Übereinstimmung unter Verschiedenartigem darf nicht den Eindruck erwecken, daß man jenem Relativismus Raum gibt, der den Sinn der Wahrheit und die Möglichkeit, zu ihr zu gelangen, leugnet."

Das unterscheidend Christliche

Nachdrücklich beschreibt, betont und besteht das Lehramt der Kirche auf die Notwendigkeit der Verkündigung der Wahrheit, die Jesus Christus selbst ist: Unablässig aber verkündet sie und muss sie verkündigen Christus, der da ist der Weg, die Wahrheit und das Leben (Joh 14,6), in dem die Menschen die Fülle des religiösen Lebens finden, in dem Gott alles mit sich versöhnt hat (2 Kor 5,18-19).

„Ihr aber, für wen haltet ihr mich?" Dies ist die alles entscheidende Frage.[4] Wenn wir diese Frage mit Simon Petrus beantworten: „Du bist der Messias, der Sohn Gottes" (Mt 16,13-16), wirft diese Antwort in unserer Zeit aber immer neue Fragen auf: Ist Jesus von Nazareth wirklich der Sohn Gottes oder bedeutet er das nur für uns Christen und ist er in Wirklichkeit der eine und einzige Sohn Gottes? Können wir als Christen Jesus Christus auf die gleiche Ebene neben Buddha, Krishna oder Muhammad stellen?

Das Bekenntnis zu Jesus Christus als dem einzigen Sohn Gottes bedeutet aber im Konzert der Religionen der Welt weder Intoleranz noch Arroganz. Sie ist also keine Absage an die nichtchristlichen Religionen, sondern eine offene Einladung zur Begegnung und zur gemeinsamen Suche nach der Wahrheit. „Wir Christen, so Karl Rahner, haben den Mut, diesen Gesuchten als gefunden zu glauben. Er ist Jesus von Nazareth."

Die geschichtliche Offenbarung Gottes in Jesus Christus bildet die Mitte christlichen Lebens und Glaubens. Alle Theologie hat Jesus Christus als Ausgangspunkt und Ziel. Für Christen ist unerlässlich das immerwährende Festhalten an der einmaligen, unüberbietbaren Selbstmitteilung Gottes in Jesus von Nazareth, der als der auferstandene Christus universal bezeugt werden muss.

Würde man als Christ die Einmaligkeit Jesu Christi leugnen, führte dies zur Preisgabe der Trinitätslehre und damit des christlichen Gottesgedankens überhaupt. Das aber bedeutet weiterhin nichts anderes als die Preisgabe der Identität als Christ. Mit der Einmaligkeit und Einzigkeit Jesu Christi steht und fällt der christliche Glaube. Es geht hier also um Sein oder Nichtsein des christlichen Glaubens. Die Aussage des Konzils von Chalkedon (451), dass Jesus von Nazareth, geboren von der Jungfrau Maria, wahrer Gott und wahrer Mensch ist, ist normativ für jede christliche Theologie, für eine jede Christin und einen jeden Christen. Es gilt sich der bleibenden Erkenntnis des Heiligen Augustinus zu vergewissern, der das Wort geprägt hat: das Christliche am Christen ist Christus selbst.

So bezeugt und bekennt der christliche Glaube, dass allein in Jesus Christus, als das Heil der Welt, die Menschen gerettet werden. In seiner missionarischen Dimension – Mission und Begegnung der Religionen bedeuten keinen inneren Widerspruch – richtet sich die christliche Botschaft in einem lebendigen Glaubenszeugnis in Wort und Tat an alle Menschen. Dabei aber ist vor allem in der Verheutigung der Christusbotschaft in erster Linie nicht entscheidend, was die Anhänger außerchristlicher Religionen über Jesus von Nazareth sagen, sondern was Christen selber von Jesus Christus halten.

Jesus von Nazareth und die christliche Botschaft von Jesus Christus gehören konkret in die Begegnung der Religionen hinein. Aber das lähmende Problem unserer Zeit ist innerchristlich vielfach das Fehlen der Gewissheit über die Einmaligkeit und Besonderheit Jesu Christi. Denn das Entscheidende ist nicht, wie anfangs gesagt, was andere von Jesus Christus halten, sondern dass die Christen auf die Frage Jesu: „Ihr aber für wen haltet ihr mich?" in froher Überzeugung mit Simon Petrus antworten können: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!" (Mt 16,15f.)

Prof. Dr. Günter Riße ist Religionswissenschaftler und Dozent für Fundamentaltheologie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule, Vallendar.

* Zusammenfassung eines Workshops bei der Mitgliederversammlung der DOK am 17. Juni 2008.

1 Mariano Delgado, Der interreligiöse Dialog, in: Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionswissenschaft 91 (2007) 3.

2 Für den ganzen Abschnitt vgl. Günter Riße, „Redemptoris Missio" und der interreligiöse Dialog – Fallbeispiel Islam, in: Lebendiges Zeugnis 47 (1992) 125-134; ders., Islamisch – christlicher Dialog, B. Aus christlicher Sicht, in: Neues Handbuch theologischer Grundbegriffe (= NHThG), Neuausgabe 2005, Bd. 2, S. 243-250; vgl. zur Begegnung der Religionen meine Gedanken, in: ders., Gott demütig ergeben. Maria – Grenzgängerin im Gottes-Glauben von Christen und Muslimen, in: George Augustin / Klaus Krämer (Hg.), Gott. Ihn bedenken und bezeugen, FS für Walter Kardinal Kasper. Mit einem Geleitwort von Papst Benedikt XVI., Freiburg 2008, 628-639.

3 M. Delgado, aaO.

4 Vgl für diesen Abschnitt George Augustin, „Gott eint – trennt Christus?" Die Einmaligkeit und Universalität Jesu Christi als Grundlage einer christlichen Theologie der Religionen, Paderborn 1993.

M

Mitteilungen der Ordenskorrespondenz

abgeschlossen am 5. August 2008

Aus dem Vatikan

Vatikanische Instruktion betont geistliche Dimension des Ordensgehorsams

In der neuen Instruktion „Der Dienst der Autorität und der Gehorsam" befasst sich der Vatikan mit einem der zentralen Ordensgelübde. Die Religiosenkongregation unter ihrem Präfekten, Kardinal Franc Rode, erläutert und bekräftigt dies in dem umfangreichen Dokument vom 11. Mai 2008. Bei ihrer Vollversammlung 2005 habe die Behörde, heißt es im Vorwort, angesichts mancher Vorkommnisse, aber auch infolge des neuen Stellenwerts von Autonomie, Selbstverwirklichung und freier Entfaltung Klärungsbedarf gesehen.

Beim Gehorsam der Ordensleute gehe es nicht um bloßes Beachten kirchlicher Gesetze, sondern um die Treue zu Gott, stellt das Papier klar. Dieser habe seine Wurzeln in der Suche nach Gott und seinem Willen. Autorität stehe im Dienst der Gemeinschaft, die Gottes Willen suchen und erfüllen solle. Dabei hätten einige die – meist befristete – Aufgabe, „Zeichen der Einheit und Anführer" bei dieser gemeinsamen Suche zu sein. Daraus folge, wann immer ein Ordensmitglied „einen legitim gegebenen Auftrag" erhalte, sei es „der Herr, der von ihm Gehorsam gegenüber der Autorität verlangt, die ihn in jenem Moment vertritt".

Das Dokument geht ein auf die Weihe, das Gemeinschaftsleben und die Sendung. Autorität sei primär spirituell zu verstehen. Der Obere müsse seiner Gemeinschaft ausreichend Zeit zum Gebet gewährleisten. Er habe die Würde der Person zu achten, der Gemeinschaft in schwierigen Situationen Mut zu machen, das Charisma seiner Ordensfamilie lebendig zu erhalten sowie für Aus- und Weiterbildung zu sorgen. Und er müsse seine Ordensmitglieder zum „sentire cum ecclesia" anhalten. Innerhalb des Klosters soll er ein Klima der Nächstenliebe sowie eine Dialog-Kultur und Mitverantwortung fördern. Damit könne Autorität nicht ersetzt werden, sie dürfe aber „nicht ignorieren, dass die Kommunität der vorrangige Ort ist, um den Willen Gottes zu erkennen und erfassen". Der

Ordensobere, der an seine Vorbildfunktion erinnert wird, müsse auch unbequeme Entscheidungen fällen; er dürfe keine falsche Rücksicht und Nachgiebigkeit an unangebrachter Stelle zeigen.
Bestand früher die Gefahr, die Entscheidungen auf Kosten von Personen durchzusetzen, herrsche heute oft Angst, persönliche Empfindlichkeiten zu verletzen, heißt es zum Verhältnis von Gehorsam und Sendung. Auch leide der Auftrag oft unter der Aufsplitterung von Kompetenzen. Der/die Obere müsse seine/ihre Mitbrüder/schwestern zur Mitverantwortung für die jeweilige Aufgabe ermutigen. Ferner wird er/sie zu einer „Pädagogik des Verzeihens und der Barmherzigkeit" angehalten. Die deutschsprachige Version der Instruktion steht im Internetauftritt des Vatikan (www.vatican.va) auf den Seiten der Religiosenkongregation zum Download zur Verfügung. (kna/dok)

Benedikt XVI: Bischöfe sollen geistliche Gemeinschaften fördern

Nach Ansicht von Papst Benedikt XVI. sollen sich die Bischöfe im Umgang mit neuen geistlichen Gemeinschaften „nicht als Herren über die Charismen aufspielen". Der Papst mahnte die Bistumsleiter, nicht das zu vereinheitlichen, „was der Heilige Geist vielgestaltig gewollt hat". Ein Kriterium für echte kirchliche Aufbrüche sei wiederum, dass sie sich dem Urteil der Kirchenleitung unterstellten. Der Papst äußerte sich bei einer Begegnung mit Teilnehmern eines Seminars des Päpstlichen Laienrats über neue geistliche Bewegungen am 17. Mai 2008 im Vatikan. Benedikt XVI. nannte die geistlichen Bewegungen eine der wichtigsten Neuerungen nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Während viele von ihnen vom Vatikan anerkannt seien, brauchten andere „noch eine sensiblere und aufmerksamere Begleitung seitens der Hirten der Teilkirchen". Aufgabe der Bischöfe sei es, „die Charismen zu untersuchen und zu prüfen, um das anzuerkennen und zu würdigen, was gut, wahr und schön ist, was zu einer wachsenden Heiligkeit des Einzelnen und der Gemeinschaft beiträgt", so der Papst. Notwendige Korrekturen müssten Ausdruck der Liebe sein. Die Freiheit neuer Vereinigungen werde von den Kirchenführern „gesichert und gewiss nicht beschränkt", so Benedikt XVI. (kna)

Seligsprechungsprozesse bei Arnsteiner Patres und Augustinern schreiten voran

Der als „Apostel der Aussätzigen" bekannte P. Damian de Veuster SSCC (1840-1889), Mitglied der „Ordensgemeinschaft von den Heiligsten Herzen Jesu und Mariens" (Arnsteiner Patres), kann heiliggesprochen werden. Papst Benedikt XVI. bestätigte am 3. Juli 2008 im Vatikan ein Dekret, mit dem die Heiligsprechungskongregation ein auf Fürsprache des belgischen Paters gewirktes Wunder anerkennt. Benedikt XVI. erkannte in einer Audienz für den Leiter der Heiligsprechungskongregation, Kardinal Jose Saraiva Martins zudem den heroischen Tugendgrad von acht Seligsprechungs-Kandidaten an, darunter der deutsche Augustinerpater Pius Keller (1825-1904). (kna)

Papst erinnert an Bedeutung des irischen Mönchtums für Europa

Papst Benedikt XVI. hat zum religiösen Engagement für Europa nach dem Vorbild der irischen Wandermönche aufgerufen. Als Beispiel erinnerte er bei seiner Generalaudienz am 11. Juni 2008 an den Abt und Missionar Kolumban (um 543-615). Dieser „europäische Heilige" habe sich für die Stärkung der christlichen Wurzeln eingesetzt, aus denen noch heute „dieses unser Europa wiedererstehen" könne.

Aus der Weltkirche

Internationalen Union der Generaloberinnen

Die Gründung eines Netzwerks gegen Menschenhandel war Ziel einer Versammlung der Internationalen Union der Generaloberinnen (UISG) in Rom, an der 50 Schwestern aus 31 Kongregationen Anfang Juni 2008 teilgenommen haben. Mehrere weibliche Ordensgemeinschaften hatten bereits 2004 Projekte gegen Menschenhandel gestartet. Rund 4.000 Ordensfrauen sind bisher in den Genuss von Spezialkursen gekommen, die auf den Einsatz gegen Menschenhandel vorbereiten. Die Seminare der UISG werden von der Botschaft der Vereinigten Staaten beim Heiligen Stuhl unterstützt. Die amerikanische Vatikan-Botschafterin Mary Ann Glendon zog bei der Versammlung der UISG eine Zwischenbilanz. (rv/ansa)

Europa

Nach einem längeren Entwicklungsprozess haben sich am 1. Juni 2008 die bisherigen sieben Provinzen des Maristenordens in Europa (England, Irland, Frankreich, Spanien, Italien, Holland und Deutschland) zu einer „Provinz Europa" zusammengeschlossen. Das Ereignis wurde mit einem feierlichen Gottesdienst in der Wallfahrtskirche Fourviere in Lyon begangen. P. John Hannan, der bisherige Provinzial von Irland wurde zum Provinzial der neuen Provinz Europa gewählt. Der Sitz der Provinzialats wird in Paris sein.

Großbritannien

Neben der Kathedrale von Glasgow soll ein Klostergarten zur Erinnerung an Opfer des Zweiten Weltkriegs entstehen. Damit solle mehrerer hundert deutscher und italienischer Internierten gedacht werden, die 1940 beim Abschuss eines Schiffes ertranken, erläuterten Ende Mai 2008 der schottische Premierminister Alex Salmond und der Erzbischof von Glasgow, Mario Conti. Nach der Niederlage Frankreichs erwartete Großbritannien eine Invasion deutscher Truppen und nahm Italiener und Deutsche fest, die im Land lebten. Viele von ihnen sollten nach Kanada gebracht werden. Das Schiff wurde am 2. Juli 1940 von einem deutschen U-Boot beschossen; rund die Hälfte der 1.300 Menschen an Bord ertrank. Die Arbeiten sollen den Angaben zufolge Ende 2008 beginnen und ein Jahr dauern. (kna)

Niederlande

Nach drei Tagen haben im Juli 2008 niederländische Karmelitinnen des Klosters Zenderen bei Almelo eine gestohlene Jesusfigur zurückerhalten. Ein Schrotthändler aus der Umgebung brachte den Nonnen die 100 Kilogramm schwere Statue aus Kupfer und Blei zurück, wie die Polizei am Mittwoch mitteilte. Der entscheidende Hinweis zur Fundstelle sei von einer anonymen Anruferin gekommen. Sie habe angegeben, ihr Sohn und ein Komplize hätten den Korpus eines Grabkreuzes gestohlen. Die Sprecherin der Nonnen hatte zuletzt gesagt, nur ein kleines Wunder könne die für sie wertvolle Figur zurückbringen. (kna)

Belgien

Marcella Pattyn (87), nach Medienangaben letzte Begine Belgiens, hat an der Beisetzung der verstorbenen Genter Begine Marcella van Hoecke (99) teilgenommen. Wie Zeitungen

Ende Mai 2008 berichteten, wurde van Hoecke in der Kirche des örtlichen Beginenhofs beigesetzt. Die in einem Altersheim in Kortrijk lebende Marcella Pattyn sei damit die einzige verbliebene Begine des Landes. In der Beginenbewegung des Mittelalters gelobten unverheiratete Frauen Armut, Keuschheit und Gehorsam, jedoch nur für die Dauer ihres Aufenthalts auf dem Beginenhof. Sie verdienten ihren Unterhalt mit der Tuchherstellung, mit Waschen, Klöppeln und Spinnen, pflegten Kranke und kümmerten sich um das Totengedächtnis. Nach den Wirren der Reformation und der Religionskriege zählten Ende des 17. Jahrhunderts einige Höfe, wie Gent und Mechelen, bis zu 1.200 Beginen. Die flämischen Beginenhöfe wurden 1998 zum Weltkulturerbe der UNESCO ernannt.

Käse aus dem Prämonstratenserkloster Postel bei Antwerpen ist als erstes Kloster-Erzeugnis in die Liste der geschützten Regionalprodukte Belgiens aufgenommen worden. Der Hartkäse aus Postel wurde vom flämischen Agrarmarketing-Zentrum mit dem Label gekennzeichnet, berichtete der Fernsehsender VRT am 19. Juni 2008. Das Kloster begann 1947 mit der Käseproduktion und musste wegen des großen Erfolges die Kapazitäten 1997 vergrößern. Seither bereichern weitere Sorten das Angebot. Nur drei Abteien in Belgien verfügen noch über eigene Käsereien. (kna)

Schweiz

Die Leitung des Schweizer Klosters Einsiedeln plant eine umfassende Modernisierung. Im Mittelpunkt stehen nach eigenen Angaben aufwendige Bau- und Sanierungsmaßnahmen in der barocken Benediktinerabtei im Kanton Schwyz. Dazu zählten der Bau neuer Räume für Archiv, Musikbibliothek und Klosterladen, ein neues Musikhaus, die Sanierung von Marstall und Klosterplatz sowie Landschaftsarbeiten auf der Insel Ufnau. Die bereits begonnenen oder geplanten Projekte belaufen sich den Angaben zufolge auf rund 25 Millionen Euro. Ein Teil der Kosten könne durch Spenden gedeckt werden. Platzmangel etwa im Klosterarchiv und in der Musikbibliothek bedrohe die Konservierung von Dokumenten aus mehr als einem Jahrtausend, hieß es. Auch der Klosterladen sei für den Andrang der Touristen und Pilger zu klein geworden. Die Sanierung des Marstalls solle den klösterlichen Pferdebetrieb zu einem wirtschaftlich selbsttragenden Unternehmen machen. Zudem will sich das Kloster künftig mit einem einheitlichen Logo nach außen darstellen.

Das Kloster Einsiedeln besteht seit Mitte des zehnten Jahrhunderts. Wegen seiner barocken Kulturschätze ist es Anziehungspunkt für viele Touristen und als Station des Jakobswegs auch für Pilger. Die geistliche Gemeinschaft zählt rund 80 Mönche. Zum Kloster gehört die siebtgrößte Musikbibliothek der Welt mit mehr als 4.000 Musikhandschriften allein aus dem 17. und 18. Jahrhundert. (kna)

Kosovo

Der Rat der kosovarischen Gemeinde Decani hat eine Rückgabe von Land an das serbisch-orthodoxe Königskloster Visoki Decani Anfang Juni 2008 vorläufig abgelehnt. Der Gemeinderat beschloss einstimmig, zuerst eine entsprechende Gerichtsentscheidung abwarten zu wollen. Der Chef der UNO-Verwaltung im Kosovo (UNMIK), Joachim Rücker, hatte die Gemeindebehörden in Decani aufgefordert, dem Kloster knapp 25 Hektar zurückzuerstatten. Streitobjekt sind von den Tito-Kommunisten enteignete Liegenschaften, die die serbischen Behörden dem Kloster 1997 zurückerstattet hatten. Nach dem Kosovo-Krieg 1999 wurde das Klostereigentum aber von den neuen albanischen Lokalbehörden wieder enteignet. Bis zum Zweiten

Weltkrieg befanden sich im Besitz des Klosters Decani nach dessen Angaben rund 800 Hektar Land; davon waren ein Viertel Ackerland und der Rest Waldbestand. Nach 1945 beschlagnahmten die kommunistischen Behörden den größten Teil des Klostereigentums. Die nun strittigen 25 Hektar Boden wurden bis 1997 von einem lokalen Imkerverband benutzt. Das Königskloster Visoki Decani wurde 2004 von der UNESCO zum Weltkulturerbe erklärt. Gleichzeitig wurde es wegen der rechtlich unklaren Situation im Kosovo und der schwierigen Sicherheitslage auf der Roten Liste des gefährdeten Welterbes eingetragen. (mit Material von kna)

Niederlande/Kenia

Aus Sicherheitsgründen haben die Trappisten der niederländischen Abtei Koningshoeven ihre Zweigniederlassung in Kenia geschlossen. Die in Kipkelion tätigen 23 Mönche würden zunächst nach Uganda gebracht, ehe dort über eine neue Niederlassung entschieden werde, teilte Abt Bernardus am Donnerstag auf der Webseite des Klosters mit. Das Klostergelände 300 Kilometer nördlich der Hauptstadt Nairobi werde der katholischen Kirche des ostafrikanischen Landes übertragen. Die Schließung der Trappisten-Niederlassung ist nach Angaben des Abts Folge der Unruhen nach der Präsidentenwahl in Kenia Ende vergangenen Jahres. Nach einem Stammeskonflikt in dem Kloster-Gebiet hätten 800 Menschen bei den Trappisten Zuflucht gesucht. Soldaten und Polizisten wurden zu ihrer Sicherheit dort stationiert. Die Aussicht auf andauernden militärischen Schutz und gleichzeitige finanzielle Probleme hätten dazu geführt, dass die Trappisten die seit 50 Jahren genutzte Anlage verließen. (kna)

Ägypten

Nach dem Mord an vier koptischen Christen in Kairo Ende Mai 2008 setzten sich die Spannungen zwischen Muslimen und Christen in Ägypten fort. Nach Angaben der „Gesellschaft für bedrohte Völker" (GfbV) griffen bewaffnete Islamisten am 31. Mai ein koptisches Kloster in der Provinz Minya an. Drei Mönche wurden verschleppt, misshandelt und zum Teil schwer verletzt, bevor sie befreit werden konnten. Einen anschließenden friedlichen Protestmarsch von rund 300 Kopten habe die Polizei unter Einsatz von Schusswaffen aufgelöst. Dabei sollen ein Muslim getötet und vier Christen verletzt worden sein. Acht Kopten seien festgenommen worden, unter ihnen auch der koptische Bauunternehmer, der mit der Restaurierung des Klosters Abu Fana beauftragt wurde. Die Muslime wollen die Instandsetzung des Klosters und die Wiedererrichtung der Klostermauer verhindern. Christen stellen rund zehn Prozent der etwa 70 Millionen ägyptischen Staatsbürger. Die Mehrheit der Christen gehört der koptisch-orthodoxen Kirche an. (kap)

Paraguay

Paraguays gewählter Präsident, Steyler Missionar und Ex-Bischof Fernando Lugo, hat eine päpstliche Dispens erhalten. Sie erlaubt dem früheren Bischof das Verlassen des Klerikerstands und aller damit zusammenhängender Pflichten. Der vatikanische Nuntius Orlando Antonini hat Lugo, der am 15. August 2008 das Präsidentenamt antritt, über die Entscheidung aus Rom informiert. Kurz nach seiner Wahl zum Staatsoberhaupt hatte Lugo den Vatikan öffentlich um Entschuldigung für seinen Karrierewechsel gebeten. Benedikt XVI. dispensierte den Steyler Missionar Lugo auch von seinem Ordensgelübde, bat ihn aber, „dem katholischen Glauben treu zu bleiben" und „ein Leben zu führen, das dem Evangelium entspricht.

Haiti

In Haiti ist Ende Juni 2008 eine junge Ordensfrau aus einem öffentlichen Bus entführt worden, jedoch nach rund zehn Tagen wieder freigekommen. Nachdem sämtliche Passagiere ausgeraubt wurden, hatten die Entführer die 35-jährige Schwester Fedline Dumervil von der Gemeinschaft der „Kleinen Schwestern der heiligen Therese" und zwei weitere Haitianer verschleppt. Die Entführer hatten die Ordensfrau offenbar bewusst als Opfer ausgewählt und forderten in der Folge ein Lösegeld von 100.000 US-Dollar. Seitens der Kirche entschloss man sich zu Verhandlungen, um das Leben der Schwester zu schützen. Die schließlich gezahlte Summe sei sehr viel niedriger als die ursprünglich geforderte Summe gewesen, hieß es seitens der Haitianischen Bischofskonferenz. Die „Kleinen Schwestern der heiligen Therese" sind eine haitianische Ordensgemeinschaft, die sich besonders für die armen Bevölkerungsschichten auf dem Land einsetzt. Die Gemeinschaft, die seit vielen Jahren Projektpartner von Adveniat in Haiti ist, zählt derzeit 207 Ordensfrauen in 42 Niederlassungen. (adveniat)

Nepal

Hinduistische Extremisten bedrohen weiterhin die Katholiken. Darauf weist Ende Juli 2008 der Apostolische Vikar in Nepal, Bischof Anthony Sharma SJ, hin. So forderten terroristische Gruppierungen von Katholiken Schutzgelder. Bischof Sharma rief die Behörden auf, Polizeischutz zur Verfügung zu stellen, bis sich die Lage beruhigt hat. Anfang Juli war auf den Salesianer Don Boscos John Prakash in Siriya ein Mordanschlag verübt worden. Die römisch-katholische Kirche in Nepal ist eine kleine Minderheitenkirche. Ursprünglich zum indischen Erzbistum Patna gehörig, wurde das Gebiet 1983 zu einer selbständigen Mission sui juris erhoben. (rv)

Australien

Elf Priester sind am „Superdonnerstag" des Weltjugendtags (WJT) ausgeraubt worden. Unbekannte brachen in ihre Unterkunft in einem Kapuzinerkloster in Sydney ein und stahlen umgerechnet 4.300 Euro, wie die Tageszeitung „Sydney Morning Herald" auf ihrer Webseite berichtete. Die Tat ereignete sich, während die elf Kleriker, zehn aus den USA und einer aus Papua-Neuguinea, mit 150.000 Pilgern Papst Benedikt XVI. beim WJT begrüßten. Die Polizei gehe von einer geplanten Tat aus, so das Blatt. Die Täter hätten erst ins Kloster und dort in jedes Zimmer einbrechen müssen. Außer Bargeld sei nichts gestohlen worden. (kna)

Osttimor

Die katholische Kirche in Osttimor lehnt die Amnestie des Staatspräsidenten für 94 Gefangene als verfassungswidrig ab. Der Straferlass störe den Rechtsfrieden, erklärte die Kommission Gerechtigkeit und Frieden (Justitia et Pax) der Bischofskonferenz laut Meldung der asiatischen katholischen Nachrichtenagentur Ucanews. Unter den Amnestierten sind demnach auch die Verantwortlichen für den Tod mehrerer Ordensfrauen und Seminaristen im Jahr 2006, als bei Unruhen in der Provinz Dili Zehntausende in die Berge und in andere Städte flüchteten. Staatspräsident Jose Ramos-Horta hatte die Amnestie aus Anlass des Nationalfeiertags ausgesprochen. (kna)

Aus der Deutschen Ordensobernkonferenz

Personelles

Sr. Walburga Maria Scheibel OSF ist von der Mitgliederversammlung der Deutschen Ordensobernkonferenz (DOK) einstimmig zur neuen **Generalsekretärin** gewählt worden. Die 59-jährige Ordensfrau aus Oberkirch in Baden-Württemberg ist seit 1975 Mitglied der Gemeinschaft der Franziskanerinnen von Reute und legte im Jahr 1978 die Ordensprofess ab. Im Jahr 1990 wurde sie zur Generaloberin ihrer Ordensgemeinschaft gewählt; sie hatte dieses Amt bis zum Jahr 2002 inne. Danach war sie Konventsoberin und Leiterin eines Wohnbereiches mit 70 geistig und mehrfach behinderten Menschen in den Heggbacher Einrichtungen ihres Ordens, der heutigen St. Elisabeth-Stiftung Bad Waldsee. Schwester Walburga war von 1997 bis 2002 Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft der Frauengemeinschaften der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Vertreterin der Ordensleute im Diözesanrat und zweite Sprecherin des Ordensrates des Bistums. Als neue Generalsekretärin ist Schwester Walburga Nachfolgerin von Schwester Cäcilia Höffmann SSpS (68), die die Aufgabe aus Altersgründen abgegeben hat. Schwester Walburga hat das Amt am 1. August 2008 angetreten. Verbunden mit dem DOK-Amt ist auch das der Generalsekretärin des Deutschen Katholischen Missionsrates (DKMR) und die Schriftleitung dieser Zeitschrift.

Am 1. August 2008 wurde im Generalkapitel der Kongregation der Franziskanerinnen von Sießen eine neue Leitung für die kommenden sechs Jahre gewählt. Neue **Generaloberin** ist ***Sr. Dr. M. Anna Franziska Kindermann***. Sie folgt im Amt Sr. Simone Zoller nach. Als Generaloberin war Sr. Simone von 2000 bis 2006 auch Mitglied im Vorstand der VOD.

Zur neuen **Provinzoberin** der Deutschen Provinz der Armen Dienstmägde Jesu Christi (Dernbacher Schwestern) hat das Wahlkapitel der Gemeinschaft ***Sr. Simone Weber ADJC*** gewählt. Sie wird am 14. August 2008 in das Amt eingeführt. Sie folgt im Amt Sr. Salesiana Bach nach.

Beim Generalkapitel der Missionsschwestern vom hlst. Herzen Jesu (Hiltrup), das vom 2. - 28. Juni 2008 in Bergisch Gladbach stattfand, wurde die aus Amelsbüren stammende ***Sr. Mechthild Schnieder MSC*** für eine zweite Amtszeit von sechs Jahren als **Generaloberin** wiedergewählt. Die neue Generalleitung nimmt ihren Dienst am 15. Oktober 2008 in Sutri bei Rom auf

Die Neusser Augustinerinnen haben im Rahmen ihres Generalkapitels am 5. Juni 2008 ***Sr. M. Praxedis Gerhards OSA*** zur neuen **Generaloberin** gewählt. Sie folgt in diesem Amt Sr. M. Wiltrudis Freckmann OSA nach.

Neue **Priorin** der Dominikanerinnen Unserer Dienenden Frau (Düsseldorf-Angermund) ist ***Sr. Mechtild M. Döll O.P.*** Sie löst in diesem Amt Sr. Cäcilia M. Prauschke ab. Sr. Cäcilia hatte das Amt neun Jahre lang inne und konnte daher nicht wiedergewählt werden.

Die Delegierten des 13. Generalkapitels der Steyler Missionarinnen, das vom 27. April bis zum 2. Juni 2008 im Mutterhaus Steyl zusammengekommen ist, haben ***Sr. Maria Theresia Hörnemann SSpS*** zur **Generaloberin** gewählt. Für die nächsten sechs Jahre wird

sie die Geschicke eines der größten Frauenorden weltweit leiten und folgt im Amt der Brasilianerin Sr. Agada Brand nach, die es seit 1996 innehatte. Sr. Maria Theresia wurde 1954 in Hamminkeln bei Wesel geboren. 1978 legte sie in Wimbern ihre ersten und 1983 ihre ewigen Gelübde ab. Von Beruf Krankenschwester, war sie von 1989-1998 Noviziatsleiterin der westeuropäischen Provinzen und von 1998 bis 2002 Provinzoberin der Norddeutschen Provinz mit Sitz in Wickede-Wimbern. Im Jahr 2002 wurde sie in die Generalleitung ihrer Kongregation gewählt.

In der Abtei Maria Frieden, Dahlem, der Zisterzienserinnen Strengerer Observanz (Trappistinnen) wurde am 19. Mai 2008 vom zuständigen Ordensoberen Abt Josef Vollberg von Mariawald ***Sr. M. Hildegard Otte OSCO*** als **Superiorin ad nutum** eingesetzt. Sie folgt im Leitungsamt auf Äbtissin M. Justina Lumcer, die am 18. Februar 2008 abgedankt hatte. Als Superiorin ad nutum hat Sr. M. Hildegard die Vollmachten einer Äbtissin, ist jedoch auf Widerruf bestellt und an die Weisungen des Vaterabtes, der sie eingesetzt hat, gebunden.

Die Missions-Dominikanerinnen in Schlehdorf haben ***Sr. M. Ortrud Fürst OP*** zur neuen **Provinzoberin** gewählt. Sie folgt in diesem Amt Sr. Hanna Remke nach. Sr. M. Ortrud war auch bisher bereits Mitglied der Provinzleitung.

Das Provinzkapitel der Kongregation der Schwestern vom hl. Josef zu Saint-Marc, Provinz St. Trudpert, hat am 19. Juni 2008 ***Sr. Gertraud Wiesler***, als **Provinzoberin** für eine weitere Amtszeit von 3 Jahren wiedergewählt.

Die Delegierten des Wahlkapitels der Franziskanerinnen des Klosters Heiligenbronn haben am 20. Juni 2008 ***Sr. M. Judith Kaupp*** als **Generaloberin** wiedergewählt.

Im Rahmen des Provinzkapitels der Katharinenschwestern haben die Kapitularinnen am 07. Juni 2008 ***Sr. M. Friedburga Krieger*** als **Provinzoberin** wiedergewählt.

Am 11. Juli 2008 hat Consiliarabt Marianus Bieber OSB den Rücktritt von Abt Dr. Gregor Zasche OSB angenommen und die Wahl eines Nachfolgers geleitet. Abt Gregor war 1976 zum 5. Abt der nach der Säkularisation wiedererrichteten Abtei Schäftlarn gewählt worden und leitete das Kloster über 31 Jahre. Als Abtpräses bleibt er weitere eineinhalb Jahre der Vorsitzende der Bayerischen Benediktinerkongregation.
Als neuer **Abt** des Klosters Schäftlarn wurde von den Mitbrüdern ***P. Petrus Höhensteiger OSB*** gewählt. P. Petrus, geboren 1963 in Prien am Chiemsee, legte die Profess 1987 ab und wurde 1995 zum Priester geweiht. Er unterrichtete bisher am Gymnasium des Klosters und war zudem im Tagesinternat in der Nachmittagsbetreuung als Präfekt tätig. Ferner bekleidete er die Ämter des Novizen- und Gastmeisters. Am 18. Oktober 2008 wird Erzbischof Dr. Reinhard Marx ihn – wegen der Renovierung der Abteikirche in der Pfarrkirche Ebenhausen – zum Abt weihen.

P. Fritz Arnold, bisher Provinzial der Deutschen Maristenprovinz, wurde nach dem Zusammenschluss von sieben Provinzen der Gemeinschaft zur „Provinz Europa" von den Mitbrüdern zum **Regionalobern** der Region Deutschland gewählt.

Die Benediktiner der Abtei Scheyern haben am 2. Juli 2008 ***P. Markus Eller OSB*** zum neuen **Abt** des Klosters gewählt. Er wurde von Abtpräses Dr. Gregor Zasche OSB bestätigt und in das Amt eingeführt. Zuvor hatte dieser nach den Satzungen der Bayerischen Benediktinerkongregation aus Altersgründen den Rücktritt von Abt Engelbert Baumeister OSB angenommen. Die Abtweihe durch Erzbischof Dr. Reinhard Marx war für den 31. August 2008 vorgesehen. Abt Markus Eller, geboren 1966, legte im Jahr 1994 seine Profess ab und wurde im Jahr 2000 zum Priester geweiht.

P. Wolfgang Büth WV ist am 11. Juni 2008 zum **Delegierten Superior** des Sektors Deutschland/Luxemburg der Afrikamissionare für ein Mandat von drei Jahren ernannt worden. Die bisherige Deutsche Provinz des Ordens ist zum 1. Juli 2008 in der neuen Europaprovinz des Ordens aufgegangen. Erster Provinzial mit Sitz in Brüssel ist der bisherige deutsche Provinzial P. Detlef Bartsch WV. Das bisherige Deutsche Provinzialat der Afrikamissionare in Köln bleibt als Verwaltungssitz bestehen.

Auf dem Provinzkapitel der Süddeutsch-Österreichischen Vizeprovinz der Passionisten, das vom 14. bis 16. Mai 2008 in München - Pasing stattfand, ist ***P. Gregor Lenzen CP*** als Provinzial für eine fünfte Amtsperiode **wiedergewählt** worden.

Das Provinzkapitel der Unbeschuhten Karmeliten hat am 13. Mai 2008 ***P. Dr. Ulrich Dobhan OCD*** zum neuen **Provinzial** gewählt. Er löst im Amt P. Konstantin Kurzhals ab. P. Ulrich war von 2003 bis 2007 im Generalat des Karmelitenordens Sekretär für die Karmelitinnen.

Nach fast 24 Jahren ist am 31. August 2008 ***Abt Macarios Hebler OSB*** vom Amt des Abtes der Benediktinerabtei St. Mauritius Tholey (Saarland) zurücktreten. Die Wahl eines neuen Oberen war für Anfang September 2008 vorgesehen. Der Konvent von Tholey hatte P. Makarios 1985 zu seinem Abt gewählt.

Ordensname in Personalausweis und Pass

Im Herbst letzten Jahres hat der Gesetzgeber die Eintragung des Ordensnamens in Pass und Personalausweis aus den entsprechenden Gesetzen gestrichen. Die DOK hat das Bundesinnenministerium über das Katholische Büro Berlin gebeten, bei der nächsten Änderung des Pass- und des Personalausweisgesetzes die Eintragung wieder vorzusehen und auch eine Lösung zu finden für die Ordensleute, die in der Zwischenzeit einen neuen Pass oder Personalausweis beantragen und im bürgerlichen Rechtsverkehr ausschließlich den Ordensnamen verwenden. Inzwischen hat ein persönliches Gespräch im Bundesinnenministerium stattgefunden. Dabei konnten die Vertreter des Ministeriums von der Erforderlichkeit der Wiederaufnahme des Ordensnamens ins Personalausweis- und Passgesetz überzeugt werden. Die Bundesregierung will nun die Streichung von Ordens- und Künstlernamen in Pässen zurücknehmen. Das Innenministerium wird dem Bundestag einen entsprechenden Gesetztesentwurf zuleiten, teilte die Regierung Anfang Juli 2008 mit. Die Novellierung des Pass- und des Personalausweisgesetzes soll im ersten Quartal 2009 in Kraft treten. Bis Mai 2009 könnte dann die Software umgestellt werden.

Kriterien für die Aufnahme in die DOK durch den Vorstand

Die Mitgliederversammlung der DOK hat am 16. Juni 2008 einen vom Vorstand vorgelegten Kriterienkatalog zur Aufnahme von Mitgliedern durch den Vorstand ad experimentum für zwei Jahre gebilligt. Nach § 5 Abs. 2 Satz 3 Nr. 2 der DOK-Satzung können nicht nur Höhere Oberinnen und Höhere Obere mit Amtssitz in Deutschland Mitglieder der DOK werden, sondern auch:
„... sofern für den in Deutschland ansässigen Teil der Ordensgemeinschaft ein eigener Rechtsträger nach staatlichem Recht mit Sitz in Deutschland existiert, ein in Deutschland wohnendes, für diesen Teil von der Höheren Oberin bzw. des Höheren Obern mit Amtssitz im Ausland als Vertreterin bzw. Vertreter berufenes Mitglied der Ordensgemeinschaft."
Über die Aufnahme dieser Mitglieder entscheidet der Vorstand auf Antrag des Aufnahmewilligen. Nach dem nun verabschiedeten Kriterienkatalog kann das Ordensmit-

glied, welches Vorsitzende(r) des Rechtsträgers ist, DOK-Mitglied werden, wenn folgende Voraussetzungen nachgewiesen werden:

- Vertretungsbefugnis im kirchlichen Bereich durch die ausländische(n) Höheren Oberen /innen,
- Vorlage der staatlichen Urkunde für die Errichtung eines Rechtsträgers und der Bestellung als Vorsitzende bzw. Vorsitzenden des Vereins,
- Bestätigung des Ortsordinarius über die erlaubte Gründung einer Niederlassung der Gemeinschaft als eine „domus religiosa" (Amtssitz der Vorstandes),
- Mindestgröße der aufzunehmenden neuen Gemeinschaft: sieben in Deutschland lebende Ordensmitglieder (für die Gründung eines Vereins sind ebenfalls sieben Personen notwendig),
- Vorlage der Anerkennung der Gemeinschaft durch die zuständige kirchliche Autorität und Vorlage der approbierten Statuten.

Kapuziner beschließen Höchstalter für Aufnahme in den Orden

Die Provinzleitung der Rheinisch-Westfälischen Provinz der Kapuziner hat beschlossen, grundsätzlich keine Kandidaten mehr aufzunehmen, die das 35. Lebensjahr überschritten haben. Erfahrungen der vergangenen Jahre hätten die Provinzleitung zunehmend zu der Erkenntnis geführt, dass es nicht verantwortlich sei, Ordensinteressenten ab einem bestimmt Alter auf einen Weg zu senden, dessen Einführung durch Postulat, Noviziat und Juniorat allein schon mehrere Jahre in Anspruch nimmt, heißt es in Informationen der Deutschsprachigen Kapuziner. Darüber hinaus hätten auch kirchenrechtliche Vorgaben und vergleichbare Grundsatzentscheidungen anderer Ordensgemeinschaften zu diesem Schritt geführt. Die bayerischen Kapuzinerprovinz habe sich der Grundsatzentscheidung angeschlossen. Die Berufungspastoral des Ordens will sich in Zukunft verstärkt an junge Männer von 17 bis 29 Jahren richten.

Bethlehemschwestern weihen Kirche ein

Am 31. Mai 2008 hat der Fuldaer Bischof Algermissen die neuerrichtete Kirche der Bethlehemschwestern im Kloster Marienheide/Wollstein in Waldkappel eingeweiht. Die Bethlehemschwestern (Monastische Familie von Bethlehem, der Aufnahme Mariens in den Himmel und des heiligen Bruno) sind seit August 2000 in Wollstein. Das Kloster ist die einzige Niederlassung der Gemeinschaft in Deutschland. Weltweit hat die Ordensfamilie über 500 Mitglieder in 28 Klöstern von Monialen und vier Klöstern von Mönchen in 15 Ländern.

Bundespräsident Horst Köhler besucht Kloster Andechs

Bundespräsident Horst Köhler und das Diplomatische Korps haben am 13. Juni 2008 die Andechser Benediktiner besucht. Sie kamen im Rahmen einer Informationsreise nach Bayern auf den Heiligen Berg und wurden von Abt Johannes Eckert OSB vor der Klosterkirche begrüßt. Für ein Orgelkonzert, eine Führung durch die Wallfahrtskirche und eine Brotzeit waren zwei Stunden eingeplant. Im Anschluss besuchten Köhler und die Botschafter das Deutsche Luft- und Raumfahrtzentrum in Oberpfaffenhofen und Schloss Schleißheim.

Salvatorianer hoffen auf Seligsprechung des Ordensgründers

Die Salvatorianer sind zuversichtlich, dass ihr Ordensgründer, P. Franziskus Jordan

(1848 - 1918) in absehbarer Zeit selig gesprochen wird. P. Stephan Horn, Leiter des Schülerkreises von Papst Benedikt XVI., begleitet als Vizepostulator den Seligsprechungsprozess. Er betonte am 10. Juni 2008 in Passau, er hoffe darauf, dass der Papst den Ordensvater zur Ehre der Altäre erheben möge. Einen konkreten Zeitpunkt wollte der Ordensmann nicht nennen. Mit dem Seligsprechungsprozess, seit 1942 geführt, sei der Orden aber auf der Zielgeraden. Nun beginne die Prüfung eines diözesanen Wunderprozesses – es geht um eine Krebsheilung.

(Bistum Passau)

Steyler Bank verzeichnet wachsende Kundenzahlen

Die Steyler Bank hat 2007 ihren Wachstumskurs fortgesetzt. Die Bilanzsumme stieg von 221 auf 245,1 Millionen Euro, wie Geschäftsführer Norbert Wolf Ende Mai 2008 in Sankt Augustin mitteilte. Die Zahl der Neukunden sei um 7 Prozent auf 15.000 angewachsen. Wolf sieht das Wachstum in der ethischen Ausrichtung des Geldinstituts begründet. Wachstumsbringer seien die Kundeneinlagen, vor allem Tagesgelder und Termineinlagen, hieß es. Sie stiegen laut Geschäftsbericht um 12,8 Prozent auf 221,6 Millionen Euro an. Das Depotvolumen der Bank wuchs um 26 Prozent auf 63,4 Millionen Euro. Andere Banken könnten von solchen Zuwächsen angesichts der nachlassenden Börsentätigkeit aufgrund der Subprime-Krise nur träumen, so Wolf. (kna)

Franziskaner setzen Konzentrationsprozess fort

Die Franziskaner verlassen im Herbst 2010 das St. Antoniuskloster in Hannover. Diese Entscheidung des Definitoriums wurde nach einem längeren Beratungsprozess zu Pfingsten 2008 veröffentlicht. Über den Schritt hat Provinzial Norbert Plogmann OFM die St. Antonius-Gemeinde und die Öffentlichkeit mit einem eigenen Brief informiert. Bereits am 1. Juni 2008 verabschiedeten sich die Franziskaner endgültig von ihrer Niederlassung in Warendorf.

Missionsärztliche Schwestern sei 50 Jahren in Deutschland

Die Missionsärztlichen Schwestern haben am 22. Juni 2008 ihr 50-jähriges Bestehen in Deutschland im Kardinal-Hengsbach Haus in Essen gefeiert. Die Ordensgemeinschaft hat im Gegensatz zu vielen anderen Orden keine Nachwuchssorgen. Die Hälfte der Schwestern ist unter 50 Jahren. Die Gemeinschaft und ihre assoziierten Mitglieder engagieren sich für ganzheitliche Heilung mit und für andere. Gegründet wurden die Missionsärztlichen Schwestern von der jungen österreichischen Ärztin Anna Dengel 1925 in Washington/USA. Die erste Niederlassung in Deutschland eröffneten sie 1958 in Mödrath. Zur deutschen Gemeinschaft zählen 31 Schwestern. Weltweit gehören 625 Frauen in Afrika, Nordamerika, Nord- und Südindien, Indonesien, Pakistan, England, Belgien, Peru, Venezuela, den Niederlanden und auf den Philippinen zur Ordensgemeinschaft.

Neubau der Abtei Engelthal

Äbtissin Elisabeth Kralemann OSB hat am 23. Mai 2008 gemeinsam mit dem Mainzer Generalvikar, Prälat Dietmar Giebelmann, den ersten Spatenstich für den Neubau von Süd- und Westflügel der Benediktinerinnenabtei Engelthal vorgenommen. Für die inzwischen abgerissenen Süd- und Westflügel der Anlage hätte sich eine Sanierung aufgrund der maroden Bausubstanz nicht mehr gelohnt. Sie waren in den Jahren 1974/75 errichtet worden. Im westlichen Kreuzgangflügel werden zukünftig 21 Schwesternzel-

len sowie die Bibliothek untergebracht sein. Im südlichen Flügel werden sich im Untergeschoss unter anderem die Waschküche und das Nähzimmer befinden, im Erdgeschoss das Refektorium (Speisesaal) und der Konvent (Gemeinschaftsraum), im ersten Stock Krankenzellen und verschiedene Funktionsräume. Im Rahmen der Baumaßnahmen wird auch eine Neukonzeption der Energieversorgung des Klosters umgesetzt. Am Ostflügel, der aus dem 17. Jahrhundert stammt, und der Kirche werden keine Baumaßnahmen stattfinden. Die Neubauten entstehen nach Plänen des Architekturbüros Wiegmann aus Köln. Die Kosten in Höhe von rund 3,5 Millionen Euro trägt das Bistum Mainz, das Eigentümer der gesamten Anlage ist. Die Arbeiten sollen im Herbst 2009 abgeschlossen sein. (Bistum Mainz)

Oberzeller Franziskanerinnen feiern Abschluss der sechsjährigen Sanierung der Klosteranlage

Mit einem Festakt im Konventbau von Kloster Oberzell haben die Dienerinnen der Heiligen Kindheit Jesu die sechsjährigen Sanierungsarbeiten ihres Klosters am 13. Juni 2008 abgeschlossen. Bischof Dr. Friedhelm Hofmann segnete die grundlegend erneuerte Einrichtung. „Wir freuen uns heute über ein gelungenes Werk, das wir Schwestern künftig auch mit Leben füllen und mit vielen anderen Menschen teilen wollen", sagte die Generaloberin der Oberzeller Franziskanerinnen, Schwester Veridiana Dürr. Vertreter aus Kirche, Politik, Architektur und Denkmalpflege gratulierten zu der gelungenen Renovierung und zu dem mutigen Schritt in die Zukunft. Die grundlegende Erneuerung von Klosterkirche, Konventbau und angeschlossenem Nordflügel sowie der Außenanlagen von Kloster Oberzell kostete rund 15 Millionen Euro. Rund 60 Prozent der Kosten finanziert die Gemeinschaft selbst. (pow)

Tarifpoker bei der Caritas vorerst beendet – Grundlegende Reformen müssen erst noch erarbeitet werden

Nach mehr als zweijährigen Verhandlungen ist der Poker um Gehälter und Arbeitszeiten der mehr als 480.000 nach AVR bezahlten Mitarbeiter in Deutschland vorerst beendet, der Tarifkonflikt aber keineswegs gelöst. Dienstgeber- und Dienstnehmervertreter aus der Arbeitsrechtlichen Kommission (AK) der Caritas haben sich am 19. Juni 2008 in Mainz auf einen Tarifabschluss geeinigt.
Ab dem 01. Januar 2008 (ab 01. April 2008 für § 2a AVR ohne Berlin) wird es eine Mittelwerttabelle geben, in die die bisherige Grundvergütung, der Ortszuschlag der Stufe 1 und die allgemeine Zulage eingerechnet wurden. Der Ortszuschlag der Stufe 2 entfällt. Allerdings erhalten Mitarbeiter, die bereits am 30. Juni 2008 beschäftigt waren, eine Besitzstandszulage. Die Vergütungsgruppen 9 bis 1 bzw. Kr. 3 bis Kr. 14 der Mittelwerttabelle werden ab dem 01. Januar 2008 um 50 Euro pro Monat und anschließend um 1,6% erhöht. Ab dem 01. Januar 2009 gibt es eine weitere Erhöhung um 4,3% sowie im Januar 2009 eine Einmalzahlung von 225 Euro für alle Mitarbeiter bis auf die Auszubildenden, deren Vergütung im Mittelwert ab dem 01. Januar 2008 um 70 Euro steigt. Der Mittelwert der Arbeitszeit wird ab 2008 auf 38,5 und ab dem 01. September 2009 auf 39 Stunden pro Woche festgesetzt. Die am 30. Juni 2008 bereits beschäftigten Mitarbeiter der Vergütungsgruppen 12 bis 10 sowie Kr. 1 und Kr. 2 erhalten eine nicht dynamisierte Zulage von 50 Euro pro Monat.
Bei diesen Zahlen handelt es sich aber nur um Mittelwerte, von denen die sechs Caritas-Regionen - Nord, Ost, Mitte, Nordrhein-Westfalen, Bayern und Baden-Württemberg - in gewissen Bandbreiten (2008: 7 %; 2009: 10 %; für die Arbeitszeit durchgehend 6 %) abweichen dürfen. Von einer grundlegenden

Reform des Tarifgefüges ist die Caritas noch entfernt. Lediglich von einem Einstieg in neue Strukturen kann die Rede sein. „Große Brocken" müssen noch verhandelt werden: So soll ein Ausschuss eingerichtet werden, um bis Ende 2009 das gesamte Eingruppierungssystem zu überarbeiten. Ein zweiter, in Mainz beschlossener Ausschuss soll sich mit den Tarifstrukturen in den 470 katholischen Krankenhäusern befassen, in denen 150.000 Caritas-Mitarbeiter tätig sind.

(Mit Materialien der KNA)

Muslimisches Kopftuch auch für kirchliche Einrichtungen kein Kündigungsgrund

Die Cellitinnen zur hl. Maria in der Kupfergasse haben als Träger des Heilig-Geist-Krankenhauses Köln Mitte Juni 2008 einen Arbeitsgerichtsprozess von sehr grundsätzlicher Bedeutung verloren und anschließend gegen das Urteil Berufung eingelegt.

Die Klägerin muslimischen Glaubens hatte vor 18 Jahren ihre Ausbildung im Heilig-Geist-Krankenhaus begonnen. 13 Jahre hatte sie dort als Krankenschwester gearbeitet „zur vollsten Zufriedenheit" ihres Arbeitgebers, wie ihr in einem Arbeitszeugnis bescheinigt wurde. Während dieser Zeit trug sie kein Kopftuch. Während des dreijährigen Erziehungsurlaubes nach der Geburt des dritten Kindes hat sie sich nach eigenen Angaben mehr und mehr mit dem Glauben beschäftigt und dann beschlossen, das Kopftuch umzubinden.

Noch bevor der Erziehungsurlaub beendet war, habe sie ihren Arbeitgeber aufgesucht, mit einem großen Tuch, das auch die Schultern verhüllt. Sie hätte ihren Dienst wieder aufnehmen können, aber ohne Kopftuch. Als die Klägerin dann am ersten Arbeitstag dennoch mit Tuch erschien, sollte sie nach ihren Angaben den Dienst erst gar nicht aufnehmen. Sie habe angeboten, ein weißes Tuch umzubinden „auf westliche Art im Nacken". Schließlich müsse sie das Tuch es bei der Arbeit nicht islamisch tragen, sondern nur so, dass die Haare bedeckt sind. Dieses Entgegenkommen ist nach Angaben ihres Anwalts nicht gehört worden. Das Krankenhaus habe ihr ohne vorherige Abmahnung gekündigt. In einem Schreiben sei ihr mitgeteilt worden, dass das Kopftuch untersagt sei, weil es nicht mit der katholischen Glaubens- und Sittenlehre in Einklang stehe, auf die in ihrem Dienstvertrag hingewiesen wird. Der Anwalt argumentiert, mit dem bloßen Tragen eines Kopftuches könne nicht gegen die katholische Glaubens- und Sittenlehre verstoßen werden. Außerdem richte sich diese allein an katholische Gläubige. Ansatzpunkte für Angehörige anderer Religionsgruppen seien darin nicht enthalten. Auch sonst habe seine Mandantin sich nichts zuschulden kommen lassen, was als Loyalitätsverstoß gewertet werden könnte. Im Gegenteil, von ihrer Einstellung her sei dieser Arbeitsplatz für sie richtig gewesen: „Die katholische Kirche und der Islam erkennen sich schließlich seit dem zweiten Vatikanischen Konzil gegenseitig an", so der Anwalt. Wenn dem Arbeitgeber ein bestimmtes Erscheinungsbild wichtig sei, könne er Dienstkleidung im Arbeitsvertrag festschreiben. Doch das sei nicht der Fall.

Das Gericht hat der Klage stattgegeben und die Cellitinnen aufgefordert, die Klägerin weiter zu beschäftigen. In der Urteilsbegründung hat nach Angaben des Kölner Stadtanzeigers auch die Richterin darauf hingewiesen, dass ein bestimmtes Erscheinungsbild nicht im Arbeitsvertrag festgeschrieben war. Im Übrigen erklärte sie, so der Artikel, dass die Klägerin dem Tragen eines Kopftuches ein Grundrecht in Anspruch nimmt. Dies könne nicht ohne weiteres kraft Weisungsrecht untersagt werden. Zudem sei sie als Krankenschwester nicht Tendenzträgerin, sie habe weder eine verantwortliche Stelle im Krankenhaus noch eine repräsentative. Zu guter Letzt könne ihr ohne vorherige Abmahnung auch nicht einfach gekündigt werden.

Georg von Mylius, Geschäftsführer des Heilig-Geist-Krankenhauses sagte laut Kölner Stadtanzeiger: „Das war eine unglückliche Entwicklung. Schließlich arbeiten in Altenheimen des Ordens auch muslimische Pflegerinnen. Etliche tragen ja ein Kopftuch."

Barocke Fresken in Straubinger Karmelitenkloster freigelegt

Nach 200 Jahren sind barocke Fresken in der Bibliothek des Karmelitenklosters Straubing wieder freigelegt worden. Im Zuge einer Restaurierung konnten die Deckengemälde der Bibliothek wieder sichtbar gemacht werden. Die Karmeliten konnten die restaurierte Bibliothek am 6. Juni 2008 einweihen. Wiederentdeckt hatte die Fresken einer der Patres bereits vor 30 Jahren. Eine Restaurierung konnte jedoch erst seit dem Jahr 2002 auf den Weg gebracht werden. Insgesamt wurden dafür 450.000 Euro aufgebracht.
Die restaurierten Fresken präsentieren sich in prachtvoller Schönheit. Es gebe im ganzen deutschsprachigen Raum keine einzige barocke Bibliothek eines Bettelordenklosters mit einem derartig umfangreichen und wertvollen Programm, so der Straubinger Stadtheimatpfleger Alfons Huber im Rahmen der Einweihungsfeier. Provinzial P. Dieter Lankes O.Carm. definierte die Bibliothek als „Raum der Bildung und des Studiums", denn in jedem Konvent solle eine gut ausgestattete Bibliothek vorhanden sein. Darüber hinaus solle sie jedoch auch ein Raum der Begegnung sein, in dem Zukunft gestaltet werde. Das Straubinger Karmelitenkloster wurde im Jahr 1368 gegründet. Der Bibilothekssaal wurde 1697 neu erbaut. Ein Teil des 1802 enteigneten Buchbestandes wurde 1909 gegen ein Grundstück zum Bau eines Gymnasiums zurückgegeben.

700. Todestag des sel. Johannes Duns Scotus

Die franziskanische Wissenschaft feiert den 700. Todestag von Duns Scotus, dem herausragendesten Lehrers der Scholastik aus dem Franziskanerorden. Duns Scotus war am 8. November 1308 in Köln gestorben. Über sein Leben ist nur wenig bekannt. Geboren ca. 1265 vermutlich in dem schottischen Ort Duns in der Grafschaft Berwick, lehrte er in Oxford, Cambridge und Paris, bevor er als Lektor an die franiskanische Ordensschule in Köln kam. Er hinterließ ein umfangreiches Werk, das Theologen und Philosophen durch die Jahrhunderte beeinflusste. In seinen Schriften vereinte er die Lehren des Augustinus mit denen des Aristoteles und dessen mittelalterlichen islamischen und jüdischen Interpreten. In seinem Werk behandelt Duns Scotus Fragen nach Freiheit, Glaube und Willen.
Mit einem Festakt erinnerte bereits im November 2007 die römische Franiskanerhochschule Antonianum an den bedeutenden Ordensmann. In den vergangenen Jahrzehnten wurde das scotische Werk in Theologie und Philosophie verstärkt untersucht. Davon zeugen die zahlreichen Veranstaltungen aus Anlass des 700. Todestages. Vier internationale Konferenzen in New York, Oxford, Köln/Bonn und Straßburg widmen sich dem Schaffen des 1992 seliggesprochenen Gelehrten. Die philosophischen Perspektiven hat der Kongress vom 5. bis 9. November 2008 in Bonn und Köln im Blick. Veranstalter sind das Albertus-Magnus-Institut der Universität Bonn, das Thomas-Institut an der Universität Köln und die Mönchengladbacher Johannes-Duns-Scotus-Akademie. Sie richtet auch für eine breiteres Publikum eine Tagung über „Einzigkeit und Liebe" aus, die vom 5. bis 8. November 2008 in Köln stattfindet. Am 8. November 2008, dem 700. Todestag, feiert Kardinal Joachim Meisner in der Minoritenkirche einen Festgottesdienst. (mit Material von KNA)

Neue Bücher

Rezensionen

Ordenstheologie

HORST, Ulrich OP

WEGE IN DIE NACHFOLGE CHRISTI

Die Theologie des Ordensstandes nach Thomas von Aquin.
Berlin: Akademie-Verlag, 2006. – VIII, 218 S. – (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens. Neue Folge; Bd. 12). ISBN 978-3-05-004239-8. – EUR 49.80.

Mit seiner Studie zur Theologie des Ordensstandes nach Thomas von Aquin „Wege in die Nachfolge Christi" hat der Dominikanertheologe und Ordenshistoriker Ulrich Horst, von 1985 an Professor der Ludwig-Maximilians-Universität München und Direktor des Grabmann-Institutes, einen beeindruckenden Forschungsbeitrag zur Ordenstheologie erarbeitet. Zum Mendikantenstreit an der Pariser Universität liegen zahlreiche Studien vor, nicht aber eine systematische Studie, die die theologischen Argumente der Bettelorden bündelt. Verdienst des Verfassers ist es, aus dominikanischer Perspektive diese Lücke zu schließen. P. Ulrich Horst zeichnet in seinem Werk die Theologie des Ordensstandes nach, wie Thomas von Aquin sie seit seinen jungen Jahren als Magister der Theologie bis hin zur Summa Theologiae entfaltet hat. Über den Kontext des Mendikantenstreites hinaus hat Thomas von Aquin mit seinen verschiedenen Beiträgen zur Ordenstheologie zur Selbstreflexion des Dominikanerordens beigetragen und vor allem die Bedeutung des theologischen Studiums für die Mendikanten herausgestellt. Damit trägt er auch zu einer neuen Profilierung der scholastischen Theologie an den universitären Zentren des Hochmittelalters bei. Thomas von Aquin bestimmt Theologie – im Sinne der Konstitutionen des Ordens – als „Consolatio spiritualis" und stärkt über genau dieses Argument im Streit um die Lehrtätigkeit der Mendikanten an der Pariser Universität deren wissenschaftliche Arbeit. In der Thomas-Forschung gerät leicht außer acht, dass die große theologisch-philosophische Synthese, die Thomas vorgelegt hat, nicht den Abschied von einer Verbindung von Theologie und Spiritualität bedeutet hat. P. Ulrich Horst versucht, diese These einer Verbindung von Theologie und Spiritualität und damit die Kontinuität monastischer Traditionen bei Thomas von Aquin über eine präzise Analyse der verschie-

denen Beiträge des Thomas zur Theologie des Ordensstandes zu bekräftigen. Darin liegt sicher der große Wert seiner Studie. Sein Ziel ist, „den argumentativen Wegen" nachzugehen, die in die großartige Synthese einer Theologie des Ordensstandes in der Summa Theologiae münden und so „die aus den damaligen Diskussionen erwachsenen Antworten des Predigerbruders Thomas vor[zu]stellen, die zugleich den spirituellen und intellektuellen Standort des Dominikanerordens in nie wieder erreichter Prägnanz markieren" (S. V).

Nach Vorstellung eines ausführlichen Quellen- und Literaturverzeichnisses ist die Studie in zwei Teile gegliedert: Im ersten Teil werden die Texte Thomas von Aquins vorgestellt und interpretiert, die auf dem Hintergrund des Mendikantenstreites an der Pariser Universität entstanden sind und um deren Abfassung Thomas von seinen Oberen gebeten wurde. Über diesen polemischen Anlass gehen die Texte, so die These von Ulrich Horst, weit hinaus; sie stellen „erstmals in strikt theologischer Argumentation und unter Verwendung eines breiten Materials aus Bibel, Vätern und Kirchenrecht, Wesen und Sendung des Predigerordens" vor und dienen „als Programm der internen Selbstreflexion" (S. 20) des Ordens. Ulrich Horst konzentriert sich auf das Opusculum Contra impugnantes Dei cultum et religionem, das Opusculum De perfectione spiritualis vitae und das Opusculum Contra doctrinam retrahentium a religione. Bereits in diesen Schriften ist die Theologie des Ordensstandes wie Thomas sie dann in der Summa Theologiae vorlegen wird, in nuce enthalten. Die polemischen Opuscula haben gerade aus diesem Grund, so Horst, entscheidende „Rückwirkungen auf die spirituell-intellektuelle Konsolidierung des Predigerordens", „insofern dieser nunmehr über ein theologisches und ekklesiologisches Programm verfügte, das es vor den Kontroversen so nicht gehabt hatte" (S. 126). Auf die in diesen Schriften gelegten theologischen Grundlagen wird Thomas in seinen Hauptwerken, vor allem dem die Geschichte der Theologie des Ordensstandes prägenden Kapitel in der Summa Theologiae II-II zurückgreifen.

Hier setzt der zweite Teil der Studie an. Ulrich Horst skizziert zunächst kurz die Theologie des Ordensstandes in der Summa contra Gentiles, danach geht er in ausführlicher Weise auf Summa Theologiae II-II 183-189 ein. Begriff und Wesen des Standes der Vollkommenheit und Sinn und Funktion der Gelübde werden vorgestellt, sodann Aufgaben und Rechte der Orden, die Verschiedenheit der Orden, das unterschiedliche Armutsverständnis, die „vita eremitica", der Ordenseintritt. Die Überlegungen schließen mit der die Summa Theologiae auszeichnenden christologischen Perspektive: Die „conversatio Christi" – der Erdenwandel Christi – wird als Vorbild eines apostolischen Ordens skizziert; hier verdichtet sich der Gedanke der „Nachfolge Christi", das Ziel der Ordensgemeinschaften. Der Verbindung von Aktion und Kontemplation wie sie die Mendikanten, die apostolischen Orden auszeichnet, gelänge es in besonderer Weise, das Erbe der apostolischen Zeit der Kirche immer wieder neu zu vermitteln. In einem kurzen Nachwort wird der Weg der Studie nachgezeichnet. Ulrich Horst stellt dabei nochmals die Bedeutung des Jugendwerkes Opusculum Contra impugnantes heraus. Mit ihm sei Thomas ein „Meisterwerk" gelungen, das „bereits viele Kernsätze seiner künftigen Theorie des Ordensstandes vorwegnahm. Aus der Thomas durch die Umstände aufgenötigten Apologie wurde, ohne dass dies zunächst beabsichtigt war, die erste große theologische Reflexion über Wesen und Sendung des Predigerordens, die ihre Bedeutung auch über das Ende der Pariser Kontroversen hinaus behielt" (S. 210). Horst arbeitet hier nochmals heraus, dass zentraler Aspekt der Ordenstheologie des Thomas die Bedeutung ist, die dem Studium, gerade der Theologie, zukommt. Mönchtum und Universität waren für viele Gegner der Mendikanten gerade nicht zu vereinbaren. Thomas mache demgegenüber die „enge Verbindung von Philosophie und Theologie zu einem Programm, [...] das nicht nur von wissenschaftstheoretischer Bedeutung war, sondern auch mit der Frömmigkeit, der vita religiosa, eine Synthese

eingehen sollte. Das scholastisch betriebene Studium ist dann nicht nur Voraussetzung pastoraler Aktivitäten, sondern Bedingung der klösterlichen Existenz." (211) Die Bettelorden stehen damit in Kontinuität mit der monastischen Tradition, eine Argumentationslinie, die Ulrich Horst gerade auch im Blick auf den jungen Thomas und seinen Schritt von den Benediktinern in Monte Cassino zu den Dominikanern deutlich macht (z.B. S. 120/122). Was Ulrich Horst an Thomas herausarbeitet, hat gerade auch in den gegenwärtigen Umbruchszeiten in der Ordenslandschaft große Bedeutung: „Zur klassischen monastischen Meditation hat deshalb eine Theologie zu treten, die das gesamte weltliche Wissen einbeziehen darf, um so das Fundament einer Spiritualität zu werden, von der weder Aktion noch Kontemplation absehen können. Kontemplation ohne rationale Reflexion ist blind und erliegt Täuschungen und – die Geschichte bietet Beispiele – Häresien." (ebd.)

Mit dem 2. Vatikanischen Konzil kommt es – so vor allem im Dekret zum Ordensleben Perfectae caritatis – zu einer Neubestimmung des Ordenslebens. Es wird, wie oft beschrieben, Abschied genommen von einer „klassischen" Theologie des „Ordensstandes". Ein Blick auf Thomas von Aquin muss auf diesem Hintergrund jedoch nicht obsolet erscheinen: Ulrich Horst hat bewusst von einer „Aktualisierung" der Gedanken des Thomas abgesehen (V), er ist jedoch überzeugt, dass in den Texten des Thomas auch ein Schatz für die Gegenwart geborgen ist. „Ich bin freilich überzeugt, dass das von Thomas in einem langen Denkprozess artikulierte Programm, an dem auch die Widersacher von damals einen bemerkenswerten Anteil haben, nicht nur historische Bedeutung hat. Genaues Hören auf die hier interpretierten Texte könnte Fremdheit unversehens in Nähe verwandeln." (V) Die Orientierung des Ordenslebens an der Nachfolge Jesu Christi, am „modus conversandi Christi", hat Thomas in einer beeindruckenden Weise herausgearbeitet, die auch heute nichts an ihrer „Akualität" verloren hat. Das nach allen Regeln wissenschaftlicher Kunst erarbeitete Buch ist zu empfehlen für ordensinterne Ausbildungen, aber auch für Studierende der Theologie, die sich wissenschaftlich fundiert mit der Geschichte der Ordenstheologie und der Theologie des Ordensstandes, wie Thomas sie vorgelegt hat, auseinandersetzen wollen. Sicher wird aber auch jeder an mediävistischen Themen interessierte Leser Freude an der Lektüre des Buches haben.

Margit Eckholt

SCHNEIDER, Herbert OFM

PRIMAT DER LIEBE NACH JOHANNES DUNS SCOTUS

Mönchengladbach: B.-Kühlen-Verlag, 2006. – 97 S. – (Veröffentlichungen der Johannes-Duns-Skotus-Akademie für franziskanische Geistesgeschichte und Spiritualität Mönchengladbach; Bd. 23). – ISBN 978-3-87448-280-6. – EUR 22.80.

Pater Herbert Schneider, von 1980 bis 1989 Provinzial der Kölnischen Ordensprovinz der Franziskaner und von 1986 bis 1989 Vorsitzender der Vereinigung Deutscher Ordensoberen (VDO), zur Zeit Leiter der Johannes-Duns-Scotus-Akademie in Mönchengladbach hat 2006 eine Publikation über den „Primat der Liebe" im Denken des großen mittelalterlichen Franziskanertheologen Johannes Duns Scotus (1264-1308) vorgelegt. Aus Anlass des 700. To-

destages von Duns Scotus (8. November) will der Verfasser den „doctor subtilis" und den „doctor marianus" als geistliche Gestalt erschließen – sicher ebenso eine Kunst wie die Vorlage einer neuen wissenschaftlichen Forschungsarbeit zum Denken von Johannes Duns Scotus.
Die Abhandlung über den „Primat der Liebe" konzentriert sich auf den zentralen Gedanken der Gottesliebe: die Liebe als Geheimnis des menschlichen Lebens, das Hineinwachsen des Menschen in die Bewegung der Gottesliebe, in die Tiefe der Kontemplation, in der sich der Mensch in der Begegnung mit Gott als Mit-Liebenden entdeckt. Der Schlüssel und Weg für ein solches Hineinwachsen ist Jesus Christus, er stellt die vollendete Gestalt der Liebe dar, mit ihm vermag der Mensch Gott zu lieben und zu einem Mit-Liebenden zu werden. Zentrum der philosophisch-theologischen Synthese Duns Scotus´ ist die Christologie: Alles, was ist, ist im Blick auf den Menschensohn geschaffen, in ihm verdichtet sich die Liebe Gottes und vollendet sich die Schöpfung. Diese christologische Zuspitzung von Schöpfungstheologie und Anthropologie wird in der Durchführung der Studie klar herausgearbeitet.

Der Verfasser geht in insgesamt 16 Schritten (Kapiteln) vor. Er setzt dabei bei einem „anthropologisch-theologischen" Zugang (S. 3) an und fragt mit Duns Scotus „nach der Grundverfassung des Menschen als Liebender". Es geht ihm „um das Unbedingte und Unvertretbare der Liebe, die im letzten vom Du der Liebe Gottes kündet und sich so versteht." (ebd.) Der „Primat der Liebe" kommt Jesus Christus zu; Gott ist Mensch geworden, weil er Mit-Liebende will (S. 8). Jesus Christus als dieser „Mit-Liebende" Gottes par excellence ist das „höchste Werk Gottes" (S. 11), Ursprung, Mitte und Ziel der Schöpfung. Der Mensch wird in der Freundschaft mit Jesus Christus in diese Mit-Liebe einbezogen und auf diesem Weg „vergöttlicht". Dem Gedanken der Freundschaft kommt ein wichtiger Stellenwert in den Überlegungen des Verfassers zu. „Freundschaftsliebe ist also Mitvollzug der Mit-Liebe des Freundes und umgekehrt. Ich liebe, wen der andere Mensch liebt, nämlich Gott, und ich beteilige mich an seiner Mitliebe mit Gott. Der Mensch kann diese Freundschaftsliebe nicht hervorbringen, aber sich für sie bereiten und als Geschenk annehmen und bejahen und so mitvollziehen. Es ist stets ein personaler Vorgang, in welchem die Freunde einander in Mitliebe verbunden sind." (S. 21) In die Freundschaft mit Jesus Christus hineinfinden ist der Weg, Gott zu lieben, zu einem „Mit-Liebenden" Gottes mit Jesus Christus zu werden. Dies ist der Weg der „Er-lösung", der Weg „neu", heil – heilig – zu werden. Ausgezeichnetes Beispiel des „neuen Menschen" ist Maria. Johannes Duns Scotus hat – gerade im Vergleich zu den dominikanischen Theologen – Maria einen besonderen Stellenwert im Erlösungswerk zugemessen; an ihr ist ablesbar, wer der „neue Mensch" ist, was es heißt, in der Freundschaft Gottes zu leben (S. 36f) . „Sie durfte allererst mit Jesus Christus Mit-Liebende sein." (S. 37) Auf diesem Hintergrund hat Duns Scotus eine Theologie der „Immaculata Conceptio" entfaltet, die zu den wichtigen „Vorarbeiten" des erst 1854 formulierten Dogmas zählt. Interessant ist, dass er die Erbsünde als einen „Mangel an Liebe" (S. 38) verstanden hat, und genau dies trifft auf Maria nicht zu: „Maria ist vorerlöst zur reinen Mitliebe. Christus hält den Primat der Liebe. Der volle Glanz seiner erlösenden Mitliebe fällt auf Maria, die als die Vorerlöste in besonderer Weise zur Mitliebe zusammen mit Jesus Christus erwählt ist. Auf diese Weise ist sie die Immaculata. Maria ist nicht für sich vorerlöst, sondern im Hinblick auf das Ziel, dem sie dient, nämlich der Menschwerdung des Erlösers. Er hat auch sie, ja gerade besonders sie, erlöst. Der absolute Primat der Liebe, den Christus hält, schließt die Vorerlösung Marias ein." (S. 39) P. Schneider bemüht sich um eine Übersetzung der schwierigen dogmatischen Sachverhalte in eine einfache Sprache, das wird gerade am Marienkapitel deutlich. Maria, so sein Fazit, „wurde vorher bewahrt, auch wenn sie mit ihrem Leib und ihrer Geschichte die Folgen der Erbschuld wie alle Menschen trug. Sie ist in ihrem Leben der Erweis der Macht der Erlösung durch Jesus Christus,

der durch seine Liebestat die Neuwerdung des Menschen von seiten Gottes bewirkt." (S. 40) So kann Maria dann als Vorbild dienen, auf dem Weg mit ihr kann der Mensch Anschluss an die „Gemeinschaft der Mitliebenden" (S. 40) finden, kann er sich seinem Ziel – der Kontemplation, dem Leben in der Gottesliebe – nähern. Dieses Ziel arbeitet der Verfasser als höchste Dynamik der Liebe und Mit-Liebe heraus: „Deus vult condiligentes" – Gott will Mit-Liebende" – dies ist die theologische Sinnspitze und Begründung der Kontemplation; hier begegnen sich Liebe Gottes und Liebe des Menschen: „Das Lieben des Menschen erweist sich als Mitlieben mit Gott." (S. 53) „Die Beschauung findet ihre Erfüllung in der Mitliebe. Wir sehen hier, wie nur in einer Person, also in personaler Liebe, Gottes höchste Liebe außerhalb seiner selbst wirklich ist. Gott kann in Freiheit liebend aus sich heraustreten und im Anderen sich selbst lieben. Der Andere ist Mit-Liebender und gibt so die Antwort der Liebe. Die Liebe, mit der Gott geliebt wird, ist eine Liebe, in der Gott sich im Anderen liebt." (ebd.) Schenken und Empfangen charakterisieren so die Liebe. Auch hier bemüht Schneider sich um eine Übersetzung der theologischen Sinnspitze der Begegnung von Gottes- und Menschenliebe in der Kontemplation in die existentielle Erfahrung des Menschen: „Liebe besteht im Schenken und Empfangen. Sich-Schenken an den andern führt zugleich dazu, den anderen bei sich einzulassen und willkommen zu heißen. Dies bedeutet: Ich lebe für dich und durch dich und ich liebe mit dir. In jedem Sich-Verschenken wird dem anderen mitgeteilt, dass er so wichtig ist, dass er in Ewigkeit leben soll. In dieser Liebe besteht auch der Triumpf über den Tod." (S. 88)

P. Herbert Schneider hat sich um eine Annäherung an den geistlichen Gehalt der Theologie Johannes Duns Scotus´ bemüht. Der Primat der Liebe ist – unter Berücksichtigung der zentralen christologischen und mariologischen Thesen des Franziskanertheologen – klar herausgestellt und in die Erfahrung des Menschen übersetzt worden. Die Abhandlung über den „Primat der Liebe" ist sicher von zentraler Bedeutung im Rahmen der ordensinternen – franziskanischen – Ausbildung. Sie ist klar aufgebaut, die einzelnen Kapitel sind knapp gehalten, jedes Kapitel wird mit wissenschaftlichen Anmerkungen beendet. Diese Kapitelendnoten tragen zur guten Lesbarkeit des Buches bei. Das Buch eignet sich für den Austausch in kleinen ordensinternen Gruppen, kann aber auch in wissenschaftlichen Proseminaren zur Einführung in die Philosophie- und Theologiegeschichte eingesetzt werden. Im deutschsprachigen Raum werden bei ersten Zugängen zur scholastischen Theologie die großen Franziskanertheologen Bonaventura und Duns Scotus weniger beachtet. Dogmatische Christologie und Gnadenlehre setzt auch heute in den Spuren an, die Thomas von Aquin ausgelegt hat. Aber vielleicht kann das Jubiläumsjahr doch ein Impuls sein, Johannes Duns Scotus nicht nur als Philosophen, sondern auch als einen der wichtigen mittelalterlichen Theologen wieder neu zu entdecken. Hier kann das engagiert und kenntnisreich geschriebene Buch von Pater Herbert Schneider eine erste Hilfe bieten, auch wenn dann sicher auf weiterführende wissenschaftliche Literatur – im deutschen Sprachraum u.a. die philosophischen Arbeiten von Mechthild Dreyer und Ludger Honnefelder – zurückgegriffen werden sollte. Eine umfassende theologische Erschließung von Johannes Duns Scotus steht aber noch aus.

Margit Eckholt

Eder, Manfred

KIRCHENGESCHICHTE

2000 Jahre im Überblick.
Düsseldorf: Patmos-Verlag, 2008. – 255 S. – ISBN 978-3-491-70411-4. – EUR 18.00.

Wer sich als Nicht-Fachmann der Kirchengeschichte zuwendet, kann leicht in die Situation geraten, dass er den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht. Zu vielfältig und unterschiedlich sind die Ereignisse und Entwicklungen, um die es hier geht. So besteht sicherlich ein Bedarf an Werken, die einen leicht begehbaren Weg durch die Kirchengeschichte bahnen.

Manfred Eder, Kirchenhistoriker an der Universität Osnabrück, möchte mit dem vorliegenden Band eine Einführung für „Theologiestudenten, Einsteiger und Interessierte" vorlegen. Dabei ist er sich dessen bewusst, dass durchaus gute Einführungen in die Kirchengeschichte existieren. Allerdings sind diese seiner Ansicht nach „für den Einstieg [...] zu umfangreich und / oder zu unübersichtlich (da wenig untergliedert) und / oder zu textlastig (‚Buchstabenwüsten' ohne Bilder, Karten und Graphiken) und / oder zu wenig auf katholische oder auf deutsche Benutzer zugeschnitten." Es komme darauf an, sich auf den „roten Faden" zu konzentrieren, ohne sich zu sehr mit Nebenthemen aufzuhalten (S. 13).

Zum Aufbau des Buches: Auf das Vorwort (S. 13f) und die Einleitung („Eintauchen in die Kirchengeschichte", S. 15-19) folgen drei Hauptkapitel zu den Großepochen der Kirchengeschichte: „Die Alte Kirche" (S. 21-62); „Die mittelalterliche Kirche" (S. 63-134); „Die katholische Kirche in der Neuzeit" (S. 135-226). Am Ende des Neuzeitkapitels findet sich ein „Ausblick auf eine neue Ära der Kirchengeschichte" (S. 222-226). Der Anhang des Buches enthält eine Epochenübersicht (S. 227), Karten, die im Darstellungsteil keinen Platz gefunden haben (S. 228-232), eine Zeittafel (S. 233-235), ein kommentiertes Literaturverzeichnis (S. 236-240), ein Personen-, Orts- und Sachregister (S. 241-254) und ein Abbildungsverzeichnis (S. 255f).

In der Einleitung des Buches bietet Eder zunächst eine Kurzbeschreibung der Kirchengeschichte als einer „theologische[n] Disziplin mit historisch-kritischer Methode" (S. 15) Als ihren Gegenstand bezeichnet er – und hier klingt eine berühmte Definition von Hubert Jedin an – „Wachstum und Entfaltung der Kirche in Zeit und Raum" (S. 16). Was die Bewertung der Geschichte anbetrifft, so verweist der Autor zum einen auf den Standpunkt des gläubigen Kirchenhistorikers, der sich von dem des nichtgläubigen unterscheidet und zum anderen auf die Notwendigkeit, Geschichte aus dem jeweiligen Kontext heraus zu verstehen. Als Begründung für die Beschäftigung mit der Kirchengeschichte nennt Eder die Schätze, die sich im Laufe der Geschichte angesammelt haben, die prägende Kraft der Geschichte und die Tatsache, dass „die Offenbarung Gottes [...] sich im Medium der Geschichte" vollzieht (S. 17).

Die einzelnen Hauptkapitel sind gewissermaßen klassisch, d. h. nach dem Vorbild gängiger Lehr- und Handbücher aufgebaut. Die geraffte Form der Darstellung bringt es mit sich, dass nur die Hauptlinien der Geschichte in den Blick gelangen und dass nicht alle möglichen Perspektiven auf die Geschichte eingenommen werden. Ereignisse spielen eine größe-

re Rolle als Entwicklungen, und große Persönlichkeiten (in der Regel große Männer) kommen ausführlicher vor als kleine Leute. Die religiösen Umwälzungen des 16./17. Jahrhunderts werden beispielsweise unter den Überschriften „Reformation" (S. 135, 141, 148, 153) sowie „Katholische Reform und Gegenreformation" (S. 158) abgehandelt, wohingegen das in den letzten Jahrzehnten vielfach diskutierte Konfessionalisierungsparadigma unerwähnt bleibt. Das Thema ‚Ordensleben' ist im vorliegenden Buch an mehreren Stellen präsent. Insgesamt zwei Seiten sind der Entstehung des Mönchtums in der Alten Kirche gewidmet (S. 49-51), wobei Benedikt und die Benediktiner hier etwas in den Hintergrund treten müssen. Die Bedeutung der iroschottischen und angelsächsischen Missionare (letztere waren Benediktiner) für die Entfaltung des Christentums auf dem europäischen Kontinent nimmt breiteren Raum ein (S. 65-72). Der Anteil von (Benediktiner-)Mönchen und (Augustiner-)Chorherren an den hochmittelalterlichen Kirchenreformen wird gewürdigt (S. 91f). Im Kontext der Armutsbewegung des Mittelalters (S. 112-121) erwähnt der Autor eine ganze Reihe weiterer Ordensgemeinschaften (Kartäuser, Zisterzienser, Prämonstratenser, Franziskaner, Dominikaner, Klarissen, Karmeliten, Augustinereremiten), wobei Leben und Wirken der großen Ordensgründer Franziskus und Dominikus ausführlicher geschildert werden (S. 116-120). An den Anfang des Unterkapitels über „Katholische Reform und Gegenreformation" (S. 158-173) stellt Eder einen Abschnitt über Ignatius von Loyola (S. 158f); am Ende dieses Unterkapitels wird der Beitrag katholischer Ordensgemeinschaften zur frühneuzeitlichen Weltmission thematisiert (S. 172f). Die vor allem im 19. Jahrhundert gegründeten sozial-karitativ tätigen (Frauen-)Kongregationen, die das Bild der katholischen Kirche in Deutschland lange mitprägten, finden in einem einzigen Halbsatz auf S. 196 Erwähnung.

Zahlreiche Bilder, Karten und Grafiken lassen die Darstellung der Kirchengeschichte anschaulich werden. Manchmal ist freilich die Anschaulichkeit nur durch eine starke Vereinfachung der Sachverhalte zu erreichen (vgl. S. 192). Bei einigen wenigen Grafiken leidet die Anschaulichkeit darunter, dass diese ursprünglich farbig waren und im Buch schwarz-weiß abgedruckt werden.

Positiv hervorzuheben ist auf jeden Fall das kommentierte Literaturverzeichnis, denn Eders gut lesbare Kurzdarstellung motiviert dazu, sich ausführlicher und aus verschiedenen Perspektiven mit der Kirchengeschichte zu beschäftigen. Man kann sagen: Der Autor hat einen geraden, aber schmalen Weg durch den Wald der Kirchengeschichte gebahnt. Der Leser, der gern andere Wege beschreiten möchte, findet hier wertvolle Hinweise.

Das vorliegende Buch versteht sich als eine Einführung für Anfänger. Diesen Zweck erfüllt es vollauf. Auch der Rezensent wird es seinen Hörern zur Lektüre empfehlen – mit einigen Kommentaren versehen.

Norbert Wolff SDB

EDER, Mary Anne

KLOSTERLEBEN TROTZ SÄKULARISATION

Die Zentralklöster der Bettelorden in Altbayern 1802-1817.
Münster : MV Wissenschaft, 2007. – 338 S. – (Forschungen zur Volkskunde 56; Abteilung Kirchen- und Ordensgeschichte; Bd. 3). – ISBN 978-3-86582-498-1. – EUR 17.50.

„Klosterleben trotz Säkularisation" – der Titel der im Wintersemester 2003/04 von der Fakultät für Geschichts- und Kunstwissenschaften an der Ludwig-Maximilians-Universität München angenommenen Doktorarbeit drückt aus, dass die große Säkularisation von 1802/03 dem Ordensleben in Bayern kein vollständiges Ende bereitete. „Mit der vorliegenden Dissertation soll [...] gezeigt werden, dass klösterliches Leben sehr wohl weiter existierte, wenn auch in verändertem und eingeschränktem Maße", so die Autorin in der Einführung zu ihrer Arbeit (S. 8). Mary Anne Eder befasst sich mit den Zentralklöstern der bayerischen Bettelorden (Karmeliten, unbeschuhte Karmeliten, Dominikaner, Augustinereremiten, Franziskaner und Kapuziner), wobei der Schwerpunkt auf den beiden letztgenannten Gemeinschaften liegt. Der Untersuchungszeitraum reicht von 1802, dem Jahr, in dem die Säkularisation – schon vor dem Reichsdeputationshauptschluss – ihren Anfang nahm, bis 1817, dem Jahr des Bayernkonkordats, welches in seinem Artikel VII „die rechtliche Grundlage für die Wiederbelebung des Ordenslebens und die Neugründung von Klöstern" legte (S. 11). Da die Literaturlage für das gewählte Thema nicht sehr günstig war, stützt sich die Autorin weitgehend auf archivalische Quellen.

Zum Aufbau des Buches: Auf das Vorwort (S. 5) und die Einführung (S. 8-19) folgen vier Hauptkapitel („Die Umbruchszeit in Bayern 1802-1817" [S. 20-70]; „Der administrative und personelle Aufwand zur Errichtung von Zentralklöstern" [S. 70-84]; „Die äußeren Gegebenheiten" [S. 85-162]; „Das innere Leben" [S. 163-241]). In einem Schlusskapitel (S. 242-259) geht die Autorin näher auf den Artikel VII des Konkordats von 1817 ein (S. 242-251) und fasst anschließend ihre Forschungsergebnisse zusammen (S. 251-259). Ein Anhang (S. 260-338) enthält Karten (S. 260-263), „Kurzbeschreibungen der Zentralklöster" (S. 264-297), Tabellen (S. 298-303), Diagramme (S. 304-306), das Abkürzungsverzeichnis (S. 307f) sowie das Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 309-338). Einzelne Exkurse behandeln Spezialthemen, mit denen weitere Forschungsdesiderate verbunden sind („Eremiten" [S. 30]; „Barmherzige Brüder" [S. 55-57]; „Österreichische Kapitalien bayerischer Klöster" [S. 57-65]; „Laienbrüder in Abteien" [S. 140-146]; „Der Übertritt in den Weltpriesterstand" [S. 188-195]).

Mary Anne Eders Verdienst besteht darin, dass sie den Blick auf Ordensgemeinschaften lenkt, die für die bisherige Forschung eine geringere Rolle spielten als die (benediktinischen und augustinischen) Prälatenklöster. Bei letzteren entwickelte der Bayerische Staat wegen ihrer – in der Regel – besseren wirtschaftlichen Ausstattung größere Begehrlichkeiten. Zu Kontinuitätsträgern im Bereich des Ordenslebens wurden daher die Mendikanten. Freilich verlief das „Klosterleben trotz Säkularisation" in anderen Bahnen als dasjenige vor 1802. Mitbrüder wurden in Zentralklöster versetzt und unterlagen dort einer strengen staatlichen Aufsicht. Seelsorgliche Betätigung war nur noch in geringem Umfang (hauptsächlich in den Klosterkirchen) möglich. Staatliche Pensionen, die nicht sehr hoch ausfielen, ermöglichten den Lebensunterhalt. Da kein Ordensnachwuchs mehr eintreten durfte, wurden die Konvente zusehends älter. Eine gewisse Konstanz war der Autorin zufolge dennoch vorhanden, denn die Mendikanten lebten in ordenseigenen Klöstern, in denen sie ihre Gottesdienst- und Gebets-

zeiten gemeinsam begehen konnten. Die Autorin kommt zu dem Schluss: „Aber insgesamt war das Leben in den Zentralklöstern doch wohl besser, als der Name ‚Crepieranstalten' vermuten lässt." (S. 255f) Nach dem Konkordatsabschluss von 1817 – und vollends nach dem Regierungsantritt König Ludwigs I. im Jahre 1825 – verbesserte sich die Situation: „In seiner [= Ludwigs] Regierungszeit kam es nämlich zur Bestätigung bestehender Zentralklöster, zur Wiederbegründung bereits erloschener Konvente und somit zur bleibenden Existenz von 16 Kapuziner- und 28 Franziskanerklöstern." (S. 258f)

Positiv hervorgehoben seien noch die Kurzbeschreibungen und Tabellen im Anhang, die dem Leser einen schnellen Überblick über die Zentralklöster wie auch über die einschlägige Literatur verschaffen.

Verbesserungsbedarf besteht im Bereich der Formatierung der Arbeit. Die Überschriften der verschiedenen Ordnungen sollten deutlicher voneinander abgesetzt werden. Aufgrund der Tatsache, dass die Überschriften erster Ordnung fett und kursiv, die Überschriften zweiter Ordnung fett und in Kapitälchen gesetzt sind, erscheinen letztere bei gleicher Schriftgröße optisch größer. Die Seitenzahlen befinden sich teilweise sehr nahe an den Fußnoten, was nicht sehr günstig wirkt. Das auf S. 70 beginnende Hauptkapitel hätte wie die übrigen Hauptkapitel auf einer neuen Seite beginnen sollen wie die übrigen Hauptkapitel.

Alles in allem ist Mary Anne Eders Dissertation überaus lesenswert, zumal sie die übliche Wahrnehmung der großen Säkularisation durch einige neue Aspekte bereichert.

Norbert Wolff SDB

Anton Grabner-Haider

DAS LAIENCHRISTENTUM

Von den Anfängen bis zur Gegenwart.
Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2007, 144 S.
– ISBN 978-3-534-20015-3. – EUR 29.90.

Das Laienchristentum, dargestellt „von den Anfängen bis zur Gegenwart", verspricht eine interessante historische Abhandlung über eine wechselvolle, konflikt- und schuldbeladene, also spannungsreiche Entwicklung in der Mitgliederstruktur der christlichen Kirchen. Aber diese Erwartung erfüllt das hier zu besprechende Buch leider nicht; denn sein Autor, Anton Grabner-Haider, Professor für Religionsphilosophie an der Universität Graz, legt hier weniger eine solide recherchierte Geschichte des Laienchristentums vor, sondern mehr eine sehr subjektive und pamphletartige Darstellung seiner eigenen religiösen Welt- und Geschichtsdeutung – und dabei bietet der Gegensatz Kleriker-Laien gleichsam die Hintergrundfolie im Sinne einer Grundunterscheidung. Nach Grabner-Haider ist die europäische Gesellschafts- und Christentumsgeschichte vor allem vom Gegensatz zwischen Klerikern und Laien geprägt, wobei die meist guten Laien die Menschheit positiv vorangebracht haben, während die eher machthungrigen Kleriker alles daran gesetzt haben, diese humanen Entwicklungen zu unterbinden und zu verhindern. Man muss hier also gleich vorweg klar sagen: Eine wissenschaftlich redliche und differenzierte Abhandlung über das Laienchristentum und seine wechselvolle Geschichte findet der Leser im vorliegenden Buch nicht!

Ohne den epochalen Wandel im katholischen Laienverständnis, den das Zweite Vatikanische Konzil ausgelöst hat, überhaupt nur zu registrieren und ohne die differenzierten Forschungsergebnisse der neutestamentlichen Exegese (vgl. z.B. Eduard Lohse, Das Urchristentum. Ein Rückblick auf die Anfänge, Göttingen 2008) und der einschlägigen kirchengeschichtlichen und systematisch-theologischen Studien zur Laienfrage (vgl. etwa Yves Congar, Der Laie. Entwurf einer Theologie des Laientums, Stuttgart 1956; oder Peter Neuner, Der Laie und das Gottesvolk, Frankfurt am Main 1988) überhaupt zur Kenntnis zu nehmen, legt der Autor in sechs Kapiteln seine Thesen vor. Dabei folgt er einer relativ simplen und stark ideologischen Geschichtsdeutung, wonach das ursprünglich gute und moralisch hoch stehende Christentum, das „von seinen Anfängen her eindeutig eine Laienbewegung" (S. 9) war, im Lauf der Zeit immer mehr von Klerikern und Theologen verdorben worden sei. Stehen die Kleriker im weiteren Verlauf der Kirchengeschichte für fundamentalistische Glaubenshaltungen, für Frauen- und Sexualfeindlichkeit, für die Verfolgung der Häretiker, für Inquisition, Folter und Sklaverei, so ist es den Laien und allenfalls einigen niederen Klerikern zu verdanken, dass die zentralen Werte des Evangeliums wie Nächstenliebe oder Menschenfreundlichkeit, in der Kirche bewahrt blieben. Gegen die rückwärtsgewandten Interessen der Kleriker haben die Laien auch die großen religiös-kulturellen Lernprozesse angestoßen, die schließlich zum freien Denken der Aufklärung und zur postmodernen Toleranz der vielen religiösen Wahrheiten in der gegenwärtigen globalen Weltgesellschaft führten.

Zweifellos ist dem Autor zuzugestehen, dass er zu Recht einerseits schlimme Missstände und Verirrungen im Verlauf der Kirchengeschichte anprangert und andererseits auf die

positiven Errungenschaften der europäischen Kulturgeschichte bis hin zur Anerkennung der allgemeinen Menschenrechte hinweist, die oft mühsam gegen die kirchlichen Autoritäten erkämpft werden mussten. Aber so undifferenziert alle positiven Entwicklungen fast ausschließlich den Laien zuzuschreiben und für die dunklen Seiten der Geschichte fast nur die Kleriker verantwortlich zu machen, spricht jeder wissenschaftlichen Geschichtsschreibung Hohn; zumal der Autor sich nicht einmal die Mühe macht, begrifflich sauber zu klären, was er denn genau unter Laienchristen bzw. Klerikern versteht. So bewegen sich die Darlegungen nicht nur weitgehend unter dem Niveau heutiger Geschichts- und Religionswissenschaft, sondern sie werden auch den neueren Einsichten der theologischen Forschung zum Thema Laien in der Kirche nicht gerecht; ganz abgesehen davon, dass weder die einschlägigen Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils und noch die davon angestoßenen Entwicklungen innerhalb der katholischen Kirche sachgemäß wahrgenommen und dargestellt werden. Die durchaus berechtigen Anliegen, für die der Autor in diesem Buch werben will – wie aufgeklärtes und freies Denken, positive Wertschätzung der Religion, religiöse Toleranz, Achtung der Menschenrechte und ethisch verantwortungsvolle Lebensführung – passen einfach denkbar schlecht in die gewählte Fundamentalunterscheidung zwischen Klerikern und Laien. Sie entsprechen auch nicht dem „Mindestmaß an Ehrlichkeit im Umgang mit der erlebten Geschichte" (S. 121) wie es der Autor zu Recht von seinen Gegnern verlangt. So bringt sich das Buch mit seiner ideologischen „Brille" letztlich selber um seine Früchte, weil es zum Teil durchaus richtige Beobachtungen mit falschen Zuschreibungen bzw. Unterscheidungen verbindet.

Das Buch leistet daher keinen hilfreichen Dienst, um das Laienchristentum in seiner facettenreichen Entwicklungsgeschichte angemessen zu verstehen. Es dient nicht einer redlichen wissenschaftlichen Aufklärung, sondern fördert allenfalls bestehende negative Vorurteile gegen die kirchliche Hierarchie.

Karl Bopp SDB

HINAUS INS WEITE

Gehversuche einer milieusensiblen Kirche.
Hrsg. von Michael N. Ebertz und Hans-Georg Hunstig
Würzburg: Echter-Verlag, 2008. – 312 S. – ISBN 978-3-429-02976-0. – EUR 12.80.

Der vorliegende Sammelband dokumentiert die intensive und kompetente Beschäftigung des Arbeitskreises „Pastorale Grundfragen" im Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) mit der so genannten Sinus-Milieu-Kirchenstudie von 2005. Die Beiträge entstanden im Vorfeld des 97. Osnabrücker Katholikentages (21.-25. Mai 2008), der das Motto trug: „Du führst uns hinaus ins Weite". Die beiden Herausgeber, Michael N. Ebertz und Hans-Georg Hunstig, haben darin sowohl theoretische Grundsatzüberlegungen als auch praktische „Gehversuche einer milieusensiblen Kirche" gesammelt, die sich allesamt an dem bekannten Satz von Bischof Klaus Hemmerle orientieren: „Lass mich dich lernen, dein Denken und Sprechen, dein Fragen und Dasein, damit ich daran die Botschaft neu lernen kann, die ich dir zu überliefern habe."

Unter dem Stichwort „Zugänge" wird im ersten Teil des Buches die pastorale Relevanz der Sinus-Milieustudie unter unterschiedlichen theologischen Perspektiven diskutiert und aufgewiesen: Zunächst stellt Michael N. Ebertz die zentralen Ergebnisse der Sinus-Milieustudie sachkundig vor. Darauf informiert Matthias Sellmann über die bisherige Rezeption und pastorale Umsetzung dieser Studie in den deutschen Bistümern. Nach bibeltheologischen (durch Marlis Gielen) und kirchengeschichtlichen Anmerkungen (durch Maria-Barbara von Stritzky)

folgt ein sehr bemerkenswerter Beitrag von Rainer Bucher, der auf der Grundlage der pastoralen Neuorientierung des Zweiten Vatikanischen Konzils darauf aufmerksam macht, dass eine milieusensible Pastoral nicht nur „analytische Milieukompetenz", sondern auch theologische „Inkarnationskompetenz" braucht, damit sie „von den anderen her die Bedeutsamkeit des Evangeliums" neu erschließen und entdecken kann. Weitere pastoraltheologische Überlegungen und Thesen von Erich Garhammer, Bernhard Spielberg, Michael N. Ebertz, Paul M. Zulehner und Martin Lätzel unterstreichen den unverzichtbaren Erkenntnisgewinn der Studie für eine zukunftsfähige Pastoral. Uta Pohl-Patalong bringt die ökumenische Perspektive ein und verweist auf parallele Studien im Bereich der Evangelischen Kirche in Deutschland, wo man vor allem seit der 4. EKD-Kirchenmitgliedschaftuntersuchung von 2006 ebenfalls auf unterschiedliche „Lebensstilkonzepte" aufmerksam wurde, die in etwa mit den neuen Sinus-Milieus vergleichbar sind. Wie konkret die Sinusstudie als „Sehhilfe" für die Pastoral vor Ort genützt werden kann, das zeigt Matthias Sellmann durch die Arbeit mit den Milieukarten des Instituts microm auf. Eine spirituelle Reflexion über eine milieusensible Kirche von Paulus Terwitte und ein Gebet von Detlef Stäps schließen den ersten Teil des Buches ab.

Mit dem Stichwort „Schritte" ist der zweite Teil des Buches überschrieben, der zwanzig Praxisbeispiele einer milieusensiblen Pastoral vorstellt. Die Themenpalette reicht von der Gemeinde-, Verbände- und Medienpastoral über die Liturgie und Sakramentenpastoral bis hin zur Pastoral mit unterschiedlichen Zielgruppen wie Gefangenen, motorradbegeisterten Frauen und Jugendlichen. Dabei werden neue Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungshorizonte für die verschiedensten pastoralen Handlungsfelder und Zielgruppen eröffnet; ganz treffend nennt dies der Untertitel des Buches „Gehversuche einer milieusensiblen Kirche". Insgesamt wird an den Beispielen deutlich, dass sich die Sinus-Milieustudie gerade für die pastorale Praxis als unverzichtbare „Sehhilfe" bewährt. Und darin liegt auch eine wichtige Herausforderung für die Orden und geistlichen Gemeinschaften, wie das Christophorus Goedereis am Beispiel des Kapuzinerordens aufzeigt: Gerade Orden haben oft – anders als viele milieuverengte Pfarrgemeinden – „milieuübergreifende Standorte"; sie sind im Blick auf die Ordensmitglieder nicht selten selber bunte „Sinus-Gesellschaften"; und sie haben „Charismen-Pools der eigenen Art".

Allerdings, und dazu ist nochmals auf den Beitrag von Rainer Bucher zu verweisen, wird die „Sehhilfe", die die Sinus-Milieustudie bietet, nur dann pastoral fruchtbar, wenn sie mit einer entsprechenden pastoraltheologischen Neuorientierung einhergeht, die Maß nimmt an den Vorgaben des Zweiten Vatikanischen Konzils. „Mit Gaudium et spes", so betonte Bucher an anderer Stelle, „bekennt sich die Kirche zur Möglichkeit und Notwendigkeit, Wahrheiten ihrer eigenen Tradition von der Situation eben dieser Welt her neu zu entdecken. ‚Ja selbst die Feindschaft ihrer Gegner und Verfolger, so gesteht die Kirche, war für sie sehr nützlich und wird es bleiben.' (GS 44) Das Konzil hat die Welt, die Gesellschaft, den einzelnen, den Armen als den Ort entdeckt, an dem es um die Kirche selber geht, wo Gott sie ruft, seinen Ruf zu hören und daher zu verkünden." (Ders., Pluralität als epochale Herausforderung, in: Herbert Haslinger, [Hg.], Handbuch Praktische Theologie. Band 1: Grundlegungen, Mainz 1999, 100). Damit ist die eigentliche Herausforderung einer milieusensiblen Pastoral treffend formuliert.

Die Sinus-Milieustudie ist also ohne jeden Zweifel eine gute und unverzichtbare pastorale „Sehhilfe" – das macht das vorliegende Sammelwerk eindrucksvoll deutlich –, aber sie ersetzt nicht das theologisch reflektierte Weltverhältnis der Kirche. Die Kirche mit ihren vielfältigen (Ordens-)Gemeinschaften ist also gerade angesichts der Ergebnisse der Sinus-Milieustudie herausgefordert, die Fragen der Welt im Licht der Pastoralkonstitution „Gaudium et spes" neu zu entziffern, um daran die Botschaft des Evangeliums für die unterschiedlichen Milieus neu zu lernen.

Karl Bopp SDB

STEINHAUER, Eric

DIE LEHRFREIHEIT DER KATHOLISCHEN THEOLOGEN AN DEN STAATLICHEN HOCHSCHULEN IN DEUTSCHLAND

Münster: MV Wissenschaft, 2006. – 367 S. – (Theologie und Hochschule; Bd. 2). – ISBN 978-3-86582-334-2. – EUR 27.50.

Dass Theologieprofessoren mit der Lehre ihrer Kirche in Konflikt kommen, ist nicht neu. Dass Konflikte um die rechte theologische Lehre in Ländern, in denen die Katholische Theologie – und damit auch die Priesterausbildung – an staatlichen Universitäten angesiedelt ist, eine eigene Dynamik und Öffentlichkeitswirksamkeit entwickeln können, ist jedenfalls evident. Dabei sind die entsprechenden kirchlichen Aufsichts- und Beanstandungsrechte in der Regel durch Konkordate bzw. Staatskirchenverträge abgesichert. Eric Steinhauer geht in seiner im Wintersemester 2005/06 von der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Münster angenommenen Dissertation davon aus, dass es wichtig ist, nicht nur Kirche und Staat, sondern auch die Person des Theologen in den Blick zu nehmen: „Man kann [...] von einer dreipoligen Beziehung sprechen, in der staatliche Neutralität, kirchliche Selbstbestimmung und die grundrechtlich garantierte Wissenschaftsfreiheit des Theologen aufeinandertreffen." (S. 1)

Ein Blick in die differenzierte – und wegen der Fülle bisweilen unübersichtlich erscheinende – Gliederung der Arbeit macht deutlich, dass der Autor sich mit einer hochkomplexen Materie beschäftigt. Letztlich geht es darum, die Theologie und das kanonische Recht mit dem staatlichen Recht ins Gespräch zu bringen. Dabei treffen unterschiedliche Konzeptionen von Lehre und Lehrfreiheit aufeinander. Der hierarchisch verfassten Kirche mit ihrem Lehramt, dem es um die Wahrheit geht, steht der demokratische Staat gegenüber, der sich in Glaubensfragen neutral verhalten möchte und zugleich die Bekenntnisgebundenheit der Theologie gewährleistet. Was die Kirche anbetrifft, so ist noch auf das Spannungsverhältnis zwischen Lehramt und wissenschaftlicher Theologie zu verweisen. Beide sind nie deckungsgleich, aber immer aufeinander verwiesen. Ein Lehrkonflikt sollte, so Steinhauer, im Geist des Dialogs gelöst werden. „Was die konkrete Ausgestaltung dieses Dialogs anbelangt, so fallen die Positionen von Lehramt und Theologie freilich noch auseinander. Während das Lehramt vor dem Hintergrund seiner apostolischen Autorität eine loyale Haltung des Theologen einfordert, die allerdings eine punktuell und persönlich vorgetragene Kritik nicht ausschließt, legen die Theologen mehr Wert auf ein offenes, mit Argumenten geführtes Gespräch, was ihrem Selbstverständnis als Wissenschaftler in besonderer Weise entspricht." (S. 69)

Ein ganz entscheidender Punkt ist für Steinhauer die Frage des Rechtsschutzes. Der Theologe, dessen Lehre von seiner Kirche beanstandet wird, hat es mit zwei unterschiedlichen Rechtssystemen zu tun, wobei über Fragen der Glaubenslehre und der Anwendung des kanonischen Rechts nicht von staatlichen Gerichten geurteilt wird. Im rein innerkirchlichen Verfahren hat aber die Kirche eine stärkere Position als der einzelne Theologe. „Im Ergebnis ist der Theologe im Lehrkonflikt ohne wirksamen Rechtsschutz in der theologischen Sache." (S.

281) Dabei sieht Steinhauer neben den Schwächen des innerkirchlichen Rechtsschutzsystems „auch gute Ansätze, die im Verhältnis von Staat und Kirche aufgegriffen werden sollten." (S. 309) So plädiert er dafür, „in den Vereinbarungen zwischen Staat und Kirche die vorhandenen innerkirchlichen Verfahren stärker" zu berücksichtigen. (ebd.)

Aus Ordenssicht ist es interessant, dass Steinhauer unter den theologischen Ausbildungsstätten auch die Ordenshochschulen erwähnt (S. 12). Diese spielen in den weiteren Abschnitten der Arbeit eher eine Nebenrolle, da sich die Ordenshochschulen nicht in staatlicher Trägerschaft befinden und mögliche Probleme somit innerkirchlich gelöst werden. Ausdrücklich hebt der Autor allerdings das Satzungsrecht der kirchlichen Hochschulen hervor, das seiner Auffassung nach Ansatzpunkte für eine produktive Lösung von Lehrkonflikten bietet (S. 203-239). In diesem Zusammenhang ist noch zu erwähnen, dass in den letzten Jahren verschiedene Ordensleute Lehrstühle an staatlichen Fakultäten erhalten haben und somit die von Steinhauer behandelte Thematik für sie relevant werden kann.

Positiv hervorzuheben ist noch das sehr ausführliche Literaturverzeichnis der Arbeit. Der Leser, der sich schnell über einzelne Fragen informieren möchte, hätte sich ein Register gewünscht. Eric Steinhauer hat mit seiner gründlichen Studie ein notwendiges und lesenswertes Buch vorgelegt, das zum Ausgangspunkt zahlreicher Diskussionen werden kann. Für Theologen, die mit juristischen Fragestellungen nicht vertraut sind, bietet er manchmal auch schwere Kost.

Norbert Wolff SDB

OHLY, Christoph

DER DIENST AM WORT GOTTES

Eine rechtssystematische Studie zur Gestalt von Predigt und Katechese im Kanonischen Recht

St. Ottilien: EOS Verlag, 2008. – 794 S. – (Münchener theologische Studien, III. Kanonistische Abteilung; 63. Band). – ISBN 978-3-8306-7297-5. – EUR 74,00.

„Wort und Sakrament bezeichnen [...] die beiden fundamentalen Bauelemente, auf denen das Leben und die Sendung der Kirche gründen" (3). Insofern kommt dem dritten Buch des Codex Iuris Canonici von 1983 über den Verkündigungsdienst der Kirche – neben dem zweiten Buch über das Volk Gottes und dem vierten Buch über den kirchlichen Heiligungsdienst – „eine zentrale Stellung" (ebd.) innerhalb der kirchlichen Rechtsordnung zu. Innerhalb des kirchlichen Verkündigungsdienstes wiederum „spielen die Predigt und die Katechese eine entscheidende Rolle" (ebd.). Die diesbezüglich einschlägigen Normen sind in den cann. 756-780 des geltenden Gesetzbuchs der lateinischen Kirche unter der Überschrift „Dienst am Wort Gottes" zusammengefasst.

„Mit Predigt und Katechese verbunden ist eine Vielzahl kanonistisch relevanter Fragen", die der Verfasser der gegenständlichen, im Wintersemester 2006/07 von der Katholisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München als Habilitationsschrift angenommenen Studie „systematisch erörtert", wobei er „vor allem rechtstheologisch, rechtshistorisch und rechtssprachlich notwendige Untersuchungen" anstellt, um „auf deren Grund-

lage Lösungsvorschläge für bestehende Desiderate in der Kanonistik und im Lebensalltag der Kirche" (4) zu unterbreiten. Im Zuge dessen kommen Grundsatzfragen wie jene nach dem rechten Verständnis des kirchlichen Amtes oder nach dem Wesen von Predigt bzw. Homilie ebenso zur Sprache wie die nach wie vor kontrovers diskutierte Problematik der Laienpredigt.

Die Studie ist in drei Hauptteile gegliedert. Im ersten Teil geht es um die „Rechtstheologische[n] Grundlagen zum Dienst am Wort Gottes" (9-147), insbesondere um die konstitutive Bedeutung des Wortes Gottes für das Wesen und die Sendung der Kirche. Erwähnenswert sind in diesem Zusammenhang vor allem die luziden Ausführungen des Verfassers über die je spezifischen, in Verkündigung und Theologie aber mitunter nicht sorgfältig genug differenzierten Weisen der Gegenwart Christi in Wort und Sakrament sowie über das rechte Verständnis der nicht selten (bis in die Gestaltung von Kirchenraum und Liturgie hinein) überstrapazierten Terminologie von den so genannten beiden Tischen, dem Tisch des Wortes und dem Tisch des Brotes. Was Letzteren bzw. das Wort Gottes als solches anbelangt, verweist der Verfasser zu Recht darauf, dass dessen „Signifikanz für die Liturgie und damit für das Wesen der Kirche [...] in ihm selbst" (20) liegt.

Gegenstand des zweiten Hauptteils ist, ausgehend von Ankündigung und Vorbereitung des Zweiten Vatikanischen Konzils, die überaus diffizile und nicht ohne Kontroversen verlaufene „Genese der kodikarischen Normen zur Predigt und zur Katechese" (149-320), wobei die Darstellung nicht beim Codex Iuris Canonici von 1983 Halt macht, sondern auch den 1990 promulgierten Codex der katholischen Ostkirchen mit seinen spezifischen Akzentsetzungen einbezieht. Im Anhang hierzu findet sich – gleichsam als „systematisierter Extrakt" des zweiten Hauptteils und „Lesehilfe" (6) – eine sorgfältig ausgearbeitete „Synopse zur Genese der cc. 756-780 CIC unter Hinzufügung der cc. 607-626 CCEO" (321-380).

„Rechtssystematische Erörterungen zu Predigt und Katechese gemäß CIC und CCEO" (381-771) bilden den dritten und – vom Umfang ebenso wie vom Inhalt her – gewichtigsten Teil der Studie. Während der Verfasser den einschlägigen kodikarischen Normen im Wesentlichen „innere Stringenz und klare Schlichtheit" (776) bescheinigt, beklagt er die mitunter diffuse und divergierende Terminologie „in liturgierechtlichen Bestimmungen, lehramtlichen Dokumenten sowie wissenschaftlichen Abhandlungen" (777). Angesichts dessen schlägt er vor, als Predigt künftig generell jede liturgische Verkündigung zu bezeichnen und den Begriff der Homilie für die Predigt innerhalb der Messfeier zu reservieren: „Jede Homilie ist" demnach „eine Predigt, aber nicht jede Predigt ist eine Homilie" (505). Den Begriff der Verkündigung hingegen will er – entsprechend der kodikarischen Terminologie – als Oberbegriff für „die grundlegende und umfassende Aufgabe des Dienstes am Wort Gottes" (504) verstanden und verwendet wissen. Auf diese Weise wäre auch leichter zu vermitteln, warum die Homilie – als die „höchste Form" (505) der Predigt und um der „Einheit des Kultaktes" (ebd.) willen – „ausnahmslos den Priestern bzw. Diakonen vorbehalten" ist und grundsätzlich „nicht von einem Laien gehalten werden" (777f.) kann bzw. darf; selbst die für Kindermessen mitunter behauptete Ausnahmeregelung „ist aufgrund der rechtlichen Entwicklungen seit dem Codex Iuris Canonici kanonistisch zu verneinen" (778).

Erfahrungsgemäß besagt der Umfang einer wissenschaftlichen Publikation für sich genommen wenig über deren Qualität. Umso bemerkenswerter ist es, dass es dem Verfasser der gegenständlichen Studie gelungen ist, eine ebenso komplexe wie heikle Materie auf beinahe achthundert Seiten nicht nur akribisch zu untersuchen, sondern auch verständlich darzustellen. Ihre Lektüre ist darum keineswegs nur dem Kanonisten zu empfehlen, sondern jedem, der auf irgendeine Weise mit dem Dienst am Wort Gottes befasst bzw. daran interessiert ist.

Wolfgang F. Rothe

Vorwort

Als „Träger und Trägerinnen eines großen spirituellen Projekts und des Ideals der Geschwisterlichkeit" sehen die Mitglieder der Union der Europäischen Superiorenkonferenzen (UCESM) die Ordensleute und Ordensgemeinschaften. Diese Sicht und dieser Anspruch wird in der „Botschaft an die Ordensmänner und Ordensfrauen Europas" formuliert, die die Generalversammlung 2008 der UCESM im Februar 2008 verabschiedet hat. An der kulturellen Identität Europas und der Entdeckung der menschlichen und christlichen Werte haben die Orden maßgeblichen Anteil. „Wir wollen dazu beitragen, dass diese tiefgehenden Wurzeln nicht verloren gehen", heißt es in der Erklärung. Wie kann dieser Anspruch eingelöst werden? Mit einem Schwerpunkt „Europa" stellt sich das aktuelle Heft der Ordenskorrespondenz, das Sie in den Händen halten, dieser Frage.

Auf politischer Ebene gewinnt die Europäische Union zunehmend an Bedeutung. Das politische Herz der Union schlägt heute in Brüssel. Die Ordensgemeinschaften haben begriffen, dass Sie hier präsent sein müssen, wenn sie für die angesprochenen Werte in Europa politisch eintreten und die spezifischen Anliegen der Orden angemessen vertreten wollen. In drei Artikeln berichten die Generalsekretärin der UCESM, der Vertreter der Salesianer Don Boscos in Brüssel und der stellvertretende Generalsekretär der Kommission der Bischofskonferenzen der EU (COMECE) von ihrer Arbeit vor Ort. Die Gemeinschaft der Barmherzigen Brüder (OH) hat sich auf einer Regionalkonferenz mit notwendigen Schritten europäischer Zusammenarbeit innerhalb der Ordens beschäftigt. Zu deren strategischen Planungen findet sich ein Bericht auf S. 407 ff.

Neben Politik und Strategie haben sich die Ordensgemeinschaften aber zugleich zu fragen, wie ihr Beitrag zu einem Europa christlicher und menschlicher Werte in Zukunft aussehen kann. Was heißt es, als Ordensgemeinschaft in einem säkularisierten Kontext zu leben und was haben die Orden der säkularisierten europäischen Gesellschaft zu sagen? Diesen Fragen stellen sich Tjeu Timmermans O.Carm, Vorsitzender der niederländischen Ordenskonferenz, und Jean Claude Lavigne OP, Sozius des Provinzials des Dominikanerordens in Frankreich. Die Ordenskorrespondenz dokumentiert ihre wegweisenden Vorträge auf dem Generalkapitel des Prämonstratenserordens in Freising im Juli 2006 bzw. bei der UCESM-Generalversammlung 2008 in Torhout.

In einem Diskussionspapier „Orden als prophetisches Zeichen?" (S. 446 ff.) erinnert Ulrich Engel OP an ein berühmt gewordenes Wort von Johann Batist Metz, Orden seien „eine Art Schocktherapie des Heiligen Geistes für die Großkirche" weil sie die Kompromisslosigkeit des Evangeliums und der Nachfolge einklagen. Es ist zu wünschen, dass die Orden auch in Zukunft in der Lage sind, nicht nur in der Kirche, sondern auch in der Gesellschaft Europas diese Rolle zu wahrzunehmen.

Arnulf Salmen

Clara Pavanello

UCESM: Gemeinschaft und Netzwerk

Die UCESM, Union der Europäischen Konferenzen der Höheren Ordensoberen/innen, wurde 1981 gegründet als Antwort auf das Verlangen und das Bedürfnis der nationalen nach Ordenskonferenzen einer verstärkten Zusammenarbeit und Öffnung nach Europa und seinen Fragestellungen. Die Gründung der UCESM entspricht somit der Erwiderung des Ordenslebens auf die aktuelle Lage unserer Länder, wo der Güter- und Personenverkehr seit dem Anbeginn der Europäischen Union sich weitgehend intensiviert hat.

Ziele und Aufgaben der UCESM, so, wie sie in der 1982 von der CIVCSVA am Vatikan (Kongregation für die Institute des geweihten Lebens und die Gesellschaften des Apostolischen Lebens) genehmigten Satzung festgelegt sind, sind folgende:

- die Zusammenarbeit und gegenseitige Unterstützung der Unionen oder Konferenzen der höheren Ordensoberen/innen der einzelnen europäischen Länder untereinander und gegebenenfalls auch zu anderen internationalen Gremien fördern,
- durch Reflexion und konkrete Vorschläge den Ordensleuten Europas und den Mitgliedern der Gemeinschaften des aposto-

→ Orden überschreiten G

Ordensleben in Europa

Europa wächst zusammen. Das gilt auf politischer Ebene, aber auch im Bereich der Ordensgemeinschaften. Länderübergreifende Provinzen entstehen, internationale Kommunitäten werden gegründet. Länderübergreifende Noviziate werden im benachbarten Ausland durchgeführt.
Wie muss sich Ordensleben in Europa vor diesem Hintergrund auch spirituell ausrichten? Was haben die Orden Europa zu sagen? Wie werden die Interessen der Orden auf politischer Ebene in Brüssel vertreten? Diesen Fragen widmet sich das vorliegende Heft der Ordenskorrespondenz in mehreren Beiträgen. Den Anfang macht ein Artikel der neuen Generalsekretärin der Union der Europäischen Konferenzen der Höheren Ordensoberen/-innen, Sr. Clara Pavanello.

lischen Lebens im Rahmen der nationalen Konferenzen helfen, gemäß den jeweiligen kulturellen und sozioökonomischen Gegebenheiten und gemäß den verschiedenen Umständen der Zeit und des Ortes, von der Botschaft des Evangeliums Zeugnis zu geben,

- eine angemessene Koordinierung und Zusammenarbeit zwischen diesen nationalen Konferenzen höherer Ordensoberen /innen und den Bischofskonferenzen, dem Rat der europäischen Bischofskonferenzen und der Kommission der Bischofskonferenzen der europäischen Gemeinschaft und mit jedem Bischof fördern,
- die Mitglieder der UCESM in den Fällen vertreten, in denen die Anwesenheit eines Vertreters der europäischen Ordensleute und der Gemeinschaften des apostolischen Lebens erfordert oder erwünscht ist.

Diese sehr schönen und anspruchsvollen Ausrichtungen bedingen die Aufgaben der Kommunikation, Beziehung, Kommunion, Überlegung, Aktion und Präsenz des Ordenslebens, mit seiner eigenen Spezifität, in den sozialen und politischen Situationen, die unsere Länder auf lokaler, nationaler und internationaler Ebene durchleben. Es geht darum, die zur Verfügung stehenden Ressourcen zusammen zu legen: das verleiht uns Leben und liegt uns am Herzen, denn wir alle können besser daraus leben und es teilen. In dieser Hinsicht sind wir hier dem Projekt bei der Errichtung der Europäischen Gemeinschaft sehr nahe.

Errichten, bauen ist ein Werdegang, der immer zeitbedingt und schrittweise vor sich geht, mit Fortschritten, Anpassungen, Unterbrechungen und manchmal auch Rückschritten, um besser voranzuschreiten. Die Arbeit der UCESM in diesen Jahren seit ihrer Gründung galt der Errichtung eines Netzwerks der Kommunikation und Kommunion zwischen den nationalen Konferenzen und mit international tätigen Konferenzen des Ordenslebens (UISG, USG, CMIS, CLAR, URCAO, ACLRI), den europäischen kirchlichen Instanzen (CCEE, SEV, COMECE, KEK, CCPE, ELF, RENOVABIS) und den europäischen Organisationen christlicher Inspiration (ESPACES, OCIPE, AEFJN). Diese Vernetzung gegenseitiger Kenntnis und Wertschätzung, geteilter und gemeinsam getragener Projekte bestärkt im Erlebten das Engagement in die Nachfolge Christi und das Evangelium in der Art und Weise, wie wir innerhalb der Zivilgesellschaft und ihrer Herausforderungen präsent sind.

Höhepunkte im Leben unserer Union sind die alle zwei Jahre und in einem ost-, mittel- und westeuropäischen Land abwechselnd stattfindenden *Generalversammlungen*. Die Vertreter der nationalen Konferenzen (derzeit sind die bei der UCESM angeschlossenen nationalen Konferenzen 38 an der Zahl, kommen aus 26 europäischen Ländern und sind stellvertretend für ca. 400.000 Ordensmänner und -frauen) nehmen daran teil, wie auch Gäste aus internationalen Konferenzen, Vertreter der Kirche, von europäischen Institutionen und kirchlichen Gremien, die auf europäischer Ebene arbeiten. Bei jeder dieser Tagungen ist ein Thema, das gleichzeitig die Spezifität des Ordenslebens und die soziale, wirtschaftliche, politische und kulturelle Realität von Europa berücksichtigt, Mittelpunkt der Überlegungen, des Austauschs, der Diskussionen und der Entscheidungsfindung. Bei der letzten Generalversammlung in Torhout, Belgien, im Februar 2008 war das behandelte Thema: „Welchen Beitrag an Europa leistet unser Leben in Gemeinschaft?". Pater Jean-Claude Lavigne OP leitete die Aussprache, indem er sowohl für das tägliche Leben unserer Ordensgemeinschaften als auch für dasjenige unserer Länder europa- und weltweit relevante reichhaltige Themen vorschlug. Diese Tagungen sind nicht nur ein Anstoß für Überlegung und Austausch, sondern auch Zeitpunkte des Zusammenkommens, der gegenseitigen Erforschung von Kulturen, Traditionen, Geschichten, des Wachsens einer Geschwisterlichkeit im Mit-

erleben der Freuden, der Leiden, der Hoffnungen, eine der Stätten, wo ein europäisches Bewusstsein wachsen kann. Die zusammen erlebten Liturgiefeiern stellen uns immer wieder vor den unerschöpflichen Reichtum des Mysteriums desjenigen, der uns versammelt und hinausschickt und uns in unseren täglichen Realitäten beisteht. Jeder Teilnehmer kann sich erquickten Herzens wieder auf den Weg machen und die neuen Erfahrungen mit den Ordensgemeinschaften und den diesen Nahestehenden teilen mit Blick auf ein konkreteres und bewußteres Engagement im eigenen Land. Das Überlegte, Erlebte und Geteilte erhält somit weiterhin Substanz und schlägt in den verschiedenen Realitäten unseres Europas Wurzel.

Aus der Generalversammlung gehen auch die Ausrichtungen für die zwei folgenden Jahre hervor, die der *Vorstand*, dessen Mitglieder von der Generalversammlung für eine Amtszeit von vier Jahren gewählt werden, in die Tat umsetzt. Der Vorstand kommt drei Mal pro Jahr zusammen und hat zur Aufgabe, die Entwicklung des Ordenslebens und seine Dynamik in der Kirche zu verfolgen. Er regt europabezogene Bildungsprojekte an und bereitet die Generalversammlungen vor. Die Vorstandssitzungen finden abwechselnd in verschiedenen Ländern Europas statt, damit eine geschwisterliche Präsenz bei den nationalen Konferenzen gewährleistet, die gegenseitige Kenntnis und Unterstützung gefördert und die Realität des Landes, des kirchlichen Lebens, der Herausforderungen, denen das Ordensleben gegenüber steht, besser bekannt wird.

Gegenwärtige Vorstandsmitglieder sind: Sr. Lutgardis Craeynest FMA, Präsidentin (Belgien - Flandern); Pater Manuel Joaquim Gomes Barbosa SCJ, Vizepräsident (Portugal); Sr. Danuta Wrobel SNMPN, Beisitzerin (Polen); Pater Mariano Sedano Sierra CMF, Beisitzer (Russland).

Das Generalsekretariat der UCESM, das seit 1991 seinen Sitz im europäischen Viertel in Brüssel hat, steht dem Vorstand bei der konkreten Arbeit bei. Seine Hauptaufgabe ist die Kommunikation und die Übermittlung von Informationen – von den Konferenzen und ihren Projekten, Initiativen, Überlegungen, von kirchlichen und gesellschaftlichen Ereignissen, von europäischen Initiativen usw. –, die allesamt in die vier offiziellen Arbeitssprachen der UCESM (Deutsch, Französisch, Englisch und Italienisch) übersetzt werden. Das Sekretariat sichert Präsenz und Interesse für das, was im Umfeld der europäischen Institutionen vor sich geht, hat eine Aufgabe der Repräsentation des Ordenslebens bei Debatten, Fragestellungen und Veranstaltungen auf Europaebene und arbeitet mit den in Brüssel anwesenden europäischen kirchlichen Organisationen zusammen. Präsenz und Mitwirkung sind diskret, verstehen sich als Sprachrohr und sind das Zeugnis einer Geisteshaltung und des Wunsches, die Werte der Geschwisterlichkeit, der Solidarität, des Austauschs und der Versöhnung, die evangelischen und christlichen Werte, die den Gründungsvätern Europas lieb und teuer waren, zu leben.

Perspektiven

Das Ordensleben ordnet sich immer in den konkreten Hintergrund einer Zeit der Geschichte und einer Gesellschaft ein, in der es aufgefordert wird zu leben und eine lebendige Erinnerung an diese Werte zu sein, die es in seiner Lebenswahl und -form verbildlicht. Der Rückgang der Mitgliederzahlen unserer Ordensgemeinschaften in den westlichen Ländern, weit davon entfernt, uns zu entmutigen, ist eine Aufforderung an uns, uns in aller Demut innerlich zu erneuern und eine erweiterte und vertrauensvollere Kreativität und Zusammenarbeit anzustreben. In den kommenden Jahren möchte die UCESM die Beziehungen zwischen den Konferenzen weiterhin verstärken, indem sie den Austausch auf der Ebene der Überlegung, von

gegenseitigen Projekten und Unterstützung begünstigt. Es ist eine Realität, die schon am Wachsen ist: die Netzwerke im Kampf gegen den Menschenhandel, gemeinsame Ausbildungsprojekte, finanzielle Hilfeleistungen usw. bezeugen es. Jeder und jede wird durch die Realität dessen, was wir erleben, dazu aufgefordert, im Bewusstsein und dem daraus hervorgehenden Engagement zu wachsen, dass wir der gleichen Menschheit, der gleichen Welt angehören, die sich ständig entwickelt und die man anhören und aufnehmen sollte, um darin das Wirken des Heiliges Geistes wahrzunehmen.
Unsere menschlichen und finanziellen Möglichkeiten sind geringfügig, doch das Evangelium lehrt uns, dass ganz kleine Realitäten Bindungen schaffen und dass wir doch in diesen täglichen Beständigkeiten Zeugnis sein und aus dem Vertrauen und der Hoffnung, die in Christus beruhen, leben können. Die tägliche Arbeit und das tägliche Zusammensein mit so vielen Christen und Nichtchristen bekräftigt, dass der Heilige Geist im Wunsch und im Engagement von vielen für eine Welt mit gerechteren Beziehungen, in der nicht das Ökonomische, sondern Austausch, Geschwisterlichkeit und Solidarität den Vorrang haben, am Wirken ist. Es ist ein schönes Ideal, dank dem wir gemeinsam den Weg beschreiten, und wir können auch gemeinsam seine Widersprüche und Enttäuschungen durchleben, denn wir wissen, wer derjenige ist, in den wir unseren Glauben setzen und der uns alle für die Vollbringung seines Reiches erwartet.

Durchgeführte Projekte

- 2001 eine Kampagne gegen den Handel mit leichten Waffen in Afrika
- 2000 und 2002 zwei Ausbildungsseminare zum Thema „Europa", darunter ein Projekt für junge Ordensleute „Gemeinsam unterwegs nach Europa"
- 2004 im Vorfeld der Europawahlen, Sensibilisierungskampagne für Christen in Brüssel und Budapest gleichzeitig
- 2006 Tag des Gebetes für den Frieden in Europa und in der Welt, am 9. Mai, Europa-Tag, in Zusammenarbeit mit ESPACES, der Kapelle der Auferstehung, OCIPE, COMECE, der Abtei von Chevetogne, den monastischen Celleraren
- 2007 Mitwirkung an der Vorbereitung und der Zusammenkunft der 3. ökumenischen Versammlung in Sibiu, Rumänien

Zusammenarbeit

CIVCSVA Kongregation für die Institute des geweihten Lebens und die Gesellschaften des Apostolischen Lebens
UISG Internationale Union der Generaloberinnen
USG Union der Generaloberen
URCAO Regionale Union der Konferenzen der Höheren Ordensoberen aus Westafrika
CMIS Weltkonferenz der Säkularinstitute
CCEE Rat der Europäischen Bischofskonferenzen
COMECE Kommission der Bischofskonferenzen der Europäischen Gemeinschaft
SEV Europa-Dienst für Berufungen
ELF Laienforum
RENOVABIS
CCPE Rat der Arbeitsgemeinschaften der Priesterräte Europas
CEC/KEK Konferenz Europäischer Kirchen
OIC Konferenzen der Internationalen Katholischen Organisationen
OCIPE Katholisches Sekretariat für europäische Fragen (Jesuiten)
ESPACES Spiritualitäten, Kulturen und Gesellschaft in Europa (Dominikaner)
AEFJN Netzwerk Glaube und Gerechtigkeit Afrika-Europa

Sr. Clara Pavanello ist St. Andreas-Schwester und seit 2008 Generalsekretärin der UCESM.

Botschaft an die Ordensmänner und Ordensfrauen Europas

Leidenschaft für Christus, Leidenschaft für die Menschen, gelebt in Gemeinschaft
Generalversammlung der UCESM, Torhout - Belgien, 11.-17. Februar 2008

Europa ist eine komplexe Realität, gebildet aus verschiedenen Kulturen, Ethnien und Sprachen, getragen von unterschiedlichen Religionen und Glaubensrichtungen.
Europa ist ein Kontinent mit großen Möglichkeiten, mit Engagements für Solidarität aber auch mit einer neuen Armut unter verschiedenen Namen, ein kühnes Projekt der Suche nach Einheit, gleichzeitig gefährdet durch nationalistische Individualismen.
Europa ist das verheißene Land – oft verschlossen – für die Armen, welche an seine Pforte klopfen und einen Raum der Hoffnung und Gerechtigkeit suchen.
Wir Ordensleute fühlen uns als Söhne und Töchter Europas mit seiner oft dornenvollen Geschichte. Wir leben mit den gleichen Spannungen, Widersprüchen und Schwächen wie alle andern. Wir sind aber auch Träger und Trägerinnen eines großen spirituellen Projekts und des Ideals der Geschwisterlichkeit. Ordensleute haben im Verlauf der Geschichte wesentlich beigetragen zur Herausbildung der kulturellen Identität und zur Entdeckung der menschlichen und christlichen Werte. Wir wollen dazu beitragen, dass diese tiefgehenden Wurzeln nicht verloren gehen.
Wir glauben, dass das religiöse Gemeinschaftsleben ein Geschenk des Hl. Geistes ist, das Gott den Vorrang gibt. Es ist der Ort der Begegnung mit Christus, der uns zuerst geliebt, auserwählt und zusammengeführt hat. Mit seiner Gnade antworten wir auf seine sichtbare Liebe mit einer glaubwürdigen, frohen und verstehbaren Geschwisterlichkeit.
Wir glauben, dass das religiöse Gemeinschaftsleben ein Lernort ist, an dem ein Prozess der Bewegung vom „Ich" zum „Wir" eingeleitet und die Leidenschaft für Begegnungen geweckt wird.
Wir glauben, dass das religiöse Gemeinschaftsleben ein Lernort für Beziehungen ist, wo die Verbindung zum Andern mit Geduld und Ausdauer gelebt wird. Dabei werden die Energien eines jeden einzelnen – aber auch seine Schwierigkeiten und seine Zerbrechlichkeit – zusammengeführt. Die Kraft dieser Verbindung schafft eine Gemeinschaft, die auch Differenzen und Spannungen aushält.
Wir glauben, dass das religiöse Gemeinschaftsleben ein Lernort der Versöhnung und des Verzeihens ist. Wenn wir wirklich nach Wahrheit suchen, stehen wir auch zu unseren Verletzungen und Grenzen und erkennen das Böse in uns. Unrecht und Böses um uns klagen wir an, indem wir Zeichen des Verzeihens und des Friedens setzen.
Wir glauben, dass das religiöse Gemeinschaftsleben ein Lernort der Gastfreundschaft ist, um Gott und den Nächsten Raum geben zu können. So werden wir fähig, den Schrei der Ausgeschlossenen, der Gedemütigten, der Verarmten, der Migranten zu vernehmen. Bewegt von der Leidenschaft für die Menschheit setzen wir alle Mittel und Zeichen ein, um den Menschen ihre Würde zurückzugeben.
Wir glauben, dass das vom Evangelium geprägte religiöse Gemeinschaftsleben die Sendung einschließt, auf das Reich Gottes hinzuweisen. Für diese Sendung sind neue Wege zu finden: Eine anspruchslose Präsenz unter den Menschen, eine wachsende Zusammenarbeit zwischen den Instituten und den Laien, eine neue Sprache, die eine Sprache der Hoffnung, Solidarität und Barmherzigkeit ist.

Meinolf von Spee SDB

Interessenvertretung in Brüssel

Ein Erfahrungsbericht

Europa ist weit weg und überall präsent

„Was geht mich Europa an, da komme ich sowieso nie hin." Mit diesem Zitat aus seiner Schulzeit in den 50er Jahren kommentiert ein Mitbruder noch heute gern jede Diskussion über Themen rund um Europa. In den vergangenen 50 Jahren hat sich im Prozess der Europäischen Diskussion sehr viel getan und dennoch ist es nicht selten, dass man hört: Was hat das mit uns, unserer konkreten Arbeit hier eigentlich zu tun?" Andere Varianten des Desinteresses sind: „Das ist doch eigentlich nur Bürokratie." oder „Die bringen eigentlich nur negative Dinge in unser Land".

Andererseits wird festgestellt, dass die Strategie von Lissabon aus dem Jahr 2000 (Die Europäische Union „bis 2010 zur dynamischsten und wettbewerbsfähigsten, wissensbasierten Ökonomie der Welt zu machen, mit der Fähigkeit zu nachhaltigem Wachstum mit mehr und besseren Jobs und größerem sozialen Zusammenhang, sowie mit Beachtung der Umwelt."[1]) auf allen politischen Ebenen in den Mitgliedstaaten präsent ist. So erleben wir zum Beispiel, wie der Europäische Binnenmarkt die Arbeit von Einrichtungsträgern etwa bei der Dienstleistungsrichtlinie[2] oder im Arbeitsrecht (vgl. EuGH Urteil zur Bereitschaftsdienst[3]) laufend beeinflusst. Folglich stellt sich für viele Institutionen, eben auch Orden, die Frage, ob man diese Entwicklungen nicht doch aus der Nähe in Brüssel beobachten und beeinflussen soll.

Don Bosco International

Einige Salesianer hatten in den 90er Jahren die Idee, in Brüssel ein Büro zu schaffen, um die Zusammenarbeit in der beruflichen Bildung zu fördern und zugleich den Zugang zu Europäischen Fördermitteln zu erleichtern. Der erste Anlauf war nur teilweise von Erfolg gekrönt, da er nicht genügend Unterstützung der Kongregationsleitung und nicht genügend Erfahrung in der Kommunikation in die Provinzen hatte. 2004 starteten wir nach langem Zögern einen Neubeginn und passten die Statuten von Don Bosco International der neuen belgischen Gesetzgebung an. Gleichzeitig entwickelten wir einen strategischen Plan 2004-2008. Seit 2006 leite ich diese NGO mit einem Büro in Brüssel und der Mitarbeit eines Mitbruders in Teilzeit (in Madrid).

Begriffsverwirrung: Lobby – Interessenvertretung

In meiner Kongregation werde ich nicht selten stolz als „Unser Mann in Brüssel" vorgestellt. Man fragt dann auch, „Was machst du denn in Brüssel nun eigentlich, bist du so ein richtiger Lobbyist?" oder „Kannst du nicht für uns irgendwie Geld holen?"

Um letztere Fragen zu beantworten, möchte ich an Hand einer kompakten Beschreibung von Interessenvertretung von Michael Kambeck[4] meine Erfahrungen aus den letzten zweieinhalb Jahren darstellen.

Das erste, wenn man über Interessenvertretung spricht, ist die Begriffsverwirrung. Denn der englische Ausdruck „Lobbying" be-

schreibt nur einen der vielen notwendigen Schritte bei der Interessenvertretung.[5] Kambeck unterscheidet deshalb eine Reihe von Schritten bei der Beschreibung von politischer Interessenvertretung, die aufeinander aufbauen. Die folgenden sechs Leitbegriffe sollen deshalb den Erfahrungsbericht leiten:

1. Politikbeobachtung
2. Positionsbestimmung
3. Strategieentwicklung
4. Lobbying – Einflussnahme
5. Public Relations
6. Evaluation

1. Politikbeobachtung

Wenn man neu in das Feld der Europäischen Politik einsteigt, scheint alles sehr unübersichtlich zu sein. Mir ging es da im Frühjahr 2006 nicht anders. Also musste ich studieren: Wie sind die Institutionen, Europäische Kommission, Europaparlament und der Europäische Rat aufgebaut? Das geht vor Ort in Brüssel relativ leicht, da man mit Menschen, die in diesen Institutionen arbeiten, nach und nach Kontakt hat und dann das angelesene Wissen durch konkretes Gespräch vertiefen kann. Gerade das Internet mit seinen vielen Informationsseiten der EU selbst, sowie auch den Seiten von vielen anderen Akteuren waren und sind mir da die unmittelbare Quelle der Information und auch des Studiums.
Als ich rudimentär verstand, wie Europa politisch so funktioniert, stand das Rausfiltern der relevanten Politikbereiche an. Für uns Salesianer ist das bekanntlich in der Hauptsache Jugend-, Bildungs- und Sozialpolitik. In diesen Feldern hat die EU nur teilweise Zuständigkeiten, vornehmlich geht es um koordinierende und unterstützende Maßnahmen für die Mitgliedsstaaten, was sehr wesentlich die Qualität und den Umfang der Einflussnahmemöglichkeiten in Brüssel bestimmt (s.u.).
Wenn man die wesentlichen Politiken, politischen Instrumente und Programme im Sektor kennt, möchte man ja auch wissen, wer sich hier noch so alles sich für diese Bereiche interessiert. Das bedeutet Klinkenputzen und Networking. Ich erhielt hier viel Unterstützung z.B. durch die COMECE[6], die UCESM[7] und die anderen hier präsenten Orden. Auch Kontakte zur Caritas und zur Diakonie waren hilfreich. Sehr wichtig ist mir der ständige Austausch mit Leuten aus Netzwerken der Jugend(sozial)arbeit. Gleichzeitig entstehen auch Kontakte zu Parlamentariern oder Mitgliedern der Europäischen Kommission. Mich haben meist konkrete Anfragen aus unseren Einrichtungen dazugeführt, irgendwo Kontakt aufzunehmen. Die gegenseitige Unterstützung ist hier in meinen Augen sehr groß.
Mit Hilfe der verschiedenen anderen Akteure ist es mir Schritt für Schritt gelungen auch die für mich relevanten Informationsmittel zu sammeln. Das Angebot an Newslettern ist sehr groß, so dass ich gut auswählen musste, welche sich für mich lohnen und wie man nicht zuviel verpasst. Zu diesen Informationsmitteln gehören dann auch die vielen Veranstaltungen, die von ganz unterschiedlichen Institutionen (Landesvertretungen, NGOs, politschen Stiftungen usw.) durchgeführt werden. Hier trifft man Kolleginnen und Kollegen, neue Akteure und immer wieder neue Leute. Durch eine Vakanzvertretung in der Katholischen Gemeinde Deutscher Sprache in Brüssel lernte ich zusätzlich sehr viele andere Leute kennen. Die Kenntnis von vielen Personen bestimmt die Sichtbarkeit und die Reichweite der Kommunikation von eigenen Anliegen und stellt ein wichtiges Kapital für diese Aufgabe dar.

2. Positionsbestimmung

Die Sichtung und Verfolgung von relevanten Politikbereichen ist die erste Aufgabe, die aber erst dann Bedeutung für den eigenen Auftraggeber gewinnt, wenn es auf der anderen Seite gelingt, die gewonnenen Informationen auch in die eigene Organisation zu vermitteln. Dies ist bei einer weltweit tätigen Kongregation nicht so ganz einfach. Einmal gilt es, die Adres-

saten für die jeweiligen Themen herauszufinden, denn nicht alles interessiert in gleichem Maße z.B. bei uns die Generalleitung, die Provinzleitung und die Verantwortlichen der Jugendpastoral. Für bestimmte Ausschreibungen brauche ich Kontakt zu den interessierten Vertreterinnen und Vertretern unserer NGOs oder Einrichtungen. Die zweite Frage ist das Medium der Kommunikation einerseits und der regelmäßige Kontakt andererseits. Nur im Kontakt mit den Ansprechpartnern aus der eigenen Kongregation lässt sich genügend Wissen über die Tätigkeiten des Ordens in über 30 europäischen Ländern (22 in der EU) erwerben. So gehört zu meiner Tätigkeit auch viel Reisen in Europa dazu. Diese interne Kommunikation und die Netzwerkbildung innerhalb der Kongregation helfen mir dann auch wieder bei der Positionsfindung in den aktuellen Fragen der Politik, wo wir unsere Meinung einbringen möchten.

3. Strategiebildung

Im Rahmen des „Relaunch" unseres Europabüros 2004 haben wir eine „Roadmap" für die kommenden vier Jahre erarbeitet. Darin haben wir vier Prioritäten mit einer Reihe von Zielen definiert. Jedes Jahr legen wir nach einer Evaluation des Erreichten neue Strategien und Initiativen für das kommende Jahr fest. Im Bereich der Interessenvertretung möchten wir z.B. als ein Akteur im Feld der (beruflichen) Bildung, Erziehung und Evangelisierung von jungen Menschen sichtbar werden, der seit 150 Jahren in diesem Feld erfolgreiche Arbeit unter und mit jungen Menschen in vielen Ländern leistet. Wir möchten diese Erfahrungen in die Politik und in Europäische Netzwerke und Foren in besagten Feldern zum Vorteil von jungen Menschen einbringen. Dieses ambitionierte Ziel erfordert notwendigerweise eine vielfältige Kommunikationsstrategie, für welche ein kleines Europabüro eine gute Basis ist. Die Präsenz in Brüssel ermöglicht wie oben beschrieben, den unmittelbaren Kontakt mit politisch Verantwortlichen wie mit Fachleuten im Umfeld von Kommission und Parlament. Dem Wunsch nach Vermittlung unserer Anliegen kommt die Tatsache entgegen, dass die EU-Institutionen zugleich auf den Kontakt mit Personen angewiesen sind, die unmittelbar Erfahrung mit bzw. Kenntnis von der Realität von Bildung und Erziehung junger Menschen in einer Reihe von Mitgliedsstaaten haben. Denn aufgrund des hohen Abstraktionsgrades – man bedenkt oft nicht, dass die EU mit ihren 27 Mitgliedsstaaten fast 500 Millionen Einwohner umfasst – fehlt den politisch und administrativ Verantwortlichen logischerweise viel unmittelbare Feldkenntnis aus den sehr unterschiedlichen Mitgliedsstaaten.

4. Lobbying – Einflussnahme

Der Begriff des Lobbying[8] leitet sich aus den Gesprächen im Vorraum des Parlaments (frz. Antechambrieren) her. Er ist im deutschen Sprachraum oft negativ besetzt, da man in der beabsichtigten Einflussnahme auf legislative und administrative Entscheidungen oft eine Manipulation vermutet, die aufgrund der Vertretung eigener Interessen des Lobbyisten dem Gemeinwohl abträglich ist.[9] Im Deutschen System sind wir gewohnt, dass es einen Dialog mit den korporativ verfassten Vertretern aus Wirtschaft, Gewerkschaft, den Wohlfahrtsverbänden usw. gibt.
Im Brüsseler System sind aufgrund des o.g. Abstraktionsgrades die Verwaltung und die Politik einerseits auf Information von außen angewiesen. Mit der zunehmenden Relevanz von EU-Politiken für die Mitgliedsstaaten andererseits ist auch die Zahl der Interessenvertreter gewachsen und wird auf ca. 15.000 Lobbyisten und ca. 2.500 Organisationen geschätzt. Diese suchen ihrerseits den Kontakt zu Entscheidungsträgern für ihre Anliegen. Um der o.g. Gefahr der Manipulation vorzubeugen, ist die Europäische Kommission (ähnlich die Parlamentarier) bestrebt, neben dem korporativen Kontakt im Wirtschafts- und Sozialausschuss

auch außerhalb möglichst viele verschiedene Meinungen zu hören. Darüber hinaus versucht man durch eine Transparenzinitiative ETI [10] mit einem Register für Lobbyisten deren Wirken transparent zu machen.

Für uns als kleines Büro geht es im wesentlichen darum, entsprechend der oben dargestellten Ziele an verschiedenen Stellen unsere fachliche Expertise einzubringen. Dies hat eine andere Form als bei vielen Vertretern von Industrie und Gebietskörperschaften, da die EU im Bereich von Jugend- und Bildungspolitik keine unmittelbare Zuständigkeit hat, sondern in der Regel nur unterstützende oder koordinierende Aufgaben wahrnimmt.

Z.B. haben wir uns an einer Konsultation zum Thema Schule für das 21. Jahrhundert beteiligt. Viele Konsultationen sind im Internet frei zugängig und jede Organisation aber auch jede Einzelperson kann zu den Fragen aufgrund Ihrer Erfahrung Stellung beziehen.

Eine weitere Form ist der direkte Kontakt mit Verantwortlichen in der Kommission, die sich mit bestimmten Fragen befassen. Z.B. habe ich mit einer Verantwortlichen aus der Politberatungsabteilung (BEPA Bureau of European Policy Advisers) beim Kommissionspräsidenten durchaus kontrovers über ein Jugendpapier[11] diskutiert, das die Grundlage für eine Kommissions-Mitteilung zur Jugendpolitik wurde. Gern war die Mit-Autorin des Papiers auch bereit, ihre Forschungsergebnisse und Politikvorschläge auf der Mitgliederversammlung unserer NGO vorzustellen. Sie war nach eigenen Worten von der intensiven fachlichen Diskussion auch selbst sehr beeindruckt, da sie selten Gelegenheit hat. mit einer sehr international zusammengesetzten Gruppe von Fachleuten aus Bildung und Erziehung zu diskutieren.

5. Public-Relations

Alles was man im direkten Gespräch nicht erreichen kann, braucht die Unterstützung der Öffentlichkeit. Hier öffnet sich das Feld der Medien und der Kommunikationsagenturen sowie der Werbung. Damit ist auch die Frage der Sichtbarkeit und der Reichweite der eigenen Organisation verbunden.

Gerade letztere Frage ist etwas, was uns natürlich auch beschäftigt. Konkret ist der Name „Don Bosco" für viele Menschen mit einem qualitativen Angebot von Bildung und Erziehung für junge Menschen verbunden. Nachdem ich anfänglich da etwas skeptisch war, habe ich sehr vielfältig erfahren, dass viele Leute Einrichtungen, Schulen oder Dienste unserer Ordensgemeinschaft in Europa oder auch in anderen Kontinenten kennen und schätzen. Deren Qualität und guter Ruf ist hier das eigentliche Kapital. Als eigene Initiative des Europabüros bieten wir zum Don Bosco Fest Ende Januar jährlich einen kleinen Empfang an, der von Jugendlichen aus einer „Arbeiten und Lernen"-Maßnahme vorbereitet wird. Auch beteiligen wir uns an Veranstaltungen, Projekten oder auch Publikationen anderer Organisationen, da wir einem gegrenzten Budget Rechnung tragen wollen.

6. Evaluation

Die Wirkungskontrolle ist der wunde Punkt der Interessensvertretung, denn es ist nicht leicht nachzuweisen, dass man mit seinen Anliegen wirklich politische Entscheidungen beeinflusst hat.[12] Dies gilt umsomehr, wenn der Einflussbereich eigentlich sogenannte „soft-policy" Felder wie Jugend, Bildung und Erziehung betrifft. Dennoch lassen sich drei Erfahrungen aus der Arbeit mit unserem Europabüro Don Bosco International benennen:

- Mit Bezug auf die Europäischen Einrichtungen und auf Organisationen im Umfeld der EU stellen wir immer wieder fest, dass es viel Gesprächsbereitschaft gibt. Wir begegnen einer großen Offenheit und Interesse für das Anliegen von (beruflicher) Bildung und Erziehung insbesondere von jungen Menschen mit besonderen Förderbedarfen. Man schenkt uns Gehör; unmittelbare Einflussnahme auf die

Formulierung von Politiken haben wir dagegen bisher nicht erlebt.

- Die Erwartung, durch ein Europabüro unmittelbar Projektgelder einzuwerben, konnten wir nicht erfüllen, da viele für uns relevante Programme dezentral ausgeschrieben und verwaltet werden. Wir konnten aber durch unsere Beteiligung manche multilateralen Projekte ermöglichen und viele Informationen beschaffen.
- Für die Kongregation und die verschiedenen Einrichtungen, salesianische NGOs usw. sind wir auf dem Weg, ein Referenzpunkt für Information zu Projektausschreibungen, für die Suche nach Kooperationspartnern oder auch für die Beschreibung Europäischer Jugend- und Bildungspolitik zu werden.

Aus meiner Sicht gehören die beiden Seiten Europäische Institutionen und die eigene Kongregation zusammen und erfordern nach dem Aufbau der Kontakte und der Informationskanäle weiterhin kontinuierliche Netzwerkarbeit. Dies ist uns in einem ersten Grad gelungen und soll nun in einem neuen Projektplan 2009-2013 weiterentwickelt werden.

Für die abschließende Bewertung der Arbeit ist aber auch das Abwägen von Einsatz (Personal und Ressourcen) und der Ergebnisse notwendig. Diese Aufgabe hat immer der Auftraggeber und das ist bei uns der Generalobere mit seinem Rat in Rom. Diese Bewertung sollte – so meine These – weniger der Ökonomie sondern dem Bereich der Sozialen Kommunikation zugeordnet sein, denn unmittelbar wirtschaftliche Zwecke sind meiner Erfahrung nach im Bereich der Interessenvertretung in internationalen Organisationen oder bei der EU eher weniger zu erzielen.

Mit der Nichtregierungsorganisation Don Bosco International vertritt P. Meinolf von Spee SDB die Salesianer Don Boscos am Sitz der Europäischen Union in Brüssel.

1 http://www.europarl.europa.eu/summits/lis1_de.htm

2 http://ec.europa.eu/internal_market/services/services-dir/index_de.htm

3 PM-EuGH „Jaeger" 09.09.2003 (C-151/02)

4 Vgl. Michael Kambeck, Was bedeutet Lobbying? Europa-digital 05.04.2004, http://www.europa-digital.de/aktuell/dossier/lobby/index.shtml

5 „Schlägt man im Duden nach, findet man als Definition 'Beeinflussung von Abgeordneten durch Interessengruppen'. Das ist richtig und es ist falsch. Richtig ist es, weil Lobbying genau solche Beeinflussung darstellt. Falsch ist es, weil die so genannten Lobbyisten nur einen kleinen Teil ihrer Arbeit mit diesem Lobbying verbringen." Kambeck a.a.O.

6 Die Commissio Episcopatuum Communitatis Europensis (ComECE) ist die Kommission der Bischofskonferenzen der Europäischen Gemeinschaft. www.comece.org

7 Die UCESM ist eine Gemeinschafts-Organisation von Brüdern und Schwestern aus 26 europäischen Ländern vertreten von den Höheren Ordensoberen/innen von apostolischen Ordensgemeinschaften in 38 nationalen Konferenzen d.h. ungefähr 400.000 Ordensmänner und Ordensfrauen. www.ucesm.net

8 „Lobbying oder Lobbyismus bezeichnet die direkten und in der Regel informellen Versuche von Vertretern gesellschaftlicher Interessen, auf die Akteure des politischen Entscheidungsprozesses konkret einzuwirken, um Politikergebnisse in ihrem Sinne zu verändern." Ralf Kleinfeld, Annette Zimmer, Ulrich Willems (Hrsg.) Lobbying. Strukturen, Akteure, Strategien, Wiesbaden 2007, 10.

9 Vgl. z.B. Susanne Armann, Die schlimmsten Strippenzieher der EU, Spiegel Online, 16.10.2007 http://www.spiegel.de/wirtschaft/0,1518,511286,00.html oder siehe auch www.lobbycontrol.de

10 Vgl. http://ec.europa.eu/transparency/eti/index_de.htm

11 Vgl. BEPA. Investing in Youth: An empowerment strategy, http://ec.europa.eu/dgs/policy_advisers/publications/docs/Investing_in_Youth_25_April_fin.pdf

12 Vgl. Kambeck a.a.O.

Stefan Lunte

Das Wirken der COMECE im europäischen Einigungsprozess

Die Kommission der Bischofskonferenzen der Europäischen Gemeinschaft (in den französischen Anfangsbuchstaben: COMECE wurde am 1. Januar 1980 gegründet. Seitdem hat dieses Instrument bischöflicher Kollegialität im Sinne des Zweiten Vatikanischen Konzils einen bemerkenswerten Wachstumsprozess durchlaufen, der die Zusammensetzung, die behandelten Themen und die Arbeitsweise gleichermaßen betrifft.

1. Zur Zusammensetzung der COMECE

Entgegen immer wieder zu lesender Meinungen handelt es sich bei der COMECE nicht um eine europäische Bischofskonferenz, sondern sie ist eine gemeinsame Kommission der Bischofskonferenzen in der Europäischen Union. Die Ausrichtung auf das Werden der Europäischen Union hat in den zurückliegenden fast dreißig Jahren dazu geführt, dass sich die Zahl der Mitglieder mehr als verdoppelt hat. Während die belgische, deutsche, englisch-walisische, französische, irische, italienische, nordische und schottische Bischofskonferenz sowie der Luxemburger Erzbischof zu den Gründungsmitgliedern gehören, sind in den späteren Jahren und im Zuge der Erweiterungsrunden der EU zunächst Griechenland, Portugal und dann noch Österreich dazugekommen, bevor dann im Jahr 2004 eine ganz Welle von neuen Mitgliedern aufgenommen werden konnte: Lettland, Litauen, Malta, Polen, die Slowakei, Slowenien, Ungarn und Tschechien. Anfang 2008 haben dann auch die bulgarische und rumänische Bischofskonferenz ihren Delegierten in die halbjährlich ausgerichteten Vollversammlungen entsandt, so dass die COMECE gegenwärtig von Delegierten aus 24 Episkopaten gebildet wird. Der Nuntius des Vatikans bei den Europäischen Gemeinschaften und Vertreter der schweizerischen und kroatischen Bischöfe, sowie der Generalsekretär des Rates der europäischen Bischofskonferenzen (CCEE) mit Sitz in Sankt Gallen nehmen als Beobachter teil.

Die Delegierten wählen aus ihrer Mitte für drei Jahre einen Vorsitzenden. Das ist gegenwärtig der Rotterdamer Bischof Adrianus H. van Luyn, der im März 2006 die Nachfolge des Hildesheimer Bischofs Josef Homeyer antrat. Ihm zur Seite stehen die beiden Vizepräsidenten Erzbischof Diarmiud Martin von Dublin und Weihbischof Piotr Jarecki von Warschau. Gemeinsam mit dem Nuntius und dem Generalsekretär (seit dem 1. Oktober 2008 der Priester der Erzdiözese Warschau Prof. Dr. Piotr Mazurkiewicz) bildet dieses Trio den Exekutivausschuss der COMECE, an deren Sitzungen im Übrigen auch der stellvertretende Generalsekretär teilnimmt. Der Exekutivausschuss trifft sich vier bis fünf Mal pro Jahr, davon einmal in Rom, um den Kontakt mit der Kurie zu pflegen und dort insbesondere mit dem Staatssekretariat. Das Generalsekretariat der COMECE hat seinen Sitz in Brüssel. In ihm arbeiten heute acht Referenten und Referentinnen unter der Leitung des Generalsekretärs und seines Stellvertreters. Die Finanzierung des Sekretariats und der Aktivitäten erfolgt ausschliesslich über einen gemeinsamen Haushalt, in den die Mitglieder nach einem fest vereinbarten Schlüssels einzahlen.

2. Thematische Schwerpunkte

Die Arbeitsfelder der COMECE haben sich in den zurückliegenden Jahren ebenfalls sehr weit aufgefächert. In den Anfangsjahren bestand die Hauptaufgabe der COMECE in der Veröffentlichung eines regelmäßigen Informationsdienstes („Europe au fils de jours") und gelegentlichen Projekten wie z.B. Hilfen für die in den achtziger Jahren unter dem Kriegsrecht leidende polnische Kirche. Seit dem Abschluss des Maastrichter Vertrags 1992 und dann verstärkt ab 1997 mit dem Amsterdamer Vertrag und der daran angehängten „Kirchenklausel" sind dann bestimmte Politiken zum Gegenstand einer systematischeren Begleitung durch die COMECE geworden. Zu erwähnen wären etwa die Europäische Forschungspolitik und daraus sich ergebende bioethische Fragestellungen. In diesem Zusammenhang kommen übrigens immer wieder auch Entwicklungen beim Straßburger Europarat ins Blickfeld der COMECE. Ein weiteres wichtiges Feld stellt der Schutz der Grundrechte und hier insbesondere der Religionsfreiheit innerhalb und außerhalb der EU sowie sowohl in ihrer individuellen als auch in ihrer kollektiven Ausprägung. Die europäische Sozialpolitik und arbeitsrechtlich relevante Fragen sind ebenfalls ein engeres thematisches Arbeitsfeld. Hier wäre als besonderer Schwerpunkt die Vereinbarkeit von Berufs- und Familienleben zu nennen. Fragen der europäischen Emigrations- und Entwicklungshilfepolitik stehen ebenso auf dem Arbeitsprogramm der COMECE wie ökologische und agrarpolitische Fragen. Immer wieder auf der Tagesordnung der Bischöfe stehen auch außenpolitische Fragen und die Medienpolitik. Als neuer Schwerpunkt ist schließlich im Jahr 2008 noch das Thema Islam in Europa hinzugekommen. Während der Verhandlungen des europäischen Konvents und der Regierungskonferenzen, die den Verfassungsvertrag und den Lissabonner Vertrag entworfen haben, gehörte selbstverständlich der Debatte um das christliche Erbe Europas und dem Kirchenartikel mit dem darin vorgesehenen Dialog auf europäischer Ebene mit den Kirchen und Religionsgemeinschaften die volle Aufmerksamkeit von Vollversammlung, Exekutivausschuss und Sekretariat.

3. Vielfältige Arbeitsweisen

Im Laufe der fast drei Jahrzehnte seit Gründung der COMECE hat sich die Arbeitsweise aufgefächert. Während in den ersten fünfzehn Jahren die Abhaltung der Vollversammlung und das Abfassen des monatlichen Informationsdienstes den größten Platz einnahmen sind in den neunziger Jahren dann themenspezifische Seminare hinzugekommen. 1998 fand der erste COMECE Sozialkongress zur den sozialethischen Implikationen der Währungsunion statt, ein zweiter folgte im Jahre 2000 zur Welthandelspolitik. 2002 organisierte die COMECE einen gemeinsamen Kongress mit den Bischöfen des CELAM. Kleinere Seminare mit den Bischöfen Afrikas und der US schlossen sich in 2003 und 2005 an. Ein größerer Kongress zu den Werten und Perspektiven der Union wurde 2007 anlässlich des 50. Jahrestags der Römischen Verträge in Rom veranstaltet und für Oktober 2009 sind die ersten europäischen Sozialtage in Danzig geplant. Eine nachdrücklich bleibende Erfahrung war die gemeinsame Wallfahrt der COMECE Bischöfe mit 300 weiteren Teilnehmern aus ganz Europa nach Santiago de Compostela anlässlich des Beitritts der mittel- und osteuropäischen Staaten zur Europäischen Union.

Ebenfalls in den neunziger Jahren begann die Einrichtung von ständigen Kommissionen und projektbezogenen Arbeitsgruppen. Als feststehende Einrichtung arbeiten heute mit jährlichen bzw. halbjährlichen Treffen die Sozialkommission, die Rechtskommission, die Arbeitsgruppen für Medien und für Migration und die Reflexionsgruppe für bioethi-

sche Fragen, sowie die Gruppe der Finanzexperten. Hinzukommen projektbezogene Arbeitsgruppen wie der hochrangig besetzte „Weisenrat" zur Abfassung eines Textes zu den Werten der EU. Im Jahr 2001 veröffentlichte eine Expertengruppe einen Bericht zu Thema „Global Governance", der auch nach der Finanzkrise im Herbst 2008 nicht an Aktualität verloren hat. Eine gemeinsame mit der Konferenz europäischer Kirchen organisierte Vorlesungsreihe im europäischen Parlament zum Thema Islam in Europa war ein Beitrag der Kirchen zum europäische Jahr des interkulturellen Dialogs im Jahr 2008 und stellte eine weitere Ausweitung der Arbeitsmethoden dar, zu denen auch individuelle Begegnungen mit europäischen Verantwortungsträgern und gelegentliche geistliche Angebote zählen.

Abschluss

Die Geschichte der COMECE hat sich bis heute in drei Schüben vollzogen. Auf die Phase der Anfänge, die etwa bis 1994 dauerte folgte eine Phase des Aufbaus mit dem Bezug eines neuen Sekretariatsgebäudes im Herzen des Brüsseler Europaviertels und unter der energischen Führung des Präsidenten Bischof Josef Homeyer und seines Generalsekretärs Noël Treanor, dem heutigen Bischof von Down und Connor in Nordirland. Eine dritte Phase der Konsolidierung hat 2008 begonnen. Ein erneuter Umzug wurde nötig, weil das alte Gebäude für die vielen Aufgaben zu klein geworden ist. Die nächsten Jahre werden der Festigung einer deutlich größeren und vielfältigeren COMECE vorbehalten sein. Der sich langsam entwickelnde Dialog mit den europäischen Institutionen wird sich stabilisieren und in gewisser Weise formalisieren. Dadurch drückt sich aus, was nicht immer klar war: Die Präsenz der Kirchen in Brüssel, ihre aktive Begleitung des europäischen Einigungsprozesses ist zu einer Normalität geworden.

Stefan Lunte ist stellvertretender Generalsekretär der Kommission der Bischofskonferenzen der Europäischen Gemeinschaft (COMECE).

Tjeu Timmermanns O.Carm.

Religiöses Leben in einem säkularisierten Kontext*

Einleitung

Anlässlich einer Laudatio von Absolventen der Radboud-Universität Nimwegen betitelte kürzlich Prof. Hans van de Ven die europäische Gesellschaft als zutiefst säkularisiert. Innerhalb dieses säkularisierten Europas richtete sich sein Blick besonders auf die Niederlande und Skandinavien, die er als die am meisten säkularisierten Gesellschaften Europas bezeichnete.

Was aber genau meinen wir, wenn wir diesen Terminus ‚Säkularisierung' in Bezug auf die europäische bzw. niederländische Gesellschaft verwenden?

Diese Vokabel wird häufig mit unterschiedlichen Bedeutungen verwendet und erfährt dementsprechend unterschiedliche Wertungen. Der Wortgebrauch bezieht sich allerdings nicht selten auf etwas, das gar nicht wirklich existent ist. Im Folgenden möchte ich darlegen, in welcherlei Hinsicht ich mit diesem Terminus und auch Phänomen in Berührung gekommen bin. Ich will daraus Schlüsse ableiten speziell für das Ordensleben innerhalb einer solchen säkularisierten Gesellschaft und neue Entwicklungen in diesem Bereich Ordensleben aufzeigen. Es geht mir darum, nach den Herausforderungen und Aufgaben zu fragen, denen sich das Ordensleben in einer säkularisierten Gesellschaft zu stellen hat. Dies geschieht immer auch von einem subjektiven Standpunkt aus, den ich als engagiertes Mitglied der Konferenz niederländischer Ordensleute und als Karmelit einnehme.

Säkularisierung: unterschiedliche Bedeutungen und ähnlich verlaufender Prozess

Man ist sehr häufig von der Tatsache ausgegangen, daß ‚Säkularisation' (*das englische unterscheidet nicht zwischen ‚Säkularisierung' und ‚Säkularisation', Anm. d.Ü.*) nichts weiter sei als ein terminus technicus, welcher zunächst einmal im Zusammenhang mit der Enteignung von Kirchengütern gebraucht wurde und zwar mit der Konnotation einer unberechtigten Konfiszierung. Während der Verhandlungen zum Westfälischen Frieden wurde die Frage nach der Entschädigung des Fürsten von Brandenburg für seine Güter in Schweden laut. Eine Lösung hierfür bot sich mittels der Enteignung von im Besitz der Kirche befindlichen Territorien an. Man gebrauchte für diesen Vorgang den Terminus ‚Säkularisation'. Später wurde die Vokabel weiterhin benutzt im Zusammenhang mit der Konfiszierung von kirchlichem (Grund-)Eigentum auf Seiten der Bistümer und der Orden durch den Staat.

Eine weitere, durchaus ältere Verwendungsweise dieses Wortes findet sich im Kanonischen Recht. Man gebraucht den Terminus ‚Säkularisierung', um den Wechsel eines Religiosen in den Status eines Weltklerikers zu beschreiben, so z.B. wenn aus einem Ordenspriester ein Weltpriester wird.

Eine religiöse und auch soziologische Dimension erhält das Wort ‚Säkularisierung' im Buch von Peter L. Berger, Brigitte Berger und Hansfried Kellner, das 1977 unter dem Titel ‚The homeless mind: modernization and consciousness' erschienen ist. Hierin be-

schreiben die Autoren in hervorragender Weise, wie die modernen Gesellschaften in zwei unterschiedliche Welten zerfallen sind; in zwei Teile, die nun unverbunden nebeneinander stehen. Da gibt es beispielsweise die Welt der öffentlichen Dienste und der Verwaltung, die Arbeitswelt und die Welt der Schule, die Welt der Politik und die Welt der Familie. Der moderne Mensch wechselt nun ständig zwischen diesen fast unverbundenen Welten. Die koordinierende Rolle der Religion, welche diese Welten miteinander vernetzt und in einen Sinnzusammenhang eingefügt hat, ist zerfallen. Ein himmlischer Baldachin, der alles überspannt, wird nicht mehr angenommen. Der Bedeutungshorizont und die Sinngebungsfunktion, die der Religion einst eigen waren, verblassen zusehends. Der Mensch verliert seine Heimat, ist ein heimatloser, ruheloser Geist geworden, der zwischen diesen unterschiedlichen Alltagswelten seinen Weg sucht und doch niemals findet. Diese Bedeutung von ‚Säkularisierung' hat zahlreiche Folgen für die Spiritualität. Mit der Evidenz der Religion verschwindet auch die Evidenz Gottes. Der moderne Mensch ist zu einem Suchenden geworden, einem Vagabunden innerhalb der verschiedenen Welten, die er betritt.

Mit dieser Zersplitterung des himmlischen Baldachins gehen weitere Prozesse einher, die ebenfalls im Zusammenhang mit der ‚Säkularisierung' beachtet werden müssen. Ich höre beispielsweise immer wieder, dass die Religion eine Privatangelegenheit sei. Meiner Meinung nach unterdrückt diese Verbannung der Religion in die Privatsphäre die öffentliche und auch ethische Dimension, die immer auch einen Teil von Religion ausgemacht hat.

Einhergehend mit dem Prozess der Privatisierung von Religion lässt sich auch ein Prozess der Enttraditionalisierung beobachten. Die Wurzeln unserer religiösen Überzeugungen sind nicht mehr präsent. Insofern hat sich in den Medien seit den letzten Jahren geradezu ein Wettbewerb entwickelt, diese Enttraditionalisierung anhand von Umfragen zu illustrieren, welche in Form von Interviews auf den Straßen anlässlich der christlichen Feste durchgeführt wurden: „Ostern ist, wenn wir losziehen, um am Montag nach Möbeln zu schauen."

Auf der anderen Seite gibt es immer noch ein tiefes Bedürfnis nach Reflexion und Sinnsuche in Bezug auf die eigene Existenz. Die Menschen sind also auch weiterhin auf der Suche. Manchmal schnüren sie sich ein eigenes Bündel aus unterschiedlichen religiösen und spirituellen Traditionen zusammen. In diesem Zusammenhang machte oftmals das Wort vom religiösen Supermarkt die Runde. Es bliebe für mich zu fragen, welchen Einfluss die großen religiösen und spirituellen Traditionen wie z.B. die christliche, islamische und jüdische auf Dauer in unserer Gesellschaft haben werden.

Mit ‚Säkularisierung' meinen wir aber auch die Entfremdung von den Einrichtungen der Kirche. Jedes Jahr zeigen uns die Statistiken, dass immer weniger Menschen sich mit den kirchlichen Einrichtungen und der klassischen gestalt von Kirche verbunden fühlen. Diese Entfremdung kann allerdings nicht mit einem Schwinden von Spiritualität und Einsatzbereitschaft gleichgesetzt werden. Das offenkundige Wachstum kirchlicher Laienbewegungen in unserem Land beweist, das eine solche Annahme nicht berechtigt wäre.

Zugrundeliegende Prinzipien und ihre Grenzen

Als ein diesem Prozess zugrundeliegendes Prinzip meine ich die Tendenz zu erkennen, das Leben als autonome Größe zu begreifen und zwar immer dort, wo der Mensch sich auf den Grundsatz der Selbstbestimmung und des Primats der Vernunft bzw. Notwendigkeit beruft.

Der moderne Mensch versteht sich selbst als autonomes Wesen, was nicht unbedingt ausschließlich negativ zu begreifen wäre. Das

Konzept der Autonomie hat auch viele positive Dinge mit sich gebracht, beispielsweise haben wir ihm das demokratische Politsystem zu verdanken und die Idee der Eigenverantwortung. Auch die Konzepte der Emanzipation unterdrückter Gruppen und das Recht, sich frei äußern zu können, sind im Konzept der Autonomie begründet.
Was das Prinzip der Vernünftigkeit betrifft, so können wir sagen, dass sowohl unsere Wissenschaft als auch die Technik darauf basieren. Wir haben diesem Prinzip unseren Fortschritt und die technischen Fertigkeiten zu verdanken. Wir würden nur ungern auf Dinge wie eine Zentralheizung, das Fernsehen oder den Computer verzichten. Das Prinzip der Rationalität eröffnet uns die Fähigkeit, unabhängig und kritisch zu reflektieren sowie wissenschaftliche Untersuchungen und Evaluierungen vornehmen zu können.
Aber diese der ‚Säkularisierung' zugrundeliegenden Prinzipien haben auch ihre Grenzen. Einige Beispiele: Mir werden die Grenzen der Rationalität und des Nützlichkeitsdenkens schnell bewusst, wenn ich zu meinem Unbehagen Aussprüche hören muss wie: „Sie glauben noch immer." und „sie gehen noch immer zur Kirche". Vor allem stört mich das ‚noch immer'. Es scheint, als hätten sich Rationalität und Nützlichkeitsdenken längst über dumme Dinge wie ‚Gaube' und ‚Religiosität' hinweggesetzt und sie weit hinter sich gelassen. Wirklich intelligente Menschen kümmerten sich nicht mehr darum. Ich erfahre bei solcherlei Äußerungen aber auch eine sträfliche Verwechslung von Ebenen, ist doch die Affektivität scharf von der Rationalität und vom Nutzenkalkül zu unterscheiden. Für mich gehört das Gebet eher in den Bereich des Gefühls. Von daher kann das Gebet einem rein rational orientierten Menschen nicht helfen, was aber nicht heißen soll, dass man es folglich fallen lassen sollte.
Menschen lieben sich gegenseitig und sie lieben Gott, nur in den seltensten Fällen spielt hierbei das Nutzenkalkül eine Rolle. Somit scheinen Nutzen und Rationalität nicht die einzigen Kategorien zu sein. Noch viel schlimmer: Rationalität und Nützlichkeit als einzige Universalprinzipien drohen unsere Welt eindimensional werden zu lassen. Das Mysterium verschwindet, das Unbegreif- und Unerklärbare wird an die Seite gedrängt.
Das Konzept der Beweisbarkeit gelangt dann an seine Grenzen, wenn wir mit der Endlichkeit unseres Lebens konfrontiert werden. Krankheit und Tod zeigen uns auf, dass nicht alles versteh- und messbar ist. Wir haben uns nicht selbst erschaffen. Im täglichen Leben sind wir voneinander abhängig. Unsere Eingriffe in die Natur durch die Bioindustrie und -technologie, die Manipulation des Erbgutes haben oftmals mehr Probleme erzeugt als Lösungen produziert. Die Konfrontation mit dem Leiden unserer Mitmenschen ruft an der Stelle, wo es keine Lösung mehr zur Beseitigung dieses Leidens gibt, in erster Linie nach Mitleid, menschlicher Nähe und persönlichem Engagement.
Die Lektüre der Evangelien hat mich gelehrt, dass das Konzept der Autonomie nicht ausreicht, um den Prozess der Selbstwerdung ausreichend zu beschreiben. Es kann auch andere Konzepte der Realisierung von Identität geben. Ich möchte dies in Ermangelung eines besseren Wortes relationale Identität nennen. Eine solche relationale Identität wird immer an mich selbst herangetragen, aus freien Stücken, aus der Liebe heraus. Jemand offenbart sich mir. So spricht zum Beispiel die Stimme aus dem Himmel am Beginn der synoptischen Evangelien: „Du bist mein geliebter Sohn. Ich liebe dich." Solche oder ähnliche Worte können auch zu uns gesprochen werden. Es ist durchaus möglich, dass auch uns ein Platz angeboten wird, an dem Gott uns ein Zuhause schenkt. Existentielle Fragen und Probleme, Konflikte und Ängste sind damit nicht beseitigt, aber es gibt einen Ort, wo ich mich zuhause fühlen kann.
In der Beziehung, die uns von Gott her angeboten wird, können wir uns vergegenwärtigen, dass wir Söhne und Töchter dieses Got-

tes sind, indem wir das Angebot von Gottes Liebe annehmen und daraus leben. Die Entwicklung einer solchen relationalen Identität ist eine Lebensaufgabe. Erst am Ende der Evangelien erfährt diese himmlische Stimme eine Antwort durch Jesus, indem er betet: „Abba, Vater".

Das Mysterium Gottes, seine Abwesenheit und Gegenwart

Das Mysterium Gottes entzieht sich uns letztlich, indem es für unsere Rationalität sowie das Paradigma der wissenschaftlichen Messbarkeit unfassbar bleibt. Gleichzeitig aber wird uns dieses göttliche Mysterium nahegebracht (w: aufgezwungen). Dieses Geheimnis tritt in seiner Offenbarung aus unserer Mitte hinaus, als etwas Heiliges und außerhalb unserer Reichweite liegendes. Wann immer wir mit verschiedenen Aspekten dieses Mysteriums konfrontiert werden, fühlen wir auch die unendliche Tiefe und Unbegreifbarkeit, dieses sich uns darbietenden Mysteriums. Dieses Mysterium wird unvermeidlich die Menschen mit Fragen nach dem „Warum" und „Wie" der Dinge konfrontieren, Fragen nach der Bedeutung des Geschehenen und des durch den Menschen Geformten. Es ist ein Einbruch in unseren Wissensschatz, ein Einbruch in die vom Menschen kontrolliert geglaubte Realität.
Obwohl wir in einer Gesellschaft leben, in der sich der Mensch als autonomes Wesen begreift, das Rationalität und Beweisbarkeit als sein Ideal betrachtet, so gibt es dennoch genügend Anzeichen für eine erfahrungskonditionierte Weigerung vieler, eindimensional zu leben. Auch wenn sie das Mysterium nicht benennen, dem sie sich als Leitbild anvertrauen, so leben diese Menschen in der Hoffnung auf ein Geheimnis, das ihr Leben erfüllen kann. Die Poster, welche die Jugendlichen der Protestantischen Kirchen zum Weltjugendtag 2005 einladen sollten, titelten: „Tritt ein ins Mysterium". In einem Gespräch zwischen dem französischen Philosophen Régis Debray und dem französischen Theologen Claude Geffré, bemerkte ersterer: „Menschliche Gruppen und Gemeinschaften verlangen nach etwas, das oberhalb von ihnen liegt, damit sie sich um diesen Punkt sammeln und einen können: ein Traum der Zukunft, ein geträumter Beginn. Dieses Etwas existiert im Leben in der Gestalt eines Symbols, in der Gestalt von etwas Heiligem."
Der Theologe Claude Geffré erblickt in diesen neuen Entwicklungen auch eine neue Chance für die wahre Religion. Er erklärt: „Es gibt einen Exodus aus den religiösen Institutionen. Was aber geschieht als Nächstes? Die jeweils einzeln vollzogene religiöse Erfahrung tritt nun in den Vordergrund, jetzt, da die institutionalisierte Gestalt von Religion ihre Funktion verloren hat. Es scheint sich eine neue Religion auf anderem Wege die Bahn zu brechen. In unserer Zeit scheint der Kernbereich dessen, was Religion wirklich ausmacht, in den Vordergrund zu treten, nämlich die Intimität mit Gott. Diese Intimität ist „gratis". Man erfährt Gott mehr und mehr nicht nur als eine transzendentale (und damit auch erdrückende) Größe, sondern als eine ‚Subjektivität'. Die Verbindung zu Gott eröffnet sich auf dem Feld der Liebe, der Freundschaft und des Bundes, und nicht auf dem Wege der Unterwerfung und Dominierung. Diese Beziehung zu Gott ist ein Gewinn für unser menschliches Dasein. Sie schenkt ‚einer solch törichten Welt wie der unsrigen' eine neue Hoffnung.
Man berührt den Gedanken religiösen Begehrens, wann immer diese Annahme und die Erwartung des Mysteriums auf Gott selbst gerichtet ist, auch dann, wenn wir uns fürchten, ihr einen Namen zu geben. Ich habe dieses Begehren als Wesen des Gebetes erfahren. Nicht die festgesetzten Zeiten, nicht die Rituale und die liturgisch fixierten Worte – so sehr sie auch ihre Berechtigung haben – finden sich in der Mitte, im Herzen des Gebetes, sondern eigentlich ist es die Sehnsucht nach dem Mysterium. Das Ordensleben ar-

beitet mit einem solchen Verständnis von Gebet und Sehnsucht. Ein Ordensleben zu führen heißt, in Erwartung zu leben, wobei Erwartung sowohl die Begriffe von Sehnsucht als auch von Vertrauen umfasst. „Die Erwartung verleugnet nicht die Dunkelheit unserer Tage; sie fixiert die Zukunft nicht in einer bestimmten Richtung; sie sehnt sich andererseits auch nicht nach einer neuen unerwarteten Möglichkeit. Sie unterdrückt nicht die negativen Seiten der heutigen Welt noch befürchtet sie deren Fortsetzung in die Zukunft hinein, sondern sucht nach einer Zukunft, die das Leben erfüllt." schreibt Fans Andriessen. Erwartung meint, sich der Gegenwart zu stellen und für das Morgen zu hoffen. Beten meint, sich dem Einen zuzuwenden, der uns entgegenkommt. Erwartung meint, die Leere Ihm hinzuhalten, der sie wahrhaftig mit Seiner Gegenwart füllen kann. Damit meint Gebet, sich mit der Stimme der Leidenden zu vereinen. Man verleiht seine Stimme dem Aufschrei und den Klagen derer, die unter der Leere und der Abwesenheit (Gottes) zu leiden haben, die Vereinsamung in ihrer Gesellschaft erleben, die jene Gefühlskälte zwischen Menschen durchleiden, die am Rande der Gesellschaft stehen, die heimatlos sind. Gebet ist immer auch verkündete Solidarität mit denen, die die Spuren (w.: Sporen) Gottes in ihrer eigenen Existenz suchen.

Berufung: Gottes Eingreifen in das Leben des Menschen

Wenn wir uns mit der Frage der Berufung beschäftigen, so gelangen wir zu der Erkenntnis, dass sie mit der Erfahrung des Eingreifens Gottes in unser Leben eng verknüpft ist. Dieses Eingreifen schenkt unseren Lebenszielen und -erwartungen eine konkrete Richtung, indem es unser Leben an Gott rückbindet. Eine Berufung zu erkennen und damit auch Gottes Eingreifen in unser Leben anzuerkennen ist weder einfach noch von vornherein evident, insbesondere nicht für die jungen Menschen von heute. Sie erfordert Klärung und Entscheidung, sie erfordert auch eine qualifizierte Begleitung sowie eine gereifte Entscheidungsfähigkeit. Auf Gottes Anruf in der Profess zu antworten, stellt Tag für Tag eine neue Herausforderung dar, weil dies bedeutet, die Erfahrungen von konkreten Umständen auf einen bestimmten Moment des Ja-Sagens hin zu verdichten, oftmals entgegen der dominanten Ideen und einer alles dominieren wollenden Kultur.
Natürlich ist jeder letztlich selbst dafür verantwortlich, wie er seinen eigenen Weg mit dieser Berufungsgeschichte macht; dies ist nur eine Seite. Uns allen gemeinsam jedoch ist die Verantwortung für die Realisierung unserer persönlichen Berufung und der Berufung zw. Mission des Gesamtordens, wobei wir uns immer auch bewusst sein sollten, dass das Leben in einer Kommunität mit sich bringt, den anderen in seinem Anderssein anzunehmen, als Bruder und Schwester, mir geschenkhaft zur Seite gestellt.
Abteien und Schwesternkonvente sind Gebetsgemeinschaften in einer Welt, in der Gott nicht mehr sichtbar zu sein scheint. Menschen, die nach Gott in einer säkularisierten Welt suchen, möchten gemäß ihren Sehnsüchten leben; in Erwartung und Zuversicht. Die Kreativität, die uns dieses Leben abverlangt, scheint kaum mehr von den kirchlichen Institutionen zu kommen. Wir brauchen Orte, an denen unser Herz brennt. So denke ich, dass es notwendig ist, zu wissen, wo wir unsere Charismen und unsere Mission anbringen können als etwas zentral Bedeutsames für die Kirche und die Welt von heute.
Die großen religiösen Traditionen haben ohne Zweifel selbst in der modernen säkularen Gesellschaft eine nicht zu überhörende Botschaft. Abteien und Schwesternkonvente dienen für viele Menschen als Hafen der Gastfreundschaft, die nach Ruhe, Einfachheit und Meditation Ausschau halten, nach Orten, wo sie ihrem Bedürfnis nachkommen können,

mit dem göttlichen Mysterium in Kontakt zu treten. Viele Menschen sind auf der Suche nach der Stille, nach Meditation und dem Gebet, um sich von den Belastungen des modernen Lebens zurückzuziehen. Sie fühlen sich dort zuhause, wo sie ihr Verlangen nach Gott ausdrücken und auch stillen können, wo die Gebetsdimension und die kontemplative Seite der menschlichen Existenz ihren Ausdruck finden kann, wo die innere Einkehr sie einlädt, sich hineinzugeben und wo das Engagement vor der kontemplativen Dimension zurückweicht.

Das Mysterium zeigt sich den Menschen und ermuntert sie zum Engagement

Durch ihre Berufung sind die Ordensleute in besonderer Weise aufgerufen, sich mit dem Mysterium Gottes in einer Welt zu vereinigen, die von Messbarkeit und Autonomie träumt, die in einer übersäkularisierten Gesellschaft aufgeht. Das bedeutet meiner Meinung nach, wir sollten aus freien Stücken, mit Enthusiasmus und Vertrauen, aber auch mit einer gehörigen Portion Mut auf diese Herausforderung reagieren, wobei wir uns bewusst sein sollten, dass wir auf viele wesentliche Fragen und Angelegenheiten keine Antwort besitzen. Somit ist es von großer Bedeutung, dass wir in eine Beziehung zu diesem Mysterium eintreten, wo jene Intimität mit Gott weiten Raum erhält; worin das Mysterium wesentlich Orientierung und Leitfaden sein will. Wo immer man auf das Mysterium zugeht, muss man sich bewusst sein, dass der Mensch diesem Mysterium gegenüber keine Antwort bereithalten kann, er ist sozusagen einem fundamentalen Vertrauen gegenüber diesem Mysterium und der Intimität mit Gott ausgeliefert. Die Stärke des Ordenslebens ist damit in gewisser Weise verhüllt, sie soll dieses Mysterium Gottes mit stetem Einsatz und Beharrlichkeit ans Licht bringen überall dort, wo Menschen leben. Dies erfordert meiner Meinung nach Ehrlichkeit und Authentizität.

Es gibt aber noch einen weiteren Aspekt, der in diesem Zusammenhang von Bedeutung ist. Die Orden sind auf der politischen Bühne nicht mehr präsent. Dies ermöglichte es den Ordensleuten, sich der Erneuerung ihrer eigenen Spiritualität und den Charismen zuzuwenden. Gleichzeitig konnten sich die Ordensinstitute der Herausforderungen annehmen, die das zunehmende Alter ihrer Mitglieder und das Schwinden politischen Einflusses an sie stellte. Dieses Heraustreten aus dem öffentlichen Rampenlicht hat aber auch seine Schattenseiten. Die Ordenshäuser werden nicht mehr als ernstzunehmende Organisationen betrachtet, die wesentliche Werte in unserer Gesellschaft durch ihr Leben sichtbar werden lassen und diese Werte auch in Zukunft dort hineintransportieren. Die nicht mehr wahrnehmbare Präsenz im öffentlichen Bereich versetzt die Ordensleute in eine neue Situation. Als Ordenshäuser, die daran interessiert sind, neben unseren Traditionen auch die eigenen Charismen und die Spiritualität als Bereicherung in der und für die Welt von morgen einzubringen, müssen wir unseren bescheidenen Platz verlassen und unser Bewusstsein voll auf diejenigen Werte, Zielsetzungen und Inspirationen ausrichten, die unser Ordensleben bestimmen. Oftmals werden wir von außen mit der Erwartung in Berührung gebracht, dass wir uns unserer eigenen langen Tradition bewusst werden, die gerade für die kommende Generation eine echte Relevanz besitzt. So könnten wir einen wertvollen Beitrag leisten für eine Gesellschaft, in der mittlerweile das Gefühl durchbricht, dass nicht alles dem Gesetz der Messbarkeit ausgeliefert sein kann und worin die Erkenntnis um sich greift, welche negative Wirkung der Individualismus auf die soziale und gemeinschaftsstiftende Gestalt der Gesellschaft besitzt. Als religiöse Institute sind wir verantwortlich dafür, dass die Werte, für die wir einstehen, in die Öffentlichkeit und auch in die öffentliche Diskussion ein-

gebracht werden. Diese Herausforderung haben die Ordenshäuser anzunehmen und anzugehen. Wir müssen wieder lernen, gerade jetzt, wo Begrenztheiten immer offensichtlicher werden, uns in die öffentliche Diskussion einzubringen und dadurch mit einer verinnerlichten Art und Weise in unserer säkularen Welt gegenwärtig zu sein, die nicht der Gemeinschaft, sondern dem Individualismus den Vorrang eingeräumt hat.

Aktualität des Ordenslebens

Die Werte, die in der Vergangenheit wie auch in der Gegenwart unser Ordensleben bestimmt haben, nämlich die Sorge für den Menschen, das Bewusstwerden der göttlichen Gegenwart und der menschlichen Bedürftigkeit, das Interesse am Studium und die spirituelle Reflexion, die wachgehaltene Forderung nach Gerechtigkeit, Friede und Erhalt der Schöpfung, bleiben auch weiterhin aktuell. Dies bedeutet aber, dass wir als Ordensinstitute unser Bestes geben sollten, das Bewusstsein für jene Werte immer wieder neu anzustoßen. Ich denke, dass es gut ist zu wissen, wie viele Verbündete wir auf diesem Weg gefunden haben und dass ein Dialog in dieser Hinsicht auf öffentlicher Ebene stattfinden sollte. Es scheint für mich, dass gerade die Ordensleute Möglichkeiten in dieser Richtung schaffen sollten. Daher sollten meiner Meinung nach die Ordensleute sich nicht gänzlich aus der Öffentlichkeit zurückziehen, allerdings nicht in der gleichen Weise wie in vergangenen Zeiten. Diese Herausforderung haben wir nun gemeinsam zu bestehen, nicht nur im Hinblick auf unsere eigene Zukunft sondern auch für die Zukunft der Werte, die in unserer Gesellschaft verbleiben und einen hohen Stellenwert haben sollten.

Die Ordensgründer und -gründerinnen, von Gott berührt und von der Liebe zu den Menschen bewegt, haben letztlich aus dieser Motivation heraus die Sorge für die Armen und Bedürftigen angestoßen. Im Laufe der Zeit haben immer wieder Regeln und Strukturen dieses ursprüngliche mit Leidenschaft ausgeführte Engagement verdunkelt. Wenn wir nun zu diesen Wurzeln zurückkehren, so führt uns dies erneut an den Kern heran, nämlich dass die Menschen vom Mysterium Gottes berührt werden. Gemeinschaft und Engagement entstehen genau dort, wo diese Bewegung spürbar wird.

Von Gott erfüllt zu sein, gehört allerdings nicht zu den alleinigen Privilegien der Ordensleute. Aus der Geschichte lernen wir, dass es nicht selten zahlreiche Laienbewegungen gegeben hat, die eine Quelle für neue Entwicklungen darstellten. Die Armutsbewegung, die Devotio Moderna, die Barmherzigkeitsbewegung, die Emanzipationsbewegung, Soziale Bewegungen usw. bildeten eine Quelle für fundamentale Veränderungen und Entwicklungen innerhalb der Kirche und der Gesellschaft.

Ich habe bereits erwähnt, dass die Kirche als Institution für viele Menschen keine Heimat mehr bietet. Sie fühlen sich allerdings angerührt und bewegt vom Mysterium. Wo finden sie ein Zuhause mit ihrer religiösen Erfahrung und ihrem Sinn für Gottesnähe? Wo finden sie Anleitung und Hilfestellung für ihre Sinnsuche? Das ist für mich eine bedenkenswerte Frage. Es gibt Ordensgemeinschaften, die ein solches zuhause anbieten und jenem Bedürfnis nach (spiritueller) Begleitung entgegenkommen. Für mich ist es sehr wichtig, dass die Zahl derer, die sich einer solchen geistlichen Begleitung anvertrauen, im Wachstum begriffen ist.

Die Menschen realisieren schnell, dass jene Begleitung ihrer spirituellen Erfahrung und der Intimität mit Gott nur durch einen offenen und erwachsenen Zugang möglich ist.

Rückkehr zu den Wurzeln des Ordenslebens

Es ist immer wieder interessant zu beobachten, dass die Rückkehr zu den Ursprüngen in

vielen Orden neue Initiativen in Bezug auf Meditation, Gebet und sozialem Engagement hervorgebracht hat. Verschiedene Abteien und Schwesternkonvente sind zu Zentren geworden, in denen Menschen Ruhe und innere Einkehr finden können, was oftmals durch Angebote von Meditationskursen in einem überschaubaren Rahmen ergänzt wird. Gleichzeitig findet man verschiedene Ordensinstitute, selbst solche, die vom Alter ihrer Mitglieder gezeichnet sind, in einem internationalen Netzwerk gegen Kinder- und Frauenhandel engagiert. Die ausgesprochen multikulturellen und auch multireligiösen Bereiche unserer Großstädte haben ein jährliches Treffen unter dem Titel ‚Buntes religiöses Leben' (*kleurrijk religieus leven, vgl. OK 1/2008, Anm. d. Red.*) Wirklichkeit werden lassen. Die missionarische Erfahrung der Ordensinstitute besitzt dort eine große Bedeutung, wo es um den Dialog mit anderen Religionen geht. Indem sie zu ihren Ursprüngen zurückgekehrt sind und dadurch eine Neuorientierung eingeleitet haben, sind viele Orden zu einem erneuerten Bewusstsein wertvoller Aspekte ihrer Charismen gelangt. Dies zeigt sich beispielsweise an Neueintritten (w.: Neueinträgen), manchmal aber auch in der erhöhten Aufmerksamkeit für dieses Charisma innerhalb des apostolischen Lebens.

Pater Tjeu Timmermans O.Carm. war 13 Jahre lang wie ein Arbeiterpriester in einer Fabrik als „ungeschulter" Arbeiter tätig. In dieser Zeit lebte er in einer Kommunität in einem Armenviertel einer Großstadt. Neun Jahre war er Provinzial der Karmel Provinz der Niederlande und der Philippinen. (1996-2005). Er ist Vorsitzender der KNR (Niederlaendische Ordensobernkonferenz).

* Eine Einführung auf dem Generalkapitel des Prämostratenserordens im Juli 2006 in Freising.

In Kirche und Welt im Dienst der Hospitalität

Europäische Prioritäten des Hospitalordens des heiligen Johannes von Gott – Barmherzige Brüder

1. Einleitung

Vom 1. bis 5. September 2008 fanden sich die Ordensoberen der Barmherzigen Brüder und leitende Mitarbeiter aus allen europäischen Ordensteilen in Los Molinos (Madrid) zusammen, um über zukünftige Schritte der europäischen Zusammenarbeit nachzudenken und konkrete Schritte zu planen. Der Hospitalorden ist ein lebendiger Organismus, dessen Geschichte von vielen Veränderungsprozessen geprägt wurde. Es waren Prozesse, die seine Mitglieder bewusst eingegangen sind, aber auch durch Kirche und Staat auferlegte Veränderungen, die erlitten wurden. Nicht zuletzt haben wir uns durch neue wissenschaftliche Erkenntnisse und Errungenschaften weiterentwickelt und verändert.

Auch heute leben wir in einer Zeit großer Umbrüche in Kirche, Staat und Gesellschaft, die von den Brüdern und ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern eine Neuorientierung fordern. Dieser möchte sich der Orden stellen, um auch in Zukunft den hilfesuchenden Menschen zu dienen und ihnen mit Hilfe gelebter Hospitalität die Liebe Gottes erfahrbar zu machen.

→ Orden überschreiten Grenzen

Ordensleben in Europa

Der Hospitalorden des heiligen Johannes von Gott (Barmherzige Brüder) hat sich im Rahmen einer Zusammenkunft europäischer Ordensoberer und leitender Mitarbeiter mit den zukünftigen Schritten europäischer Zusammenarbeit innerhalb des Ordens beschäftigt. Als Beispiel für eine solche provinzübergreifende Zusammenarbeit veröffentlicht die Ordenskorrespondenz eine von Frater Eduard Bauer OH, Provinzsekretär der Bayerischen Ordensprovinz, bearbeitete Fassung des Schlussdokuments dieser europäischen Regionalkonferenz.

Der beschriebene Prozess verläuft in den vier Regionen des Ordens (Afrika, Amerika, Asien/Pazifik und Europa) unterschiedlich. In Europa müssen wir uns diesem Veränderungsprozess nicht nur stellen, sondern auch ein neues Miteinander unter den europäischen Provinzen entwickeln.

2. Zukunft gestalten durch einen Erneuerungsprozess

Für das Ordensleben und den Ordensauftrag gilt in gleicher Weise, die Vielfalt in der Einheit als kreatives Potential für die Erneuerung zu sehen und zu nutzen: die Vielfalt der Fähigkeiten, der Ideen und Persönlichkeiten; unter Wahrung der Einheit im Charisma der Hospitalität (gelebte Gastfreundschaft).

2.1 Unser Ordensleben im Bezug auf den Erneuerungsprozess

Ein Schlüsselwort für diesen Erneuerungsprozess ist unser Gemeinschaftsleben. Es muss authentischer werden. Dies setzt voraus, dass jeder Bruder intensiv an seinem spirituellen, apostolischen und persönlichen Leben arbeitet. Mit einem rückwärtsgerichteten Blick können wir nicht vorwärts gehen. Es braucht eine neue, mutige Vision vom Ordensleben. Dazu sind nicht nur Initiativen der Generalleitung des Ordens notwendig, sondern auch eine Bereitschaft zur Veränderung in den Provinzen und Kommunitäten. Außerdem ist es notwendig, dass die jungen Brüder gezielt zur Teamfähigkeit geschult werden.

Die Einbindung der Mitarbeiter auch auf spiritueller Ebene kann dem Ordensleben der Brüder neue Impulse geben. Bildungsinitiativen, die gemeinsam für Brüder und Mitarbeiter angeboten werden, können dieses neue „spirituelle" Miteinander besonders fördern. Um diese Ziele zu erreichen, müssen Strategien und Fortbildungsangebote auf Ordens- und Provinzebene entwickelt werden.

2.2 Der Ordensauftrag im Bezug auf den Erneuerungsprozess

Bei vielen Konferenzen haben unsere Mitarbeiter immer wieder betont, mit den Brüdern eine Spiritualität der Hospitalität leben zu wollen. Sicher, jeder in der ihm eigenen Form, aber geeint durch das Charisma der Hospitalität. Dazu müssen spezielle, abgestufte Formen angedacht werden bis hin zu Formen der Zugehörigkeit der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zum Orden (außerhalb der bestehenden Ehrenmitgliedschaft). Basis hierzu ist eine Befähigung der Mitar-

beiter, das Charisma der Hospitalität zu leben und weiterzuentwickeln.

2.3. Projekte und Ziele für den Erneuerungsprozess in Europa

2.3.1 Auf der Ebene der Generalleitung

- Animation und Motivation der Brüder und Mitarbeiter
- Nach dem Beispiel anderer großer Unternehmen die Grundwerte definieren, welche das Markenzeichen des Ordens ausmachen
- Konkrete Projekte der Erneuerung initiieren, wie zum Beispiel die „Schule der Hospitalität" und die Broschüre „Straße der Hospitalität"

2.3.2 Auf der Ebene der Provinzen

- Offener Dialog zwischen den Brüdern und Mitarbeitern hinsichtlich europäischer Dimensionen
- Bildungsangebote speziell für ältere Brüder zum besseren Verständnis des Erneuerungsprozesses
- In den Sozialeinrichtungen des Ordens ein optimales Management anstreben, damit die Effizienz der Arbeit erhöht wird
- Einheitliche Parameter zur Verobjektivierung des Charismatischen Management (Fachkompetenz, soziale Kompetenz, ethische Kompetenz, religiöse Kompetenz)
- Eine gerechte Frauenförderung ist ein Gebot der Stunde

2.3.3 Auf der Ebene der interprovinziellen Kommissionen

- Gezielter Austausch von Ideen und Erfahrungen
- Vernetzung der Initiativen einzelner europäischer Ordensteile
- Gemeinsame Berufungspastoral und Grundausbildung, auch über die bestehenden interprovinziellen Kommissionen hinaus

3. Eine Union bilden

Allen Teilnehmern ist bewusst, dass es keine Zukunft des Ordens ohne Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gibt, aber auch keine Zukunft des Ordens ohne Brüder. Deshalb braucht es nicht nur eine strategische, sondern auch eine prophetische Union beider. Das könnte auch ein Zeichen in und für unsere Kirche sein. Das einende Element dieser Union sollte der Mensch sein, dem wir dienen.
Es ist uns bewusst, dass dieser Prozess kein Alleingang von einzelnen Ordensprovinzen sein kann, sondern nur im Miteinander der europäischen Ordensteile umgesetzt werden kann.

4. Notwendigkeit und Konfliktpotenzial der Bioethik

Die Bioethik spielt eine wichtige Rolle in der Sendung, die der Orden weltweit und spezifisch in Europa erfüllt. Jeden Tag stellen sich im Bereich der Bioethik neue Herausforderungen, bedingt durch die wissenschaftlichen und technischen Fortschritte in der Medizin und in anderen Bereichen, wie Betriebswirtschaft, Mittelzuteilung, Umweltschutz und Entwicklung der professionellen Werte. Immer häufiger kommt es zu ethischen Konflikten und Dilemmata, denen wir uns stellen müssen, indem wir die Werte und Prinzipien des Ordens wahren und auf die konkrete Situation der Personen eingehen, die wir betreuen. Es ist wichtig, dass im Orden auch weiterhin die Schaffung von Bioethikkommissionen und eine entsprechende Ausbildung bei Brüdern und Mitarbeitern gefördert wird. Außerdem soll auch das Studium besonders bedeutender europaspezifischer Themen gefördert werden.
Die Generalkommission für Bioethik der Generalkurie wird die wichtigsten Themen, die bei dieser Konferenz signalisiert wurden, entsprechend berücksichtigen und weiterentwickeln. Unter diesen heben wir hervor:

- Studium der Bioethik nach Teilbereichen (beispielsweise psychisch kranke und behinderte Menschen; kranke Kinder, Jugendliche und Erwachsene; Situation am Lebensanfang und am Lebensende)
- Spezifische bioethische Ausbildung
- Website als Medium zum Austausch von Ideen und Vorgehensweisen
- Wirtschaftsethik
- Individuelle und institutionelle Gewissensverweigerung

5. Konkrete Zusammenarbeit

5.1. Präsenz des Ordens am Sitz der EU in Brüssel

Die Sinnhaftigkeit eines Büros des Ordens in Brüssel wird von den Teilnehmern der Konferenz als notwendig erachtet. Dazu soll eine Machbarkeitsstudie mit folgenden Kernpunkten veranlasst werden:

- Dies ist eine strategische Entscheidung, um die Werte der Hospitalität in der EU transparent werden zu lassen.
- Finanzielle Aspekte (Förderprogramme) spielen eine Rolle, stehen aber nicht im Vordergrund.
- Es muss sich um ein mindestens fünfjähriges Projekt handeln.
- Kooperationsmöglichkeiten (gemeinsames Büro) mit anderen Ordensgemeinschaften sollen geprüft werden.
- Die Kosten werden von den europäischen Provinzen gemeinsam getragen.

5.2. Im Bereich der medizinischen Forschung, AFaR

Die Initiative, sich in der medizinischen Forschung, und nicht nur in dieser, zu vernetzen, wird ausdrücklich begrüßt. Diese koordinierende Aufgabe soll AFaR (ordenseigene Institution zur Förderung der medizinischen Forschung in Italien) übernehmen. Unbeschadet der bestehenden Organisationsformen in den einzelnen Provinzen ist langfristig eine geeignete Organisationsform zu finden. Wechselnde Veranstaltungsorte in Europa für den alle zwei Jahre stattfindenden AFaR-Kongress wären wünschenswert.

5.3. Finanzierung unserer Ordensmissionen und Partnerschaftsprogramme mit ihnen

Die Wichtigkeit unserer Präsenz in den Missionsländern ist allen bewusst. Es braucht bessere Planung, effizientere Koordination und transparentere Wege von Projekten und deren Finanzierung. Wir sind uns bewusst, dass dies ein Prozess der kleinen Schritte ist. Es bedarf einer neuen Union der Provinzen Europas mit den Ordensteilen in Afrika, Amerika und Asien/Pazifik, bei der das „Partnerschaftsmodell" hilfreich sein kann. In den Partnereinrichtungen bedarf es verantwortlicher Brüder und Mitarbeiter, die als Ansprechpersonen zur Verfügung stehen.

6. Schlusswort

Die Konferenz in Los Molinos wurde von der „Europakommission" des Ordens der Barmherzigen Brüder vorbereitet. Auch die Nachbearbeit der Tagung und die Weiterentwicklung der „Region Europa" soll in den Händen dieser Kommission liegen. Sie sollte konkrete Prioritäten für die Arbeit in den nächsten fünf Jahren festlegen und die dazugehörigen Strategiepläne entwickeln.

Jean Claude Lavigne OP

I. Das Leben in Gemeinschaft als Lernort für jede(n) und für Europa

Erster Vortrag bei der Vollversammlung der Union der Europäischen Konferenzen der Höheren Ordensoberen/innen (UCESM)

Was bietet das Gemeinschaftsleben der Ordensfrauen und -männer Europa?

Eigentlich wenig. Das muss man zugeben. Wie die Länder Europas sind auch unsere Ordensgemeinschaften mit Schwierigkeiten konfrontiert, die allen Organisationen und Institutionen in Europa bekannt sind: Schwierigkeiten in der Verständigung zwischen den Generationen und der Weitergabe von Traditionen (um so mehr, als der Nachwuchs gering ist und uns in seiner Lebens- und Handlungsweise keinesfalls ähnlich ist), Macht- und Konkurrenzkämpfe ... Auch haben sie die Schwierigkeiten, die alle Europäer kennen: Probleme in Bezug auf Interkulturalität, Individualismus, Mangel an Solidarität, Angst vor dem Unbekannten ... Wie jeder Mensch auf der Welt sind wir nicht nur teilnahmslose Zuschauer oder abgehobene Kritiker.

Um mit Elias zu reden: Wir sind nicht „besser" als die Anderen und haben in diesem grandiosen Projekt des Aufbaus Europas, in dem von uns wohl eigentlich nicht viel erwartet wird, auch nicht viel zu bieten ..., außer ... dass wir uns unserer Grenzen bewusst sind und versuchen, sie zu überwinden, dass wir der Überzeugung sind, wir müssten in der Geschwisterlichkeit noch viel weiter gehen, und dass unsere derzeitige Lebenssituation weder „gerecht" noch gut ist. Sie ist zwar leicht und zeitgemäß, doch entspricht sie nicht dem Weg, den wir eingeschlagen haben, als wir unsere Gelübde als Ordensmann/-frau ablegten und Christus folgen wollten. Wir ahnen, dass wir uns mit einer realistischen Lebenseinstellung nicht abfinden dürfen, mit dem, was wir erleben, denn das Ordensleben ist ein andauernder Weg der Bekehrung.

Immer ist das Ordensleben dieser Spannung nach mehr Geschwisterlichkeit ausgesetzt. Hier ist der Heilige Geist am Werk, doch verlangt er von uns eine immer größere Aufgeschlossenheit gegenüber seinem Werk, um zu Gott-liebenden und leidenschaftlichen Menschen zu werden. Was wir dann tun können, ist weiterzugehen und uns nicht mit dem Ist-Stand zu begnügen, das Streben

→ Orden überschreiten Grenzen

Ordensleben in Europa

Vom 11. bis 17. Februar 2008 fand im Torhout, Belgien, die 13. Vollversammlung der Union der Europäischen Konferenzen der Höheren Ordensoberen/innen statt. Zum Generalthema der Versammlung „Leidenschaft für Christus, Leidenschaft für die Menschen, gelebt in Gemeinschaft – welchen Beitrag für Europa leistet unser Leben in Gemeinschaft" hat P. Dr. Jean Claude Lavigne OP einen programmatischen Vortragszyklus gehalten. Die Ordenskorrespondenz dokumentiert die drei auf einander aufbauenden Vorträge.

nach mehr als einem einfachen und höflichen Nebeneinander-her-Leben und die zwingende Ausrichtung auf Geschwisterlichkeit hin, über unsere eigenen Ordensbrüder und -schwestern hinaus, um uns für die ganze Menschheit zu öffnen, angefangen bei unseren Nachbarn. Das haben uns lehramtliche Texte, besonders das Schreiben zum geschwisterlichen Leben in Gemeinschaft „Congregavit nos in unum Christi amor", (1994) oder „Vita consecrata" (1996, Nr. 46), in Erinnerung gerufen und uns dabei vor der Sackgasse einer übertriebenen Gemeinschaftlichkeit gewarnt, wo die Distanz zwischen dem Einzelnen und der Gemeinschaft aufgehoben ist und das zu einer die eigene Identität verwischenden Isolation führt.

Fünf mögliche Schritte in unseren Beziehungen

Unser Leben in Gemeinschaft, selbst im Bewusstsein seiner Grenzen, zeigt mehrere mögliche Schritte in unseren Beziehungen, Schritte, die miteinander verbunden sind, sich ergänzen und für die eine oder andere unserer Ordensfamilien kennzeichnend sind. Denn die bestehenden Unterschiede sind mit unseren Gründertraditionen verbunden. Jeder dieser Schritte ist für sich wertvoll und nicht zu unterschätzen. Ich nenne fünf von ihnen:

Lernort des Friedens

Der erste Schritt ist der aktive Verzicht auf Aggression, der das Ordensleben zu einem Lernort des Friedens werden lässt. Diese Etappe bedeutet zweifellos einen Fortschritt im Vergleich zu dem in unserer Gesellschaft herrschenden Klima der Gewalt oder zu dem von der neoliberalen Globalisierung verursachten Konkurrenzkampf. Ein Fortschritt auch im Vergleich zu der kriegerischen Vergangenheit Europas oder einzelner Länder. Der Verzicht auf Aggression ist im Ordensleben freilich nicht immer wirklich garantiert (Gewalt und Konkurrenzkampf können im Ordensleben vielerlei versteckte Formen annehmen), doch unsere Ordensregeln, unsere Rituale, unsere Schriften spornen uns zum Frieden an. Kommt der Auferstandene nicht mit einem Friedensangebot zu uns? Ist der Friede nicht der Schalom, den Gott durch Jesaja und in der Offenbarung des Johannes anbietet? Der Verzicht auf Aggression muss im Alltag unterschiedlicher Meinungen und Ansichten gelernt und gelebt werden. Alters-, charakterliche- und kulturelle Unterschiede (das Ordensleben wird zunehmend international) sollen nicht negiert oder gar abgeschafft werden, sie müssen vielmehr umgewandelt werden. Machtbeziehungen (die in Spannung zum Gehorsamsgelübde stehen) und unvermeidliche Rivalitäten prägen unseren Alltag; alles Wirklichkeiten, die oft unser Gemeinschaftsleben bestimmen und Selbstüberwindung verlangen. Ist Europa nicht an diesem Punkt angelangt? Es bedeutet schon einen großen Sieg im Vergleich zu den Kriegen in der Vergangenheit, Gewalttätigkeiten und einer mehr oder weniger starken gegenseitigen Abwertung, ein Sieg, der am Anfang des EU-Projektes stand. Das hat sich nicht von selbst ergeben ... und bleibt auch fragil (man denke nur an intolerante nationalistische oder religiös extremistische Gruppen). Es ist wichtig, dass wir uns dieser positiven Entwicklung, dieses Glücks bewusst werden, damit wir nicht in einen leichten und vereinfachenden Euro-Pessimismus verfallen, und uns gleichzeitig immer die stets gegenwärtige Gefahr einer Rückkehr der Gewalt vor Augen halten (Das Gedenken an das Schreckliche, schreibt P. Ricœur, sei für uns absolut unerlässlich). Christlich gesprochen liegt die Herausforderung darin, in diesem innerhalb unserer Ordensgemeinschaften und unserer Länder ersehnten und nach und nach auch erreichten Frieden ein Werk des Heiligen Geistes zu sehen und dafür in unserem dem Gebet gewidmeten Leben und in unserem apostolischen Einsatz

Dank zu sagen. Lukasevangelium 1,78-79, der Lobgesang des Zacharias: Jesus, das aufstrahlende Licht, ist gekommen, unsere Schritte zu lenken auf den Weg des Friedens.

Lernort des Zusammenlebens

Der zweite Schritt ist das Zusammenleben („Convivance", analog zum Wort Governance). Das Ordensleben ist etwas, wo man das „Zusammenleben" lernen kann. Die Dynamik der Dreifaltigkeit steht dabei im Zentrum. Im Gemeinschaftsleben heißt es nicht nur auf Aggressionen zu verzichten, im Gegenteil, man soll miteinander über das gemeinschaftliche Leben Freude empfinden. Das ist die eigentliche Bedeutung des Begriffs „Convivance". Es als schön (was nicht heißt, leicht und nachgiebig) empfinden und im Zusammenleben einen „Mehrwert" für das Leben, einen Ansporn sehen, auch wenn wir uns einander im Allgemeinen nicht ausgesucht haben. Sind unsere Gemeinschaften nicht ein Ort gegenseitiger Unterstützung, der Hilfe in materieller, körperlicher (wenn man älter wird) wie auch kultureller und geistlicher Hinsicht (keine Dimension soll dabei geringer geschätzt werden), ein Ort, wo einer weniger allein ist und somit sein Leben auf eine weitere, spirituellere Art öffnen kann. Wenigstens sind wir dazu herausgefordert und sollten am Gemeinschaftsleben Freude haben, eine Freude, die nicht selbstgenügsam ist, sondern etwas von Hoffnung aufleuchten lässt. Ist es nicht in Analogie das, was Europa vom großen Markt erwartet, von den gemeinsamen Regeln für Handel und Produktion, von der Konzentration von Mitteln und Strategien, was von den Mitgliedern der Europäischen Union stärker erlebt wird? Sind wir in dieser „Convivance" und im Lebensstandard nicht gewachsen, seitdem wir die Europäische Union aufgebaut und gute nachbarliche Beziehungen mit den der EU angrenzenden Ländern entwickelt haben - wobei wir auch nicht vergessen sollten, dass das manchmal eine recht schmerzliche Angelegenheit gewesen ist (zum Beispiel in der Agrarwirtschaft). Allerdings bleibt das Risiko, die, die nicht in der EU sind, auszugrenzen ... In dieser Hinsicht sollten wir uns auch über alle Fortschritte freuen und dafür dankbar sein. Dabei dürfen wir jedoch auch nicht das Glück verschweigen, das unser Ordensleben schenkt, und müssen bezeugen, dass Zusammenarbeit eine Quelle größeren Reichtums ist als Rivalitäten, und dabei hoffen, dass unser Beispiel ansteckend ist.

Lernort der Offenheit

Der dritte Schritt heißt Kosmopolitismus (im Sinn von Immanuel Kant), der aus dem Ordensleben einen Lernort der Offenheit macht - wie beim Pfingstereignis im zweiten Kapitel der Apostelgeschichte. Der Schritt besteht darin, sich dem Anderen zu öffnen, ohne die eigene Identität aufzugeben. Gemeint ist eine Öffnung jenseits eigener Evidenzen, eigener Vorstellungen, über alle Gleichheit hinweg (P. Ricoeur). Dieser Schritt ist schwerer als die vorhergehenden. In den Ordensgemeinschaften, die ja manchmal leider sehr isoliert leben und eine Gemeinschaft von Individualisten bilden, ist er oft nur schwer umzusetzen. „Kosmopolitismus" ist für das Gemeinschaftsleben eine Chance und sollte auch jeder nationalen Kultur zwischen den verschiedenen Generationen (und zwischen den generationsbezogenen Kulturen) gelebt werden. Doch ist er auch für unsere Ordensgemeinschaften als Ganze notwendig, wo ja immer mehr Brüder und Schwestern aus verschiedenen Nationalitäten zusammenleben. Kosmopolitismus lädt dazu ein, sich für das, was der andere erlebt, was er als besondere Erfahrungen und als Fragestellungen einbringt, zu interessieren. Diese Haltung erweitert bei jedem einzelnen Mitglied der Gemeinschaft die geistigen Fähigkeiten. In Europa ist das noch nicht sehr verbreitet. Die meisten unserer Mitbürger schließen sich in ihrer Welt ab, obwohl sie durch die Begegnung mit dem Anderen

keineswegs ihre Identität verlieren, sondern im Gegenteil bereichert würden - wofür Ulrich Beck in seinem Buch „Das europäische Empire" plädiert. Wir alle würden in der Vielfalt unserer Lebensgeschichten von dem Anderen nur profitieren und dabei nichts verlieren, vorausgesetzt, wir versperren uns nicht in einem engstirnigen Nationalismus. Die Angst vor dem Anderen, dem Fremden, dem einstigen Erbfeind ist sicher nicht leicht in Freundschaft umzuwandeln. Doch das kulturelle und wirtschaftliche Interesse, mit ihm in Kontakt zu kommen und ihn in seiner Unterschiedlichkeit anzunehmen, lohnt sich. Das zeigt das Pfingstereignis (Apg 2), dessen Lebenskraft wir in unseren Gemeinschaften durch unsere gelebte Erfahrung und die von uns ersonnenen Lösungen zur Bewältigung unserer Schwierigkeiten (zum Beispiel zwischen den Generationen oder verschiedenen Nationalitäten) bezeugen können und damit zum Ausdruck bringen, dass wir diese Lebenskraft auch wollen.

Lernort der Gastfreundschaft

Der vierte Schritt ist die Gastfreundschaft, mit allem, was sie an gegenseitigen Beziehungen, an Umständen, auch an Kosten bedeutet. Sie macht das Ordensleben zu einem Lernort der Aufnahme. Gastfreundschaft bedeutet, den Anderen tiefer in unsere Intimität einzulassen, den Anderen, der ein Abbild Christi ist, mit seinem Reichtum an Erfahrungen (aber auch an Schwächen), ein lebendiger Mensch in all seiner Komplexität und Eigenart, was freilich oft auch stört. Gastfreundschaft ist eine unserer großen Traditionen: Sie bedeutet Hilfe, Trost, Pflege, Anerkennung des Anderen und Sorge um ihn. Indem sie aus dem Anderen unseren Nächsten macht (Jabès), macht sie die Welt auch ein wenig besser. Unsere Ordensgemeinschaften bieten, je nach Lebensstil, Fremden gegenüber in unterschiedlichem Maße Gastfreundschaft an, doch gemeinsam haben wir, dass wir sie wenigstens unter den Brüdern und Schwestern pflegen und somit die Besonderheit und Eigenheit eines jeden dem Anderen öffnen. Was diese Herausforderung anbelangt, steht Europa ziemlich arm da. Welches Interesse, welche Aufnahmebereitschaft signalisieren die Europäer den anderen Europäern, ihrer Kultur, ihren Traditionen? Ganz zu schweigen von der Schwierigkeit, Bürger eines anderen europäischen Landes unsere Wirtschaft, unsere Städte oder gar Verwaltungsämter zu öffnen! Zu schweigen auch von gegenseitiger Hilfe, um sich verstärkt den wirtschaftlichen Herausforderungen der Globalisierung zu stellen. Gastfreundschaft ruft dazu auf, über das Misstrauen hinwegzusehen. Doch anscheinend haben in Europa viele, selbst innerhalb der EU dieses ängstliche Verhalten noch nicht aufgegeben (was zum Teil die Ablehnung der Verfassung in Frankreich und den Niederlanden erklärt und den Reformvertrag von Lissabon gefährdet). Unsere bescheidenen Integrationsversuche in den Orden zeigen aber doch, dass die An- und Aufnahme des Anderen möglich ist, dass sie wiederholbar ist und auch erweiterungsfähig. Unsere bescheidenen Erfahrungen zeigen und spornen vielleicht auch dazu an, in der Öffnung für die Anderen etwas weiter zu gehen.

Lernort der Geschwisterlichkeit

Der fünfte und letzte Schritt besteht in der Geschwisterlichkeit (vgl. Josef Ratzinger, Brüder in Christus, Le Cerf, 1962). Es ist das Ideal, das wir in unseren Ordensgemeinschaften leben wollen, sei es nach dem Beispiel der ersten Christengemeinde in der Apostelgeschichte oder dem der Jünger im Umfeld Jesu ... Nicht zum Vergnügen oder aus intellektuellen Überlegungen heraus, sondern um Christus möglichst getreu nachzufolgen und der durch die Auferstehung entstandenen neuen Wirklichkeit zu entsprechen. Sie hat die Christen dazu gebracht, in Geschwisterlichkeit zusammenzuleben und die Logik des „Jeder für sich" und der Riva-

lität (auch wo es schwer fiel, man denke an Petrus, Paulus und Johannes) zu durchbrechen und sich dem Vertrauen zu überlassen (vgl. die Probleme von Hananias und Saphira). Eine Brüderlichkeit, die das Ordensleben zum Lernort der Communio macht, wie es die Instruktio „Neubeginn in Christus" in Nr. 28 sagt, wo man sich mehr auf Schwächen und Hoffnungen stützt als auf Selbstbehauptung und Stärke. Eine Geschwisterlichkeit, die grundsätzlich aus der von Christus geschenkten und untereinander weitergegebenen Vergebung kommt, eine Vergebung, die über alle Sympathien und Verbindungen hinaus das eigentliche Band des Gemeinschaftslebens bildet. Diese Geschwisterlichkeit ist anspruchsvoll und niemals endgültiger Besitz – eine „Hoffnung im Dämmerlicht", so C. Chalier[1] –, doch sie ist der Punkt in der Ferne, auf den das Ordensleben hinzielt. Europa scheint von diesem Punkt weit entfernt. Worte und Gesten der Versöhnung stehen oft noch aus, ebenso wie gegenseitige Anerkennung. Jedes Volk, das zu Europa gehört, muss in seiner Geschichte und Kultur anerkannt werden (Anerkennung bedeutet nicht, dass es keine Fragen oder Diskussionen mehr geben darf) und auch seinerseits den Wert der anderen anerkennen. Das meint auch jeden einzelnen Europäer persönlich. Tatsächlich lässt das Vertrauen in Europa noch auf sich warten und die Rivalität, die das Gemeinsame herunterzuspielen sucht – sogar auch zwischen einzelnen Regierungen – ist oft noch stärker als der Wille zur Gemeinsamkeit, um so mit vereinten Kräften der Zukunft entgegenzugehen.
Dieser Weg einer geschwisterlichen Beziehung, die das Ordensleben und seine Institutionen anstreben und manchmal auch erreichen, würde das Projekt Europa stark machen. Ein Projekt, das selbstverständlich in den Händen der Politiker liegt und nicht in denen ganz unbedeutender Ordensmänner und -frauen. Es ist sinnlos, Europa hier Lektionen erteilen zu wollen: Niemand in dieser säkularisierten Welt wird zuhören und es würde sich sogar negativ auswirken. Wie kann man also zu dieser Entwicklung beitragen? Mit unseren fünf Schritten haben wir schon deutlich gemacht, dass wir für das, was bis jetzt, im Europa des Jahres 2008, erreicht wurde, Dank zu sagen haben, und diese „Danksagung" sollte uns Mut machen, die Dimensionen des Friedens und der „Convivance" besser zu leben.

Die prophetische Haltung des Ordenslebens

Unser Gemeinschaftsleben – und die Institutionen, die dieses Leben ermöglichen – kann auch deutlich machen, dass es möglich ist, im Kosmopolitismus, in der Gastfreundschaft und geschwisterlichen Liebe noch mehr Fortschritte zu machen. Dass es möglich ist, Glück bedeutet und unser Leben verbessert. In dieser Hinsicht kann das Ordensleben Zeichen und Mittel der Communio, Sakrament der Communio sein, wobei es mehr sein muss als die Klage eines Propheten, der lediglich das, was schlecht ist, beim Namen nennt. Die prophetische Haltung des Ordenslebens zeigt, dass eine andere Lebensart möglich und für alle gewinnbringend ist.
Damit dieses unser Prophetentum universal ist, nach der Anklage, die einem leicht fällt, und der Verheißung, die dem „Kommt und seht!" entspricht, müssen wir auch die dritte Funktion des Propheten ins Auge fassen: die Begegnung. Ein echter Prophet kann sich nicht mit Anklage und Verheißung begnügen: Gott drängt ihn zu Weiterem.
Diese dritte Funktion eines Propheten verlangt von uns, dass wir zu unseren Zeitgenossen hingehen und uns in ihren Dienst stellen. Nicht, indem wir uns zu Neubekehrten der europäischen Idee machen, das ist nicht unsere Aufgabe, und auch nicht nur durch unser stilles Lebenszeugnis, denn unsere Zeitgenossen wissen nicht mehr, wie sie dieses Zeugnis verstehen sollen (Ursache sind die Entchristlichung und die Säkularisie-

rung). Wir müssen denen, denen wir begegnen wollen, durch Wort und Tat Rechenschaft ablegen über das, was wir leben. Das kann für die, die ein gutes und gerechtes Leben führen wollen, inspirierend sein (so P. Ricoeur). Diese Begegnungen, die unser apostolisches Leben zu neuer Blüte bringen, können unsere Werke, unsere Vernetzungen, unsere europäischen Ordensgemeinschaften und unser seelsorgliches Engagement beflügeln. Das bringt uns dazu, gemeinsam mit den Anderen an der Kunst, Europäer zu werden, zu arbeiten, indem wir die bereits bestehenden europäischen Werte um unsere Hoffnung auf eine geschwisterliche Communio und unsere bescheidenen Erfahrungen auf diesem Gebiet bereichern.

Wir sind nicht Außerirdische in einer Welt, die wir verwandeln wollen, wir sind gemeinsam mit ihr unterwegs und verwandeln uns selbst, aber in einer fruchtbaren Distanz, wie sie das Gemeinschaftsleben zur Folge hat. Eine fruchtbare Distanz, von der schon die Apostelgeschichte begeistert berichtet.

[1] Catherine Chalier, „Die Brüderlichkeit", Buchet-Chastel, 2003.

[keine Extra-Aufnahme!]

II. Das Gemeinschaftsleben als Grundhaltung für jede(n) und für Europa

Zweiter Vortrag bei der Vollversammlung der Union der Europäischen Konferenzen der Höheren Ordensoberen/innen (UCESM)

Wenn Geschwisterlichkeit der Punkt am Horizont ist, den das Ordensleben anstrebt, so hilft das Ordensleben jedem Ordensmann und jeder Ordensfrau dabei, diesem Ziel näher zu kommen, und gibt ihm die Hilfsmittel für die Nachfolge Christi in die Hand (Ordensregeln, Traditionen, Gelübde und Autoritäten ... und auch die Mitbrüder und -schwestern) und für den Übergang mit Ihm vom Tod zum Leben. Manchmal führen unsere Schwierigkeiten, gemeinsam ein Leben aus dem Evangelium zu führen, leider auch zu Verwundungen ... Doch das ist nicht die Absicht des Ordenslebens, es will ja zu einem intensiveren Leben führen. Insofern dieses Ziel bestimmte Grundhaltungen erfordert, kann das unser Beitrag zum Aufbau Europas sein. Unter einer Bedingung: dass wir uns in die Räume des Dialogs und des Nachdenkens über die Zukunft Europas einbringen. Das setzt zwei Dinge voraus:

- dass wir nicht nur über die Hoffnung, die in uns wohnt, Rechenschaft ablegen, sondern auch darüber, wie wir das im Alltag zu leben versuchen,
- und dass wir bereit sind zu diskutieren, ein Wunsch, der einschließt, dem anderen auch zuzuhören und ihn nicht mit unseren Argumenten tot zu reden.

Besteht darin nicht die besondere Sendung, das Apostolat unseres Ordenslebens (wie auch immer die besondere kirchenrechtliche Form heißen mag)?

Unser Predigen, unsere Werke, unsere Art, in der Welt vor allem der Schwächsten präsent zu sein, wie auch die Tatsache, dass wir Männer und Frauen einladen, in unsere Ordensgemeinschaften zu kommen, sind Wege, Europa Werte und Lebenspraktiken anzubieten. Dabei macht unser Gemeinschaftsleben, unser gemeinsames und geschwisterliches Leben über unsere persönlichen Stärken und Grenzen hinaus wichtige Aspekte für den Aufbau Europas deutlich. In diesem Europa, das auf der Suche nach sich selbst ist, leben wir mit anderen Europäern zusammen, und wie wir leben, ist bereits ein Weg, Europa aufzubauen. Wo jeder in Europa für sich selbst und seine beschränkten Gruppeninteressen lebt, ist unser Leben in Gemeinschaft eine Aufforderung, über mögliche und wünschenswerte Lebensweisen nachzudenken.

Fünf Grundhaltungen im Ordensleben

Ich denke hier an fünf Grundhaltungen, die unser Ordensleben bestimmen und zugleich eine Frucht dieses Lebens (und der Gruppen, die sie inspirieren) sind. Zugleich machen diese Grundhaltungen uns zu Bürgern Europas, die ein bestimmtes Ideal haben, ein Ideal von vielen, die die Europäer entwickelt haben. Fünf Grundhaltungen, die beim Aufbau des neuen Europa mithelfen können, als Beitrag bei den formellen oder informellen Diskussionen, wo sich Europa und ein bisschen auch ein europäisches Bewusstsein aufbauen kann. Mit „Grundhaltungen" meine ich nicht nur bestimmte Werte, sondern auch ihre Umsetzung, bestimmte Charakterzüge und nicht ein angelerntes Verhalten, ein andauerndes Suchen, um Tag für Tag aus diesen Grundhaltungen heraus zu leben und sie umzusetzen. Das Gemeinschaftsleben ist dabei mehr als ein andauernder Prozess denn als fertige Handlungsanleitung zu verstehen.

1. Die Sorge um Bindungen

Unser Gemeinschaftsleben beruht darauf, dass wir unsere gegenseitige Solidarität freiwillig übernommen haben. Ebenso auch die Bereitschaft, was wir sind und haben zu teilen: finanziell, kulturell, spirituell ... gemeinschaftlich, eine gemeinsame Gestaltung der Zeit und Austausch unserer Interessen, unserer Zweifel, unserer gemeinsamen Beziehungen. Eine Gemeinsamkeit, die niemals einfach ist, denn unsere Charaktere sind verschieden, unsere Fähigkeit, dem anderen etwas geben zu können, ist immer unzureichend, unsere Gespräche sind selten einfach und das Vertrauen niemals endgültig. Das muss alles immer wieder mit großer Geduld aufgebaut werden. Unser Ordensleben ist auch ein Ort, wo wir mit unseren Gebrechlichkeiten, unseren Behinderungen, unseren Grenzen, unseren Krankheiten, mit unserem fortschreitenden Alter zu leben versuchen. Gewiss auch mit den Grenzen, die die menschlichen und technischen Möglichkeiten mit sich bringen. Dieses Band macht uns fähig, auch die Rufe der Ausgeschlossenen, der Nicht-Integrierten (Flüchtlinge, Ausländer), der an den Rand Gedrängten, der Bindungslosen und der Gedemütigten deutlicher wahrzunehmen und uns ihnen gegenüber nahe und solidarisch zu verhalten (eine Chance des Armutsgelübdes). Menschliche Akzeptanz gibt ihnen ihre Würde zurück. Unsere Sorge um die Menschen, denen die sozialen Voraussetzungen zum Erfolg fehlen, kann in ihrer Dynamik ein Beispiel für ein gutes und gerechtes Leben sein. Zugleich ist das eine Herausforderung für unsere Ordensgemeinschaften, über die Landesgrenzen hinaus die Länder im Osten und Westen, im Norden und Süden miteinander stärker zu vernetzen.

Die Europäische Union fördert solche Bindungen: den Austausch zwischen einzelnen Gruppen von Jugendlichen, Experten ..., aus verschiedenen Ländern, eine Regionalpolitik, wo es um den Ausgleich wirtschaftlicher

Unterschiede geht, Strukturpolitik, Kooperation mit den Entwicklungsländern ... Doch die Förderung der täglichen sozialen Beziehungen, Solidarität, Bekämpfung von Armut und sozialer Ausgrenzung liegen weiterhin im Kompetenzbereich der einzelnen Länder. Ein soziales Europa ist noch weit entfernt. Noch investiert man wenig in den Ausbau solcher Verbindungen, die doch einen zentralen Punkt im gemeinsamen Projekt Europa bilden. Auf gesamteuropäischer Ebene sind solche Solidaritätsmechanismen nur spärlich vertreten. Und doch gibt es einen Platz für Aktionen und Proteste, wo sich die Orden engagieren sollten: wenn es um Flüchtlinge geht, Diskriminierung, Menschenrechte. Geschehen kann dies durch einen Appell an die Politik – wo es um Änderung bestehender Gesetze geht –, durch Vernetzung unserer Ordensgemeinschaften und Kontakte zu Randgruppen, wo dann auch Bindungen und Freundschaften (ein anderes Wort für Nächstenliebe) entstehen können, die für alle das Leben humaner und lebenswerter machen.

2. Die Suche nach Wahrheit

Vor allem ist das Ordensleben die Bestärkung und das Zeugnis unserer Suche nach einem Leben in der Nachfolge Christi, über alle Inkonsequenzen, Armseligkeiten und Beschränkungen hinaus. Unter diesem Aspekt ist das Gemeinschaftsleben ein Weg in der Nachfolge dessen, der uns gesagt hat: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben." Diese drei Dimensionen verbinden sich in unserem persönlichen und im gemeinschaftlichen Leben zu einer einzigen Dynamik, zu einer Wahrheit, die uns frei macht, jeden Tag den an uns ergangenen Ruf neu aufzunehmen. Ein Leben in Gemeinschaft ist nur schwer erträglich, wenn unsere Worte kaum mit unseren Taten übereinstimmen, wenn wir der Selbsttäuschung erliegen, es bei frommen Träumereien bleibt, während unsere Taten unseren Worten oder Träumen widersprechen. Das Leben in Gemeinschaft ermöglicht es, diesem Widerspruch auf die Spur zu kommen (oder sollte es jedenfalls, würde die Angst nicht alles verderben). Unser gemeinschaftliches Leben hilft uns, auf dem andauernden Weg der Bekehrung zur Wahrheit zu finden, ein Weg, der immer wieder neu zu gehen ist und bei dem die anderen sehr wichtig sind, unentbehrliche Hilfen. Das Leben in Gemeinschaft verlangt auch, dass jeder versucht, den anderen und sich selbst gegenüber aufrichtig zu sein, um Gott gegenüber aufrichtig zu sein ... Das ist nicht einfach; es fordert Geduld und Respekt, die Fähigkeit, um Vergebung zu bitten, und zu fühlen, dass die anderen einem mit Wohlwollen begegnen.

Wahrhaftig sein und aus dieser Haltung ein gerechtes und gutes Europa aufbauen: Es geht im Leben auch ohne Lüge. Wahrhaftigkeit hat in der Welt der Politik keinen guten Ruf, Wahrhaftig-Sein ist politisch nicht korrekt. Doch auch ohne Demagogie und Manipulation kommt man weiter. Man muss nicht auf nationalistische Gefühle setzen, auf die Angst vor Überfremdung, Hass und alte Feindschaften ... Leider verhalten sich die Regierungen oft anders. Doch die Wahrheit macht frei, im Gegensatz zu Demagogie und Manipulation. Das gemeinsame Ringen um die Wahrheit ermöglicht erst die demokratische Diskussion, wo es um die Suche nach dem besseren Weg geht oder um echte Versöhnung (zum Beispiel durch gemeinsame Gespräche über eine belastete Vergangenheit).

Im diesem Sinn wäre es auch ein Zeichen von Wahrhaftigkeit, die Kommissionen der EU in Brüssel nicht als Sündenbock zu missbrauchen, um von der eigenen politischen Verantwortung abzulenken. Wahrhaftigkeit bedeutet, möglichst oft auf demokratische Weise Lösungen zu finden und gegen eine selbstherrliche Bürokratie anzukämpfen.

Durch Wort und Beispiel kann das Gemeinschaftsleben der Ordensleute bezeugen, dass eine gemeinsame Suche nach Wahrheit ziel-

führend ist, wenn es um ein gutes Leben mit und für den anderen in gerechten Institutionen gehen soll (um nochmals P. Ricoeur zu zitieren).

3. Großzügigkeit

Großzügigkeit ist die erste der Tugenden nach Descartes: „Die Leidenschaften der Seele", 1649, Nr. 153. Das gemeinsame Leben ist ein ständige Einladung, im Sinne der Nachfolge Christi, der sich für die Menschen hingegeben hat bis zum Tode, etwas von seinem Ich abzugeben, um Gott und den anderen mehr Raum zu geben. Das heißt nicht, immer einfach zurückstehen, sondern auf jeden Egoismus verzichten und großzügig geben, was man hat und was man ist, damit für Gott Raum geschaffen wird. Das Gemeinschaftsleben ist eine Anregung zu einem immer radikaleren Loslassen, um so den anderen näher zu kommen. Großzügig zu sein ist nicht so sehr schenken als vielmehr sich ergreifen lassen durch den Ruf der anderen und sich ihren Bitten gegenüber nicht zu verschließen (1 Joh), ob nah oder fern, ob es um Gott geht oder den Bruder. Diese Haltung wird im Gemeinschaftsleben verlangt und soll wachsen, denn sie führt zu einem ständigen Über-sich-selbst-Hinauswachsen hin zum lebendigen Gott. Da darf es keine falsche Ängstlichkeit geben, keinen Egoismus, keine falschen Rücksichtnahmen. Leider ist das jedoch in unseren Gemeinschaften oft noch nicht gelebte Realität. Da ist noch viel Raum für Bekehrungen.

Diese Schwierigkeiten kennen wir auch auf europäischer Ebene und bei den entsprechenden Projekten. Damit Europa zu einem brüderlichen Kontinent wird, sei es als Europäische Union oder auch in anderer Form, muss jeder Staat etwas von seiner Souveränität zugunsten einer größeren Souveränität aller europäischen Staaten abgeben, um gemeinsam einen blühenden und schöneren Lebensraum zu gestalten. Durch den Kontakt mit anderen Ländern und die Anerkennung gemeinsamer Spielregeln gewinnt jedes Land neue Perspektiven, bekommt mehr Einfluss auf die Gemeinschaft und gelangt so zu einer höheren Lebensqualität – was den Wunsch bestimmter Länder nach einem Beitritt zur EU teilweise erklärt. Noch sind wir von dieser Situation weit entfernt. Vorherrschende Haltung ist ein ängstliches ‚Jeder für sich'. Das erklärt die ziemlich hartnäckigen Spannungen, die aus einer engstirnigen Rechtfertigung nationaler Interessen herrühren, oft zum Schaden für das Wohl der Bürger und letztendlich für das Wohl eines jeden Staates. Großzügigkeit führt, so paradox es klingen mag, zum Gewinn, aber zu einem Gewinn für alle.

Das Ordensleben steht hier vor einer Herausforderung im Blick auf die eigenen Mitglieder wie auf Europa: Es muss anhand des Lebensglücks seiner Mitglieder und ihres Fortschritts (was die Menschlichkeit eines jeden angeht) zeigen, dass Großzügigkeit und Verzicht auf jeden Egoismus wirksame und erfolgreiche Grundhaltungen sind.

4. Das Feiern

Das Gemeinschaftsleben der Ordensleute gründet sich auf die Liturgie und die geistlichen Übungen. Es ist das gemeinsame Gebet an den, der Leben schenkt, und Antwort auf seinen großen Ruf. So wird das Ordensleben durch etwas, was völlig außerhalb liegt (das nennt man Transzendenz) und was es als solches begründet, gestärkt und begeistert. Das Gemeinschaftsleben der Ordensleute erhält seine Mitte von einem anderen her und nicht nur von seinen Mitgliedern, auch wenn sie ihren guten Willen dazu einbringen. Auf diese Transzendenz will das Ordensleben hinweisen; hier erkennt es die Quelle seiner Freude, seiner Hoffnungen und seines wesentlichen Seins, selbstverständlich dem besonderen Charisma der jeweiligen Ordensgemeinschaft entsprechend. Es wagt auch zu behaupten, dass diese Transzendenz einen Namen hat, sich in der Geschichte der

Menschheit zu erkennen gab und es noch immer tut und dass dieser Andere jedem einzelnen Menschen und unserer ganzen Gemeinschaft begegnen will und wir aus dieser seiner Gegenwart leben können. Das ist die eucharistische Dimension des Gemeinschaftslebens.

Bei der Anerkennung dieser Transzendenz und in der Frage, wie man diese Transzendenz im täglichen Leben nennen soll, sind sich die Europäer nicht einig (vgl. die Debatte über den Ursprung der europäischen Werte). Für manche genügt der Mensch (und seine Rechte), für andere wird es der Sinn der Geschichte sein, für wiederum andere ein Gott. Letztere werden auch wieder verschiedener Meinung sein, wenn es darum geht zu sagen, wer dieser Gott nun wirklich ist. Man kann jedoch nicht für den Aufbau Europas sein, wenn man Europa keine „Seele" zugesteht. J. Delors meinte schon im Jahr 1994: „Wenn es uns in den zehn kommenden Jahren nicht gelungen ist, Europa eine Seele, eine Spiritualität zu geben, haben wir das Rennen verloren" (das wurde 1999 in der Kathedrale von Straßburg wiederholt).

Europa eine „Seele" zugestehen bedeutet zwangsläufig Pluralität, Vielgestaltigkeit, ein Ernstnehmen von vielfältigen Standpunkten und Benennungen, was diese Transzendenz angeht. Dieses Ernstnehmen zwingt uns, in die Debatte einzugreifen und miteinander zu reden. Wir können uns nicht herausstehlen, sondern müssen ein gemeinsames (ein gewichtiges, auch wenn es vielleicht weniger medienwirksam ist) und nicht nur ein persönliches Wort riskieren, ein gelebtes und deutliches gesagtes Wort, damit die Seele Europas aufbrechen kann und geschwisterliche Verhaltensformen stärker wachsen. Dieses Wort darf sich nicht nur auf ethische Fragen beschränken (auch wenn das wichtig ist), sondern muss einem Kontinent, der an sich selbst und an seiner Zukunft zweifelt, Hoffnung und Zuversicht geben, etwas, was mit dem Horizont im Sinne Ricoeurs zu tun hat. Es geht nicht darum, die Welt neu begeistern zu wollen, sondern eine Beziehung mit Christus und den Brüdern und Schwestern in Fülle zu leben und es dabei zu wagen, etwas über diese Beziehung zu sagen – im Blick auf die anderen -, diese Beziehung zu feiern und in den Sakramenten mystisch nachzuvollziehen. Das ist ein wichtiger Beitrag für ein Europa, wie wir es erhoffen.

5. Stärke

Diese Haltung bildet gewissermaßen die Zusammenfassung der vier vorher genannten. Das Leben in Gemeinschaft erlaubt ein Hinauswachsen über die eigenen Schwächen: Es bietet Halt. Die kollektive Dimension, das in aller Freiheit gewählte Zusammen-Sein gibt dem Einzelnen mehr Sicherheit und Stärke, auch im wirtschaftlichen Sinn. Eine Stärke, durch die man über alle Begrenztheiten und Charakterschwächen hinaus doch die Botschaft des Evangeliums erkennen kann. Nicht gemeint ist hier die Stärke der Mächtigen oder die Macht der „Großen dieser Welt" anderen gegenüber, den weniger Klugen oder Schwächeren, sondern die Stärke, die der hl. Paulus meint, wenn er von der Torheit des Kreuzes spricht. Diese Stärke (nicht um zu bremsen) bieten unsere Ordensgemeinschaften an, wenn sie sich für das Gemeinwohl, d. h. für das Wohl des Einzelnen und einer Gemeinschaft, die mehr ist als die Summe aller Einzelinteressen und Meinungen, einsetzen. Diese Stärke ist, wie der hl. Thomas von Aquin in Erinnerung ruft, zu unterscheiden von einer Stärke, die Gemeinschaft immer bedeutet. Sie entspricht eher einem stillen, friedlichen Selbstbewusstsein, das Gewalt oder Aggression zum Leben nicht mehr nötig hat (Selig sind die Sanftmütigen – nicht die Weichen!).

Aus dieser Logik kam es zur Idee der Gründung einer Europäischen Union, die die Ausrichtung des europäischen Gemeinwohls zum Schwerpunkt hatte (erst durch den Hohen Kommissar und später dann durch die Kommissionen, die man einrichtete, um von

dem jeweiligen Kräfteverhältnis der Politiker unabhängig zu sein). Doch angesichts fruchtloser nationaler Rivalitäten und Alleingänge gerät diese gemeinsame Stärke oft in Vergessenheit. Das schwächt die Gemeinschaft der Mitgliedstaaten und lähmt die dynamischen Kräfte (beispielsweise auf diplomatischem Gebiet oder in der Entwicklungshilfe; wird der neue Vertrag dieses Verhalten ändern?). Protektionismus, Egoismus und Ausnutzen des anderen verhindern Fortschritte in der Entwicklung Europas und im Gemeinwohl und disqualifizieren das Projekt Europa als eine konkrete und erfolgreiche Alternative zur Globalisierung nach amerikanischem Muster. Diese Stärke verhindert zudem, immer wieder krankhaft nach starken Worten zu suchen, wenn es gilt, die besonderen Leistungen Europas im Vergleich zu den amerikanischen und japanischen herauszustellen.

Für Europa kann das gemeinsame Leben der Ordensmänner und Ordensfrauen eine Bestätigung sein, dass Zusammenarbeit, Austausch von Kompetenzen und Denkvorstellungen eine effiziente und praktikable Strategie bilden und die Logik des Wettbewerbs eben nicht die einzig mögliche ist. Selten führt Rivalität zum Gemeinwohl und Vertrauen in die Zukunft. Sicher aber zum Untergang der Schwächeren.

Diese fünf Lebenshaltungen ergeben natürlich kein vollständiges Bild. Jede und jeder sollte entsprechend seinem Charisma darüber nachdenken, wo und wie sich unser geschwisterliches Leben weiter entfalten kann. Doch ist das Ordensleben keine archaische Lebensart. Sein altes Wissen kann zusammen mit dem der anderen Europäer dazu beitragen, dass der europäische Raum zu einem Ort wird, wo jeder seinen Platz findet, gerne lebt und auch Gott mit einbezogen ist.

[Stare Extraaufnahme!]

Das Gemeinschaftsleben als Dienst für jede(n) und für Europa

Dritter Vortrag bei der Vollversammlung der Union der Europäischen Konferenzen der Höheren Ordensoberen/innen (UCESM)

Bei den ersten beiden Vorträgen ging es um die Frage, wie die Ordensleute im Blick auf ihr Gemeinschaftsleben beim Aufbau eines glücklicheren und gerechteren Europas helfen können. Dabei erwies sich das religiöse Gemeinschaftsleben als eine Quelle von Werten. Mit seinen Lebenseinstellungen gibt es wichtige Anregungen, wie der Weg Europas aussehen könnte. Zugleich offenbart es sich als ein Ort der Fürbitte und des Lobpreises und stellt damit den Weg Europas unter Gottes Segen.

Ein Rückblick

Nach Durchsicht der Ergebnisse aus den Arbeitsgruppen und der übrigen Tagungsbeiträge möchte ich das Gesagte nochmals in Erinnerung bringen.

Thema war das Gemeinschaftsleben, doch lässt sich das schwer von der gesamten Existenzweise des Ordenslebens trennen. Dabei ist es für einige besonders wichtig, die unterschiedlichen kulturellen Herausforderungen zu akzeptieren, denn Europa ist nun einmal ein Gemisch von Kulturen. Andere haben über das moderne und aktuelle Bedürfnis nach Spiritualität nachgedacht und betont, dass die Ordensleute auf dieses Bedürfnis unbedingt antworten sollten. Diesen Wunsch haben wiederum andere bestätigt, indem sie das Zeugnis eines Lebens im Gebet betonten. Schließlich wurde auch die Frage nach einer möglichen prophetischen Rolle der Orden in der Politik, Gesellschaft und Kirche Europas gestellt.

Konzentrieren wir uns auf das Gemeinschaftsleben, das eigentliche Thema unserer Überlegungen. Da wurde gesagt, dass das Ordensleben Europa einige Lebenshaltungen gewissermaßen als Dienst vermitteln kann:

- Sich für die Wahrheit einsetzen, ohne andere zu verletzen
- Sich um soziale Bindungen bemühen
- In einer zu selbstsicheren Gesellschaft die Stärke, die in der Schwäche liegt, demonstrieren
- Auf den Wert des „Loslassens", das erst wahre Freiheit bringt, aufmerksam machen
- Der zentrale Wert der Gastfreundschaft
- Raum für das Feiern und die Suche nach einer Seele für Europa

Dabei wurden auch konkretere Vorschläge gemacht:

- Daran arbeiten, besser über das Ordensleben (und seine Tradition) zu informieren und sich um ein besseres (und realistischeres) Image dessen, was wir sind und was wir leben und was wir zum „Abenteuer Europa" beitragen können, bemühen.
- In den kommenden beiden Jahren etwas für die „Seele Europas" tun
- Bei der Gestaltung und Entwicklung der Ordenskonferenzen einander helfen, vor allem im Blick auf die Länder, die dafür weniger Ressourcen haben
- Sich darum bemühen, in Europa mit einer Stimme zu sprechen. Wir haben mehr Einfluss, als wir denken, und unsere Anregungen können zum Projekt eines gerechteren und brüderlicheren Europas viel beitragen.
- Uns bemühen, überall in Europa unsere Motive und Zielvorstellungen publik zu machen, und das in einer Sprache der Barmherzigkeit und der Hoffnung
- Den geschwisterlichen Umgang, das gemeinschaftliche und persönliche Gespräch neu beleben und zeitgemäßer gestalten
- Die Bindungen der Kongregationen untereinander bewusst stärken, um den Herausforderungen Europas gerecht zu werden
- Lernen, Konflikte im Blick auf das Gemeinwohl zu lösen

Überzeugungen

Auf der Grundlage unserer Gespräche in diesen drei Tagen möchte ich drei Überzeugungen mit Euch teilen, die meiner Ansicht nach unserer gemeinsamen Tradition entsprechen.

1. Ohne der bewussten Autosuggestion nach Emile Coué zu erliegen, scheint mir, dass wir Ordensleute Europa durchaus etwas anzubieten haben, freilich nicht im Sinne eines „neuen Kreuzzugs", sondern als Bürger Europas, die besondere Ideale haben und imstande sind, sich den Herausforderungen, die der europäische Raum zu bewältigen hat, zu stellen. Diese Ideale müssen wir durch Gespräche, Überlegungen und ein gemeinsames Vorgehen einbringen. Diesen Beitrag müssen wir als Bürger unter 488 Millionen anderen Bürgern leisten, doch auch als Bürger, die weitläufige Netzwerke haben und über einen kirchlichen Einfluss verfügen, der eine gewisse Macht bedeutet.

Schließlich müssen wir auch Diskussionsbeiträge einbringen über die Art und Weise, wie man in einer Gemeinschaft leben kann, und durch unsere pädagogische Arbeit, unser „Zeugnis", durch unsere Werke und durch unsere Verkündung (Katechese, Medien ...). die Werte deutlich machen, aus denen wir leben.

Diese Beiträge können einen gewissen „Einfluss" haben, denn Europa ist ja noch im Aufbau begriffen. J. Derrida bezeichnet Europa sogar als einen anhaltenden Prozess, ohne Ziel und Abschluss. Weil Europa in Bewegung ist (in Richtung einer erweiterten EU und guter nachbarlicher Beziehungen mit nicht angeschlossenen Ländern ...) und die Entwicklung noch längst nicht abgeschlossen ist, sind unsere Beiträge von Bedeutung. Gerade weil wir mitwirken, wird Europa vielleicht andere Werte als die von der neoliberalen Globalisierung angepriesenen anstreben. Unsere Ordensgemeinschaften, unsere Arbeit angesichts einer „Provinz Europa" ... sind Laboratorien für eine bestimmte Vorstellung von Europa, die eine Alternative zu dem sein kann, was wir heute haben. Wir können uns von diesem Projekt nicht lossagen, denn es ist der neue Horizont für unsere Sendung.

2. Um bei dieser Entwicklung dabei zu sein, müssen wir schon im Blick auf die Sprache eine große Arbeit leisten. Wir müssen sie tiefgreifend erneuern, nicht etwa, um modern zu wirken, sondern um uns verständlich zu machen, wenn wir über unsere Lebensform und unsere Erfahrungen berichten. Wir müssen zu verstehen geben, was das Gemeinschaftsleben bringt, und dabei nicht von uns, sondern von den Gesprächspartnern ausgehen. Wenn wir vom „unverfälschten Leben" reden oder sagen, „Wir sind Zeichen", ist das heute nicht mehr verständlich. Denn das müssten ja die anderen feststellen, ob wir unverfälscht leben oder ein Zeichen sind. Zugleich müssen wir auch von anderen Lebenskonzepten und neuen Denkweisen ausgehen, wie sie der Jetztzeit entsprechen. Auf diese Übersetzungsarbeit müssen wir uns einlassen, wenn wir unsere Sendung als Boten des Evangeliums erfüllen und die in der Auferstehung geschenkte Fülle des Lebens vermitteln wollen. Manchmal scheint es dabei auch wichtig zu sein, weniger sichtbar und mehr „lesbar" zu sein, will man in der gegenwärtigen Kultur eine Rolle spielen.

3. Bei unserem Besuch des Museums in Ypern haben wir die Erfahrung der Vergänglichkeit des Friedens gemacht, des „Ideenreichtums" der Europäer, wenn es um Gewalt und Vernichtung geht (ich denke an die Giftgas-Angriffe). Wir haben aber auch erfahren, dass man bei der Vergangenheit nicht stehen bleiben darf, denn es geht ja um die Menschen von heute. Versöhnung ist eine dringende Aufgabe, jeden Tag, die Reinigung der Gedanken eine Aufgabe, die nie zu Ende ist. Sie verlangt, Zynismus und Resignation hinter sich zu lassen. Es braucht Mut und Kraft, die verwundeten Menschen anzuhören, von seinen eigenen Wunden zu erzählen und ein Stück Weges gemeinsam zu gehen. Versöhnung setzt voraus, dass bereit ist, den Schmerz des anderen anzuhören und auch den eigenen Schmerz auszusprechen. Es bedeutet nicht, das, was in unseren Ländern, Ordensgemeinschaften, Kongregationen geschehen ist und zu Verwundungen geführt hat, zu vergessen. Doch betonen muss man die Hoffnung, die Versöhnung, die Christus uns gebracht hat. Sie ist noch heute lebendig und hilft uns, über uns selbst hinauszuwachsen. Europa braucht dringend ein Wort über die Möglichkeit des Friedens und der Versöhnung. Ordensleute können hier ihre Erfahrungen, einschließlich ihrer Misserfolge und Schwierigkeiten, einbringen.

Konkretisierungen

Bei den Fragen im Plenum oder in den Arbeitsgruppen sind manche mehrmals vorgekommen. Sie benennen einige Aspekte über den Dienst, den das Ordensleben Europa leisten kann.

Gemeinschaftsleben und Subjektivität

Mit Subjektivität meine ich hier, ohne moralisieren zu wollen, den Individualismus. Nicht moralisierend, denn bei der Suche der Menschen heute zeigt sich noch etwas anderes als Egoismus. Von Subjektivität reden, heißt, das Streben nach Selbstständigkeit des Einzelnen zuzulassen. Dabei besteht allerdings die Gefahr, in eine absolute Form der Subjektivität, Abkapselung und Gleichgültigkeit anderen gegenüber umzukippen. Wie alle anderen Kontinente ist auch Europa in diese Bewegung mit einbezogen. Wenn Individualismus zu einem Wert wird, schließt das ein, dass jeder selbst imstande ist, zu bestimmen, was für ihn gut ist; es bedeutet die Ablehnung jeglicher äußerer Autorität, die vielleicht etwas verbieten will. Individualismus heißt auch, dass jeder sich seine eigenen Überzeugungen zusammenbastelt (einschließlich einer maßgeschneiderten, mobilen und flexiblen Religion), eine Suche nach dem Glück, die an kein Ende kommt. Das sind keine „Mängel" oder „Fehler", sondern Indizien einer ganz anderen Welt, als es zum Beispiel die Zeit der unmittelbaren Nachkriegsjahre waren.

Eine Folge des Individualismus heute ist eine gewisse Gleichgültigkeit, die den Anschein von Toleranz hat. Wenn jeder Mensch ein erbitterter Verfechter der eigenen (Denk- und Handlungs-) Freiheit ist, muss er auch die anderen frei denken und handeln lassen, will er nicht der Inkonsequenz bezichtigt werden. Das bringt die große Gefahr mit sich, das es nur noch Individuen gibt, die eher zur Gleichgültigkeit als zur Toleranz neigen, auch in unseren Ordensgemeinschaften. Das Leben kann den Anschein von Leichtigkeit, Güte und Rücksichtname haben, doch wie steht es mit der wahren Geschwisterlichkeit, bei der es um gegenseitige Abhängigkeit und wechselseitigen Austausch geht?

Alles vom subjektiven Standpunkt her zu sehen, ist eines der großen Probleme des Ordenslebens heute. Das Ordensleben, dessen Grundlage ja das Gemeinschaftsleben ist, ist somit noch ein wenig anachronistischer geworden. In unserer Kultur der Egozentrik wird es zunehmend schwieriger, das Ordensleben als eine gute Möglichkeit, für Christus zu leben, Akzeptanz zu finden. Schwieriger jedenfalls als für die ältere Generation, wo kinderreiche Familien und Jugendgruppen (Pfadfinder oder andere) viel mehr Wertschätzung erfahren haben. Die Jüngeren, die in einen Orden eintreten, sind von dieser Kultur des Individualismus geprägt, ebenso wie die Älteren, auch wenn sie sich dessen nicht bewusst sind. Das zeigt sich beim Geld, beim eigenen Bankkonto, in Fragen des Gehorsams bei weitreichenderen persönlichen Entscheidungen oder beim Widerstand bei Versetzungen oder bei der Übernahme von neuen Aufgaben.

Das Europa der Egozentriker wird so zu einer neuen Herausforderung für das Gemeinschaftsleben der Ordensleute: Entweder bildet das Ordensleben eine Kontrastgesellschaft, sozusagen eine Gegenkultur und ein Schutzwall gegen die modernen Strömungen oder es muss sein Gemeinschaftsleben neu durchdenken und sich in diese moderne Kultur inkarnieren ... Wahrscheinlich wird es in dieser Spannung auf fruchtbare Weise leben müssen und dabei die Bedeutung der Großzügigkeit, des Gebens ... neu herausstellen und hier dem im Aufbau begriffenen Europa einen Dienst erweisen.

Konflikt und Versöhnung

Dieser Komplex kam während der Tagung mehrmals zur Sprache. Das zeigt, dass es hier um einen entscheidenden Punkt im Gemeinschaftsleben geht und dass wir da über unsere Erfahrungen etwas sagen können. Schließlich sollte ja auch die Europäische Union ein Projekt der Versöhnung zwischen einst Krieg führenden Mächten sein. Auch wenn dieses Ziel teilweise erreicht wurde, bleiben noch viele Befürchtungen, Misstrauen, Stereotype und Ängste bestehen. Die Or-

densleute, die in den ehemals kommunistischen Ländern leben, wissen, dass die Erinnerungen noch nicht verheilt sind und Verdächtigungen, Groll und Hass weiterhin präsent sind ..., ganz zu schweigen von den „Schauermärchen", die wir manchmal über unsere Nachbarländer erzählen.

Im Gemeinschaftsleben werden die Schwierigkeiten des Zusammen-Seins deutlich. Es handelt sich nicht um eine Welt von „Engeln", sondern um eine Welt, in der es um Umkehr und Barmherzigkeit geht. Unsere Ordensgemeinschaften leben aus der erhaltenen und gewährten Vergebung, die wir, wie Christus gesagt hat, mehr als 77-Mal schenken müssen. Die Kraft der Vergebung muss also herausgestellt werden, denn sie ermöglicht nach einem Konflikt nicht nur das weitere Zusammenleben, sie warnt zugleich auch vor den Quellen von Gewalt, die es in der Menschheit immer geben wird. Vergebung ist niemals leicht und dennoch ganz wesentlich.

Vergebung ist auch eine persönliche Angelegenheit. Mit sich selbst ins Reine kommen zu wollen erfordert, Skrupel und ungute Schuldgefühle abzulegen. Jedes Land in Europa muss auch einem Weg aus seinen Schuldgefühlen finden.

Für Ordensleute wird Vergebung zur Lebenswirklichkeit durch die Lektüre des Wortes Gottes, durch die Sakramente, durch Offenheit der Gnade gegenüber. Wie soll man unseren Zeitgenossen vermitteln, dass das wichtig und möglich ist?

Konfliktbewältigung kann gelernt werden; Strategien machen es möglich, aus Sackgassen heraus zu kommen. Dabei können unsere Ordensgemeinschaften wie auch Europa durchaus auch von Techniken zur Konfliktbewältigung profitieren.

Vergebung verlangt nach menschlicher Begegnung und einem Wort. Eine Begegnung, die das Interesse für den anderen zeigt und die Sinnlosigkeit weiterer Feindseligkeiten und den Respekt vor der Würde des anderen zum Ausdruck bringt. Das kann nur dann zustande kommen, wenn man bereit ist, dem anderen zuzuhören, sich von ihm anrühren zu lassen. Trotz allen Risikos und aller Armseligkeit ist das Wort das Medium der Vergebung. Gemeinschaftsleben wächst nicht durch Einmütigkeit, nicht durch Druck von oben und nicht durch einen diffusen Konsens. Gemeinschaftsleben wächst durch einen im Gespräch und in Auseinandersetzungen gemeinsam errungenen dynamischen und immer nur vorläufigen Konsens. Es kann vielleicht ein Dienst an Europa sein, diese einfachen ... und doch so schwierigen Wahrheiten in Erinnerung zu rufen.

Identität und Dialog

Das Gemeinschaftsleben gerät in eine falsche Richtung, wenn es zu einem ängstlichen Rückzug und einem Nischendasein nur unter Gleichgesinnten führt. Dabei besteht die Gefahr sich abzukapseln, die Entfaltung des Einzelnen zu hemmen und den Anderen, den Andersartigen, den Fremden zu verachten. Das Gemeinschaftsleben darf kein Rückzug sein, es muss zur Öffnung gegenüber der Welt führen, für die Anderen, entsprechend dem besonderen Charisma jeder Ordensgemeinschaft. Diese Offenheit stellt den Anderen in die Mitte unseres Lebens, die Sorge um ihn, die Gastfreundschaft des Herzens, des Gebets und des Tisches ...

Das Gemeinschaftsleben beruht auf Dialog, dem Austausch von Worten, wobei auch das Schweigen seinen Platz hat. Das macht Gemeinschaft aus. Die Gestaltung dieses ständigen Dialogs ist eine wichtige Aufgabe für die Verantwortlichen in unseren Ordensgemeinschaften.

Europa braucht einen solch lebendigen Austausch, damit es über die technokratischen Entwürfe hinauskommt. Nur wenn die Europäer sich für das Werden ihres Kontinents interessieren und miteinander in Dialog treten, können sie auch gemeinsam am „Abenteuer Europa" teilhaben, an dieser einmaligen Geschichte, wie es sie noch nie geben hat.

Der Platz der Länder des Südens

Diese Länder haben wir etwas beiseite gelassen. Sicher ist es dringend notwendig, auch innerhalb Europas die Beziehungen zwischen Ost und West zu verbessern, mit Hilfe eine besseren Information und eines geschwisterlichen Austauschs. Doch darf Europa dem Süden gegenüber keine Festung bilden. Angesichts des Elends in Afrika dürfen uns auf unserer Wohlstandsinsel Europa nicht abschotten. Die illegalen Flüchtlinge, die an unseren Küsten ums Leben kommen, sollten uns das vor Augen führen. Europa kann sich nicht aufbauen, wenn es keine Verantwortung für die Entwicklungsländer übernimmt (das gehörte schon zum Projekt Europa, wie es 1951 Schuman Adenauer vorgeschlagen hat).
Das Ehrenmal für die Toten in Ypern bezeugt, dass Menschen aus den Ländern des Südens (aus Pakistan, Indien und Afrika) ihr Leben für Europa hingegeben haben. Hier haben wir eine Ehren- und Gedenkpflicht. Das Ordensleben und sein zunehmend international ausgerichtetes Gemeinschaftsleben sollte an diese Pflicht erinnern und Wege vorschlagen, damit die sozialen Beziehungen, die sich aus der Globalisierung ergeben, durch brüderliche Beziehungen zwischen unterschiedlichen Kulturen ersetzt werden. Auch ist ein neues Missionsverständnis entstanden (der Süden kommt zur Evangelisierung des Nordens) und sollte sich weiter entfalten. Für die internationalen Ordensgemeinschaften liegt in dieser Herausforderung eine Chance. Auch das gehört in ihre Sendung für Europa.

Eine Spiritualität des Gemeinschaftslebens

Einige theologische Elemente (Dreifaltigkeit, eine aus dem Geheimnis der Auferstehung lebende Gemeinschaft ...) wurden genannt. Es geht auch darum, eine Spiritualität des Gemeinschaftslebens zu entwickeln, eine Herzenseinstellung und Verhaltensformen, die den Wunsch nach einem Gemeinschaftsleben bestärken. In einer Welt, in der das „Jeder für sich" gilt, sollte das Gemeinschaftsleben als eine beglückende Lebensweise dargestellt werden und das Leben in Gemeinschaft nicht einfach als Pflicht, sondern als echter Wert für jede(n) und für Europa als Ganzes entdeckt werden. Wir sollten uns auch nicht zu leicht mit den Unvollkommenheiten und Reibereien in diesem unseren gemeinschaftlichen Leben abfinden. Denn es ist der Heilige Geist selbst und unsere Offenheit für sein Wirken, das uns helfen wird, hier Fortschritte zu machen.

P. Dr. Jean Claude Lavigne OP ist Sozius des Provinzials des Dominikanerordens in Frankreich. Er ist Verfasser zahlreicher Bücher über Wirtschaft und Spiritualität. Die Übersetzung der Vorträge aus dem Französischen besorgte Nicole Jacqué, Bearbeitung: Sebastian Bock.

George Augustin

Perspektivenwechsel in der Ökumene

Beitrag der Ordensgemeinschaften

1. Notwendigkeit eines Perspektivenwechsels in der Ökumene

„Quanta est nobis via?" („Wie lang ist der Weg, der noch vor uns liegt?") So fragt Papst Johannes Paul II. in seiner Enzyklika über die Ökumene „Ut unum sint"[1] und bringt damit die Sehnsucht aller Christen zum Ausdruck: „Die bessere gegenseitige Kenntnis und die Übereinstimmung in Fragen der Lehre, die wir schon erreicht haben und die eine effektive Zunahme des Gemeinschaftsgefühls zur Folge hatten, können dem Gewissen der Christen, die die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche bekennen, freilich noch nicht genügen. Das letzte Ziel der ökumenischen Bewegung ist die Wiederherstellung der sichtbaren vollen Einheit der Getauften. Im Hinblick auf dieses Ziel sind alle bisher erreichten Ergebnisse nur ein, wenn auch vielversprechendes und positives Wegstück."[2] Auf diesem Weg zur vollen Kirchengemeinschaft haben die christlichen Konfessionen in den letzten Jahrzehnten der ökumenischen Begegnung und des Dialogs entscheidende Wegstücke hinter sich gebracht. Der Weg vor uns bis zum in der Enzyklika benannten Ziel scheint noch steiniger und schwieriger zu sein, als der Weg hinter uns. Denn die ökumenische Landschaft ist gegenwärtig nicht nur unübersichtlich, sondern vor allem von Ungleichzeitigkeit gekennzeichnet. Nach den konfessionellen Annäherungen der letzten Zeit findet in allen Kirchen und Konfessionen eine neue Suche und Besinnung auf die eigene konfessionelle Identität statt. Dies kann die ökumenischen Annäherungen hindern.

Zweifellos haben der interkonfessionelle Dialog und die Begegnungen der Christen auf bilateraler und multilateraler Ebene in den letzten Jahrzehnten positive und greifbare Ergebnisse erzielt. Über viele strittige Kontroversfragen der Theologie wurde ein Konsens herbeigeführt. Doch die Einheit der Christen in einer sichtbaren Kirchengemeinschaft scheint dennoch in unerreichbare Ferne gerückt zu sein. Die Last einer uralten, aus der Vergangenheit ererbten Verständnislosigkeit sowie gegenseitige Missverständnisse und Vorurteile belasten immer noch die Beziehungen der Konfessionen.

Diese Erfahrung zeigt, dass der ökumenische Prozess sich nicht allein auf theologisch-wissenschaftliche Bemühungen beschränken kann, sondern von der Lebens- und Glaubenspraxis der Christen als ganzer getragen werden muss.[3] Das Hauptproblem der Ökumene ist heute nicht mehr so sehr die Suche nach Einigung, sondern deren Rezeption durch die ganze Kirche. Denn die Einheit ist eine Sache der Kirchen und Konfessionen als ganzer, nicht allein eine Frage theologischer Einigung. Sie muss geglaubt, gelebt und in der Praxis der Christen verwirklicht werden, damit die Kirchengemeinschaft Realität werden kann. Gemeinsames geistliches Leben ist für die Christenheit auf ihrem Weg zur Einheit konstitutiv.[4] Wenn Ökumene ihre eigenen Anliegen bis in die Herzen der Menschen und die Bewegungen des Lebens transportieren will, braucht sie eine spirituelle Neuorientierung und klare aus der Mitte der christlichen Botschaft inspirierte Perspektiven.

Angesichts der vielfältigen gegenwärtigen Herausforderung sollte es uns darum gehen, diesen Weg aus der Kraft des Evangeliums schöpferisch zu gestalten, ohne dabei frustriert zu sein und zu resignieren. Es gilt an diesem Wendepunkt, die Ökumene auf ihre spirituelle und geistliche Dimension zu fokussieren. Denn die Einheit der Kirche ist Werk und Geschenk des Heiligen Geistes. Der Geist Gottes wirkt mit und durch uns. „Gegen allen ökumenischen Aktionismus und Pragmatismus gilt es den Vorrang des geistlichen Ökumenismus zu betonen."[5] Wenn Ökumene nicht als ein ganzheitlicher spiritueller Prozess verstanden wird, wird er sich sehr rasch leer laufen und kraftlos werden. Nur ein Perspektivenwechsel führt zum ersehnten Ziel. Das Glaubensbewusstsein, dass alle Christen zu Christus und seiner Kirche gehören, muss vertieft werden und in jedem Einzelnen wachsen. Es geht um das unterscheidend christlich Religiöse, das das ganze Leben und die Praxis prägt und bestimmt. Die Ökumene sollte eine im Gebot Jesu begründete und das ganzen Leben der Christen bestimmende Herzensangelegenheit werden. Ökumene ist ein geistlicher Auftrag. Dieser geistliche Prozess birgt in sich ein bisher wenig beachtetes Potential, die gesuchte Einheit, gleich welcher Gestalt auch immer, tiefer zu fundieren und die Ökumene voranzutreiben.

2. Der Weg zu einer ökumenischen Spiritualität

Die Anerkennung und Rezeption der gemeinsamen theologischen Einsichten sind nicht nur als ein punktuelles und rein lehrhaftes Geschehen zu verstehen, sondern vielmehr als ein spirituelles Entwicklungsmoment im Prozess der Interaktion von gelebter und gesuchter Einheit, sowie zwischen Lehre und Leben der kirchlichen Konfessionen: „Das Leben und Beten im Glauben, genauso wie das Nachdenken über die Glaubenslehre gehen ein in diesen Rezeptionsprozess. Durch ihn macht die ganze Kirche sich die Früchte des Dialogs zu eigen, unter der Eingebung des Heiligen Geistes, der 'unter den Gläubigen jeglichen Standes auch besondere Gnaden' austeilt und der in besonderer Weise das Amt der Lehrenden leitet. Dies geschieht in einem Prozess des Hörens, des Erprobens, des Beurteilens und des Lebens."[6] Diese Interaktion von gelebter und gesuchter Einheit im Glauben schafft die notwendige Voraussetzung zum Gelingen und zum Wachstum der Ökumene. Denn sie ist prinzipiell ein spiritueller Wachstumsprozess, in dem es unter der Führung des Heiligen Geistes darum geht, den christlichen Glauben zu bereichern und zu vertiefen.

In diesem Prozess geht es um die religiös-existentielle Ausrichtung auf das Ganze des Christentums. Nur wenn wir das Ganze der Existenz und das Ganze der christlichen Botschaft ernst nehmen, hat die Einheit der Christen ein tragendes Fundament. Denn nur das Bedenken der menschlichen Existenz als ganzer und solcher über alles Regionale und Partikulare hinaus sowie deren Verwiesenheit auf das absolute Geheimnis Gottes kann den Menschen die Notwendigkeit der Einheit der Menschheit einsichtig werden lassen. Es ist nicht möglich, die Einheit der Christenheit sichtbar zu verwirklichen, ohne das Ganze des Christentums von seiner wurzelhaften Einheit her existentiell zu begreifen.

Es ist nur allzu bekannt, dass der Grund der Kirchenspaltungen in Geschichte und Gegenwart nicht allein in theologischen Lehrdifferenzen zu suchen ist, sondern auch politische Entwicklungen maßgeblich zur Entstehung von Konfessionen und Trennungen unter den Christen beigetragen haben. Oft wurden theologische Aussagen missbraucht, um kulturelle und sprachliche Eigenheiten zu bewahren und gegensätzliche Entwicklungen und Machtansprüche zu sichern. Es ist von großer Bedeutung, sich diese Faktoren ehrlich vor Augen zu halten,

wenn wir uns heute darum bemühen, Feindschaften und Spaltungen durch Versöhnung zu überwinden. Gerade wegen der Dominanz außertheologischer Faktoren in der Ökumene ist es für die Frage des weiteren Fortkommens auf dem Weg zur Einheit unabdingbar, eine ökumenische Spiritualität zu entwickeln. Wir brauchen heute ein hohes Maß an spiritueller Sensibilität und Bereitschaft, diese komplexe, zum Teil heute noch vorhandene Realität gelassen wahrzunehmen.

Wir müssen die Ökumene als einen alle Dimensionen des christlichen Lebens umfassenden geistlichen Prozess verstehen. „Weil der Ökumenismus mit all seinen menschlichen und moralischen Anforderungen so tief im geheimnisvollen Wirken der Vorsehung des Vaters durch den Sohn und im Heiligen Geist verwurzelt ist, reicht er bis in die Tiefen christlicher Spiritualität."[7] Ohne solche Spiritualität bleiben die noch vorhandenen theologischen Differenzen oder Vorurteile instrumentalisierbar, um einen konfessionellen Dissens oder Unterschied theoretisch konstruieren zu können, auch wenn vielleicht ganz andere unterschwellige Gründe tragend sind. Weil in besonders hohem Maße außertheologische Faktoren, die immer wieder dazu führen, dass ein bereits erzielt geglaubter Grundkonsens immer wieder neu in Frage gestellt wird, das ökumenische Gespräch dominieren, wäre es eine Utopie zu glauben, in allen theologischen, in der Vergangenheit und teils bis heute strittigen Einzelfragen mit allen kirchlichen Konfessionen einen Konsens erzielen zu können. Diese außertheologischen Fragen können nur spirituell bewältigt werden. Nur die in der christlichen Praxis begründete Bereitschaft kann die nötige geistige Kraft aufbringen, trotz der Unterschiede und Differenzen im Leben und in der Glaubenspraxis das gemeinsame Ziel im Blick zu behalten.

Eine Einheit in legitimer Vielfalt zu verwirklichen ist vor allem eine vom Heiligen Geist gewirkte spirituelle Aufgabe. Nur der Geist Gottes kann die nötige Kraft verleihen, die Unterschiede miteinander zu versöhnen. Denn die Intention der Bitte Jesu um Einheit im hohepriesterlichen Gebet hat eine Einheit im Blick, die in Gott selbst vorgebildet ist. Sie ist aber eine eschatologische Wirklichkeit, die in der Gegenwart des Heiligen Geistes schon jetzt erfahrbar ist. Die Ökumene kann nur erfolgreich sein, wenn wir nach einem aus der Mitte des christlichen Glaubens kommenden und theologisch-reflektierten Ausdruck des Evangeliums und der Kirche suchen, der sich eher an der gegenwärtigen ökumenischen Notwendigkeit und der heutigen Weltsituation orientiert als an den überkommenen Bekenntniskategorien. Wir brauchen große spirituelle Kraft, einen Teil der eigenen Geschichte und der Enge der konfessionellen Identität preiszugeben, um eine größere und umfassendere christliche Identität zu erreichen.

Die Ökumene kann nur dann die ersehnten Früchte tragen, wenn sie von dem glaubwürdigen Zeugnis der Gläubigen ihre Kraft bezieht. Denn nur das gelebte Zeugnis allein kann Grenzen überwinden und Vertrauen schaffen, wo noch Misstrauen und Feindschaft bestehen. Persönliche Begegnung und praktiziertes Zeugnis der Gemeinschaft der Gläubigen sind für die Ökumene von grundlegender Bedeutung. Nur ein im Geiste Jesu geführter ökumenischer Dialog kann die noch vorhandenen Vorurteile abbauen, Frieden und Versöhnung stiften und Freundschaft ermöglichen. Wenn Ökumene als geistlicher Prozess verstanden wird, dann können wir befreit und gelassen die gemeinsame Wurzel des Glaubens neu entdecken und gangbare Wege der gegenseitigen Verständigung in Fragen des Glaubens und einer glaubwürdigen Praxis der christlichen Botschaft suchen.

Der Weg zur sichtbaren Einheit der Kirche kann nur ein Geschehen der Umkehr und inneren Erneuerung sein, das sich am Leitbild des Ursprungs der einen Kirche Jesu Christi orientiert. Die Kirchen und die kirchlichen

Konfessionen tragen nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch heute noch aus unterschiedlichen Gründen Schuld, wenn Spaltungen und Trennungen weiter bestehen bleiben. Konfessionelle Streitigkeiten zu überwinden kann allein durch die in Christus gestiftete und geschenkte Versöhnung geschehen. Denn die Unversöhntheit unter den Christen betrifft nicht unversöhnte Glaubensaussagen, sondern vielmehr unversöhnte Herzen. Alle Kirchen tragen kollektive Erinnerungen der unguten Vergangenheit mit sich.[8] Die Heilung der Wunden der Vergangenheit durch die „Reinigung des Gedächtnisses" ist die Grundvoraussetzung der neu zu erzielenden Kirchengemeinschaft.[9] Diese Reinigung des Gedächtnisses ist selbstverständlich eine spirituelle Aufgabe. Wahrhafte Versöhnung ist nur möglich in der vom Heiligen Geist geschenkten Vergebungskraft. Nur im Geist der Vergebung und der Versöhnung können wir den schwierigen Weg vor uns beschreiten. Wenn der Weg zur vollen Kirchengemeinschaft als ein geistlicher Prozess von innen ergriffen wird, ist aus einer unversöhnten Unterschiedlichkeit eine versöhnte Verschiedenheit möglich, die wir heute als realistisches Modell einer Kirchengemeinschaft sehen.

Die wahre Ökumene kann deshalb nicht auf theologische Dialoge beschränkt bleiben, sondern muss in der Glaubenspraxis verwirklicht werden. Dabei spielen die persönlichen Begegnungen und gegenseitigen Wertschätzung der Christen untereinander eine wesentliche Rolle. Das menschliche Gefühl der Sympathie und Solidarität schafft die unschätzbare Voraussetzung für das Zusammengehörigkeitsgefühl. Nur in einem geistlichen Lebens- und Begegnungsprozess kann ein besseres gegenseitiges Verständnis erzielt werden. Zu diesem Prozess gehört die gegenseitige Verständigung über die je eigenen Erfahrungen mit dem Glauben an Jesus Christus, die gelebte christliche Frömmigkeit, das erfahrbare Zeugnis und die christliche Diakonie. Dazu gehört auch die geistliche Sensibilität und Bereitschaft, unterschiedliche Lebens- und Glaubenserfahrungen nebeneinander gelten zu lassen, miteinander zu verknüpfen und unterschiedliche Glaubenseinsichten zu integrieren und in der eigenen Frömmigkeitspraxis anzueignen.

Die Ökumene als geistlicher Prozess verlangt von jedem eine Weite des Herzens und innere spirituelle Kraft, nicht nur einzelne Brüder und Schwestern in anderen Kirchen, sondern ganze Konfessionen als solche zu achten, zu respektieren und zu lieben, ohne dabei das eigene Selbstverständnis vorschnell aufzugeben. Es ist selbstverständlich der schwierigere und unbequemere, aber langfristig fruchtbringende Weg. Denn echte Treue zum Herrn und seiner Kirche und Öffnung für die verschiedenen Herausforderungen der Wirklichkeit der anderen schließen sich nicht gegenseitig aus. In dem Maße, in dem wir in Gemeinschaft mit Christus leben, in seiner Liebe, die uns alle annimmt und reinigt, in dem Maße, in dem wir an der Gemeinschaft Christi teilhaben, können auch wir treu und gleichzeitig offen sein. Die ganze Bemühung um die Einheit der Christen wird mit Recht „geistlicher Ökumenismus"[10] genannt. „Es gibt keinen echten Ökumenismus ohne innere Bekehrung. Denn aus dem Neuwerden des Geistes, aus der Selbstverleugnung und aus dem freien Strömen der Liebe erwächst und reift das Verlangen nach Einheit. Deshalb müssen wir vom göttlichen Geiste die Gnade aufrichtiger Selbstverleugnung, der Demut und des geduldigen Dienstes sowie der brüderlichen Herzensgüte zueinander erflehen."[11] Die Verwirklichung der sichtbaren Kirchengemeinschaft ist ohne die Bekehrung der Herzen der Gläubigen nicht möglich. Bei dieser Grunderfordernis geht es nicht nur um persönliche Bekehrung, sondern um die gemeinschaftliche Bekehrung und geistliche Erneuerung des kirchlichen Lebens.

Die Seele der ganzen ökumenischen Bewegung ist die Bekehrung des Herzens und die Heiligkeit des Lebens in Verbindung mit dem

privaten und öffentlichen Gebet für die Einheit der Christen.[12] Das gemeinsame Gebet ist nicht nur ein echter Ausdruck der Bande, durch die Christen miteinander verbunden sind, sondern auch die Verwirklichung der gemeinsamen Berufung aller Christen, Gott zu verherrlichen. Denn in der gemeinsamen Verherrlichung Gottes wird die Einheit nicht nur begründet, sondern immer neu vertieft und auch schon zeichenhaft vollendet. Das gemeinsame geistliche Leben ist eine einzigartige Gelegenheit, die gemeinsame christliche Spiritualität zu vertiefen und das gegenseitige Verständnis und Wachstum der geistlichen Gemeinschaft zu fördern. Denn es gibt unter den Christen eine wirkliche, wenn auch unvollkommene, Gemeinschaft im Leben des Heiligen Geistes.

Das in der Taufe geschenkte gemeinsame Band der Zugehörigkeit untereinander in Christus ist zugleich eine bleibende geistliche Verpflichtung, das gemeinsame Erbe zu teilen. Es ist Teilhabe und Teilnahme an den geistlichen Aktivitäten und Reichtümern. Die Voraussetzung für das Gelingen des gemeinsamen geistlichen Lebens ist, „dass die Christen ihre gemeinsamen geistlichen Reichtümer schätzen und sich an ihnen freuen, aber dass sie auch auf die Notwendigkeit achten, dass die noch bestehenden Trennungen überwunden werden müssen."[13]

3. Die Frage nach der Kirche im Kontext ökumenischer Spiritualität

Nur aus der inneren Glaubensüberzeugung, dass die Kirche Zeichen und Werkzeug für Gottes Nähe und die durch seinen Geist bewirkte Einheit der Menschen ist, kann die Sehnsucht nach Kirchengemeinschaft wachsen. „An Christus glauben heißt, die Einheit wollen; die Einheit wollen heißt, die Kirche wollen; die Kirche wollen heißt, die Gnadengemeinschaft wollen, die dem Plan des Vaters von Ewigkeit her entspricht. Das ist also die Bedeutung des Gebetes Christi: 'Ut unum sint'."[14]

Das Nachdenken über das im Christusgeheimnis begründete Heilsgeheimnis Kirche ist eine bleibende Aufgabe der Ökumene. Die Suche nach dem vollen Verständnis des Wesens der Kirche muss als ein geistlicher Prozess weitergeführt werden.[15] Entsprechend dem ökumenischen Glaubensbekenntnis gehört zum Wesen der Kirche nicht nur ihre Einheit, sondern auch ihre Heiligkeit, Katholizität und Apostolizität. Nur in diesem ganzen Zusammenhang wird die Wahrheit und die Schönheit der Kirche Jesu Christi darstellbar und erfahrbar. Die Voraussetzung für die Verwirklichung der sichtbaren Kirchengemeinschaft ist, dass die Gläubigen die Kirche in ihrer konkreten Gestalt kennen und lieben. Ohne ein existentielles und geistliches Eindringen in die wahre Wirklichkeit der Kirche kann keine persönliche Liebe für das Mysterium Kirche wachsen. Diese Liebe allein gibt uns die Fähigkeit, die Gestalt der Kirche realistisch einzuschätzen. Dabei gilt es, das Geheimnis als Ganzes zu verstehen.

Es ist von großer Bedeutung, eine vorwiegend horizontale Sichtweise der Kirche zu überwinden und ihren sakramentalen Charakter stärker wahrzunehmen. Wenn wir die Kirche auf ihre gesellschaftliche Funktion reduzieren, wird sie nur in ihrer Menschlichkeit wahrgenommen. Wir müssen alles daran setzen, dass die Kirche als Kirche Jesu Christi in ihrer gott-menschlichen Spannungseinheit sichtbar bleibt. Auf der Suche nach dieser Spannungseinheit darf nicht vergessen werden: Die Kirche entstand von Anfang an nicht primär aus der Frage nach ihr selbst, sondern auf die Frage hin: „Ihr aber, für wen haltet ihr mich?"[16] Die Frage nach der Identität Jesu Christi[17], seiner Bedeutung, seiner bleibenden Anwesenheit in der Kirche und seinem Wirken durch die Kirche kann den getrennten Christen ein verbindendes Ziel vorgeben. Da die communio das eigentliche Wesen des Geheimnisses der Kirche verkörpert und deutlich macht, ist es

wichtig, sie als eine spirituelle Gemeinschaft zu entfalten: „Die Kirche zum Haus und zur Schule der Gemeinschaft zu machen, darin liegt die größte Herausforderung, wenn wir dem Plan Gottes treu sein und auch den tiefgreifenden Erwartungen der Welt entsprechen wollen."[18] Ohne die entscheidende Bedeutung der Kirche für die zeitlichen und vor allem für die ewige Perspektive eines gläubigen Lebens neu zu entdecken, können die Gläubigen die Notwendigkeit der sichtbaren Einheit in einer Kirchengemeinschaft nicht spüren.

Die Kirche ist eine Solidargemeinschaft derer, in die dasselbe göttliche Leben eingegossen ist. So bilden sie den Leib Christi. Über Christus, das Haupt seines Leibes, sind alle Glieder miteinander verbunden und zu einer sehr intimen Schicksalsgemeinschaft verwoben. Diese Solidargemeinschaft sprengt alle Grenzen von Ort und Zeit. Als Glied mit dem Haupt verbunden, ist jeder Mensch verwoben mit allen anderen Gliedern des mystischen Leibes. Jedes individuelle Geschick, jedes Eintreten füreinander, bzw. jedes Verweigern von Gemeinschaft und Liebe wirkt sich aus auf das Ganze. Dieses Ganze der kirchlichen Solidaritätsgemeinschaft umfasst die triumphierende Kirche des Himmels, die schon im ewigen Leben Vollendeten, und die pilgernde Kirche auf Erden, die leidende Kirche, die auf ihre himmlische Vollendung wartet. Im ökumenischen Prozess dürfen wir diese umfassende Kirchenwirklichkeit nicht aus den Augen verlieren.

Die Bedeutung des Kirche-Seins und Kirche-Werdens im ökumenischen Prozess kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Dabei ist es vor allem wichtig, ein versöhntes Verhältnis zur sichtbaren Gestalt der Kirche und ihren Strukturen zu haben.

Für die Verwirklichung der Einheit der Kirche ist es Grundvoraussetzung, dass bei den Gläubigen das Empfinden echter Liebe, tiefer Ehrfurcht und großer Begeisterung für die Realität der Kirche lebendig bleibt. Die innere Bindung an die Kirche verleiht der Ökumene Tragfähigkeit. Dabei geht es um ein existentielles Hineinwachsen in eine recht verstandene Kirchlichkeit. Sie bedeutet „nicht Bindung an ein abstraktes Lehrsystem, sondern eine Einbindung in einen lebendigen Traditions- und Kommunikationsprozess, in welchem das eine Evangelium Jesu Christi ausgelegt und vergegenwärtigt wird"[19]. Das Bewusstsein der Zugehörigkeit zur Kirche ist seinem Wesen nach ein kennzeichnendes Element, um christliche Spiritualität zu leben. Gerade in der Zugehörigkeit und Hingabe an die Kirche findet ein Christ die Quelle für Sinngehalte, für Unterscheidungs- und Aktionskriterien, die sowohl der kirchlichen Sendung als auch dem geistlichen Leben Gestalt geben. Heute bedarf es in Wirklichkeit „eines sensus fidei und eines umfassenden sentire ecclesiam. Dies ist nur durch das Leben in und mit der konkreten Kirche, ihren Gemeinden und Gemeinschaften möglich."[20]

4. Das missionarische Zeugnis als ökumenische Aufgabe

Die Kirche ist nicht eine in sich geschlossene Wirklichkeit, sondern fortwährend offen für die missionarische und ökumenische Dynamik, da sie in die Welt gesandt ist, um das Geheimnis, das sie konstituiert, zu verkünden, zu bezeugen, zu vergegenwärtigen und zu verbreiten. Die Einheit der Christen ist deshalb kein Selbstzweck, sondern sie hat das Ziel, Zeugnis zu geben von der Einheit Gottes und der Menschheit. Die Realität des kommenden Gottesreiches in der heutigen Welt gilt es intensiv zu bezeugen. Das Ziel aller Bemühungen um die Einheit ist, der Kirche zu einem klaren und erfahrbaren Zeugnis der frohen Botschaft zu verhelfen. Christus muss als Gott und Erlöser allen Menschen bekannt werden. In einer Zeit, „in der Gott verloren geht"[21], in der die Erfahrung der Abwesenheit Gottes nicht nur in der säkularen Ge-

sellschaft, sondern auch zunehmend in der Kirche spürbar wird, „stehen alle Kirchen vor einer neuen gemeinsamen Aufgabe, vor einer neuen ökumenischen Herausforderung. Sie müssen die Reichtümer ihrer jeweiligen Kirchen neu erschließen und sagen lernen, wer Gott für uns ist und wer wir vor Gott sind, wer Jesus Christus ist und was er für uns bedeutet. Wir müssen neu sagen lernen, was Sünde, was Gericht und was Gnade bedeutet. Wir müssen unsere Tradition in eine Sprache übersetzen, die unser Leben trifft und erhellt und die Hoffnung zu geben vermag. Das sind ökumenische Herausforderungen, vor denen alle Kirchen gemeinsam stehen."[22] Denn Evangelisierung ist die bleibende Aufgabe und Sendung der Kirche, besonders in einer Zeit, in der alle organisierten Kirchen an Glaubwürdigkeit verlieren und ihre eigenen Gläubigen sich emotional von ihrer Kirche distanzieren und die Kirchenbindungen verdunsten. Angesichts dieser großen Herausforderung muss es letztlich darum gehen, alle Kräfte neu zu bündeln und gemeinsam Zeugnis abzulegen. Allein die Besinnung auf die apostolische und missionarische Funktion der Kirche kann zu der immer noch beklagenswert wenig in der Christenheit verbreiteten Einsicht führen, in welchem Ausmaß die christlichen Kirchen für die Welt wegen ihrer fortdauernden Spaltungen unglaubwürdig geworden sind. Die Kirche ist ihrem Wesen nach missionarisch, aber sie kann ihre Sendung nur erfüllen, wenn sie als Leib Christi die heilschaffende Gegenwart des Herrn glaubhaft und überzeugend verkündet.

Wenn wir erkennen, dass die Spaltungen ganz offenbar dem Willen Christi widersprechen, ein Ärgernis für die Welt und ein Schaden für die heilige Sache der Verkündigung des Evangeliums vor allen Geschöpfen sind, dann müssen wir um der Sache Jesu Willen alles daran setzen, die Ökumene zu intensivieren und als geistlichen Prozess weiterzuführen. Denn die Existenzberechtigung der sichtbaren Kirche ist allein die Vermittlung und Verwirklichung des in Christus geschenkten Heils, damit die Menschen ihr Heil finden, zur Ehre Gottes.[23] Die Kraftquelle der Ökumene ist die sakramentale Verbundenheit und die daraus folgende spirituelle Lebens- und Zeugengemeinschaft.[24]

Zweck der Einheit aller Christen ist die Berufung zum Zeugnis für die Wahrheit der Person und Sendung Jesu Christi: „Damit die Welt glaube, dass du mich gesandt hast"[25]. Jesus macht das Erkennen seiner Person und die Wahrheit seiner Botschaft der unbedingten Liebe gewissermaßen abhängig von der Einheit der ihm nachfolgenden Jünger und Jüngerinnen: „Und die Welt erkenne, dass du mich gesandt hast und sie geliebt hast, wie du mich geliebt hast"[26]. Deshalb ist die erbetene und geschenkte Einheit ein unverzichtbarer Auftrag an alle, die von der Botschaft Jesu begeistert sind und ihm nachfolgen. Zum Christsein gehört darum die Verpflichtung zur Einheit. Die Ökumene ist „eine heilige Pflicht"[27]. Im Einssein der Christen soll ihre Hoffnung sichtbar werden, damit alle Menschen die noch nicht glauben, Jesus als den Erlöser und ihr Heil und darin die Liebe und Güte Gottes für sich erkennen. Eine Glaubensvertiefung tut uns not, damit wir in der Liebe verwurzelt und auf sie gegründet die Länge und Breite, die Höhe und Tiefe des Reichtums[28] Christi uns existentiell aneignen und daraus neue missionarische Kraft entwickeln, damit die Menschen in der Botschaft Jesu den Sinn ihres Lebens und die Erfüllung ihrer Sehnsucht finden können. Deshalb kann Ökumene als geistlicher Prozess ihre Kraft nur aus einer missionarischen Spiritualität schöpfen.[29]

5. Das Wachstum in der Heiligkeit und das Gelingen der Ökumene

Die Kirche ist dazu berufen ein heiliges Volk zu sein. Dieses Selbstbewusstsein ist ein Auftrag zur Erneuerung und zum geistlichen

Wachstum. Diese Erneuerung umfasst das Ganze des christlichen Lebens. Es gilt, diese Universalität der Berufung zur Heiligkeit immer mehr zu entdecken und das christliche Leben unter das Zeichen der Heiligkeit zu stellen und die Notwendigkeit der Heiligung der eigenen Existenz zu einer allgemeinen Überzeugung werden zu lassen. Eine „Pädagogik der Heiligkeit" ist für die Ökumene unverzichtbar. Die Aufgabe dieser „Pädagogik der Heiligkeit" besteht darin, alle zu lehren und immer wieder daran zu erinnern, dass die Heiligkeit das Ziel ihrer Existenz bildet. Daher sind in der Kirche alle zur Heiligkeit berufen, gemäß dem Apostelwort: „Das ist der Wille Gottes, eure Heiligung"[30]. Das Bewusstsein der Universalität der Berufung zur Heiligkeit erfordert ein Verständnis der christlichen Existenz als Nachfolge Christi, als Gleichgestaltung mit Christus. Es geht nicht darum, ethische Verhaltensformen anzunehmen, sondern sich persönlich in das Ereignis der Gnade Christi einbinden zu lassen.

Die Kirche ist communio sanctorum, Gemeinschaft der Heiligen[31], nicht nur Organisation, Institution oder Zusammenschluss von Menschen gleichen Glaubens. In der sichtbaren Gestalt der Kirche muss das Ganze des Heils, auch wenn es nur in vorläufiger Gestalt ist, sichtbar und erkennbar bleiben. Je deutlicher die göttliche Würde der Kirche als von Gott kommendes Gnadengeschenk ist, umso schmerzlicher wird die Diskrepanz zwischen dem geistlichen Anspruch der Kirche und ihrem tatsächlichen Erscheinungsbild wahrgenommen. Deshalb ist die ständige Erneuerung und Reform der Kirche eine unverzichtbare Voraussetzung für das Gelingen der Ökumene. Nur wenn hinter allem Menschlichen das Göttliche an der Kirche immer wieder ausstrahlt, werden die getrennten Brüder und Schwestern die Sehnsucht nach einer tiefen Kirchengemeinschaft spüren.

Es ist wichtig, die Zeichenfunktion der Kirche auf das Reich Gottes hin, gerade auch im Unterschied zu ihm, deutlich zu machen. Dadurch kann die Kirche den Glaubenden die Gewissheit der Teilhabe am eschatologischen Heil vermitteln und selbst schon diesseits der eschatologischen Vollendung Ort der Gegenwart des Geistes sein. Es ist eine bleibende Aufgabe der Christenheit, dafür zu sorgen, dass die Kirche auf ihrem Weg durch die Geschichte Ort des eschatologischen Heils ist und faktisch als solcher erfahrbar wird. Die Berufung der Kirche als Zeichen der Zukunft des Reiches Gottes wird in der Geschichte immer wieder aus unterschiedlichen Gründen verdunkelt. Der Verdunklung der Zeichenhaftigkeit der Kirche durch ihre Mitglieder bewusst zu sein ist, bleibt eine spirituelle Aufgabe. Denn die Macht der Sünde kann das Antlitz der Kirche als eine vom dreifaltigen Gott gestiftete Gemeinschaft entstellen. In diesem Kontext ist von allen Gläubigen eine spirituelle Kraft gefragt, um die Mahnung des Apostels Paulus zu beherzigen: Wir sollen die Ablaufschemata dieser Welt nicht übernehmen und uns dieser Welt nicht anpassen, stattdessen gilt: „wandelt euch und erneuert euer Denken" (Vgl. Röm 12,2). Auch wenn keine Sünde der Menschen das innere Wesen der Kirche als eine vom dreieinigen Gott kommende Einladung zur Gemeinschaft mit ihm zerstören wird, kann diese innerste Wahrheit derart von den Automatismen dieser Welt überlagert werden, dass sie zuweilen vergessen werden kann.

6. Ökumene als lebendiger Dialog in Liebe und Wahrheit

Das Bekenntnis, dass „die katholische Kirche mit dem ganzen Reichtum der von Gott geoffenbarten Wahrheit und Gnadenmittel beschenkt ist", bedeutet zugleich eine große spirituelle Aufgabe und geistliche Verpflichtung für alle Gläubigen: Wir müssen dem von Christus geschenkten Reichtum entsprechend unser Leben so gestalten, dass das Antlitz der Kirche in ihrer wahren Bedeutung

und Schönheit den von uns getrennten Brüdern und Schwestern und der ganzen Welt aufleuchtet. „Deshalb müssen alle Katholiken zur christlichen Vollkommenheit streben und, ihrer jeweiligen Stellung entsprechend, bemüht sein, dass die Kirche, die die Niedrigkeit und das Todesleiden Christi an ihrem Leibe trägt, von Tag zu Tag geläutert und erneuert werde, bis Christus sie sich dereinst glorreich darstellt, ohne Makel und Runzeln."[32].

Der Mut zum ökumenischen Zeugnis bedeutet, das Erscheinungsbild der Kirche auf allen Ebenen so attraktiv zu machen, dass alle das wahre Gesicht der Kirche erkennen können und die Freude und Dankbarkeit für das Geschenk der Zugehörigkeit zur Kirche spüren. Die Voraussetzung für das Gelingen der Ökumene ist, dass die Gläubigen die wahre Bedeutung und den spirituellen Reichtum ihrer eigenen Kirche kennen und dazu fähig werden, dieses in der Begegnung mit den Christen anderer Konfessionen angemessen darzustellen und mit Liebe und Geduld weiterzugeben. Gleichzeitig sollten wir auch die Bereitschaft und Offenheit haben, das spezifische Anliegen der Brüder und Schwestern zu verstehen und zu schätzen. Es ist wichtig, dass alle Christen sich auf die Vielfalt und Fülle der möglichen Verwirklichungsformen der Botschaft Jesu Christi in seiner universalen Weite besinnen, wenn wir uns in der Ökumene nicht wechselseitig blockieren wollen.

Den Weg vor uns zur sichtbaren Einheit können wir nur als einen „Dialog des Lebens" führen. Dieser Dialog muss als geistlicher Prozess in der Liebe und Wahrheit schöpferisch gestaltet werden. Denn in der Ökumene geht es darum, gemeinsam die Fülle der Wahrheit zu suchen und diese Wahrheit zu leben.

In der ökumenischen Begegnung sollte es um eine spirituelle Kommunikation des Lebens und des Glaubens gehen. Es ist ein spiritueller Lernprozess, in dem alle Beteiligten sich bereichern und geistig wie geistlich wachsen. Dies kann nur in einer Atmosphäre geschehen, wo eine von Gottes Geist gewirkte Bereitschaft zur persönlichen Bekehrung und Offenheit für die institutionelle Erneuerung vorhanden ist.

7. Beitrag der Ordensgemeinschaften für die Ökumene

Aus unseren bisherigen Überlegungen über den notwendigen geistlichen Weg der Ökumene geht die besondere Bedeutung der Sendung des geweihten Lebens hervor. Denn die Fülle der verschiedenen Formen des geweihten Lebens ist ein Geschenk des Heiligen Geistes, um das Geheimnis und die innere Wahrheit des einen Heilsplans Gottes für die Menschheit sichtbar zu machen. „Sie erscheinen uns wie ein Baum mit vielen Zweigen, dessen Wurzeln tief in das Evangelium hineinreichen und der in jeder Epoche der Kirche üppige Früchte hervorbringt... . Gerade in diesem Dienst wird mit besonderer Klarheit sichtbar, dass das geweihte Leben die Einheitlichkeit des Liebesgebotes in der untrennbaren Verbundenheit von Gottes- und Nächstenliebe offenbar macht."[33]

Bereits in den Anfangszeiten des Christentums traten im Osten wie im Westen monastische Lebensformen in Erscheinung, die sich heute noch in ihrer Vielfalt in verschiedenen Formen des gottgeweihten Lebens großer Lebendigkeit erfreut. Diese Lebensformen, die in allen christlichen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften hohe Wertschätzung genießen, stellen den tiefen Zusammenhang des geweihten Lebens mit dem Anliegen der Ökumene und die Dringlichkeit eines intensiveren Zeugnisses dar. „Wenn nämlich die Seele der Ökumene das Gebet und die Umkehr sind, besteht kein Zweifel, dass die Institute des geweihten Lebens und die Gesellschaften des apostolischen Lebens eine besondere Verpflichtung haben, sich dieser Aufgabe zu widmen. Es ist also dringend geboten, im Leben der Personen des geweihten Lebens dem öku-

menischen Gebet und dem glaubwürdigen Zeugnis des Evangeliums mehr Raum zu geben, damit die Mauern der Trennungen und der Vorurteile zwischen den Christen durch die Kraft des Heiligen Geistes niedergerissen werden können."[34]

Die Ordensgemeinschaften können heute den geistlichen Ökumenismus festigen und fördern.[35] Im Kontext des geistlichen Ökumenismus ist die monastische Tradition außerordentlich relevant, denn das Ideal des Mönchtums genießt besonders in orthodoxen und orientalischen Kirchen Vorbildlichkeitscharakter für das getaufte Leben. Das Mönchtum kennt verschiedene Ausdrucksformen und diese entsprechen verschiedenen Stufen des geistlichen Weges. Dieser Weg des Christseins ist keine Ausnahmesituation, die nur eine Kategorie von Christen betrifft, sondern er ist Bezugspunkt für alle Getauften im Rahmen der jedem einzelnen vom Herrn zugeteilten Gaben, so dass er als eine sinnbildliche Synthese des Christseins erscheint. Wenn die Berufung durch Gott eine totale ist, wie ausdrücklich im monastischen Leben, dann vermag die Person die höchste Stufe dessen zu erreichen, was Spiritualität auszudrücken imstande ist. Die starken gemeinsamen Wesenszüge, die die östlichen und die abendländischen monastischen Erfahrungen verbinden, machen diese zu einer wunderbaren Brücke der Brüderlichkeit, wo die gelebte Einheit heller erstrahlt als alles, was im Dialog zwischen den Kirchen sichtbar zu werden vermag.

Zur geistlichen Ökumene gehört zentral der Austausch des spirituellen Reichtums und der spirituellen Gaben. Die zentrale Frage aller ökumenischer Bemühungen heute ist die Frage nach der Kirche, nach ihrem Wesen und nach ihrer Gestalt und Gestaltung, nach ihren Ämtern und Diensten. Zur Beantwortung dieser und damit der verbundenen Fragen bietet sich vor allem heute die biblisch begründete Sicht der Kirche als communio, Gemeinschaft an. Communio verkörpert das eigentliche Wesen der Kirche und macht es deutlich. Sie ist eine Gabe des dreieinigen Gottes. Gott ist ihr Urbild und ihr Ursprung. Nach dem Bild und Gleichnis des dreieinigen Gottes, ist die communio Einheit in Vielheit und Vielheit in Einheit.

Das Gelingen des gottgeweihten Lebens in Ordensgemeinschaften hängt wesentlich davon ab, wie wir die Wahrheit über das Wesen der Kirche erkennen, sie mit ganzer Kraft in Freude leben. Das glaubwürdig gelebte Ordensleben gibt Zeugnis für die Wahrheit und Schönheit der Kirche: Die Kirche ist in ihrer Tiefe nichts anderes als die gelebte Gemeinschaft mit Gott und mit allen Heiligen und allen Mitglaubenden im Herrn. Die spirituelle Sicht des inneren Wesens der Kirche macht offenkundig, dass alle, die an Christus glauben, einander viel näher sind, als wir gewöhnlich denken. Wir können heute an der Verkündigung des Reiches Gottes mitwirken. Die Gnade der Taufe, die wir im Ordensleben zur Entfaltung bringen, kann uns die Herzen öffnen, unseren Geist bekehren und uns zu konkreten, mutigen Schritten inspirieren, mit der ganzen Gemeinschaft und für die Kirche, Wege der Einheit zu begehen. Indem die Ordens- und geistlichen Gemeinschaften die große Wahrheit Gottes, die für das Heil der Menschen bestimmt ist, leben und in der Liebe tun, wird die Einheit in der Vielfalt schon erfahrbar und sichtbar.

Der besondere Beitrag des gottgeweihten Lebens in Ordens- und geistlichen Gemeinschaften für die geistliche Ökumene wird deutlich, wenn wir das Geheimnis der Kirche als Communio, als Gemeinschaft verstehen.[36] Das geweihte Leben hat als Gabe des Geistes die Sendung, die Gemeinschaft mit Gott im Gottesvolk sichtbar zu machen, durch das versöhnte Leben in der Gemeinschaft in aller Verschiedenheit, das echt und dauerhaft gelebt wird. Vor seiner Hingabe für das Heil der Welt bittet Jesus den Vater, dass doch alle eins seien, und er verweist als Vorbild dieser Einheit auf seine ewige Beziehung als Sohn zum Vater.

Wenn die tiefere Wirklichkeit der Kirche als

Gemeinschaft mit Gott und den Menschen zu verstehen ist, dann sind die Gottgeweihten, die zu einer besonderen Radikalität in der Nachfolge Christi und zu einer besonderen Sichtbarmachung der Gleichwerdung mit ihm gerufen sind, auch dazu gerufen, der Welt die Sichtbarkeit der Kirche als ein Geheimnis der Gemeinschaft zu zeigen: „Von den Personen des geweihten Lebens wird verlangt, als ‚Zeugen und Baumeister' jenes ‚göttlichen Planes für die Gemeinschaft', der die Geschichte der Menschen krönen soll, wirklich Experten der Gemeinschaft zu sein und deren Spiritualität in die Praxis umzusetzen."[37]

Die ganze Sorge Gottes für die Welt dient letztlich einem Ziel: Die Menschen sollen Anteil erhalten am göttlichen Leben. Der Vater hat seinen eingeborenen Sohn gesandt und seinen Geist ausgegossen, damit ein jeder in das Leben Gottes eingeführt werde und in Gemeinschaft mit allen lebe. Die Kirche hat auch kein anderes Ziel, als diese tiefe und innere Gemeinschaft der Menschen möglich zu machen und das dreifaltige Leben für die ganze Menschheit zu erschließen. Und da das göttliche Leben ein Leben in Beziehung in Dreifaltigkeit ist, ist die Kirche das Sakrament, in welchem es den Menschen möglich wird, sich als Mitglieder der einzigen Familie Gottes zu verstehen. Das ist ein Weg der Liebe und des gemeinsamen Gebetes, zu dem einen Herrn und für einander.

Im Kontext der Ökumene sind wir heute mehr denn je gerufen, die Gemeinschaft als eine Wirklichkeit zu bezeugen, in der der Mensch tatsächlich zu sich selbst findet, indem er sich lieben lässt und lernt, sich selbst zu einem echten Geschenk zu machen, in der Achtung und Wertschätzung aller Unterschiede, die im Geheimnis zu einem Reichtum werden und zu Elementen der Einheit, und nicht der Trennung. Die verschiedenen Ordensgemeinschaften, die unterschiedlich ihre je eigene Spiritualität leben und vielfältig diakonisch-missionarisch aktiv sind, könnten Vorbilder für die sichtbare Einheit der christlichen Kirchen und christlichen Gemeinschaften sein. Denn alle Ordensgemeinschaften, so unterschiedlich sie auch sind, haben die Gewissheit, in der Kirche Jesu Christi zu Hause zu sein. Viele Ordensgemeinschaften überwinden die Trennung der Hindernisse der Sprachen und Kulturen, sie sammeln und vereinen die Kräfte für das gemeinsame Ziel und leben die Einheit in der Vielfalt als Zeichen des Reich Gottes. Warum sollten solche Erfahrungen nicht Vorbild für die künftige Einheit der Christen sein, wo versöhnte Verschiedenheit im Herrn möglich wird, für die gemeinsamen Ziele der Mission und der christlichen Diakonie? Dazu bedarf es freilich einer ständigen und gemeinsamen Umkehr zu dem Herrn dieser Kirche, damit sichtbar bleibt, dass die Einheit keinen Verlust eigener Identität, sondern spirituellen Reichtum bedeutet. So geben wir als Ordenschristen Zeugnis für die Fülle der Universalität der Kirche als Sakrament des Reiches Gottes.

Prof. Dr. George Augustin SAC ist Professor für Dogmatik und Fundamentaltheologie sowie Leiter des Kardinal-Kasper-Instituts an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar.

1 Papst Johannes Paul II., Enzyklika „Ut unum sint" über den Einsatz für die Ökumene, 1995, 77; zit.: Ut unum sint.

2 Ebd.

3 Vgl. W. Beinert, Die Rezeption und ihre Bedeutung für das Leben und Lehre der Kirche, in: W. Pannenberg/Th. Schneider (Hrsg.), Verbindliches Zeugnis Bd. II, Freiburg-Göttingen 1995, 193-218.

4 Vgl. H. Döring, Gemeinschaft im geistlichen Tun. Aspekte ökumenischer Spiritualität, in: K. Krämer/A. Paus (Hrsg.), Die Weite des Mysteriums. Christliche Identität im Dialog, Freiburg 2000, 591-617.

[5] W. Kasper, Priesterlicher Dienst an der Ökumene – Chancen und Grenzen, in: G.Augustin/J. Kreidler (Hrsg.), Den Himmel offen halten. Priester sein heute, Freiburg 2003, 92-106, 97; zit.: W. Kasper, Priesterlicher Dienst.

[6] Päpstlicher Rat zur Förderung der Einheit der Christen, Direktorium zur Ausführung der Prinzipien und Normen über den Ökumenismus, Rom 1993, 180; vgl. auch 182: „Der Rezeptionsprozess schließt eine fachliche theologische Reflexion über die Überlieferung des Glaubens sowie über die pastorale und liturgische Realität der Kirche von heute ein."; zit.: Direktorium.

[7] Direktorium, 25.

[8] Vgl. W. Kasper, Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe. Ökumenische Perspektiven für die Zukunft, in: StZ 220 (2002), 83.

[9] Vgl. J. Ratzinger, Theologische Prinzipienlehre. Bausteine zur Fundamentaltheologie, München 1982, 222.

[10] II. Vat., Unitatis redintegratio. Dekret über den Ökumenismus, 8; zit.: UR.

[11] UR 7.

[12] Vgl. UR, 8.

[13] Direktorium, 104, d.

[14] Ut unum sint, 9.

[15] Vgl. W. Kasper, Kircheneinheit und Kirchengemeinschaft in katholischer Perspektive. Ein Problemskizze, in: K. Hillenbrand/H. Niederschlag (Hrsg.), Glaube und Gemeinschaft, Würzburg 2000, 100-117.

[16] Mt. 16,15f.

[17] Vgl. G. Augustin, Gott eint – trennt Christus? Die Einmaligkeit und Universalität Jesu Christi, Paderborn 1993, 234-265.

[18] Papst Johannes Paul II, Novo millennio ineunte, Rom 2001, 43.

[19] W. Kasper, Theologie und Kirche, Mainz 1987, 13.

[20] Ebd.

[21] Vgl. T. Faulhaber u.a. (Hrsg.), Wenn Gott verloren geht. Die Zukunft des Glaubens in der säkularisierten Gesellschaft, QD 174, Freiburg 1998.

[22] W. Kasper, Ein Herr, 87.

[23] Vgl. UR, 1.

[24] Vgl. UR, 12.

[25] Joh. 17,22.

[26] Joh. 17,23.

[27] W. Kasper, Priesterlicher Dienst, 92-94.

[28] Vgl. Eph. 3,17f.

[29] Vgl. K. Krämer, „Geht hinaus in alle Welt ..." – Zur missionarischen Dimension des priesterlichen Dienstes, in: G. Augustin/J. Kreidler (Hrsg.), Den Himmel offen halten. Priester sein heute, Freiburg 2003, 145-167.

[30] 1 Thess 4,3; vgl. Eph 1,4; vgl. LG 39.

[31] Vgl. Communio Sanctorum: Die Kirche als Gemeinschaft der Heiligen. Bilaterale Arbeitsgruppe der Deutschen Bischofskonferenz und der Kirchenleitung der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands, Paderborn 2000.

[32] UR, 4.

[33] Papst Johannes Paul II., Vita Consecrata, 1996, Nr. 5.

[34] Ebd.

[35] Praktische Hinweise über den Beitrag der Ordensgemeinschaften und Gemeinschaften und Bewegungen in der Kirche gibt Walter Kardinal Kasper in: Wegweiser Ökumene und Spiritualität, Freiburg i. Br. 2007, 69-74.

[36] Zur Communio-Ekklesiologie, vgl. Walter Kasper, Die Kirche Jesu Christi, (WKGS 11), Freiburg i. Br. 2008, 15-113.

[37] Vita Consecrata, 46.

Dokumentation

Jörg Dantscher SJ

„Teilt miteinander – Tut dies zu meinem Gedächtnis“*

Gedanken zur Solidarität

Liebe Schwestern und Brüder, sehr geehrte Damen und Herren in Vertretung der Orden, für die Einladung bedanke ich mich sehr. Denn mich verbinden eher freundschaftliche Beziehungen zum Vorstand und zu vielen von Ihnen und Ihren Gemeinschaften als dass ich mich als Fremder fühlen würde. Dennoch: es sind inzwischen manche Jahre vergangen und die Perspektiven verändern sich in meinem Leben sehr schnell, so dass vieles, was mir früher wichtig war, heute nur mehr mühsam präsent ist. Sie und Ihr werdet es verzeihen.

Ich komme aber gerne, wenngleich ich denke, wer darum bittet, ich solle etwas zur Solidarität sagen, also zu dem, was das Solidarwerk ja auf seine Fahne geschrieben hat, der möchte eigentlich so etwas wie Eulen nach Athen tragen. Wo sonst wenn nicht in Ihrem Kreis und in diesem Solidarwerk ist das Prinzip der Solidarität verwirklicht!

Sie können sich an die Vorgänge vor der Gründung des Solidarwerkes erinnern: Wir waren als Orden plötzlich durch die Rentengesetzgebung genötigt, uns etwas einfallen zu lassen, wie wir dem Staat und damit der Gesellschaft gegenüber eine Gewährleistung abgeben können, dass kein Ordensmitglied im Alter und im Pflegefall in Versorgungsnöte gerät. Es gab eine Reihe von Überlegungen. Die einfachste, die uns möglich schien, war die, dass wir nach innen selbst dafür Sorge tragen, aber dass wir nach außen hin die Diözesen um die Gewährleistung für die Orden gegenüber dem Staat bitten wollten. Wir dachten, das wäre möglich, weil wir das Risiko für die Diözesen für gering einschätzten.

Sie wissen, dass wir uns mit diesem Wunsch täuschten, denn die Diözesen sahen das Risiko als unkalkulierbar an und lehnten ab. Damit komme ich zu einem ersten Gedanken:

Solidarität ist immer ein Risiko.

Natürlich wissen Sie, dass dieser Satz so nicht einfach richtig ist; denn es gibt in unserer Welt viele Formen der Solidaritätsbekundungen, bei denen wir kein Risiko eingehen. Wenn ich meine Solidarität mit den buddhistischen Mönchen in Rangun erkläre, kostet mich das nichts: es gefährdet nicht mein Leben, es bringt mir keinen schlechten Ruf ein, jedenfalls nicht in Europa, weit ab von Rangun. Es kostet mich nicht einmal wirklich irgendetwas, was ich zum Leben brauche. Ich entbehre durch diese Form von Solidarität selbst nichts.

Und solcherlei Solidarität gibt es viele. Dennoch spürt jeder, dass in einem Fall, wo es mich nichts kostet, das Wort Solidarität eher ein wenig pathetisch und nicht sehr griffig klingt. Geerdete Solidarität, menschlich verantwortete Solidarität dagegen weiß um das Risiko „mitgefangen – mitgehangen". Oder biblisch: Wer sich als Jünger Jesu solidarisch mit dessen Botschaft erweist, den kann es nicht wundern, dass es auch ihn das Leben kosten kann.

Ein erstes Risiko unserer Solidarität kann darin liegen, dass ich mit den Personen, denen ich Solidarität erkläre, ein Stück meiner inneren Freiheit, meiner Eigenständigkeit verliere. Ich werde oft in eine Schublade gesteckt. „Ach, du bist doch auch einer von den Galiläern!" – Und wer von uns wollte in allen Phasen seines Lebens oder Wirkens, nur weil er sich irgendwann einmal mit jemand solidarisch erklärt hat, auch in eine Art Sippenhaft genommen werden. Denn Solidarität ist zwar keine Sippenhaft, aber der Solidarität haftet an, dass wir zusammengehören und für einander und aneinander haften. Wenn man den einen ans Kreuz geheftet hat, wird man die anderen vielleicht auch anheften.

Ein zweites Risiko kann darin bestehen, dass ich zwar nicht mit den Personen, aber mit ihrer Sache identifiziert werde. Und wenn es dem einen schlecht geht – denn wozu soll sonst Solidarität stehen wenn nicht für Menschen in Not –, dann kann es auch uns, die wir Solidarität erweisen, schlecht gehen. Niemand hat vielleicht gegen uns etwas; aber um der Sache willen wird weggeschaut, weil wir keine Lösung wissen. An wie vielen Bettlern dieser Stadt gehe ich vorbei und schaue weg, weil ich nicht mit allen solidarisch sein kann! In wie viel Not dringt mein Blick nicht ein, weil ich nicht weiß, wie man helfen könnte.

So gilt an dem Satz „Solidarität ist immer ein Risiko" eben doch, dass wir nicht ganz entkommen. Der heimliche Lauf aus Jerusalem in die schützende Nacht von Emmaus, um sich dem Risiko Jesu zu entziehen, bringt nur teilweise eine Minimierung des Risikos. Irgendwann kommt die Frage der solidarischen Einstellung wieder auf mich zu. Und das ist die zweite Einsicht:

Wo Solidarität angefragt ist, helfen in der Regel keine Vermeidungsstrategien.

Oder anders: Wenn wir uns der Solidarität entziehen, kann es langfristig schlimmer werden – und zwar für viele und für mich selbst auch.

Die Bischöfe bzw. Diözesen hatten uns damals angeraten, dass jeder Orden gegenüber dem Staat eine Wirtschaftsprüfung durchführen lässt, aus der hervorgeht, dass die einzelne Gemeinschaft genügend Rücklagen gebildet hat, um für die Alten und Pflegebedürftigen sorgen zu können. Den eigenen bischöflichen Kongregationen wurden dadurch in vielen Fällen die Lasten der Kosten und die Arbeit für diese sich immer wiederholenden Gutachten aufgetragen – das mag ja noch ein gesunder Prozess sein, sich immer wieder zu fragen, wie man für eine eventuelle Not vorgesorgt hat. Aber für die Not selbst, in die eine Gemeinschaft mit ihrer Verpflichtung einer abgesicherten Sorge für die alten und pflegebedürftigen Ordensmitglie-

der kommen kann, wäre ein solches Wirtschaftsgutachten keine verlässliche Hilfe. Es wäre in manchen Fällen nur ein Konstatieren, dass der Orden – aus welchen Gründen auch immer – seine Verpflichtung nicht mehr wahrnehmen kann.
Insofern haben die Orden damals, so scheint mir, mit Recht diesen Vorschlag nicht favorisiert, obwohl es wirklich gut ist, sich immer wieder durch eine Prüfung klar zu werden, was wir tun, um unsere Verpflichtung zu erfüllen. Im Beispiel Jesu: Wenn ein König gegen einen anderen König zu Feld ziehen will, setzt er sich dann nicht vorher hin und zählt seine Krieger; andernfalls schickt er vorher Boten, die um Frieden nachsuchen sollen. Es ist also vor allem Vorsorge gefragt anstatt die Vision erhoffter Solidarität durch andere. Und so komme ich zu einer dritten Einsicht:

Solidarität setzt Vorsorge und Nachsorge voraus.

Die Geschichte vom heimkehrenden Sohn und dem barmherzigen Vater ist keine Erzählung zum Fall der Solidarität, sondern eine Geschichte zum Thema „das Erbarmen des Vaters". Der Sohn darf nicht darauf spekulieren, dass er bei Vernachlässigung der Sorge um sein eigenes Leben und seinen eigenen Unterhalt einfach nach Hause kehren kann und dort wieder in eine Versorgungsgemeinschaft seines Vater- oder Mutterhauses aufgenommen wird. Vielmehr ist – in zweifacher Weise – Solidarität nur dort planbar und anbietbar, wo es vorsorgliche Strukturen und Bemühungen der Selbsthilfe gibt oder wo man solche schaffen kann.
In manchem Krisen- und Notgebiet der Erde ist diese Vorsorge nicht möglich, einfach weil das Leid und die Not so groß sind, dass niemand Kraft hat, vorzusorgen. Wer von der Hand in den Mund leben muss, wird nicht Schätze sammeln können wie der reiche Mann, der sich Gedanken macht, wo er seine reiche Ernte ansammelt. Nur weil es zuerst sieben fette Jahre gab, konnte Josef von Ägypten die Lagerhäuser des Pharao füllen, um in den sieben mageren Jahren der Not des Volkes und der seiner Brüder Abhilfe zu schaffen.
Und eine solche Vorsorge ist eigentlich immer wichtig bei dem, der zur Hilfe bereit ist, aber auch bei dem, der später Hilfe benötigt. Wer in Saus und Braus sein Vermögen vertut – wie der jüngere Sohn in der Fremde – hat kein Anrecht auf Solidarität. Darin hat der ältere Sohn recht – und der Vater tut sich schwer, dem älteren Sohn die Augen dafür zu öffnen, dass diese Rückkehr keine Frage der Solidarität, sondern des Erbarmens ist. Die Geschichte einer unserer männlichen Ordensgemeinschaften mit vielen Millionen von Schulden ist daher eigentlich keine Geschichte von Solidarität, sondern von mangelnder Vorsorge und Sorgfaltspflicht gewesen. Dass die gleichnamige Schwesterngemeinschaft dann auf Geheiß römischer Institutionen mit Mitteln der eigenen Altersversorgung einspringen musste, ist genau genommen kein Fall von Solidaritätshaftung, sondern ein Fall von Bemühungen, den Schaden auf Kosten anderer auszubügeln, ohne selbst eingestehen zu müssen, eine entsprechende Aufsichtspflicht vernachlässigt zu haben.
Aber wenn nun viele Menschen gar keine Möglichkeit haben, Vorsorge zu treffen – was nicht für uns Orden gelten darf –, dann verlangt Solidarität wenigstens, dass durch Personen und Strukturen gewährleistet wird, dass die solidarische Hilfe nicht ins Leere, nicht an falsche Orte und an falsche Personen geht, sondern wirklich Hilfe zur Selbsthilfe wird. Insofern erwartet die Solidarität eben immer eine gute Mischung von Vorsorge und Nachsorge. Und letztere muss sich auch erkennen und kontrollieren lassen. In einen Sack mit Löchern oder in einen Sack von Gaunern füllt man keinen Weizen, wie die Geschichte von Josef von Ägypten und seinen Brüdern uns lehrt. Und noch ein vier-

ter Gedanke gilt dem gemeinsam getragenen Risiko der Solidarität:

Das Risiko muss tragbar sein.

Ich kann die Diözesen gut verstehen, dass sie die von uns erbetene Solidarität abgelehnt haben, wenn sie zur Erkenntnis kamen, dass das Risiko so groß ist, dass sie mit nicht geringer Wahrscheinlichkeit damit für einen Schaden einstehen sollen, den sie nicht tragen können oder wollen. Wir müssen an dieser Stelle nicht darüber richten, wie viel eigentlich an Kirchensteuermitteln im Sinn einer gemeinsamen Aufgabenstellung aller Gruppen und Institutionen der Kirche von den Diözesen verwaltet und mit wem geteilt werden sollten oder könnten, vor allem auch nicht angesichts der finanziellen Schwierigkeiten, in die sich Diözesen selbst begeben haben, wenn wir an Bistümer wie Berlin oder Aachen denken. Es bleibt richtig: Solidarität kann nur dort wirklich brauchbar geplant werden, wo sich absehen lässt, dass die Solidargemeinschaft zusammen das Risiko mit größerer Wahrscheinlichkeit tragen kann. Wir sehen an dieser Formulierung, dass es sich hier um die Frage eines gemeinsamen Ermessens handelt. Daher ist auch mehr als stimmig, dass das Solidarwerk der Orden keinen Blindflug der Solidarität unternimmt, sondern immer wieder prüft oder auch kontrolliert, ob sich das Risiko im ganzen oder bei einzelnen Gemeinschaft verringert, vergrößert oder so gestalten lässt, dass alle gemeinsam sagen: Ja, das können wir schultern. „Kommt, die ihr mühselig und beladen seid!", sagt Jesus seinen Freunden, weil er weiß, dass seine Solidarität nicht nur eine große Risikobereitschaft mit einschließt, sondern auch eine Art von Rückversicherung bei seinem Vater hat; denn er verspricht ja nicht, dass hier auf Erden all das erträglich gestaltet werden kann. Sondern dass es eine Perspektive gibt, die über die Kategorien des menschlichen Lebens hinausreicht: „Selig die Armen, denn ihrer ist das Himmelreich", „Selig die Trauernden, denn sie werden getröstet werden" usw. Unsere Solidarität – vor allem auch die des Solidarwerkes – bezieht sich aber nicht auf diese alle Dimensionen sprengende Zusage des Himmelreiches, sondern auf Probleme des gemeinsamen Tragens von innerweltlichen Schwierigkeiten. Es ist wie die Zusagen von Ruth an Noomi: „Wohin du gehst, dahin will auch ich gehen; und wo du bleibst, da bleibe auch ich. Dein Volk ist mein Volk und dein Gott ist mein Gott!" (Rut 1,16) Ruth trägt ein hohes Risiko, aber sie weiß, dass sie es mit Gottes Hilfe tragen oder doch wenigstens ertragen kann.

Doch je größer die Gruppe ist, mit der man und für die man einsteht, umso transparenter muss auch die Ertragbarkeit sein. Daher sagt Jesus: „Kommt und seht!", als sich zwei junge Männer fragen, ob sie diesem Mann auf Anraten Johannes des Täufers folgen können. All dies hat nichts mit Misstrauen zu tun, sondern mit der Frage, ob und wie lange und in welchem Umfang ein Risiko getragen oder mitgetragen werden kann. Wer Solidarität erwartet, steht unter dem einladenden und nicht verschleiernden Wort „Kommt und seht!".

Darin zeigt sich ein weiterer Akzent von Solidarität: Solidarität ist nicht zu verwechseln mit Sozialpflichtigkeit. Eine solche meint: Ich habe Talente , Veranlagungen, Begabungen, Besitz erworben oder geschenkt bekommen und diese gehören nicht nur mir, sondern ich bin mit diesen Gaben auch anderen gegenüber pflichtig, diese Talente zu nützen. Das ist Sozialpflicht.

Solidarität ist immer eine Art freiheitlicher Akt, eine freie Gabe.

Im Solidarwerk ist keine Gemeinschaft genötigt, sondern jeder, der mitmacht, bringt sich in Freiheit ein. Wir haben oft Glaubensgemeinschaft und Mission so aufgefasst,

als würde uns Gott nötigen, dazu gehören zu müssen, am besten noch römisch-katholisch dazugehören zu müssen. Wer nicht mitmacht oder wer zu spät kommt, den bestraft das Leben – oder Gott. Nein, so nicht. Solidarität meint: Ich lade dich ein, mit zu machen, aber du bist frei, dies zu tun oder zu lassen.

Jesus fordert nicht: „Bleibt doch wenigstens ihr!", sondern er fragt einladend: „Wollt auch ihr gehen?" Und es ist ein langer Lernprozess auf dem Weg gelebter Solidarität, aus freiem Herzen etwas zu tun und nicht nur der Not zu gehorchen. Liebe Schwestern und Brüder, daher ist für ein solches Werk auch schön und sinnvoll, dass an kleinen Zeichen diese freiheitliche, geschwisterliche Solidarität spürbar wird. Das Solidarwerk ist immer in Gefahr, wie jede Brandschutzversicherung – ich sage das, weil es bei uns vor einer Woche in der Kirche gebrannt hat und ich für diese Art von Versicherung eine gewisse Dankbarkeit verspüre -, also das Solidarwerk ist immer in Gefahr, nur mehr eine Art Versicherungsbehörde zu werden: Ich leiste etwas oder ich bin Mitglied und erhalte dafür etwas, was ich brauche.

Das meint aber Solidarität nicht. Solidarität meint, dass ich mehr gebe als eingeklagt werden kann und dass ich mehr erhalte als gefordert werden kann. Das bleibt aber nur lebendig, wenn dieses Bewusstsein immer wieder gestärkt wird, ähnlich wie es zu Beginn der Gründung des Solidarwerkes war. Israel feiert jedes Jahr neu das Paschafest, weil es sonst zu selbstverständlich würde, dass wir Freiheit und Solidarität haben. Dass bedeutet, dass überall, wo wirkliche Solidarität geschenkt und erwartet wird, sich die Menschen, die sich in eine Solidargemeinschaft begeben, einander immer wieder freundschaftlich begegnen und treu in dieser Art von Freundschaft bleiben. Daher verstehe ich den Wunsch des Solidarwerkes und seines Vorstandes, wirklich bei solchen Treffen den Kontakt mit denen zu halten, die für die Gemeinschaften Verantwortung tragen, die das Werk dieser Freundschaft in Freiheit mittragen. Die Mitgliederversammlung möchte – aber wem sage ich das – daher ja nicht ein reines Formal-Treffen sein, bei dem man Stimmen an andere überträgt oder jemand schickt, der geschickt ist, sondern dass Schwestern und Brüder sich ihrer Solidarität immer wieder vergewissern. Und dazu bedarf es auch einer gewissen Kontinuität und freundschaftlicher Begegnung. Pascha wird nicht mit Fremden, sondern mit Freunden gefeiert. Solidarität ist ein Zeichen freiheitlicher Freundschaft. Jesus: „Ich nenne euch nicht mehr Knechte, sondern Freunde." So gilt ein sechster Gesichtspunkt:

Freiheitliche Solidarität weiß um die Bindung.

Denn natürlich ist es immer ein Geschenk, wenn sich Menschen oder Gruppen finden, die einander helfen, wenn eine schwierige Situation entsteht. Und wir können uns des Geschenkcharakters nicht genug vergegenwärtigen. Aber es entsteht auch eine Bindung wie wenn wir einen Baum in die Erde pflanzen. Jeder Baum ist ein Geschenk Gottes und der Natur. Aber wenn sich die Wurzeln in den Boden eingelassen haben, ist der Baum Teil der Erde und des Himmels und beide, Erde wie Himmel rechnen mit der Verlässlichkeit des Baumes. Wo sollten die Vögel der Hoffnung ihre Lieder singen und wie sollte der Erdboden vor Erosion geschützt sein, wenn der Baum sich wegheben würde oder in seine Einzelteile zerfallen wollte.

Was ich damit meine: Wenn wir einander Solidarität zusagen, entsteht auch eine Bindung, auf die wir uns verlassen wollen und verlassen können müssen. Das meint vielerlei. Wir sehen bei den Banken: Wenn irgendwo Schwierigkeiten im Bankenwesen auftreten, laufen alle Kunden und retten ihr Vermögen. Doch gerade dadurch wird die Bank erst in den Strudel gerissen, aus dem sie selbst durch andere Banken dann nicht mehr

leicht gerettet werden können. Wenn alle Bankkunden nicht von der Angst getrieben würden, sondern Verlässlichkeit zeigen könnten, würde die Krise oft gemeistert werden können. Ähnlich ist es auch im Bereich unserer Solidarität: Wir bauen auf einander, weil wir uns aneinander gebunden haben. Und das ist wie ein kleines Wunder: Ein freiheitliches Ja wird zu einem Wort der Verbundenheit und der Bindung.

Wer dieses erlebt kann nur staunen, dass Orden sich binden können, wenn es Diözesen nicht riskieren. Warum: Weil wir mehr in Freundschaft gebunden sind als in Institutionen; weil wir einander mehr vertrauen als vertragen. Ein Solidarwerk ist eben eher ein Vertrauensbund als ein Vertragswerk – was ja auch nötig ist, aber eben noch nicht die Mitte der Solidarität ausmacht. Was Gott mit den Menschen vorhat, ist nicht ein „Vertrag" – vertragt euch, dann vertrage ich mich mit euch, sondern ein Bund, sei er nun alt-bewährt oder neu verstanden: ein Alter und ein Neuer Bund. Und das Solidarwerk ist Teil eines solchen größer gedachten Bundes: Wie Gott sich an uns bindet, binden wir uns auch aneinander.

Doch wenn Gott sich auch grenzenlos an uns bindet und seine Liebe nicht auslotbar ist, so ist unsere, nämlich menschliche Solidarität immer eine begrenzte. Und insofern haben wir einen achten Gesichtspunkt:

Bindung und Solidarität geschieht nur in Grenzen.

Vielleicht mag einer das bedauern, dass Solidarität und ein menschlicher Bund immer nur begrenzt sind. Aber das ist mit dem menschlichen Leben überhaupt so: Wir leben in Grenzen und Begrenzungen. Und das ist auch eine Begrenzung des Risikos, der menschlichen Kapazitäten. Ich kann nicht mehr geben und nicht mehr einfordern als vorhanden ist. Solidarität bedeutet daher auch immer auf beiden Seiten Bescheidenheit: wir bescheiden uns im Rahmen des Möglichen; wir bescheiden uns im Rahmen des Nützlichen oder – falls möglich – des Nötigen. Das Solidarwerk ist nicht wie die Geschichte vom „Fischer un sin Frou": Wir fragen nach dem kleinen Finger und nehmen die ganze Hand oder gar den ganzen Menschen. Die Bescheidung und daher auch die Bescheidenheit macht es möglich, immer wieder an Solidarität zu appellieren. Wüssten wir, dass wir aufgefressen werden, würde keiner mehr solidarisch sein.

Das geschieht aber nicht nur, weil wir einfach zu klein, zu arm, zu bedürftig sind, sondern weil darin das Geheimnis der größten Solidarität steckt, die wir überhaupt irgendwo wahrnehmen und wahr werden lassen. Es ist die Geschichte und die Feier der Solidarität Jesu, also Gottes, mit uns Menschen. Und so möchte ich ganz behutsam, aber nicht weniger deutlich eine letzte Dimension der Solidarität benennen:

Gottes Geschichte der Solidarität mit dem Menschen geschieht durch seine Menschwerdung und sein Abendmahl.

So können wir nämlich als theologische Implikation jeglicher Solidarität erahnen, dass Gott sich von uns erfahren lässt als einer, der sich mit-teilt; der nicht für sich bleibt, sich genügt, sondern schöpferisch aus der Fülle seines Seins ein in Freiheit sich verschenkender ist. Er ist die Mitteilung schlechthin; er wird uns deutlich, greifbar, wo Schöpfung sich im Teilen vollzieht. Er will auch, dass der Mensch nicht alleine ist, als Gipfel des Kosmos, sondern dass Adam einer ist, der diese Welt mit anderen teilt.

Und dieses Geheimnis zieht sich durch die ganze Offenbarungsgeschichte des Volkes Israel hin: Abraham ist bereit, mit seinem Bruder das Land zu teilen; Josef von Ägypten teilt mit seinen Brüdern; Mose teilt seine Vision von Freiheit und von Gottes Bund durch das

Gesetz mit seinen Landsleuten; der leidende Gottesknecht teilt das Schicksal des Volkes in der Verbannung und Unterdrückung, in der Schande und in der Verirrung. Der Hirte teilt seine Zuneigung mit dem verlorenen Schaf. Und schließlich teilt Jesus mit seinen Freunden das Leben bis an die Grenze des Vermögens, dort, wo er nur mehr kleine Zeichen hat für seine große Solidarität: Brot und Wein, das gemahlene Weizenkorn und der gekelterte Wein. Und seine Solidarität wird nicht vor allem dort „begriffen", wo wir nachdenklich über die Materialität des Geteilten, sondern über die Intensität des Teilens nachdenken: Teilt – und wo ihr teilt, dort bin ich unter euch. Seid solidarisch – und wo ihr es seid, da bin ich unter euch lebendig.

Deshalb darf ich mit einer kleinen Geschichte solcher gelebter Vergegenwärtigung Jesu unter uns Orden meine Gedanken beenden. Es ist der Auszug aus einem Brief, den ich in diesen Wochen erhalten habe und der stellvertretend für manche Solidarität unter uns Orden steht, wie Sie wissen. Da heißt es:

„Unsere Gemeinschaft hatte sich nach zweijährigem Prozess entschieden, dass unsere vier Seniorinnen in ein Schwesternaltenheim gehen, damit die Zurückbleibenden die Chance haben, neu aufzubrechen und die Möglichkeit besteht, neue Schwestern aufzunehmen. Ohne diesen Schritt wären die noch tätigen Schwestern mit der Sorge um die Betagten voll ausgelastet gewesen.

Die Suche nach einem Platz gestalteten sich schwierig. Nach mehrfachem vergeblichem Vorsprechen und Telefonaten im eigenen und in den Nachbarbistümern, gelangte ich an die Katharinenschwestern in Berlin, die gerade ihr dortiges Provinzialat auflösten. Mit guter Aussicht wurde ich an die Provinzoberin in Münster, Sr. M. Friedburga, verwiesen. Auf meine Anfrage erhielt ich sofort die Antwort: „Wir haben für unsere Schwestern in unserem Schwesternaltenheim in Daun Platz, dann auch für Ihre!" Die gleiche Offenheit erfuhren wir in Daun. Es ist gelebtes „Solidarwerk pur", zumal unsere Schwestern völlig kostenlos dort sein dürfen und ganz in den Konvent hineingenommen sind. Im Namen unserer Gemeinschaft möchte ich den Katharinenschwestern ausdrücklich danken und vielleicht kann die eine oder andere Gemeinschaft sie als Vorbild nehmen. Seit 30.07.2007 sind drei unserer Seniorinnen dort und fühlen sich wirklich wohl. „

Und dann heißt es weiter: „Lieber Herr Pater, ich denke, Sie verstehen, dass es mir ein großes Anliegen ist, dass der Dank an die Katharinenschwestern klar ausgesprochen wird, denn es war wirklich schwierig, einen Platz zu finden. Die Tatsache, dass die Katharinenschwestern nicht einmal einen finanziellen Beitrag von uns nehmen, ermöglicht uns, drei Schwestern aus einem Kloster unseres Ordens in Indien bei uns aufzunehmen und ihnen den nötigen Start (Sprachkurse etc.) zu ermöglichen. Die indischen Schwestern kommen, um unseren Aufbruch zu unterstützen." Und Jesus würde uns einladen: Tut dies zu meinem Gedächtnis; lasst meine Solidarität so unter Euch lebendig werden.

P. Jörg Dantscher SJ war bei der Gründung des Solidarwerks der Orden Vorsitzender der Vereinigung Deutscher Ordensobern und in dieser Eigenschaft maßgeblich an dessen Entstehung beteiligt. Er ist heute Pfarrer der Pfarrei St. Ignatius und St. Antonius in Frankfurt am Main.

* Referat bei der Mitgliederversammlung des Solidarwerks der Orden in Frankfurt am Main am 9. November 2007.

Ulrich Engel OP

Ordensleben als prophetisches Zeichen?

*Eine systematisch-theologische Skizze**

1. Das Zweite Vatikanische Konzil hat weder im Dekret über die zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens „Perfectae caritatis" noch in der Dogmatischen Konstitution über die Kirche „Lumen gentium" die *vita religiosa* als „prophetisch" gekennzeichnet; allenfalls partizipieren die Ordensleute als Teil des gesamten Volkes Gottes am prophetischen Amt Christi (vgl. LG 12).

2. Die Charakterisierung des Ordenslebens als „prophetisches Zeichen" kommt erst in nachkonziliarer Zeit auf. Kirchenamtliche Erwähnung findet die Kennzeichnung *expressis verbis* im Dokument der Religiosenkongregation „Religiosi e promozione umana" von 1980.[1] Gemäß der Einführung in das Dokument wurzelt der prophetische Charakter des Ordenslebens wesentlich in der prophetischen Sendung Christi, den Armen die Frohe Botschaft zu bringen (vgl. Lk 4,18), um in der Hinwendung zu ihnen und im Eintreten für Gerechtigkeit zur „Bekehrung und Umwandlung der Welt" (RPU 33b) beizutragen.
In ähnliche Richtung zielen auch befreiungstheologische Ansätze; so wiesen beispielsweise die 1968 in Medellín (Kolumbien) versammelten Bischöfe aus ganz Lateinamerika dem Ordensleben dezidiert „eine prophetische Aufgabe [zu]: Es soll nämlich eschatologisches Zeichen sein"[2].
Deutlich also beziehen beide nachkonziliare Dokumente – RPU und Medellín – die als prophetisch markierte Zeichenfunktion des Ordenslebens auf den gesellschaftpolitischen Bereich *ad extra*.

3. Im Bereich der Ordenstheologie waren es vor allem Jean-Marie Roger Tillard OP (1927-2000) und Johann Baptist Metz, die sich mit der prophetischen Zeichenhaftigkeit der *vita religiosa* befasst haben.
Nach Tillard verkündet der Prophet „unnachgiebig die Forderungen von Gerechtigkeit und Wahrheit, ohne sich allzu viel Gedanken über die unmittelbaren Folgen oder die konkreten Möglichkeiten zu machen. Er sagt, was zu sagen ist, und klagt die unvermeidliche Mittelmäßigkeit an"[3]. In dieser Haltung – Tillard bezeichnet sie als eine „conviction évangélique"[4] – obliegt es den Ordensleuten, mit ihrer ganzen Existenz den Primatsanspruch Gottes in Erinnerung zu rufen – auch und besonders innerhalb der Kirche.
Metz spricht zwar an keiner Stelle seiner Schriften von einer prophetischen Dimension der *vita religiosa*, doch definiert er – sachlich in dieselbe Richtung zielend – die Orden als „kritische Öffentlichkeit in der Kirche"[5]. Berühmt geworden ist seine Formulierung aus „Zeit der Orden?": Orden sind „eine Art *Schocktherapie des Heiligen Geistes für die Großkirche*: Gegen gefährliche Arrangements und fragwürdige Kompromisse, zu denen die Großinstitution Kirche immer wieder neigen mag, klagen sie die Kompromißlosigkeit des Evangeliums und der Nachfolge ein. Sie sind in diesem Sinne die institutionalisierte Form einer gefährlichen Erinnerung inmitten der Kirche."[6]
Nach beiden – Tillard wie Metz – zielt das prophetisch-kritische Zeugnis der Ordensleute zuerst auf die Institution Kirche *ad intra*.[7]

4. Im Anschluss an die hier nur ganz knapp rekonstruierten Aussagen von RPU, Medellín, Tillard und Metz zur prophetischen Dimension des Ordenslebens stellen sich zwei Fragen:

a) Wie verhalten sich die konträren Zielbestimmungen der Ordensprophetie – *ad extra* im Blick auf den politisch-sozialen Kontext vs. *ad intra* im Blick auf den kirchlich-institutionellen Bereich – zueinander?
b) Welchen theoretischen Status hat die real existierende Gebrochenheit des praktisch gelebten Ordenslebens für eine verantwortete theologische Rede von dessen prophetischer Zeichenhaftigkeit?

5. Skizziert seien an dieser Stelle nur die Richtungen, in die sich m.E. die Antworten auf die o.g. Fragen bewegen müssten:

a) Allein in einem dialektischen Zueinander von Innen und Außen sind Ort und Auftrag der Orden in Gesellschaft und Kirche zu finden. Dem Zweiten Vatikanischen Konzil war es grundlegend „um die Bedeutung des Glaubens im Außen der Kirche“[8] zu tun. Im Hintergrund dieser These steht die Überzeugung, dass nicht nur das ekklesiale Innen Ort des Glaubens ist, sondern ebenso der gesellschaftliche Kontext außerhalb der Kirche. Folglich kann es seit dem Konzil zwischen den diversen Orten des Glaubens, dem eigenen *Topos* auf der einen und den – immer im Plural vorkommenden(!) – politischen, sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen *Heterotopoi* auf der anderen Seite, keinen auf Ausschließung beruhenden Gegensatz mehr geben. Theologisch bedeutet das: „Erst wer sich dem Fremden ausliefert, bei ihm politisch wie geistlich präsent ist, findet sich selbst im Anderen – und darin den Herrn.“[9] Innen und Außen dürfen also nicht gegeneinander ausgespielt werden.
b) Will man die faktische Unzulänglichkeit der individuell (Stichwort: Sünde) und institutionell (Stichwort: Einbindung in das – hierzulande finanziell i.d.R. für beide Seiten profitable – großkirchliche System[10]) gelebten Ordensexistenz nicht eindimensional als Beweisgrund gegen jegliches prophetisches Zeichenpotential verstehen, dann bedarf es einer *theologischen* Interpretation, welche die alltäglichen Gebrochenheiten (anstatt sie zu verdrängen) als integralen Bestandteil der *vita religiosa* zu verstehen sucht. Denn „noch in ihrer Fehlerhaftigkeit legen die Ordensleute ein ihnen gemäßes Zeugnis ab, indem sie gerade dadurch auf die je größere Barmherzigkeit Gottes verweisen, der sündige Menschen in seinen Dienst nimmt.“[11]
Neben diesem theologischen Argument ist ein *zeichentheoretisches* anzuführen, gilt doch, dass zum Zeichen geradezu unabdingbar die Differenz zwischen Zeichen und Bezeichnetem gehört. Was Jörg Splett im Blick auf Symbole sagt, kann m.E. auch auf Zeichen übertragen werden: „Das Symbol der Versinnlichung eines geistigen Gehalts bleibt wesensnotwendig seinem Inhalt unangemessen und aus diesem Grund zweideutig. Da es nämlich eine eigene Gestalt besitzt, die sich vom Symbolisierten unterscheidet, verdeckt es dieses stets zugleich.“[12]

6. Schließlich stellt sich die Frage, ob die Orden qua Institution oder eher die einzelnen Mitglieder Träger der prophetischen Zeichen sind. Zur Beantwortung seien zwei Hinweise gegeben:

a) *Institutionentheoretisch* ist an die von Max Weber eingeführte Unterscheidung zwischen den beiden Herrschaftstypen *Charisma* und *Institution* anzuknüpfen. In seiner Religionssoziologie „Wirtschaft und Gesellschaft“ charakterisiert Weber das Charisma als außeralltäglich.[13] Zugleich beschreibt er den Weg der *„institutionellen* Wendung des Charismas“ (WG 674). Ohne diesen Übergang bliebe die rein charismatische Herrschaft dauerhaft labil

und bedroht. Entsprechend bedarf es der „Veralltäglichung" (WG 663) des Außeralltäglichen. Mit dem Begriff der Veralltäglichung beschreibt Weber einen Institutionalisierungsprozess, der zum Ziel hat, die charismatische Herrschaft auf Dauer zu stellen.

Die erste Stufe der Institutionalisierung ist also die Veralltäglichung. In ihr bleibt das Charisma an eine Person gebunden. Die zweite Stufe der Institutionalisierung nennt Weber „Versachlichung" (WG 657). „Der entscheidende Unterschied zwischen Veralltäglichung und Versachlichung liegt in der Übertragbarkeit der charismatischen Geltung im Fall der versachlichten Institutionalisierung auf die Institution selber."[14] Das Charisma ist von nun an „an ein institutionelles Gebilde ohne Ansehen der Person geknüpft" (WG 671).

Damit ist das Charisma über die Institution versachlicht, andererseits ist die Institution über das, was man ‚Institutionen-Charisma' nennen könnte, charismatisch aufgeladen.

Vor diesem Hintergrund muss die Bipolarität zwischen dem Ordensinstitut einerseits und dem einzelnen Mitglied andererseits auch im Blick auf die prophetische Qualifikation nicht notwendigerweise als die jeweils andere Seite ausschließend – nach dem Motto: entweder Institution oder Person – verstanden werden. Vielmehr könnte man im Anschluss an Weber widerspruchsfrei und gleichzeitig von einer in der Institution Orden versachlichten Prophetie *und* einer prophetisch aufgeladenen Institution sprechen.

b) Diesem soziologisch eruierten Befund korrespondiert die aktuelle *exegetische* Einsicht, nach der im Ersten/Alten Testament Institution und Prophetie nicht zwangsläufig als Gegensätze betrachtet werden müssen. Denn – so Ulrike Bechmann und Joachim Kügler in ihrer Zusammenfassung der neueren bibelwissenschaftlich-exegetischen Forschungsergebnisse – die „Unabhängigkeit eines/r Propheten/in ist nicht notwendigerweise Voraussetzung für Institutionenkritik. Diese kann auch innerhalb der Institution angesiedelt sein. Mit ihrer Kritik kann eine Institution selbst innerhalb einer Gesellschaft kritisch-prophetisch wirken."[15] Damit ist auch im Rückgriff auf die biblische Tradition die Möglichkeit gegeben, nicht nur der je einzelnen Ordensfrau bzw. dem je einzelnen Ordensmann qua charismatischer Persönlichkeit, sondern den Orden qua kirchlicher Institution insgesamt eine prophetische Zeichenhaftigkeit zuzusprechen.

7. Fazit: Vor dem Gesamthintergrund der hier vorgelegten Skizze ist es m.E. theologisch vertretbar, das (real gelebte) Ordensleben – sowohl hinsichtlich seines personalen als auch seines institutionellen Aspekts – als prophetisches Zeichen für Kirche und Welt zu deuten.

P. Dr. Ulrich Engel OP ist geschäftsführender Direktor des „Institut M.-Dominique Chenu - Espaces Berlin" (IMDC).

* Diskussionspapier zur Vorlage bei der Arbeitsgruppe „Institute des geweihten Lebens" der Kommission IV (Pastoralkommission) der Deutschen Bischofskonferenz.

1 Vgl. die deutsche Übersetzung: Kongregation für die Ordensleute und Säkularinstitute, Das Ordensleben und die Förderung des Menschen, Einführung, 4, 24, 33 (= RPU). – Seinen Ursprung hat das Dokument allerdings schon in der Vollversammlung der Kongregation von 1978.

2 Die Kirche in der gegenwärtigen Umwandlung Lateinamerikas im Lichte des Konzils, 12,2 (= Medellín). – Analoge Positionen finden sich auch bei V. Codina, El profetismo de la vida religiosa posconciliar latinoamericana; ders. / N. Zevallos, Ordensleben, bes. 155-160.

[3] J.-M.R. Tillard, Frei sein in Gott, 73.

[4] Vgl. z.B. ders., Devant Dieu et pour le monde, 304.

[5] J.B. Metz, Zur Theologie der Welt, 127.

[6] Ders., Zeit der Orden?, 10.

[7] Ähnliche Ansätze vertreten auch N. Lohfink, Die Orden als Gottes Kirchentherapie; P.M. Zulehner, Ordenschristen und ihr prophetischer Dienst.

[8] H.-J. Sander, Theologischer Kommentar zur Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute *Gaudium et spes*, 701.

[9] U. Engel, Ort und Auftrag der Orden in der Gesellschaft heute, 42.

[10] Beschrieben werden können diese (seitens der Orden *und* der diözesan verfassten Kirche beidseitig gerne gesuchten) Einbindungen in finanzieller, ideologischer, kirchenrechtlicher und pastoraler Hinsicht als asymmetrische Machtkonstellationen; vgl. ders., „Gemeinsam dem Evangelium dienen".

[11] A. Herzig, „Ordens-Christen", 240.

[12] J. Splett, Art. Symbol, 786.

[13] Vgl. M. Weber, Wirtschaft und Gesellschaft, 245 (= WG).

[14] A. Gimmler, Institution und Individuum, 92.

[15] U. Bechmann / J. Kügler, Biblische Prophetie, 13.

LITERATUR

Kirchliche Dokumente:

DAS ZWEITE VATIKANISCHE KONZIL, Dogmatische Konstitution über die Kirche „Lumen Gentium", in: Das Zweite Vatikanische Konzil, Dokumente und Kommentare. Teil I (LThK Erg.-Bd. 1), Freiburg/Br. 1966, 156-347.

—Dekret über die zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens „Perfectae caritatis", in: Das Zweite Vatikanische Konzil, Dokumente und Kommentare. Teil II (LThK Erg.-Bd. 2), Freiburg/Br. 1967, 266-307.

Die Kirche in der gegenwärtigen Umwandlung Lateinamerikas im Lichte des Konzils. Sämtliche Beschlüsse der II. Generalversammlung des Lateinamerikanischen Episkopats, Medellín 24.8.-6.9.1968, in: Die Kirche Lateinamerikas. Dokumente der II. und III. Generalversammlung des lateinamerikanischen Episkopats in Medellín und Puebla, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Stimmen der Weltkirche Bd. 8), Bonn o.J., 22-133.

KONGREGATION FÜR DIE ORDENSLEUTE UND SÄKULARINSTITUTE, Das Ordensleben und die Förderung des Menschen, in: *Ordenskorrespondenz* 22 (1981), 251-292.

Weitere Literatur:

ULRIKE BECHMANN / JOACHIM KÜGLER, Biblische Prophetie. Exegetische Perspektiven auf ein heikles Phänomen, in: Rainer Bucher / Rainer Krockauer (Hrsg.), Prophetie in einer etablierten Kirche? Aktuelle Reflexionen über ein Prinzip kirchlicher Identität (Werkstatt Theologie. Praxisorientierte Studien und Diskurse Bd. 1), Münster 2004, 5-23.

VÍCTOR CODINA, El profetismo de la vida religiosa posconciliar latinoamericana, in: *Testimonio* 92 (1985), 44-51.

— / NOÉ ZEVALLOS, Ordensleben. Aus dem Spanischen von Horst Goldstein und Damian van Melis (Bibliothek Theologie der Befreiung: Die Kirche, Sakrament der Befreiung), Düsseldorf 1991.

ULRICH ENGEL, Ort und Auftrag der Orden in der Gesellschaft heute, in: Berufung und Sendung der Gemeinschaften des geweihten Lebens in der Kirche heute. Arbeitshilfen zum Wort der deutschen Bischöfe „Gemeinsam dem Evangelium dienen", hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Arbeitshilfen Bd. 211), Bonn 2007, 33-46.

— Gemeinsam dem Evangelium dienen. Anmerkungen zum Dialog zwischen Orden und Ortskirchen, in: *Ordenskorrespondenz* 49 (2008), 259-265.

ANTJE GIMMLER, Institution und Individuum. Zur Institutionentheorie von Max Weber und Jürgen Habermas, Frankfurt/M. 1998.

ANNELISE HERZIG, „Ordens-Christen". Theologie des Ordenslebens in der Zeit nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil (Studien zur systematischen und spirituellen Theologie Bd. 3), Würzburg 1991.

NORBERT LOHFINK, Die Orden als Gottes Kirchentherapie. Biblische Überlegungen zur Not der Kirche und zur Not vieler Orden, in: *Ordenskorrespondenz* 27 (1986), 31-64.

JOHANN BAPTIST METZ, Zeit der Orden? Zur Mystik und Politik der Nachfolge, Freiburg/Br. 51982.

— Zur Theologie der Welt, Mainz 51985.

HANS-JOACHIM SANDER, Theologischer Kommentar zur Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute *Gaudium et spes*, in: Peter Hünermann / Bernd Joachim Hilberath (Hrsg.), Herders theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil. Bd. 4: Apostolicam actuositatem, Dig-

nitas humanae, Ad gentes, Presbyterorum ordinis, Gaudium et spes, Freiburg/Br. 2005, 581-886.

JÖRG SPLETT, Art. Symbol, in: Sacramentum Mundi. Theologisches Lexikon für die Praxis, hrsg. von Karl Rahner, Adolf Darlap, Gustav Weigel u.a., Bd. 4, Freiburg/Br. 1969, 784-789.

JEAN-MARIE ROGER TILLARD, Devant Dieu et pour le monde. Le projet religieux (Cogitatio fidei vol. 75), Paris 1974.

—Frei sein in Gott. Zur Praxis des Ordenslebens heute. Aus dem Französischen von Mathilde Wieman, Freiburg/Br. 1979.

MAX WEBER, Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie, besorgt von Johannes Winckelmann, Tübingen 5. rev. Aufl. 1985.

PAUL M. ZULEHNER, Ordenschristen und ihr prophetischer Dienst. Menschliches im Dienst Gottes und der Menschen, in: *Geist und Leben* 58 (1985), 29-41.

Michael Plattig O.Carm.

Der Dienst des Priesters und die Evangelischen Räte[1]

Einleitung

Die sog. Evangelischen Räte in der Dreiheit: Armut, Keuschheit, Gehorsam wurden wohl 1148 zum ersten Mal in eine Professformel einer Chorherrenabtei in Paris aufgenommen. Vom Ende des 12. Jh. an breitete sich diese Praxis rasch aus[2] und ist bis heute Standpunkt des Kirchenrechts geblieben.[3]

Thomas von Aquin[4] unterscheidet zwischen dem Rat Jesu und dem Gesetz. Während das Gesetz für alle gilt, trifft der Rat nur auf die zu, die ihn freiwillig befolgen, weil sie sich davon angesprochen, dazu berufen fühlen. Die evangelischen Räte gelten bis in die Neuzeit hinein praktisch nur für Ordensleute. Das II. Vatikanische Konzil hat diese Engführung aufgebrochen und versteht die evangelischen Räte als Weisungen für alle Christen.[5] Seither haben zahlreiche Theologen versucht, die evangelischen Räte als Schlüssel zu einer christlicher Lebenskultur zu beschreiben.

Paul Zulehner sieht in den evangelischen Räten eine Antwort auf die menschlichen Sehnsüchte und Wünsche nach Ansehen, Macht und Besitz. Diese Wünsche haben nach ihm alle die Tendenz zur Maßlosigkeit. Damit das menschliche Leben gelingt, bedürfen diese Basiswünsche der Kultur. Die evangelischen Räte beschreiben die christliche Lebenskultur, die so mit den Grundwünschen des Menschen umgeht, dass sie seinem tiefsten Wesen entsprechen. Sie sind „innere Momente eines jeglichen christlichen Glaubens, Bausteine einer Lebenskultur aus dem Evangelium. Jungfräulichkeit bedeutet dann das verlässliche Wissen darum, dass unser Herz ‚aus ist' (vgl. Ps 42; 63) nach jenem lebendigen Gott, der selbst Sehnsucht nach uns hat (Weish 11,24); Gehorsam ist Hinhorchen auf jenen Gott, der uns Leben gönnt und uns, damit wir dieses Leben bestehen, teilhaben lässt an seiner schöpferischen Macht und Freiheit, ... Armut schließlich lebt dann davon, dass Gott selbst unser Reichtum ist und wir an seinen Lebensquellen ‚sitzen', ja ihn selbst ‚besitzen'."[6] Zulehner sieht in den evangelichen Räten aber nicht nur Bausteine christlicher Lebenskultur, sondern zugleich einen Ansporn zu politischem Handeln, zum Dienst an den Armen und Unterdrückten und zur Zuwendung zu denen, die in unserer Gesellschaft kein Ansehen haben.

Bernhard Fraling sieht in den evangelischen Räten eine Antwort auf die Grundängste des Menschen, den Gehorsam als Antwort auf die Angst vor der Fremdbestimmung, die Armut als Antwort auf die Angst vor dem Verhungern und die Ehelosigkeit als Antwort auf die Angst vor der Haltlosigkeit des Lebens.[7]

Schon 1947 hatte der Psychoanalytiker Schultz-Hencke die evangelischen Räte als Grundvollzüge des Menschen beschrieben, als eine gesunde und lebensnotwendige Weise, mit seinen Trieben umzugehen. „Armut, Keuschheit und Gehorsam sind nicht ohne Sinn, nicht als große Forderung und Aufgabe zufällig aneinandergereiht worden. Sie wurden in dieser Gestalt zum Gebot erhoben, weil eben jene drei Gebiete menschlichen Strebens innerhalb der Vielfalt des Strebens überhaupt sich durch besondere, gemeinsame Züge auszeichnen. Es handelt sich um diejenigen drängenden Bedürfnisse, an die der Mensch leicht sein Herz verliert, an die er sich triebhaft hinzugeben neigt,

zum Schaden seiner Mitmenschen, aber mehr noch zum Schaden seiner selbst."[8]
All diese psychologischen und theologischen Modelle verstehen die evangelischen Räte als Wegweiser zu einem gelingenden Leben. Es geht in ihnen nicht um einen beliebigen Rat, den ich befolgen kann oder auch nicht, sondern um eine Bedingung, wie ich meinem Wesen entsprechend leben kann. In den evangelischen Räten sind also wesentliche Haltungen des Menschseins und Christseins verwirklicht.
Das Ziel eines Lebens nach den Evangelischen Räten ist die größere Freiheit, die sich gründet in Ehelosigkeit, Besitzlosigkeit und Machtlosigkeit. Diese Freiheit ist aber nur möglich in Bezogenheit auf Gott, der die entstandenen Leerstellen füllt.
Armut und Gehorsam sind als Begriffe durchgängig. Der dritte Rat des Evangeliums wird unterschiedlich betitelt: Ehelosigkeit, Keuschheit oder Jungfräulichkeit.
Ich möchte im weiteren Sprachgebrauch Jungfräulichkeit verwenden, auch wenn das vielleicht gewöhnungsbedürftig ist. Es scheint mir der biblisch ursprünglichste Begriff zu sein und das breiteste Inhaltsspektrum abzudecken.
Keuschheit ist zu allgemein. Ehelosigkeit ist zu einseitig und man kann eine Lebensform nicht nur auf einen Mangel oder gar ein Defizit gründen. Man würde Ehe nicht als Singlelosigkeit beschreiben, obwohl sicher auch Eheleute ab und zu das Singledasein vermissen.
Bei aller Wertschätzung für die kurz skizzierten Auslegungen der evangelischen Räte und bei aller Wichtigkeit des Zeugnisses, das immer wieder sowohl für den einzelnen als auch für die Gemeinschaft unterstrichen wird, habe ich Zweifel, ob dies allein wirklich trägt.
Eine Lebensentscheidung lässt sich nicht auf das damit verbundene Zeugnis gründen und lässt sich nicht durch den damit verbundenen Verzicht oder das Bemühen um ein maßvolles Leben im Umgang mit den Wünschen, Trieben, Sehnsüchten und Ängsten beschreiben.
Dies sind sicher wichtige Aspekte, das möchte ich unterstreichen, aber als Begründung eines Lebens nach den evangelischen Räten sind sie nicht geeignet. Es sind eher Folgen beziehungsweise sekundäre Phänomene, die sich aus der Grundorientierung ergeben.
Deshalb möchte ich auf die Regel des Hl. Benedikt verweisen, der vor der Installation der drei evangelischen Räte als Gelübde verdeutlicht hat, dass das klösterliches Leben bestimmt ist von der conversatio morum, dem mönchischen Wandel des Lebens, dem Lebenswandel.
Seine Tiefe schöpft das Wort aus dem christologischen Bezug, aus der Umkehr zu Christus. Am besten wird es daher gedeutet durch die Mahnung: „... damit du durch die Mühe des Gehorsams zu ihm [Christus] zurückkehrst" (RBProl 2)[9]. Diese Rückkehr meint die Rückkehr zum Taufgehorsam. Im Prolog fügt Benedikt hinzu: „Wer aber im klösterlichen Leben (vero conversationis) und im Glauben fortschreitet, dem wird das Herz weit, und er läuft in unsagbarem Glück der Liebe den Weg der Gebote Gottes." (PBProl 49)[10]
Christliches Leben orientiert sich fundamental an Jesus Christus und das Zentrum dieses Lebens besteht in der beständigen Umkehrbereischaft, in dem beständigen Prozess der Hinkehr zu Christus und der damit verbundenen Abkehr von allen anderen Wegen und Möglichkeiten. Hier ist wichtig, dass Umkehr nicht nur Abkehr von etwas heißt, sondern viel wesentlicher Hinkehr zu jemandem.
In diesem Sinne, das sei kurz eingeschoben, sind Verzicht und Zeugnis die Folgen einer Hinwendung zu Christus, die sich ausdifferenziert im Leben der evangelischen Räte.
Fundament also dieses christlichen Lebens ist die personale Beziehung zu Christus.
Teresa von Avila beschreibt ihr Verhältnis zu Christus in ihrer Vida: „Meiner Meinung nach ist inneres Beten nichts anderes als das Verweilen bei einem Freund, mit dem wir oft al-

lein zusammenkommen, einfach um bei ihm zu sein, weil wir sicher wissen, dass er uns liebt." (Vida 8,5)[11]

Für Teresa ist es wichtig, dass Freundschaft unverzweckt, unverdient und nicht berechnend ist. Deshalb ist auch inneres Beten nicht notwendigerweise ein Gespräch.

Papst Johannes Paul II. griff am 17. November 1980 im Dom zu Fulda diesen Begriff auf und sagte: „Freundschaft mit Jesus Christus, das ist auch der tiefste Grund, weshalb ein Leben in Ehelosigkeit, ja insgesamt im Geist der evangelischen Räte für den Priester so wichtig ist. Das Herz und die Hände frei haben für den Freund Jesus Christus, ungeteilt für ihn dasein und seine Liebe zu allen tragen, das ist ein Zeugnis, das nicht im ersten Augenblick von allen verstanden wird. Aber wenn wir dieses Zeugnis von innen her erfüllen, wenn wir es leben als Daseinsform der Freundschaft zu Jesus, dann wird auch das Verständnis für diese Lebensform, die im Evangelium gründet, in der Gesellschaft wieder wachsen."[12]

Auch wenn der Papst die Freundschaft mit Christus betont, spricht er aber sofort wieder vom Zeugnis. Noch einmal, es geht hier nicht um die Minderung des Zeugnischarakters, aber es lohnt sich einmal bei dem Aspekt des Unverzweckten in einer Freundschaftsbeziehung zu Christus innezuhalten, um zu verstehen worauf sich ein Leben nach den evangelischen Räten gründet. Es ist die Herausforderung einer wirklich personalen Beziehung zu Jesus Christus und deshalb kann sich ein Leben nach den evangelischen Räten als Laie, Priester oder Ordenschrist nur auf ein geistliches Fundament gründen.

Diese Herausforderung beschreibt Meister Eckart mit einem pfiffigen Bild:

„Aber manche Leute wollen Gott mit den Augen ansehen, mit denen sie eine Kuh ansehen und wollen Gott lieben, wie sie eine Kuh lieben. Die liebst du wegen der Milch und des Käses und deines eigenen Nutzens. So halten's alle jene Leute, die Gott um äußeren Reichtums oder inneren Trostes willen lieben; die aber lieben Gott nicht recht, sondern sie lieben ihren Eigennutz. Ja, ich sage bei der Wahrheit: Alles, worauf du dein Streben richtest, was nicht Gott in sich selbst ist, das kann niemals so gut sein, dass es dir nicht ein Hindernis für die Höchste Wahrheit ist."[13]

Auf diesem Hintergrund ließe sich also das Leben nach den evangelischen Räten als ein beständiger Umkehrprozess zu Christus beschreiben, der sich immer wieder von jeder Verzweckung oder Ergebnisorientierung abwendet.

In Beziehung zu Christus zu leben ist die Kurzbeschreibung des Christentums und gleichzeitig die Beschreibung der größten Herausforderung.

Die Probleme der Akzeptanz der christlichen Spiritualität zumindest in den Industrieländern des Westens sind kein Problem des Zeithabens, der Freizeitgestaltung, der Entwicklung neuer Formen von Kult und Feier, sondern ein Problem der Beziehungslosigkeit und Sinnlosigkeit sind. „Vermutlich erfreuen sich zahlreiche Formen der Meditation in unseren Tagen nicht zuletzt deshalb so starker Nachfrage, weil sie dieses Stehenkönnen in einer personalen Beziehung nicht voraussetzen: das Sich-Lassen und Entwerden als Übung an sich scheint vielen Zeitgenossen zugänglicher und begehrenswerter als das Sich-Nehmen-Lassen und die Hingabe an ein Du."[14] Bernhardin Schellenberger analysiert verschiedene spirituelle Angebote und kommt zu folgender Einschätzung: „Aus der spirituellen Übung verschwinden die Sprache, die Biografie, die Existenz – oder das alles wird so relativiert, dass es in die Belanglosigkeit verwiesen wird."[15] Der Kontext des Menschen und seine Biografie spielen keine Rolle: „Diesen Ansatz finde ich in einer Fülle von Anleitungen zum spirituellen Leben: es sind Anleitungen zu mentaler Erfahrung und Bewusstheit, bei denen von der konkreten Existenz des Menschen abstrahiert wird."[16]

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen und der Beschreibung des Fundaments sollen

nun die besonderen Herausforderungen im Rahmen priesterlichen Lebens betrachtet werden.
Ich möchte dabei die drei Grundvollzüge der Kirche zugrunde legen: Leiturgia, Martyria, Diakonia und sie jeweils unter den Aspekten der drei evangelischen Räte betrachten.

Leiturgia

Jungfräulichkeit und Leiturgia

Die Herausforderung der Jungfräulichkeit im Rahmen liturgischer Feiern besteht darin, das immer wieder Gleiche, die rituellen Vorzüge in ihrer Wiederholung so zu feiern, dass die Offenheit für Gottes je neuen Anruf darin für die Gemeinde und für den Zelebranten erhalten bleibt. Es bedeutet auch, die Liturgie so zu gestalten, dass der Heilige Geist Raum hat. Auch das Nicht-Begreifbare und das Geheimnis muss Platz haben in der Liturgie. Jungfräulich Gottesdienst feiern heißt demnach, mit Gottes unberechenbarem und unvorhersehbarem Wirken zu rechnen und Platz dafür zu lassen.

Armut und Leiturgia

Die Rolle des Vorstehers in der liturgischen Feier ist geprägt wie Manfred Josuttis deutlich gemacht hat durch eine paradoxe Kommunikationsstruktur. Das heißt der Priester handelt in einem Bereich, in dem per definitionem Gott der Handelnde ist und bleibt.[17] Gleichwohl muss der Priester agieren und einer Feier vorstehen, dessen eigentlicher Vorsteher Christus ist.
Diese Spannung ist nicht so einfach auszuhalten. Grob und übertrieben skizziert gibt es zwei Auswege aus diesem Dilemma. Der eine sagt sich, da Gott der Handelnde ist, muss ich mir ohnehin keine Mühe geben, wichtig ist lediglich die Befolgung der Rubriken. Dies führte und führt zum Begriff des „Messelesens", nämlich zu dem Eindruck, dass da jemand etwas herunterliest, dessen innere Beteiligung nicht deutlich wird und der völlig unverbindlich bleibt, ein Vollzugsorgan liturgischer Vorschriften.
Der andere Ausweg ist der durchgestylte Gottesdienst, in dem der Liturge nichts dem Zufall überlässt, alles erklärt und begründet, ein Text sich an den anderen reiht und der natürlich einen besonderen Gag, ein außergewöhnliches Symbol, eine an den Haaren herbeigezogene Geschichte etc. haben muss. Als Mitfeiernder kann man sich dabei oft des Eindrucks nicht erwehren, man sei in eine religiöse Show geraten und nicht in einen Gottesdienst.
Natürlich ist diese Beschreibung bewusst überzeichnet, um die Versuchungen deutlicher zu machen.
Das Halten der oben beschriebenen Spannung und die Vermeidung einseitiger Auswege erfordert einen demütigen Umgang mit der Liturgie, das heißt seine Rolle voll und authentisch auszufüllen und gleichzeitig zu akzeptieren, dass es nicht um mich, sondern um Christus geht.
Mit einem anderen Begriff beschrieben bedeutet dies, präsent zu sein, denn Präsenz heißt, dass ein Priester sich mit seiner ganzen Person in das hineinbegibt, was er liturgisch zur Darstellung bringt – ohne doch sich selbst als Person zu feiern.[18]
Damit dies gelingt ist es notwendig, sich mit den Grenzen des eigenen Handelns auseinanderzusetzen und gleichzeitig aber bewusst und authentisch zu Handeln.
Gott ist und bleibt der Handelnde und deshalb muss deutlich bleiben, dass die Wirkung einer liturgischen Feier nur sehr bedingt in den Händen und der Macht des Liturgen liegt, vor allem dann, wenn es um eine nachhaltige Wirkung und nicht um das Strohfeuer einer kurzfristigen Begeisterung oder eines flüchtigen Angerührtseins geht.
Armut bedeutet die bewusste und kreativ gestalterische Anerkennung dieser Grenze seitens des Vorstehers.

Gehorsam und Leiturgia

Der Aspekt des Gehorsams hängt mit der eben beschriebenen Armut eng zusammen. Gehorsam bedeutet das Bemühen um eine durchgängige Hörbereitschaft den Texten der Liturgie gegenüber, der Gemeinde gegenüber, aber auch den eigenen Befindlichkeiten gegenüber. Es bedeutet die Übernahme der Verantwortung für die Feier der Liturgie, die dem Zelebranten zukommt und den entsprechenden achtsamen Umgang mit der damit verbundenen Macht als Vorsteher der Liturgie.
Von Abbas Poimen wird folgendes erzählt: „Wenn er in die (gottesdienstliche) Versammlung gehen wollte, dann setzte er sich zuerst für sich allein und untersuchte seine Gedanken, etwa eine Stunde. Und so ging er dann weg." (Poimen 32)[19] Er schaute nach, welche Stimmungen und Regungen ihn augenblicklich bewegen und beherrschen. Eine Stunde ist wahrscheinlich unrealistisch, aber die Übung an sich hat mit der eben beschriebenen Verantwortung, mit dem Gehorsam zu tun.
Gerade weil die Feier des Gottesdienstes, Gott sei Dank, nicht davon abhängt, ob dem Priester jetzt danach ist oder nicht, sondern zum festgesetzten Zeitpunkt stattfindet, ist aber dennoch die eigene Befindlichkeit nicht unwichtig, weil sie nämlich eine Wirkung hat und entfaltet, gerade wenn sie nicht bewusst ist. Hörbereit zu sein, gerade auch den eigenen Stimmungen gegenüber, sich Zeit nehmen für einen Blick nach innen, bevor nach außen, beeinflusst vom Innen Gottesdienst gefeiert wird, ist eine wichtige Gehorsamsübung.

Martyria

Jungfräulichkeit und Martyria

Jungfräulichkeit ist ein Beziehungsbegriff, der das enge Verhältnis, die Freundschaft mit Christus beschreibt. Was nun das Zeugnis anlangt, kommt dies natürlich vor allem durch den alltäglichen Lebensvollzug zum Ausdruck, was noch Thema sein wird.
Im Rahmen der Verkündigung scheint mir aber diese Bezogenheit auf Christus ebenfalls eine wichtige Orientierung zu sein. Manchmal dreht sich die Verkündigung um alles mögliche, um ethische oder politische Implikationen, um strukturelle oder organisatorische Fragen, um Geschichten und Geschichtchen aus der allgemeinen, vernünftigen Lebenspraxis usw.
Was dabei dann zu kurz kommt, ist das Fundament, auf dem all diese Fragen in ihrer durchaus ihnen zukommenden Bedeutung und Wichtigkeit stehen. Mitunter wird der zweite Schritt vor dem ersten gefordert, nämlich ein ethisch und politisch korrektes christliches Leben, dessen Fundament nicht deutlich wird.
Der evangelische Rat der Jungfräulichkeit erinnert daran, dass die Beziehung zu Christus und deren Gestaltung und Pflege die Grundlage für alles andere bildet und dass, wenn diese Beziehung nicht fundamental ist, alles andere in der Luft hängt.

Armut und Martyria

Auch im Rahmen der Verkündigung geht es um das Anerkennen der eigenen Rolle, denn auch diese steht in einem Konflikt. Es gilt die ganze Botschaft vom Reich Gottes, das Evangelium zu verkünden, aber gleichzeitig deutlich zu erfahren, dass man selbst immer wieder hinter der Botschaft zurückbleibt.
Manchmal wird die Meinung geäußert, dass ein Verkünder nur dann glaubwürdig sei, wenn er das Verkündete auch selber erfüllt. Dies ist eindeutig eine Sackgasse, denn das würde bedeuten, dass die Fassungskraft oder sagen wir es geistlich, dass die Heiligkeit des Verkünders den Inhalt der Verkündigung bestimmt, der Verkünder sich also zum Maßstab der Verkündigung macht.
Dies führt unweigerlich zu einer Verkürzung der Botschaft auf das jeweilige Maß des Ver-

künders. Diese Auffassung hat einen fatalen Denkfehler, nämlich Authentizität mit Perfektion zu verwechseln.
Aus diesem Grund ist gerade die Haltung der Armut in der Verkündigung gefordert, denn Armut bedeutet in Kenntnis der eigenen Grenzen und des eigenen Unvermögens die Botschaft in ihrer Ganzheit zu verkünden ohne den Eindruck zu erwecken, man könne sie selbst so leben, man könne selbst perfekt sein oder werden.
Perfektion ist kein Kriterium des Reiches Gottes, sondern das Streben nach Vollkommenheit ist Kennzeichen der Botschaft Jesu Christi. Der wesentliche Unterschied besteht darin, dass Vollkommenheit immer eine Orientierung bleibt, jedoch nie, jedenfalls nicht im Rahmen unserer irdischen Existenz vollkommen gelebt werden kann.
Das Bewusstwerden und das Ernstnehmen der eigenen Begrenztheit, des eigenen Unvermögens ist notwendiger Teil des eigenen Strebens nach Vollkommenheit.
Dabei muss deutlich bleiben wie Paulus formuliert: „Nicht dass ich es schon erreicht hätte oder dass ich schon vollendet wäre. Aber ich strebe danach, es zu ergreifen, weil auch ich von Christus Jesus ergriffen worden bin." (Phil 3,12)
Um diese Ergriffenheit geht es in der Verkündigung und nicht um die Perfektion, dann bleibt der Verkünder echt und authentisch, ohne die Botschaft zu entschärfen oder auf sein Maß zu reduzieren.

Gehorsam und Martyria

Gehorsam im Rahmen der Verkündigung bedeutet, sich der eigenen Macht bewusst zu sein und zu bleiben, was z.B. das Wissen um und die Durchdringung des christlichen Glaubens und die rhetorisch geübte Überlegenheit anlangt. Gehorsam bedeutet auch, sich die Hörbereitschaft gegenüber den Hörern zu erhalten, sich an den realistischen Möglichkeiten der Hörer zu orientieren und nicht die eigenen Lebensumstände oder idealisierte Vorstellungen zugrunde zu legen.
Es ist bisweilen unverschämt, welche Forderung Priester in Predigten oder frommen Schriften an Familien, an Ehepaare stellen, die auf völliger Unkenntnis und mangelhafter Einschätzung der wirklichen Lebensumstände beruhen und von daher weit überzogen sind. Einigermaßen selbstbewusste Christinnen und Christen werden damit selbstbewusst umgehen und sie als überzogen ablehnen, das heißt sie bleiben ohne Wirkung.
Eher ängstliche oder autoritätsgläubige Christen werden versuchen die Forderungen umzusetzen und dabei ständig scheitern, das bedeutet das das eigene Christsein oder dessen Gestaltung zu einem ständigen Prozess der Enttäuschung, der Frustration und schließlich der Resignation wird. Auch hier kann man nicht davon sprechen, die frohe Botschaft wäre angekommen!

Diakonia

Jungfräulichkeit und Diakonia

Ein wesentliches Element der evangelischen Räte, so wurde oben deutlich, ist die Freiheit für Christus und die Ungebundenheit hinsichtlich menschlicher Beziehungen. Dies darf natürlich nicht mit Beziehungslosigkeit verwechselt werden, denn gerade die Verbindung zu Christus bedeutet, ihn in den Menschen zu suchen und zu begegnen, vor allem in den Armen, Kranken, Behinderten, Gefangenen, Bedrängten und Marginalisierten (vgl. Mt 25,31-46).
Der evangelische Rat der Jungfräulichkeit betont deshalb die Freiheit, offen zu sein und bleiben zu können für die Anliegen der Menschen in Not. Nicht bezogen zu sein auf das eigene Wohl oder das Wohl der eigenen Familie und ihrer Mitglieder schafft Freiheit, sich diakonisch Menschen zuzuwenden.

Armut und Diakonia

Der Zusammenhang, der ins Auge springt, ist hier natürlich der Aspekt des Teilens, die Frage nach dem eigenen Lebensstil und inwieweit dieser dem Rat der Armut entspricht. Das betrifft auch die Frage der Orientierung der eigenen Ansprüche, Wünsche und Lebensvorstellungen. Orientiert sich ein Priester an Menschen die einen ähnlichen akademischen Abschluss haben, eine ähnliche gesellschaftliche Position, dann ist sein Einkommen vergleichsweise bescheiden. Orientiert er sich aber an den Menschen, die im Rahmen der kirchlichen Diakonie beziehungsweise Caritas an seine Türen klopfen, gehört er zu den Privilegierten.

Dies ist zunächst Fakt, die Frage ist, wie im Sinne des evangelischen Rates der Armut damit umzugehen ist und wie ein eventuell anspruchsloser und einfacher Lebensstil konkret aussieht.

Dabei ist wichtig, dass es hier nicht um eine nur moralische oder politische Forderung geht und auch nicht in erster Linie um ein Zeugnis, sondern um die Frage nach der eigenen Lebensgestaltung auf dem Hintergrund der Beziehung zu Christus, die sich vor allem auch in der Beziehung zu den Armen und Marginalisierten zeigt und gestaltet.

Gehorsam und Diakonia

Auch im Rahmen der Diakonie geht es, meine ich, um die Hörbereitschaft, um die Offenheit für den Menschen, der mir begegnet. Es geht um die Überprüfung meiner unter Umständen vorhandenen Vorentscheidungen oder Vorurteile. Nehme ich den Behinderten, Kranken oder Sterbenden als Person ernst oder ist mein Blick von vornherein defizitär.

Die Achtung vor der Person des anderen heißt gerade auch im diakonischen Zusammenhang und in den entsprechenden Begegnungen, ihn nicht zu beschämen, auch nicht durch Almosen.

Franz von Assisi schreibt in seinem Testament: „So hat der Herr mir, dem Bruder Franziskus, gegeben, das Leben der Buße zu beginnen: Denn als ich in Sünden war, kam es mir sehr bitter vor, Aussätzige zu sehen. Und der Herr selbst hat mich unter sie geführt, und ich habe ihnen Barmherzigkeit erwiesen. Und da ich fortging von ihnen, wurde mir das, was mir bitter vorkam, in Süßigkeit der Seele und des Leibes verwandelt."[20]

Franziskus spricht hier nicht von der Heilung der Aussätzigen, also der Kranken. Überhaupt erfahren wir ziemlich wenig über sie. Was Franziskus berichtet ist seine eigene Veränderung, die für ihn offensichtlich so prägend war, dass er sie an den Anfang seines Vermächtnisses stellt. Hier wird eine Haltung des Gehorsams, des Hörens in menschlicher Begegnung beschrieben, die fundamental ist, soll das Zusammentreffen von Menschen wirklich zur Begegnung werden, nämlich dass jeder Beteiligte zulässt, durch die Begegnung verändert zu werden. Es ist die Offenheit für menschliches und geistliches Wachstum durch die Begegnung. Voraussetzung dafür ist, dass der/die Andere als Person wahrgenommen und nicht von vorneherein defizitär oder nicht ebenbürtig gesehen wird. Das gilt eben auch und vielleicht in besonderer Weise wie es Franziskus erfahren hat für den Aussätzigen. Im deutschen Sprachgebrauch steht Aussatz für unterschiedliche Makel. Aussätzig ist nicht nur der oder die Kranke, sondern es gibt auch die soziale Dimension von Aussätzigsein. Also jede Form von körperlicher, psychischer oder sozialer Behinderung eines Menschen, aus welchen Gründen auch immer kann aussätzig machen.

Franziskus erfährt in der Begegnung mit den Aussätzigen eine Verwandlung, weil er seine bittere Abscheu überwindet, weil er den Aussätzigen als Menschen barmherzig begegnet, erfährt er an sich selbst eine Verwandlung, eine Heilung, denn Bitternis verwandelt sich in Süßigkeit. Bitterkeit wird nicht einfach neutralisiert, sondern sogar in Süßigkeit verwandelt.

Diakonia ist eben keine Einbahnstraße, ein sich von oben herab zuwenden, sondern Diakonia ist die Begegnung auf Augenhöhe, die Achtung vor der Würde des/der Anderen und die Bereitschaft zu wachsen. Gehorsam bedeutet, sich diese Hörbereitschaft und Offenheit für die eigene Verwandlung zu erhalten.

Alltag

Die Alltagssoziologie geht von folgender, sehr einfacher und einsichtiger Maxime aus: „Was den Menschen wirklich prägt, muss in der Alltagswelt verankert sein."[21]
Wenn also die evangelischen Räte prägend für das Leben von Menschen sein sollen, so ist nach deren Alltagsgestalt zu suchen und zu fragen.
Je konkreter nun diese Suche wird, desto individueller und weniger allgemein können die Ergebnisse sein, weshalb ich diese Frage grundsätzlich an jeden einzelnen weitergeben muss, gleichwohl aber im Sinne von Rahmenbedingungen einige Bemerkungen machen will.
Die Räte verweisen auf das Himmelreich: Jungfräulichkeit, Armut und Gehorsam um des Himmelreiches willen. Jesus formuliert in einer Rede, die sich auf seine Wiederkunft, also das endgültige Anbrechen des Himmelreiches bezieht folgendes:
„Nehmt euch in acht, dass Rausch und Trunkenheit und die Sorgen des Alltags euch nicht verwirren und dass jener Tag euch nicht plötzlich überrascht, so wie man in eine Falle gerät; denn er wird über alle Bewohner der ganzen Erde hereinbrechen. Wacht und betet allezeit, damit ihr allem, was geschehen wird, entrinnen und vor den Menschensohn hintreten könnt."(Lk 21,34-36)
Jesus sieht in dieser Zwischenzeit vor allem zwei Gefahren für seine Gemeinde, nämlich Rausch, Trunkenheit und die Sorgen des Alltags. Rausch und Trunkenheit meint alles was den Blick vernebelt, was die Sinne betäubt, das Urteilsvermögen trübt, was dazu führt, dass Menschen unaufmerksam werden, dass sie sich einschläfern lassen von Theorien und Ideologien, von den sog. pragmatischen Dingen oder angeblichen Fakten. Vorurteile gegenüber bestimmten Gruppen oder Rassen, einfache Lösungen für komplizierte Sachverhalte, Stammtischparolen und das Suchen von Sündenböcken sind weitere Stichworte dazu. Aber auch das Leben in der so genannten guten alten Zeit, die Flucht in die Vergangenheit, in der sich im Rückblick alles verklärt, ist so ein Vernebeln des klaren Blickes.
Jesus nennt weiter die Sorgen des Alltags und meint damit, vor lauter Sorge, vor lauter Starren auf die vielen Kleinigkeiten und Einzelheiten des Alltags, den Blick für das Ganze zu verlieren, nur noch mit gesenktem Kopf das sehen, was unmittelbar vor den Füßen liegt, sich knechten lassen von den scheinbaren Notwendigkeiten des Alltags.
Dieser Tunnelblick kann sich auch im pastoralen Alltag einstellen, vor lauter Kleinigkeiten, Einzelfragen und Lappalien den Blick für das Ganze und über den Kirchturm hinaus zu verlieren.
Jesus empfiehlt das Gebet als Hilfe für den klaren Blick auf die Wirklichkeit wie sie ist, in ihrer Schönheit und in ihrer Schrecklichkeit, in ihren Situationen der Erlösung und des Heiles, der Unerlöstheit und des Unheils. Es geht darum, nüchtern und besonnen in dieser Welt zu leben mit der Hoffnung, dass Gott, der Herr der Geschichte, diese Welt zu einem guten Ende führen wird und dass wir jetzt schon berufen sind an seinem neuen Reich mitzuarbeiten in Nüchternheit gegenüber der Welt, im Engagement für die Menschen und ihr Heil und im Bewusstsein, dass diese Welt nicht alles ist, sondern dass unsere Hoffnung über diese Welt hinausgeht. Das unablässige Gebet erinnert die Hoffnung und schärft den Blick für die Errichtung des Reiches Jesu als Aufgabe des Christen, es trainiert die Wachsamkeit. Dabei wird gerade die Spannung nicht aufgehoben, die Ausge-

spanntheit der Zeit zwischen Himmelfahrt Jesu, Geistsendung und seiner Wiederkunft mit dem endgültigen Anbruch seiner Herrschaft. Die Spannung zwischen 'schon' und 'noch nicht', zwischen menschlicher Anstrengung, bzw. dem Auftrag an ihn und endgültigem göttlichen Handeln bleibt erhalten. Es handelt sich um eine fruchtbare Spannung, weil sie einerseits Raum lässt für menschliche Initiative, diese aber andererseits in ihren Grenzen belässt und ernst nimmt, also nicht überfordert, sondern herausfordert, dennoch aber deutlich macht, dass all dies noch einmal umschlossen und geborgen ist im Willen Gottes, in der Verheißung seines heilschaffenden Wirkens.
Unablässiges Beten soll damit helfen, wachsam zu bleiben im Hinblick auf die eigene Verantwortung und deren Grenzen, im Vertrauen auf Gottes Wirken.[22]

Gerade hier würde ich das Leben aus der Haltung der evangelischen Räte im Alltag ansiedeln. Jungfräulichkeit, Armut und Gehorsam um des Himmelreiches willen stehen in deutlicher Beziehung zur Erwartung der Wiederkunft Christi. Auch wenn wir nicht mehr von Naherwartung sprechen, stellt sich doch die Frage wo dieser eschatologische Bezug sichtbar wird und damit die Überzeugung, dass sich das Heil der Menschen nicht in einem glücklichen Leben oder gar einer Wellnessspiritualität auflöst, dass Gesundheit und Wohlstand immer auch nur vorläufige und keine absoluten Werte sind.
Das Leben der evangelischen Räte löst sich nicht auf in Alltäglichkeit, sondern es bleibt ein mehr, dass über den Alltag, über das Leben und die Welt hinausweist und den Blick offen, die Aufmerksamkeit nüchtern und geschärft hält für das Himmelreich Gottes.
Das gilt auch für unser Priestersein. Es darf sich nicht erschöpfen in der Funktion oder im Dienst, erst recht nicht in Verwaltung und Organisation, denn als Sakrament beinhaltet es in sich den Verweis auf die je größere Wirklichkeit Gottes. Priestersein ist in sich Zeichen, „Symbolon" für Gottes Gegenwart und für seine Verheißungen.
Jungfräulichkeit im Alltag zu leben bedeutet sich die Offenheit für Gottes Einfälle im Alltag zu erhalten. Es bedeutet aus der Beziehung zu Christus zu leben in der Haltung des unablässigen Gebets, denn Gebet ist kein Tun, sondern ein Beziehungsgeschehen, eine Haltung, eine 24-Stunden-Angelegenheit.
Armut im Alltag bedeutet nicht anzuhaften, sich nicht einzurichten, nicht zu erstarren, sondern geistlich beweglich zu bleiben, bereit zur transformatio in Gott hinein, durch sein Wirken. Es bedeutet, von Gott her seine Zukunft zu erwarten und mit ganzer Kraft dafür zu arbeiten, dass sein Reich wächst. Mit Paulus gesprochen: „Gleicht euch nicht dieser Welt an, sondern wandelt euch und erneuert euer Denken, damit ihr prüfen und erkennen könnt, was der Wille Gottes ist: was ihm gefällt, was gut und vollkommen ist." (Röm 12,2)
Armut beschreibt die Bereitschaft auch um Gottes Willen auf die eigenen Wünsche und Bedürfnisse verzichten zu können, nicht Sklave seiner Begehrlichkeiten zu werden und zu wissen, dass die Befriedigung von Bedürfnissen nicht einfach zum Glück führt, sondern viel wahrscheinlicher zu neuen und immer mehr Bedürfnissen.
Dieses Zeugnis der Armut richtet sich gegen alle Ersatzbefriedigungen, die immer nur endlich und vorläufig und darin oft für den Menschen – hängt er sein Herz daran – versklavend sind. Nichts in dieser Welt, kein Besitz, keine Macht und auch kein Mensch können an die Stelle Gottes treten, geschieht dies, verliert der Mensch Freiheit und Würde. Nichts kann letztlich den Lebenshunger, die Sehnsucht meines Herzens stillen. Teresa von Avila stellt fest: „Solo Dios basta" „Allein Gott genügt."
Armut beschreibt die Fähigkeit sich nicht festzusetzen und einzurichten, sondern bedürftig zu bleiben, ausgestreckt zu bleiben für den je größeren Gott, für das je größere Stück vom Reich Gottes.

Deshalb gehört zur Stärke der Armut auch die Fähigkeit sterben zu können. Es geht um die alte christliche Tradition der ars moriendi, der Kunst zu sterben. Bereits J.B. Metz hat in seinem vielbeachteten Buch „Zeit der Orden" 1977 in Bezug auf die Orden darauf hingewiesen, dass diese ars moriendi nicht Ausdruck der Resignation oder des stoischen Sichabfindens mit dem Unvermeidlichen ist, sondern lebendiges Zeichen des Geistes.[23] Wo nichts stirbt, kann auch nichts Neues wachsen, das gilt nicht nur für Ordenschristen, das gilt für jede geistliche Wachstumsgeschichte.
Schließlich gilt es auch, wenn es um das Sterben auf institutioneller Ebene geht. Es ist nicht unbedingt Zeichen von Lebendigkeit und Kraft, wenn Strukturen mit hohem vor allem materiellem Aufwand gehalten werden, um ihr Überleben zu sichern. Es könnte auch Zeichen mangelnder Kraft sein, mangelnder Kraft loszulassen und zu sterben. Ein Zeichen von falscher Angepasstheit an die Welt, die das Sterben zum Tabuthema und die Absicherung zur Maxime erklärt hat. Die Geister sind zu scheiden und es ist genau hinzusehen, woher die Antriebe und Motivationen für unsere Entscheidungen kommen.

Gehorsam heißt Platz schaffen für Gott, so beschreibt es Meister Eckhart: „Wo der Mensch im Gehorsam aus seinem Ich herausgeht und sich des Seinen entschlägt, ebenda muss Gott notgedrungen hinwiederum eingehen; denn wenn einer für sich selbst nichts will, für den muss Gott in gleicher Weise wollen wie für sich selbst. ... Nun gib acht! Was will er denn für mich, wenn ich nichts für mich will? Darin, wo ich von meinem Ich lasse, muss er für mich notwendig alles das wollen, was er für sich selbst will, nicht weniger noch mehr, und in derselben Weise, mit der er für sich will."[24]
Im Alltag könnte das heißen, Gehorsam gegenüber den Zumutungen des Lebens, die vielleicht die Zumutungen Gottes sind und Gehorsam gegenüber den eigenen Grenzen und den vielleicht durch das Alter oder andere Gründe eingeschränkten Möglichkeiten.
Nicht maßlos werden im Umgang mit den eigenen Ressourcen, aber auch nicht mit Verweis auf die nicht kontrollierbare Arbeitsbelastung, alle Anfragen abzuschmettern, nichts an sich heranzulassen und sich bequem einzurichten.
Wer reflektiert seinen Alltag in der Perspektive seiner biografischen Entwicklung und im Bemühen um seinen priesterlichen Dienst lebt, der braucht den Gehorsam nicht zu suchen, er begegnet ihm auf Schritt und Tritt.

Die evangelischen Räte sind Beziehungsbegriffe, deshalb braucht es die alltägliche Beziehungspflege zu Christus, die über den Vollzug liturgischer Formen und auch über das Brevier hinausgehen und eine persönliche Form gewinnen muss. Die evangelischen Räte leben in und aus der Beziehung zu Christus und führen in die Freiheit der Kinder Gottes. Sie sind kein ideologischer Überbau, sondern brauchen eine persönlich zu vollziehende Alltagsgestalt.

P. DDr. Michael Plattig O.Carm ist Professor für Theologie der Spiritualität an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Münster.

1 Der Artikel gibt den leicht veränderten und redigierten Vortrag des Autors vor dem Priesterrat des Bistums Münster am 23.5.2007 wieder.

2 Hertling L. von, Die professio der Kleriker und die Entstehung der drei Gelübde, ZkTh 56(1932), 148-174, hier 170-172

3 Vgl. CIC Can. 573 §2

4 Vgl. Thomas von Aquin, Summa theologiae, II-II q.171-182; II-II q.183-189.

5 Vgl. LG 39; 42-44.

6 Zulener P.M., Art.: Evangelische Räte/Prophetische

Lebensstile, in: PLSp 352-356, hier 354.

[7] Vgl. Grün A., Ehelos – Des Lebens wegen, Münsterschw. Kleinschr. 58, Münsterschwarzach 1989, 8.

[8] Schultz-Hencke H., Der gehemmte Mensch, Stuttgart 1947, 39f.; zit. nach Grün A., Ehelos, a.a.O., 82 Anm. 1.

[9] Zitiert nach: Puzicha M., Kommentar zur Benediktusregel, St. Ottilien 2002, 47.

[10] Zitiert nach: Puzicha M., Kommentar zur Benediktusregel, a.a.O., 63.

[11] Teresa von Avila, Das Buch meines Leben, Freiburg 2001, 156f.

[12] Johannes Paul II., Hl. Messe für die Priester und die Seminaristen, Predigt am 17. November im Dom zu Fulda. URL: http://www.vatican.va/holy_father/john_paul_ii/homilies/1980/documents/hf_jp-ii_hom_19801117_fulda-germany_ge.html. [Stand: 23. Juni 2008]

[13] Meister Eckhart, Predigt 16, zitiert nach: Meister Eckehart, Deutsche Predigten und Traktate, hrsg. u. übers. v. J. Quint, Zürich 1979, 227.

[14] Vgl. Schellenberger B., Ein anderes Leben. Was ein Mönch erfährt, Freiburg 1980, 77f.

[15] Schellenberger B., Unterscheidung der Geister heute, in: Plattig M. / Stolina R. (Hg.), Das Geheimnis Gottes und die Würde des Menschen. Spiritualität zu Beginn des dritten Jahrtausends, Ostfildern 2007, 38-64, hier 50.

[16] Schellenberger B., Unterscheidung der Geister heute, a.a.O., 51f.

[17] Vgl. Josuttis M., Der Weg ins Leben. Eine Einführung in den Gottesdienst auf verhaltenswissenschaftlicher Grundlage, München 1991, 104.

[18] Vgl. dazu Bieritz K.-H., Spielraum Gottesdienst. Von der „Inszenierung des Evangeliums" auf der liturgischen Bühne, in: Schilson A. / Hake J. (Hg.), Drama „Gottesdienst". Zwischen Inszenierung und Kult, Stuttgart-Berlin-Köln 1998, 69-101, hier 74-79.

[19] Zitiert nach Weisung der Väter, hrsg.v. B. Miller, 3. unveränd. Aufl., Trier 1986, 217.

[20] Franziskus von Assisi, Das Testament 1-3, zitiert nach: Die Schriften des Heiligen Franziskus von Assisi, Einf., Übers., Erl. L. Hardick u. E. Grau, 6. völlig neu bearb. Aufl., Werl 1980, 213.

[21] Cornehl P., Frömmigkeit-Alltagswelt-Lebenszyklus, in: Wissenschaft u. Praxis in Kirche u. Gesellschaft 64(1975), 388-401, hier 389.

[22] Vgl. Plattig M., Prüft alles, behaltet das Gute, Münsterschw. Kleinschr. 158, Münsterschwarzach 2006, 15f.; 72-76.

[23] Vgl. Metz J.B., Zeit der Orden. Zur Mystik und Politik der Nachfolge, Freiburg 1977, 91.

[24] Meister Eckhart, Reden der Unterweisung 1, zitiert nach: Meister Eckehart, Deutsche Predigten und

Petra Maria Hothum SND

Leiten, Begleiten, Mitverantworten im Glauben

Eine zweijährige Führungskräfte-Fortbildung des IMS – Institut der Orden[1]

Unter dem Titel *„Leiten, Begleiten, Mitverantworten im Glauben. Die Kunst, Gruppen, Gemeinschaften und Organisationen zu entwickeln"* bietet der Fachbereich „Leitung und Prozessbegleitung" am Institut der Orden ab Februar 2009 zum fünften Mal eine Fortbildung für Führungskräfte aus dem deutschsprachigen europäischen Raum an. In diesem Beitrag wird die Fortbildung, die P. Bertram Dickerhof SJ[2] und Dr. Monika Stützle-Hebel[3] entwickelt haben und seit 1999 erfolgreich durchführen, vorgestellt[4].

1. Ansatzpunkte und Zielsetzung der Fortbildung

Veränderungsprozesse in religiösen Gemeinschaften und Kirche gestalten

Aufgrund der altersmäßigen Zusammensetzung stehen in den Orden erhebliche Veränderungen an. Insbesondere die jüngeren Ordensmitglieder müssen eine zukunftsfähige Gestalt ihres Ordenslebens entwickeln und brauchen dazu die Unterstützung der Älteren. Gleichzeitig stehen auch die Ordenssenioren vor der Veränderung, Ordensleben nicht mehr primär als Arbeit, Dienst, Dasein für andere etc. zu definieren, sondern nach Wegen zu suchen, wie sie im Alter und jenseits beruflicher Tätigkeit ihre Berufung und Sendung als Ordenschristen leben können. Das Verständnis des eigenen Ordenscharismas wird unterschiedlicher werden, die ausdifferenzierten Formen werden nebeneinander und gleichzeitig miteinander verbunden gelebt werden – in versöhnter Verschiedenheit.

Im Bereich der Ortskirchen machen die Errichtung von Großpfarreien, Pfarreien-Gemeinschaften usw. ein Umdenken bei Haupt-, Ehrenamtlichen und Pfarrmitgliedern in erheblichem Maße notwendig. Die Hauptamtlichen in den Gemeinden stehen vor der Aufgabe, den daraus resultierenden Wandel zu gestalten. Dies erfordert, dass pastorale Teams gebildet und geleitet, Betroffene beteiligt, Visionen entwickelt und umgesetzt und Integrationsprozesse gefördert werden. Die Bindekraft auch der gemeindlichen Gruppierungen wird entscheidend davon abhängen, ob ihnen ein von christlicher Spiritualität durchdrungenes Gemeinschaftsleben gelingt. Der Wandel findet statt. Die Frage ist, ob die Betroffenen ihn nur passiv über sich ergehen lassen und sich schließlich den Sachzwängen doch beugen müssen oder ob sie ihn aufgreifen und gestalten können. Zu letzterem braucht es Personen, vor allem amtierende Oberinnen und Obere, Leiterinnen und Leiter von Gemeinden und Einrichtungen, aber auch Einflussträger ohne Leitungsfunktion, Mitglieder in Räten und Gremien, die über ausreichende Prozesskompetenz und persönliches Standing verfügen.

Ausbildung prozesskompetenter Begleiterinnen und Begleiter

Viele der anstehenden Veränderungsprozesse haben bessere Chancen auf Erfolg, wenn Begleiterinnen und Beleiter sowie und Beraterinnen und Berater von außen hinzu ge-

zogen werden. Denn bezüglich der verschiedenen Interessensgruppen sind sie als Außenstehende neutral und haben es leichter, kommunikative Grenzen anzusprechen und überwinden zu helfen.
Diese Fortbildung vermittelt die Prozesskompetenz und Grundlagen der Moderation, die zur Begleitung von Räten, Teams, Gremien, Gruppen, Konventen, Kapiteln, Gemeinschaften gebraucht werden.

Befähigung zum Leben in kleinen Konventen

Jüngere Ordensleute werden in Zukunft verstärkt in kleinen Gruppen zusammenleben, in denen es für die Gestaltung der Gemeinschaft nicht ausreicht, gemäß derselben Regel nebeneinander zu leben. Vielmehr kommt es darauf an, miteinander in Beziehung zu stehen, sich persönlich mitzuteilen, Konflikte anzugehen, verschiedene Interessen, Wünsche und Bedürfnisse miteinander auszuhandeln, gemeinsam im Glauben zu unterscheiden und zu beraten. Dazu braucht es eine reflektierte Erfahrung vom Leben in Gruppen, von den Prozessen, die dabei ablaufen und von Entwicklungsphasen und Themen, die bearbeitet werden müssen. Zugleich braucht es das Wissen darum, welche Strukturensetzungen und Prozessinterventionen nötig sind, um die Gruppe auf ihrem Entwicklungsweg zu halten. Dies sind Erfahrungen und Fertigkeiten, derer sowohl Obere und Oberinnen solcher Konvente als auch ihre Mitglieder bedürfen, wenn man verwirklichen will, was alle neueren ordenstheologischen Entwürfe fordern: dass nämlich Ordensgemeinschaften von heute und morgen sich durch ein lebendiges und spirituelles Leben in Gemeinschaft auszeichnen.

Professionalisierung im Umgang mit Gruppen

Kirchliches Handeln hat es de facto in ganz vielen Bereichen mit Gruppen und Gremien zu tun. Da aber nicht wenige Hauptamtliche letztlich Angst vor Gruppen haben, verhindern sie unbewusst, dass in diesen Gruppen Leben entsteht und Prozesse sich entwickeln. In dieser Ausbildung lernen sie ein freilassenderes und doch verbindlicheres, effizienteres und kreativeres, ziel- und personenorientiertes Arbeiten in und mit Gruppen, das für alle befriedigender ist. Zugleich ist dies aber auch von Bedeutung für die Arbeit mit Einzelnen, die davon lebt, sich als Person zur Verfügung zu stellen und einzubringen, damit Begegnung stattfinden kann.

Zuwachs an persönlicher Leitungskompetenz

Das wichtigste „Werkzeug" im Bereich Führung ist die Person des Führenden selbst. Dementsprechend stößt diese Fortbildung Prozesse der Nachreifung in Richtung größerer seelischer Elastizität an bei gleichzeitiger Profilierung der eigenen Identität. Sie führt zu einer verbesserten Selbst- und Fremdwahrnehmung und damit zu mehr Zutrauen zu sich selbst. Sie befähigt dazu, mehr zu sich zu stehen, Konflikte einzugehen, die Leitungsrolle aktiv und initiativ zu übernehmen. Eine zuverlässige soziale Wahrnehmung ist zugleich die Basis für zuverlässige Systemdiagnosen und wirksame Interventionen. Die Zusammenarbeit in Teams effizienter zu machen, ist für Führende eine wichtige Aufgabe. Dazu üben die Teilnehmerinnen und Teilnehmer eine subtilere Abstimmung ihres Verhaltens mit dem anderer Personen ein. Dies macht nötig, die eigene Frustrationstoleranz zu erhöhen, sich aufeinander einzulassen und Konflikte zu verarbeiten. Sie lernen zu unterscheiden, wo sie Ihre Autorität einsetzen und wo sie die Gruppe laufen lassen können, lernen die Leitungsrolle zu nehmen, auszufüllen und zugleich flexibel zu handhaben, gewissermaßen subsidiär zur Fähigkeit der Gruppe, sich selber zu steuern, ohne dass sie Entscheidungskompetenz einbüßen. Sie lernen zu de-

legieren und zu kontrollieren. Kurz: sie lernen mehr in Beziehung, in Kontakt zu kommen. Da sie selber Wachstums- und Veränderungsprozesse durchleben und reflektieren mit all den Krisen, die diese bedeuten, können sie auch Wachstums- und Entwicklungsprozesse anderer begleiten und fördern. Diese Arbeit an der Person der Teilnehmenden und in Prozessen der Gruppe befähigt dazu, die „tools" erfolgreich zu handhaben und situativ angemessen einzusetzen, die das Führungs- und Begleitungsgeschäft erfordern. Natürlich werden Methoden und Konzepte, die „Techniken" des Leitens im Rahmen dieser Fortbildung erworben. Darüber hinaus gilt es aber zu reflektieren, wann eine mögliche Methode tatsächlich im Stande ist, in einer gegebenen Gruppe, mit bestimmten Personen und Strukturen, einer bestimmten Kultur, Situation etc. die gewünschten Ziele zu erreichen.

2. Methodik der Fortbildung

Die Kursgruppe: Ort, Medium und Gegenstand des Lernens

Entscheidende Träger von Veränderungsprozessen in Organisationen sind Gruppen wie Teams und Projektgruppen, aber auch Gremien, Konvente, Kapitel, Führungsstäbe usw., wenn es gelingt, ihre kommunikativen Grenzen zu verschieben. Von daher liegt der Fokus, unter dem wir Leitungs-, Beratungs- und Begleitungstätigkeit betrachten, auf dem Leiten, Beraten und Begleiten von Gruppen in Organisationen. Deswegen ist in dieser Fortbildung auch die Kursgruppe der zentrale Lernort, das zentrale Lernmedium und der zentrale Lerngegenstand.

Gruppendynamisch orientiert

Natürlich können wir der Künstlichkeit der Kurssituation insoweit nicht entgehen, als die Kursgruppe ohne Vorgeschichten zusammentritt und sich ihre eigenen Traditionen erst schafft. Dennoch ist die Kursgruppe eine reale Gruppe und es existieren Verhaltensmuster der Teilnehmerinnen und Teilnehmer hier wie dort. Spezifikum unseres Arbeitsansatzes ist es, in der Künstlichkeit einer Kursgruppe unmittelbare Realität zu erzeugen und damit hohen Realitätsbezug und hohe Praxisrelevanz zu ermöglichen. Im Gegensatz zu anderen Lehrmethoden, in denen sich, idealtypisch gesprochen, die Kursleitung „auf der Bühne" bewegt und ihr Wissen „über" Gruppen an die „im Zuschauerraum" sitzenden Teilnehmerinnen und Teilnehmer weitergibt, sind bei uns die Teilnehmenden der Kursgruppe „auf der Bühne" und agieren aus ihren mitgebrachten Erfahrungen und ihrem Wissen heraus. Die Kursleitung sitzt „auf der Trainerbank" und nimmt eine mehr nachgehende Rolle ein. Dies ermöglicht den Teilnehmenden, zunächst selbst Erfahrungen mit den jeweiligen Lernthemen zu sammeln und öffnet sie über das Erleben von Grenzen für Neues. Dieses Neue bringt die Leitung per Theorie-Input oder Intervention ein, indem sie die Gruppe als ganze und einzelne Akteure im Gruppengeschehen darauf aufmerksam macht, was in der Gruppe abläuft, bzw. wie die Einzelnen in ihren Rollen agieren. Durch Auseinandersetzung ermöglicht dieses Lernmodell den Teilnehmenden die Integration des Neuen in das Gesamt ihres Lebens.

Im beschriebenen Sinne ist unsere Ausbildung gruppendynamisch orientiert und folgt damit der am besten wissenschaftlich erforschten und ausgewerteten Methodik sozialen Lernens Erwachsener, insbesondere von Personen mit Führungsaufgaben. Wir erhoffen uns damit, den Schwierigkeiten, die das Lernen in Kursen begleitet, zu begegnen: nämlich dem Transfer des Gelernten in die Situation am eigenen Arbeitsplatz oder in den eigenen Konvent, also nach Hause. Nicht selten erweist sich nämlich dort als undurch-

führbar, was im Kurs so einleuchtend geklungen hat, wovon man so begeistert war. Die Verhältnisse sind eben anders, und gelernte Methoden, Tricks und Tipps, vor allem nur kognitiv erworbenes Wissen erweisen sich als wirkungslos angesichts der komplexen und gewachsenen Realität. Nach einigen Fehlversuchen wird der ehemalige Kursteilnehmer müde und gibt auf. Demgegenüber besitzt unsere Methode eine größere Nachhaltigkeit, wie Rückmeldungen dies immer wieder bezeugen.
Bei unserer Arbeitsweise ist die Vermittlung von Theorie grundsätzlich angebunden an die Erfahrungen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer in der Gruppe oder in ihren Praxisfeldern. Darüber hinausgehendes Studium erfolgt durch Ausgabe von Arbeitspapieren und Literaturhinweisen und bleibt der Eigenarbeit zugemutet. Auf diese Weise sind die aufwändigen Treffen zu den Kurseinheiten tatsächlich dem reserviert, wozu es die Arbeit in der Gruppe braucht.

Lernformen: Training, Workshop, Supervision

In diesen drei Lernformen erfolgt die Umsetzung unseres Lernmodells der Fortbildung.
Im *Training* lernen die Teilnehmerinnen und Teilnehmer einander die Wirkungen mitzuteilen (Feedback), die sie durch ihr Verhalten und Handeln in der Gruppe erzeugt haben. Dies führt sie dazu, ihr Verhalten in Frage zu stellen und Verhaltensmuster und Gewohnheiten zu lockern. Durch Reflexion ihrer Erfahrungen werden sie bereit, „passenderes" Verhalten zu suchen. Sie haben die Chance, mit verschiedenen Verhaltensmöglichkeiten zu experimentieren, „bessere" Verhaltensweisen einzuüben und Anwendungsbereich und Grenzen in verwandten Situationen zu testen. Neben dieser Art von Selbsterfahrung liegt der Focus auch auf dem Prozess der Gruppe als ganzer mit seinen spezifischen Themen von Zugehörigkeit, Macht und Nähe.
Im *Workshop* erarbeiten die Teilnehmenden Konzepte zu grundlegenden Themen des Kurses, bevorzugt zu solchen, die sich aus dem Interesse der Teilnehmenden, der Bedeutung des Sachverhaltes und aus dem Prozess der Kursgruppe ergeben.
Die *Supervision* dient dazu, das im „Hier und Jetzt" des Kurses Gelernte „dort und dann", d.h. in den Gruppen zuhause anzuwenden und dies zu reflektieren, gerade auch im Blick auf den gegenüber der Kursgruppe anderen organisatorischen und kulturellen Rahmen.

Selbstorganisation und Selbstversorgung

Unsere Fortbildung findet ab der zweiten Kurseinheit in einem Selbstversorgerhaus in der Nähe von Limburg/Lahn statt. Dies bringt eine Unterbringung in Mehrbettzimmern mit sich und ermöglicht, dass die Teilnehmenden als Anwendungsfall für Leitungs- und Kooperationsaufgaben vor Ort selbstorganisiert ihr „Bildungshaus" betreiben. Konkret bedeutet dies, dass neben der normalen Kursarbeit tägliche Koch- und Putzdienste in Arbeitsgruppen sowie organisatorische Aufgaben zu erledigen sind, um den laufenden Selbstversorgungsbetrieb zu gewährleisten.
Es hat sich herausgestellt, dass dieses Setting den Lerneffekt der Ausbildung deutlich erhöht. Zugleich werden dadurch die Unterbringungskosten gegenüber dem Tagen in kirchlichen Bildungshäusern etwa halbiert.

„Leiten ... im Glauben" – verstanden als Grundhaltung, sich hier und jetzt persönlich zur Verfügung zu stellen

„Leiten, Begleiten, Mitverantworten im Glauben" hängt nicht daran, dass regelmäßig gebetet wird oder religiöse Riten vollzogen werden. Vielmehr verstehen wir darunter eine bestimmte Weise, seine *Arbeit* in der Gruppe oder mit Einzelnen zu tun. Wir möchten Modelle überwinden, in denen das Geistliche bloß *vor*, *nach* oder *neben* der Arbeit vollzogen wird oder auch gar nicht, so-

zusagen im Oberstübchen des Lebens und nicht mitten im Alltag. Auch ist unser Ansatz nicht so, dass man auf christliche Werte verpflichtet sein muss und es dann darum geht, diese in der Alltagspraxis (mit viel gutem Willen) umzusetzen. Sondern umgekehrt erleben die Teilnehmenden in unserer Ausbildung eine Praxis mit Gruppen zu arbeiten, die ihr Herz bewegt und die sie für sich ersehnen, weil sie die Früchte unseres Vorangehens am eigenen Leib erleben.
In den bisherigen Ausbildungsgängen wurde dieser Aspekt regelrecht erforscht. Dabei hat sich gezeigt, dass Teilnehmende dann von Wirken oder Erfahrungen Gottes in der Gruppe sprechen, wenn sie das, was im Hier und Jetzt ist, zulassen, annehmen, ihm standhalten, sich damit in Beziehung und auseinander setzen konnten. Oft geht es dabei um störende, unangenehme Wahrheiten. Wer das Risiko auf sich nimmt, sich seiner Wahrheit hier und jetzt zu stellen, provoziert auch andere zur Wahrhaftigkeit und hebt die Gruppe gewissermaßen in einen anderen Geist, der Unterscheidung, Entscheidung, Begegnung ermöglicht. Gewinnt dieser Raum, erleben auch andere einen Zuwachs an Offenheit, Verbundenheit und Verbindlichkeit, Vertrauen, Freude, Zuversicht... in der Gruppe. Solche Arbeit mit Gruppen erfordert, sich persönlich zur Verfügung zu stellen. Man erlebt dabei jene „Armut" und „Schwachheit", die Gott mit Seligkeit erfüllt und in der seine Kraft zur Vollendung kommt.

3. Aufbau und Inhalte der Fortbildung

Die Fortbildung ist berufsbegleitend und erstreckt sich über zwei Jahre. Sie besteht aus sechs Kurseinheiten mit insgesamt 28 Seminartagen und 42 Doppelstunden begleitender Supervision in sieben Treffen mit Start nach der zweiten Kurswoche. Zwei dieser Supervisionstreffen sind in Kursblöcke integriert.

Inhaltliche Schwerpunkte der Kursblöcke und der Supervision sind:

Kurs 1: „Prozesse und Strukturen"

In diesem *fünftägigen Training* machen die Teilnehmenden erste Erfahrungen mit unserer Methodik, insbesondere mit der Form der „Trainingsgruppe", wie wir diese sich selbst beforschende Kursgruppe nennen. Sie finden sich als Gruppe und bekommen eine gewisse Vorstellung vom Leben in Prozessen und den Möglichkeiten, die das bietet. Sie erkennen die Interaktion von Strukturen und Prozessen in Gruppen, indem sie konkret erleben, wie Strukturen Prozesse prägen, ermöglichen, bedingen, verhindern. Des weiteren werden auch Strukturen und Prozesse in den Gruppen zuhause reflektiert. Das intensive Kennenlernen der Arbeitsweise der Ausbildung und des Ausbildungskonzepts befähigt die Teilnehmenden, gegen Ende des ersten Kursblocks eigene Lernziele und Motivation sowie Aufwand und Umfeld zu klären und im Ausbildungskontrakt festzulegen.

Kurs 2: „Beziehungsgestaltung und Gruppenentwicklung"

Dieses *sechstägige Training* bietet die Möglichkeit zu erforschen, wie die Gruppe funktioniert, wie sie sich entwickelt und welche „Themen" sie im Laufe ihrer Entwicklung beschäftigen. Die Teilnehmenden entdecken, welche Aufgaben in der Gruppe zu lösen sind, damit sie sich weiterentwickeln kann und welche Faktoren (Erlebens-, Handlungsweisen und Haltungen der TeilnehmerInnen und der Leitung, situative und institutionelle Rahmenbedingungen usw.) die Entwicklung der Gruppe fördern, welche sie behindern und welche „das Gesicht" der Gruppe prägen. Dabei kommen die Einzelnen in Kontakt mit den eigenen bewussten und vor allem unbewussten Beiträgen dazu. Aufgrund der Erfahrung des konkreten Gruppenprozesses kann überprüft und diskutiert werden, wie

aussagekräftig Phasenmodelle der Gruppenentwicklung sind.
Des weiteren geht es um den Zusammenhang von geistlichem Leben und Gruppe, um spirituelle Erfahrungen im Prozess sowie um die Wirkung und Bedeutung geistlicher Übungen. Die Teilnehmenden setzen sich außerdem auseinander mit der Kultur der eigenen Gemeinschaft oder Organisation und den Grenzen, die deren Entwicklung hemmen. Sie erleben, welche Bedeutung Selbstklärung, Konfliktfähigkeit, offene und persönliche Kommunikation und „ownership" für das Ganze in Veränderungsprozessen haben.
Im Gefolge der Kurserfahrungen zeigt sich, dass die an der konkreten Gruppe gewonnenen Erkenntnisse auf unterschiedlichste Gruppen übertragbar sind.

Kurs 3: „Lösungsstrategien für Leitungsaufgaben"

In diesem *fünftägigen Workshop* werden eng an die Praxisfelder der Teilnehmenden angebunden Antworten auf Fragen wie die folgenden erarbeitet: Worauf ist beim Kontrakt mit Auftraggebern und/oder der Gruppe zu achten? Welche Grundgedanken braucht die Konzeption eines Gruppenprozesses – wir nennen das „designen" – (eines Kapitels, eines Projektes zur Organisationsentwicklung, einer Sitzung, einer Fortbildungsveranstaltung, eines Gesprächskreises usw.)? Welche Instrumente und Methoden zur Gestaltung des Prozesses sind angemessen? Wie ist der Prozess des Designens selbst zu gestalten? Wie ist mit „Unterbrechungen" umzugehen? Wie sehen Struktur und Kultur in den Herkunftsorganisationen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus und was bedeutet dies für die Anlage von Prozessen vor Ort? Was sind Schlüsselfaktoren für die Gestaltung des Wandels?

Kurs 4: „Spirituelle Prozessgestaltung"

Dieser *dreitägige Workshop*, an den noch eine Supervisionseinheit angehängt ist – so dass die Gesamtveranstaltung fünf Tage dauert –, thematisiert das Spezifikum unserer Fortbildung vor allem auf der Basis der Reflexion der bisherigen Erfahrungen mit den Prozessen der Gruppe und ihrem Umgang mit dem Thema. Zielsetzung ist zu erkennen, in welcher Weise Gruppenprozesse und religiös-spirituelle Prozesse zusammenhängen, welche grundlegende Rolle Leben in Beziehungen, Zulassen von Wachstum und die eigenen inneren Bewegungen dabei spielen und auf welche persönlichen Haltungen es ankommt. Gleichzeitig werden auch die Auswirkungen von Unterbrechungen des Gruppenprozesses und von verschiedenen Übungen, Liturgien usw. auf die Gruppe untersucht.

Kurs 5: „Rollen und Interventionen"

Fragen dieses *dreitägigen Workshops*, an den sich wiederum eine Supervisionseinheit aller Gruppen anschließt, sind: Was sind in welcher Gruppensituation sinnvolle und zielführende Interventionen? Wie kommt man zu wirksamen Interventionen? Welche Rolle spielen dabei das Design und die Diagnose im aktuellen Prozess? Wie lassen sich Interventionen klassifizieren? Welcher Zusammenhang besteht zwischen Rolle (als Beraterin/Berater, Begleiterin/Begleiter, Moderatorin/Moderator, Leiterin/Leiter, Supervisorin/Supervisor usw.) und Interventionen, welcher zwischen Gruppenrollen und Interventionen? Was sind die Interventionsprofile der Teilnehmenden? Was sind Spezifika im kirchlichen Raum?

Kurs 6: „Integration und Abschluss"

Dieses abschließende *sechstägige Training* dient der Bearbeitung von „Resten" aus dem bisherigen Prozess, d.h. von Themen, die noch nicht durchgearbeitet oder bisher sogar vermieden wurden, deren Zeit noch nicht reif war. Solche Themen können auf der persönlichen, der gruppalen, der spirituellen

und der beruflichen Ebene liegen. Integration geschieht ja durch persönliche Beziehung und Auseinandersetzung mit Themen, die zunächst einmal fremd, ja störend, vielleicht sogar beängstigend wirken.
Außerdem dient das Seminar dem reflektierten Abschließen der Gruppenbegegnungen und Lernerfahrungen im Rahmen dieser Fortbildung.

Begleitende Supervision in regionalen Gruppen

Die Supervision in Untergruppen von fünf bis sieben Teilnehmerinnen und Teilnehmern, die am Ende der zweiten Kurseinheit gebildet werden, begleitet die Umsetzung der Lernerfahrungen in die unterschiedlichen Praxisfelder der Teilnehmenden. In etwa sechswöchigem Abstand finden die jeweils 1,5-tägigen Treffen statt, bei denen aktuelle „Fälle" der Teilnehmenden aus ihrer Erfahrung in Gruppen, Leitung und Projekten usw. bearbeitet werden, je nach den Interessen der Fallgebenden. Fragestellungen können z.B. sein: Warum hat eine bestimmte Strategie, Intervention, ein bestimmtes Vorhaben nicht funktioniert? Wie gehe ich folgenden Auftrag / folgende Idee an? Immer wieder passiert mir das und das – wieso eigentlich? Auf diese Weise erhalten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer ein breites Spektrum konkreter Problemstellungen im Zusammenhang mit Führen, Beraten, Begleiten, Zusammenarbeit und möglichen Lösungen. Außerdem begleitet die Supervisionsgruppe auch die persönliche Entwicklung, die durch die Fortbildung angestoßen wird.

4. Zielgruppen der Fortbildung

Das Angebot dieser Ausbildung richtet sich an Ordensleute, Priester, pastorale Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie Mitarbeitende in (früheren) Ordenseinrichtungen, die in Kirchen und Orden bzw. in deren Einrichtungen, im Bildungs- oder Gesundheitsbereich, im sozialen, pastoralen Feld, in der Arbeit mit Jugendlichen und Jungen Erwachsenen verantwortlich und kompetent handeln wollen und mit Leitungs-, Begleitungs- und Fortbildungsaufgaben betraut sind oder werden.
Sie richtet sich außerdem an Leitungen und Mitglieder von Klöstern, Konventen und Kommunitäten, die ihre Gemeinschaft und/oder ihre Sendung entwickeln wollen und an Team- und Organisationsentwicklerinnen und -entwickler, Konvents- und Gemeindeberaterinnen und -berater.
Im Rahmen dieser Zielgruppenbeschreibung kann an der Fortbildung teilnehmen, wer eine Berufsausbildung abgeschlossen oder eine vergleichbare Berufspraxis hat und in einer Gruppe lebt oder mit Gruppen arbeitet.

5. Auswirkungen der Fortbildung

Hierzu einige Stimmen von ehemalige Teilnehmenden der Fortbildung:
„Ich kann die Balance zwischen eigener Leitung und der Selbstverantwortung der Gruppe besser finden." „Der Kurs hat mich erfahren lassen, wie ich durch meine Lebensgestaltung beitragen kann, dass in der Gruppe, in der ich lebe, Geistliches geschieht: das Bemühen um wahrhaftige Beziehungen ist dabei die entscheidende Frage." „Ich habe gelernt, Schwierigkeiten zu benennen und Konflikte anzugehen und kann damit leben, auch als unbequem und verunsichernd wahrgenommen zu werden." „Ich kann mehr eigenen Standpunkt beziehen und auftretende Spannungen und Widerstände besser aushalten." „Ich wirke freier und offener, habe mehr Kraft, wirke überzeugender, wird mir gesagt." „Ich bin fähig, nahbarer und lockerer, achtsamer, gelassener und mutiger zu leben." „Ich kann mehr zulassen: bei mir, anderen, in Gruppen." „Ich bin mehr Mensch

geworden." „Ich kann mehr zu mir stehen, besser für mich sorgen und meine eigenen Grenzen besser wahrnehmen." „Ich erlebe mich klarer, konsequenter, deutlicher, zugleich aber auch barmherziger im Blick auf Begrenztheiten bei mir selbst und bei anderen." „Mein Gang sei aufrechter, meine Sprache bestimmter, sagen meine Mitschwestern." „Mein besserer Umgang mit mir selbst wirkt sich auf Beziehungen aus. Ich kann mich bezogener, menschlicher, adäquater in den Gruppenprozess einbringen." „Die Erfahrungen des Kurses haben zu einem Umbruch meines Bildes von Gott geführt. Mein geistliches Leben wird einfacher und tiefgründiger. Formelles und Ritualisiertes tritt in den Hintergrund, während es für mich an Bedeutung gewinnt, mich im Alltag jeweils dem zu stellen, was ist. Indem ich dies immer neu riskiere, wächst – durch Krisen hindurch – mehr Lebendigkeit und Beziehung." „Für meine Entwicklung war es total wichtig, dass im Laufe der Ausbildungen Illusionen über mich geplatzt sind, ich durch Feedback und Selbstreflexion mit meiner Wirkung auf andere, mit blinden Flecken usw. in Kontakt gekommen bin und an verschiedenen Stellen erleben musste: so, wie ich es mache, geht es nicht! – Dieses Eingeständnis und das Aushalten meines Nicht-Könnens und Scheiterns waren notwendige Voraussetzungen dafür, dass ich mich persönlich weiter entwickeln und beziehungsfähiger werden konnte und kann."

6. Zertifikat

Zum Abschluss der Fortbildung erhalten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer ein Zertifikat der Deutschen Gesellschaft für Gruppendynamik und Organisationsdynamik DGGO (Sektion Gruppendynamik im DAGG) und ein Zertifikat des IMS, das ihnen bescheinigt, ausreichende Prozesskompetenz und Instrumente erworben zu haben, um Gruppen in Organisationen zu leiten, zu begleiten und zu beraten. Dies ist eine wichtige Dokumentation dessen, was man im Laufe des Ausbildungsprozesses erreicht hat. Doch ist der Abschluss kein Ende. Vielmehr ist es eine wesentliche Auswirkung dieser Fortbildung, sich auf einem nie endenden persönlichen Entwicklungsweg zu erleben, dem man nur treu bleiben kann, indem man seinen jeweiligen Standpunkt immer wieder verlässt und lebenslang weitergeht – Schritt für Schritt in alles hinein und durch alles hindurch, was jeweils ist.

Sr. Petra Maria Hothum SND ist Leiterin des Fachbereichs „Leitung und Prozessbegleitung" am Institut der Orden für missionarische Seelsorge und Spiritualität (IMS).

1 Das Institut der Orden für missionarische Seelsorge und Spiritualität (IMS), die Bildungsakademie der Ordensleute des deutschen Sprachraums, ist ein gemeinnütziger Verein, getragen von der Deutschen Ordensobernkonferenz (DOK) und den Vereinigungen der Höheren Ordensoberen und Oberinnen Österreichs (SKÖ, VFÖ) und der deutschsprachigen Schweiz und Liechtensteins (VOS/USM, VON-OS). Das Sekretariat des Instituts befindet sich in Bonn (Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Fon: 0288 684 49-0, E-Mail: ims@orden.de).

2 Dipl. math., Dipl. Theol., Trainer für Gruppendynamik (DAGG), Leiter des Instituts der Orden und des Ashram Jesu.

3 Dipl. psych., Trainerin für Gruppendynamik (DAGG), Psychologische Psychotherapeutin, Gestalttherapeutin (DVG), Supervisorin (BdP).

4 Diese Darstellung basiert auf der von P. Dickerhof SJ und Dr. Stützle-Hebel erstellten ausführlichen Beschreibung der Ausbildung unter www.institut-der-orden.de > Programm > Leiten, Begleiten, ... > Beschreibung.

M

Mitteilungen der Ordenskorrespondenz

abgeschlossen am 17. November 2008

Aus dem Vatikan

Deutscher Dominikaner gibt Amt als Generalrelator der Heiligsprechungskongregation ab

Der Dominikaner Ambrosius Eßer (75) aus Düsseldorf gibt sein Amt als Generalrelator der vatikanischen Heiligsprechungskongregation ab. Zu seinem Nachfolger ernannte Papst Benedikt XVI. am 10. Oktober 2008 den italienischen Kapuziner Vincenzo Criscuolo (58), bisher Berater der Behörde. Der Generalrelator hat in Selig- und Heiligsprechungsverfahren eine Schlüsselfunktion bei der Vorbereitung der Prozessakten, die den Kardinälen und Bischöfen zur Urteilsfindung vorgelegt werden. Ein genaues Datum für den Stabwechsel stehe noch nicht fest, wie P. Eßer auf Anfrage erklärte. Er werde aber spätestens bis Jahresende seinen Posten räumen und in ein Haus seines Ordens in Deutschland zurückkehren. Der neue Generalrelator Criscuolo hatte unter anderem in Wien Theologie studiert und dort einen Doktortitel erworben. Er begleitete zahlreiche Selig- und Heiligsprechungsprozesse aus dem deutschen Sprachraum. (rv/kna)

Nicolás neues Mitglied der Religiosenkongregation

Papst Benedikt XVI. hat den Generaloberen des Jesuitenordens, Pater Adolfo Nicolás SJ, als neues Mitglied in die vatikanische Ordenskongregation berufen. Der aus Toledo stammende Nicolás war im Januar 2008 an die Spitze des Ordens gewählt worden. (rv)

Päpstlicher Legat für Jubiläum: 875 Jahre Abtei Waldsassen

Papst Benedikt XVI. hat Kardinal Franc Rodé CM zum Päpstlichen Legaten für das Jubiläum der Zisterzienserinnenabtei Waldsas-

sen ernannt. Der Präfekt der Religiosenkongregation wurde entsandt, Papst Benedikt am 23. November 2008 beim Abschluss der Feierlichkeiten zum 875. Jubiläum der Gründung des Klosters zu vertreten. Kloster Waldsassen wurde 1133 als erste der fünf bayrischen Zisterzen gegründet. Nach der Säkularisierung wurde 1863 das Kloster durch Zisterzienserinnen wiederbesiedelt.

Ordensleute bei der 12. Weltbischofssynode in Rom

Vom 5. bis 26. Oktober 2008 fand in Rom die XII. Ordentliche Generalversammlung der Bischofssynode zu dem Thema „Das Wort Gottes im Leben und in der Sendung der Kirche" statt. Insgesamt nahmen rund 250 Bischöfe aus aller Welt an der Synode teil, unter ihnen befanden sich auch zwei Ordensmänner aus Deutschland. So wurde der Eichstätter Bischof Gregor Maria Hanke OSB von der Deutschen Bischofskonferenz nach Rom gesandt und vertrat die DBK vor Ort. Der in Riesenbeck (Bistum Münster) geborene und seit 1972 in Peru lebende Herz-Jesu-Missionar Norbert Klemens Strotmann Hoppe MSC war ebenfalls Teilnehmer der Synode. Der 62-Jährige ist seit 1996 Bischof und ist promovierter Theologe und Soziologe. Als gewählter Ordensvertreter nahm der aus dem Bistum Paderborn stammende Generalobere der Hünfelder Oblaten, P. Heinz-Wilhelm Steckling, an der Synode teil; als Beobachter für die deutschsprachige Presse war Prof. P. Dr. Markus Graulich in der Synodenaula dabei. Er stammt aus Hadamar und ist Kirchenrechtler an der Universität der Salesianer Don Boscos in Rom.

Vom Generalsekretär der Bischofssynode waren mit Zustimmung von Papst Benedikt XVI. zusätzlich 41 Experten und 37 Auditoren aus der ganzen Welt eingeladen worden, unter denen sich auch zahlreiche Ordensfrauen und -männer befanden. So waren sechs Jesuiten und jeweils zwei Benediktiner, Dominikaner und Salesianer vor Ort. Insgesamt beläuft sich die Zahl der Ordensleute auf 29 (16 Ordensmänner und 13 Ordensschwestern), darunter 18 Europäer, fünf Asiaten und jeweils zwei Afrikaner, Nord- und Südamerikaner. Aus Deutschland waren jeweils zwei Experten und zwei Auditoren angereist, zu denen jedoch keine Ordensleute zählten.

Bildung und Gastfreundschaft

Papst Benedikt XVI. hat sich für ein stärkeres Engagement der Orden in Schule und Bildung ausgesprochen. Um ein „neues Europa" aufzubauen, müsse man bei den jungen Generationen ansetzen und ihnen die Möglichkeit bieten, mit Liturgie und Meditation vertraut zu werden, sagte der Papst vor dem Internationalen Äbtekongress der Benediktiner in Castelgandolfo. Die benediktinischen Orden forderte der Papst auf, dabei „ohne Kompromisse den Vorrang Gottes" zu verkünden. In einer „entheiligten Welt und in einer Epoche, die von einer besorgniserregenden Kultur der Leere und Sinnlosigkeit" gekennzeichnet sei, richte sich dieser Auftrag in besonderer Weise an Klöster. Auch in der Gegenwart gingen viele Menschen zu Klöstern, um Gott zu suchen. Benedikt XVI. rief die Ordensleute auf, ihren spirituellen Reichtum mit allen Besuchern zu teilen. Allerdings müsse benediktinische Gastfreundschaft das rechte Maß wahren. „Das Herz der Gemeinschaft sei offen, aber die Zeiten und Weisen der Gastlichkeit seien klug bemessen", mahnte der Papst. Ein authentisches Gemeinschaftsleben im Gebet, im Studium, in der Arbeit und der Seelsorge lasse am ehesten in jungen Menschen den Wunsch nach einem monastischen Leben wachsen, sagte Benedikt XVI. Die unter Nachwuchsmangel leidenden Frauenorden rief er auf, sich von schmerzhaften Krisensituationen nicht entmutigen zu lassen. Um keinen Preis dürften sie aber die eigenen spirituellen Grundsätze vernachlässigen, mahnte das Kirchenoberhaupt. (kna)

Vatikan mahnt Sorgfalt bei Priesterausbildung an

Der Vatikan fordert die Diözesen und Ordensgemeinschaften in aller Welt zur Sorgfalt bei der Auswahl und Ausbildung von Priesteramtskandidaten auf. Dazu sollten der Seminarleiter und die Erzieher auch geeignete Psychologen als Berater heranziehen, heißt es in einem Dokument der Bildungskongregation, das am 30. Oktober 2008 im Vatikan vorgestellt wurde. Allerdings könne die geistliche Begleitung in keiner Weise durch Formen oder Mittel psychologischer Analyse ersetzt werden, heißt es in dem 20-seitigen Dokument. Die seit längerem geplanten „Leitlinien für die Anwendung der Psychologie bei der Aufnahme und Ausbildung von Priesterkandidaten" richten sich dem Vernehmen nach gegen Entwicklungen vor allem in den USA. Dort war die Auswahl und Beurteilung der künftigen Priester zeitweise von der geistlichen Seminarleitung zunehmend auf Psychologen übergegangen. Demgegenüber unterstreicht das Dokument die Verantwortung der Seminarleitung und grenzt die Rolle der Psychologie ab. (dok/kna)

Neue päpstliche Liturgieberater

Papst Benedikt XVI. hat mehrere Priester zu seinen Liturgie-Beratern ernannt. Unter den so genannten „Konsultoren" des vatikanischen Büros für Liturgie-Feiern ist der deutsche Oratorianer-Pater Uwe Michael Lang (Mitglied des Oratoriums in London) von der Sakramentenkongregation. Dessen vor vier Jahren erschienenes Buch „Conversi ad Dominum" über die christliche Gebetsrichtung hatte schon der damalige Kardinal Joseph Ratzinger, jetzt Papst Benedikt, empfohlen. Ebenfalls Konsultor wird der aus Großbrittannien stammende Benediktiner Paul Gunter, der an der Päpstlichen Hochschule von Sant'Anselmo Liturgiewissenschaft unterrichtet. Als weitere liturgische Berater ernannte Papst Benedikt XVI. Mauro Gagliardi, Dozent an der Ordensuniversität der Legionäre Christi in Rom, den Opus-Dei-Theologen Juan Jose Silvestre Valor aus Spanien sowie Nicola Bux, Dozent an der Theologischen Fakultät Bari. (rv/kna)

Gedenken an Matteo Ricci SJ

Aus Anlass des 400. Todestages des Jesuiten Matteo Ricci werden China und Italien 2010 gemeinsam des China-Missionars gedenken. Jeweils im Mai und Oktober sind hierzu in Rom und Peking Vortragsreihen geplant. Außerdem sollen verschiedene Initiativen an diese große Persönlichkeit erinnern, die mit seiner Verkündigung sowohl einfache Menschen als auch die chinesischen Intellektuellen für das Christentum gewann. P. Matteo Ricci gelangte nach verschiedenen missglückten Versuchen am 24. Januar 1601 nach Peking, wo er am Hof der Ming-Kaiser vorstellig wurde. Er ließ jene berühmte Kirche bauen, die noch heute die Kathedrale von Peking ist. Am 11. Mai 1610 starb er in Peking. (fides)

Papstbesuch in Frankreich „Gottesfrage nicht ins Subjektive abdrängen"

Papst Benedikt XVI. hat im Rahmen seiner Frankreichreise in der ehemaligen Zisterzienserschule „Collège des Bernardins" eine weitere große Rede zum Thema „Glaube und Vernunft" gehalten. Ausgangspunkt für die Überlegungen des Papstes waren die abendländische Theologie und das Mönchtum. Das Kirchenoberhaupt warnte davor, die Gottesfrage ins Subjektive abzudrängen – das wäre eine „Kapitulation der Vernunft" und ein schwerwiegender „Absturz der Humanität". Bei dem Treffen mit rund 700 Vertretern des

Kulturwesens nahmen auch Delegierte der muslimischen Gemeinschaft Frankreichs teil. Der Ort der Ansprache, das „Collège des Bernardins", ist das größte französische nichtliturgische Gebäude aus dem Mittelalter. Es wurde 1245 durch den Zisterzienser Stephen of Lexington gegründet und war Ort des Dialogs zwischen monastischer und scholastischer Theologie. Bis zur Französischen Revolution haben junge Zisterzienser im Collège des Bernardins Philosophie und Theologie studiert. Der verstorbene Pariser Kardinal Jean-Marie Lustiger hatte schon seit den 1990er Jahren den Plan verfolgt, an diesem Ort mittelalterlicher Theologie und Philosophie eine Stätte des Dialogs von Glauben und moderner Kultur einzurichten. Anfang September 2008 wurde das Collège neu eröffnet. Papst Benedikt schrieb mit seiner Ansprache hier ein weiteres Kapitel seiner lebenslangen Auseinandersetzung von Glaube und Vernunft. (rv/dok)

Die Aktualität des Joseph Freinademetz SVD

Im Rahmen seines Dolomitenurlaubs hat Papst Benedikt XVI. am 5. August 2008 einen Besuch in Oies, dem Heimatort des heilig gesprochenen Steyler China-Missionars Joseph Freinademetz genutzt um die Hand in Richtung China auszustrecken. Der Papst besuchte das zu einem Museum umgewidmete Geburtshaus des Missionars, und betete in der P. Freinademetz gewidmeten Kirche. Er betonte die große Aktualität des Heiligen: „Wir wissen, dass China in der Politik, der Wirtschaft und auch in der geistigen Auseinandersetzung immer bedeutender wird. Es ist wichtig, dass dieses große Land sich dem Evangelium öffnet. Der heilige Joseph Freinademetz zeigt uns, dass der Glaube für keine Kultur und kein Volk eine Entfremdung darstellt, denn alle Kulturen erwarten Christus; und sie werden durch den Herrn nicht zerstört, sondern sie gelangen vielmehr zu ihrer vollen Reife. (...) Der heilige Joseph Freinademetz wollte nicht nur als Chinese leben und sterben, sondern auch im Himmel Chinese bleiben: So hat er sich geistig mit diesem Volk identifiziert, in der Gewissheit, das es sich dem Glauben an Jesus Christus öffnen würde." (rv)

Dank für Schweigeklöster

Schweigeklöster sind nach den Worten von Papst Benedikt XVI. „unverzichtbar" für die Kirche und die Welt. Beim Angelusgebet am 16. November 2008 auf dem Petersplatz dankte er für die Frauen und Männer, die sich ausschließlich dem Gebet widmeten und von dem lebten, „was sie von der Vorsehung erhalten". Dabei rief der Papst zum Gebet um Ordensnachwuchs und zur materiellen Unterstützung dieser Klöster auf.

Medjugorjeverfechter vom Vatikan gemaßregelt

Ein prominenter Verfechter der Marienverehrung von Medjugorje, der Franziskaner Tomislav Vlasic, ist vom Vatikan mit schweren Sanktionen belegt worden. Wie der für den bosnischen Wallfahrtsort zuständige Diözesanbischof Ratko Peric von Mostar-Duvno mitteilte, reagierte die Glaubenskongregation bereits zu Jahresbeginn auf geprüfte Vorwürfe schweren Ungehorsams, der Verbreitung von Irrlehren, Manipulation und schwerer sexueller Verfehlungen. Demnach ordnete die Glaubenskongregation an, dass der Gründer der Gemeinschaft „Ganz dein, Königin des Friedens – Durch Maria zu Jesus" seinen Wohnsitz bis auf Widerruf in ein Franziskanerkloster in Norditalien verlegt. Kontakt mit seiner Mariengemeinschaft, Predigt- und seelsorgerische Tätigkeit sowie öffentliche Auftritte wurden ihm ebenso versagt wie jeder Rechtsakt ohne Zustimmung der Ordensleitung. (kna)

Aus der Weltkirche

Europa

Nach einem längeren Entwicklungsprozess haben sich am 1. Juni 2008 die bisherigen sieben Provinzen des Maristenordens in Europa (England, Irland, Frankreich, Spanien, Italien, Holland und Deutschland) zu einer „Provinz Europa" zusammengeschlossen. Das Ereignis wurde mit einem feierlichen Gottesdienst in der Wallfahrtskirche Fourviere in Lyon begangen. P. John Hannan, der bisherige Provinzial von Irland, wurde zum Provinzial der neuen Provinz Europa gewählt. Der Sitz der Provinzialats wird in Paris sein. Die bisherigen sieben Provinzen in Europa werden Regionen der einen Provinz Europa.

Italien/Rom

Während ihres alle vier Jahre stattfindenden Äbtekongresses in Rom haben 230 Äbte der benediktinischen Konföderation P. Dr. Notker Wolf OSB für weitere vier Jahre zum Abtprimas des Benediktinerordens gewählt. Für Abtprimas Notker ist dies die zweite Amtszeit. Zum ersten Mal wurde er im Jahr 2000 für acht Jahre in das Amt des höchsten Repräsentanten des Benediktinerordens gewählt. Eine zweite Amtszeit darf nach den Statuten nur noch vier Jahre dauern. Der Abtprimas der Benediktiner leitet die Primatialabtei Sant'Anselmo in Rom und ist zugleich Großkanzler der päpstlichen Hochschule der Benediktiner, des Pontificio Ateneo Sant'Anselmo.

180 Lehrerinnen und Lehrer von Maria-Ward-Schulen haben Mitte Oktober 2008 an einem Erzieher-Kongress in Rom teilgenommen. Im Mittelpunkt des Treffens standen Fragen nach einem gemeinsamen Schulprofil samt Überlegung zur Wertevermittlung in einer globalen Welt. Das römische Generalat der Congregatio Jesu (CJ) hat den Kongress mit Blick auf die 400-Jahrfeiern der Ordensgründung 2009 organisiert. Am Kongress nahmen Ordensfrauen und Laien aus Europa, dem Nahen Osten, aus Asien, Afrika und Lateinamerika teil. (kna)

Deutschland/England

Das 16. Generalkapitel der Missionsdominikanerinnen vom Heiligsten Herzen fand vom 7. bis 28. August 2008 erstmals im Kloster St. Dominikus in Strahlfeld statt. Im Rahmen des Kapitels wurde am 23. August Sr. Ferrera Weinzierl OP zur neuen Generalpriorin gewählt. Die 69-Jährige war bisher als Regionaloberin der Missionsdominikanerinnen vom Heiligsten Herzen Jesu in Simbabwe tätig. Dort wirkt sie seit über 40 Jahren. Aufgewachsen ist Sr. Ferrera in Regensburg. Anfang 2009 wird Sr. Ferrera ihr Amt im englischen Generalat in Crawley antreten und als Generalpriorin für die 350 Schwestern der Gemeinschaft zuständig sein.

Schweiz

Die Deutschschweizer Kapuziner schaffen eine neue Form der Teilnahme am Ordenlebens: Bruder auf Zeit. Die Ordensgemeinschaft bietet jungen Männern an, für drei oder sechs Jahre mit Kapuzinern in einem Kloster zu leben und sich für einige Jahre auf den Spuren des Franz von Assisi für ein Leben nach dem Evangelium zu entscheiden. Hintergrund des neuen Angebots ist die Erfahrung, dass es immer wieder jüngere Männer gibt, die an einem Leben in einer klösterlichen Gemeinschaft interessiert sind,

aber davor zurückschrecken, sich für eine ganze Lebenszeit zu verpflichten. Ein Interessent muss dieselben Bedingungen erfüllen wie jemand, der sich für immer der Gemeinschaft anschließt. Er muss für diese drei Jahre auf den Gebrauch und den Rückhalt des privaten Vermögens verzichten. Dieses soll er einer externen Person (nach seiner Wahl) treuhänderisch anvertrauen. In der Zeit seines Ordenslebens kann er keinen eigenen Besitz erwerben. Was er erwirbt, geht – wie bei jedem Mitglied der Gemeinschaft – in die Gemeinschaftskasse, aus welcher auch sein Lebensunterhalt bestritten wird. Er untersteht dem Guardian jener Gemeinschaft, der er nach gemeinsamer Absprache zugeteilt wird. In dieser Zeit nimmt er an den gemeinsamen religiösen Vollzügen (Gebet, Meditation, Gottesdienste, Exerzitien) teil. Weitere Informationen auf der Internetseite des Kapuzinerordens unter http://www.kapuziner.org/sprov/de/bruder_auf_zeit/bruder_auf_zeit.php?navid=89.

Belgien

Im belgischen Hasselt soll bis 2012 ein „Europäisches Zentrum der Weltreligionen" entstehen. In der Klosteranlage der Kanonissinnen vom Heiligen Grab in Herkenrode plane die Katholische Universität Leuven gemeinsam mit den Schwestern ein Begegnungszentrum, das sowohl interreligiöser Forschung als auch als touristisches Reiseziel dienen soll, berichtet die in Hasselt erscheinende Tageszeitung „Het Belang van Limburg" am 13. November 2008. Finanziert werde das Projekt von der Provinz Limburg. Gouverneur Steve Stevaert spricht laut der Zeitung von einem „Weltprojekt". Auf Initiative des Koordinators des Zentrums für Interreligiösen Dialog in Leuven (ICRID), Bert Broeckaert, solle das Zentrum eine in Europa einmalige Ausstellung über die großen Weltreligionen bieten. Diese solle die Geschichte und Rituale der Religionen in anschaulicher Weise vorstellen. Neben der Ausstellungsfläche sollen in den Räumen der Zisterzienserabtei aus dem 13. Jahrhundert Möglichkeiten zur Übernachtung und für Kongresse geschaffen werden. (kna)

Italien

Der historische Pilgerweg „Via Francigena" ist um eine Variante von Assisi nach Rom erweitert. Ein 16 Tagesetappen umfassender Abschnitt durch die Landschaften Umbriens und Latiums wurde am 20. September 2008 in Assisi offiziell eröffnet, wie die italienische Tageszeitung „Avvenire" meldete. Auf den Spuren des heiligen Franziskus führt die Route von Perugia über Assisi, Foligno und Rieti nach Rom. In den nächsten Monaten solle eine nördliche Fortsetzung dazukommen, die von der Franziskus-Stadt Assisi über Gubbio und Pietralunga die Toscana erreicht. Die Initiative ist Teil eines umfassenden Projekts, das historisch bedeutende Orte und Landschaften Europas durch Fernwanderwege erschließen will. (kna)

Griechenland/Athos

Die Mönche auf dem Heiligen Berg Athos können jetzt drahtlos surfen: Ein neues WiMAX-Netzwerk gewährt den Bewohnern der autonomen Mönchsrepublik im Norden Griechenlands Breitbandzugang zum Internet und zur Internet-Telefonie, wie das nationale Telekommunikationsunternehmen OTE mitteilte. Das Pilotprojekt umfasse den Großteil der orthodoxen Klöster und Einsiedeleien auf der gebirgigen Halbinsel. Erste Nutzer seien bereits im Hauptort Karyes, um Ierissos und auf der entlegenen Insel Ammouliani ans Internet angeschlossen. Weil die Mönchsrepublik über keine stabile Stromversorgung verfügt, werden die sechs WiMAX-Stationen den Angaben zufolge mit Solarstrom und aus kleinen Windkraftanlagen ge-

speist. In der Startphase habe das System „auch unter ungünstigsten Wetterbedingungen" stabil funktioniert, so der Betreiber. Wozu die weltabgeschieden lebenden Mönche die moderne Kommunikationstechnologie nutzen, teilte die Gesellschaft nicht mit. (kna)

Türkei

Mit Strafprozessen wegen rechtswidriger Ansiedlung wollen drei kurdische Dörfer im Südosten der Türkei gegen eines der ältesten christlichen Klöster der Welt vorgehen. Wie die liberale türkische Zeitung „Radikal" Ende August 2008 berichtete, zeigten die Ortsvorsteher im südostanatolischen Bezirk Midyat das traditionsreiche syrisch-orthodoxe Mor Gabriel wegen Aneignung fremden Bodens an. Das Kloster stehe auf ihrem Weideland. Der Gemeindevorstand von Mor Gabriel wies laut Bericht darauf hin, dass das Kloster schon seit dem Jahr 397 dort steht, also Hunderte Jahre vor Gründung des ersten kurdischen oder türkischen Dorfs. Die Dorfvorsteher wollten offenbar versuchen, das Kloster in einen gerichtlichen Gebietsstreit zwischen den umliegenden Dörfern hineinzuziehen, weil die Christen ein leichtes Ziel abgäben, sagte der Gemeindevorsitzende Kuryakos Ergün der Zeitung: „Die Gegenseite hetzt die Bevölkerung gegen uns aramäischstämmige Staatsbürger auf." In der Strafanzeige beklagen sich die Dorfvorsteher, dass die Klostergemeinde mehr Land besitze, als sie zum Beten benötige. „Nirgends sonst auf der Welt" brauche ein Gottesdienst so viel Platz. Dadurch würden die Rechte der Anwohner beschnitten, die auf dem Grund ihre 3.500 Schafe und Ziegen sowie 1.000 Kühe weiden lassen wollten. (kna)

Israel

Das Dach der Jerusalemer Grabeskirche ist nach Angaben der Franziskaner-Kustodie vom Heiligen Land nicht unmittelbar von Einsturz bedroht. Pater David Jaeger, Sprecher der für das Heilige Grab zuständigen Ordenseinrichtung, wies Anfang Oktober 2008 einen israelischen Pressebericht zurück, demzufolge für Besucher des Gotteshauses in der Jerusalemer Altstadt akute Lebensgefahr bestehe. Laut Jerusalemer Behörden gebe es „für den Augenblick keine echte Einsturzgefahr", so Jaeger. Hintergrund der alarmierenden Meldungen sei anscheinend ein seit Jahrzehnten wogender Streit zwischen koptischen und äthiopischen Mönchen, die auf dem Dach der Grabesbasilika kleine Klöster unterhalten. Bei wirklichen ernsten Risiken für Besucher hätte die Regierung das Recht und die Pflicht, unbeschadet des komplizierten „Status quo" der Besitzverhältnisse an der heiligsten Stätte der Christenheit die nötigen Sicherungsmaßnahmen zu ergreifen. Die israelische Zeitung „Haaretz" hatte berichtet, Ingenieure hätten den baulichen Zustand des äthiopischen Klosters Deir el Sultan auf dem Dach der Grabeskirche als „lebensgefährlich" eingestuft. Im Falle eines Einsturzes wären nicht nur die äthiopischen Mönche auf dem Dach gefährdet, die dort in 26 winzigen Steinhütten leben und eine zweistöckige Kirche hüten. Bedroht seien auch Besucher der darunter liegenden Helena-Kapelle sowie angrenzender Räume. (kna)

Ägypten

Das Apsis-Mosaik des Katharinenklosters in Ägypten ist von italienischen Experten restauriert worden. Die Erhaltungsarbeiten in der Basilika aus dem 6. Jahrhundert betrafen vor allem das Gesicht Christi der Verklärungsszene, wie der leitende Archäologe Roberto Nardi laut des römischen Pressedienstes misna am 23. Oktober 2008 erläuterte. Die Hälfte der Kosten von rund einer Million US-Dollar (780.000 Euro) trug der Meldung zufolge der Emir von Qatar, Hamad bin Kha-

lifa Al Thani. Weiter hätten sich das Zentrum für Archäologische Konservierung in Rom und das in Los Angeles ansässige Getty Institute an dem Projekt beteiligt. Das Katharinenkloster auf dem Sinai war in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts unter Kaiser Justinian I. am Fuß des Mosesbergs errichtet worden. Es gilt als der älteste ununterbrochen besiedelte Mönchssitz und birgt in seinen Mauern eine der bedeutendsten Sammlungen christlicher Handschriften und Ikonen. 2002 nahm die UNESCO das griechisch-orthodoxe Kloster in das Verzeichnis des Weltkulturerbes auf. (kna)

Philippinen

Die Mönche des Konventualpriorats Digos auf den Philippinen haben am 15. November 2008 P. Edgar Friedmann OSB als Konventualprior für eine weitere sechsjährige Amtszeit wiedergewählt. P. Edgar stammt ursprünglich aus Münsterschwarzach und ist seit 25 Jahren auf den Philippinen tätig.

Indien

Angesichts der anhaltenden Gewalt militanter Hindus gegen Christen in Indien rufen mehrere Ordensgemeinschaften zum weltweiten Gebet für Indien auf. Seit Ende August kommt es immer wieder zu Übergriffen in dem Land. Zwischen 50 und 80 Christen wurden bereits getötet, mehrere Tausend verletzt und zahlreiche Häuser, Schulen und Kirchen wurden in Brand gesetzt. Nach Schätzungen der Kirchen leben derzeit mehr als 20.000 christliche Flüchtlinge in staatlichen Auffanglagern; Tausende weitere Menschen verstecken sich aus Angst vor Verfolgung in Wäldern.

- Die Generaloberin der Mutter-Teresa-Schwestern, Mary Nirmala Joshi, fordert mehr Schutz für Christen: „Die Regierung muss ihre nötige Sicherheit garantieren." Die Nachfolgerin von Mutter Teresa ruft zum weltweiten Gebet für Indien auf. Auch mehrere Einrichtungen der von Mutter Teresa gegründeten Ordensgemeinschaft „Missionarinnen der Nächstenliebe" wurden beschädigt.
- Vor dem Hintergrund der Gewalt rufen die Dominikaner alle Ordensschwestern und -brüder auf der Welt auf, ihre tiefe Sorge über die Lage in Indien zum Ausdruck zu bringen. In Briefen, die an Staatspräsidentin Pratibha Patil, Premierminister Manmohan Singh und die Nationale Menschenrechtskommission gesendet werden, verweisen sie auf das Recht aller, ihren Glauben in Freiheit zu leben. Dies müsse die Regierung nun sicherstellen.
- Klarissen aus Deutschland setzen sich für einen bedrohten Klarissenkonvent in Indien ein.
- Große Betroffenheit teilten die Teilnehmerinnen des jährlichen Treffens der Ordensoberinnen im Erzbistum Bamberg am 22. Oktober 2008 mit Erzbischof Ludwig Schick im Blick auf die Situation der Christen in mehreren Staaten Indiens. Auch die Ordenschristen leben an vielen Orten Indiens in beständiger Angst, da sie durch anonyme Briefe und Anrufe eingeschüchtert werden oder direkt zu Schaden kommen.

China/Deutschland

Eine Gruppe chinesischer Priester hat bei den Missionsbenediktinern im oberbayerischen Sankt Ottilien eine Art Klosterpraktikum absolviert. Wie der Bayerische Rundfunk (BR) Mitte August 2008 berichtete, gehören die Geistlichen der von Peking kontrollierten offiziellen Kirche an. Sie seien in Deutschland, um die benediktinische Spiritualität kennenzulernen. Männerorden sind in China verboten. Alle Klöster waren mit der kommunistischen Machtübernahme vor mehr als 60 Jahren aufgelöst worden. Erzabt Jeremi-

as Schröder von Sankt Ottilien wertete deshalb den Aufenthalt der chinesischen Priester als Zeichen der Öffnung. „In Peking ist inzwischen das Bewusstsein gereift, dass man auch in China an den Traditionen des Klosterlebens teilhaben muss", sagte er gegenüber dem Bayerischen Rundfunk. Ob das Praktikum letztlich in eine Klostergründung in China münden werde, will Schröder nicht bestätigen. „Ausschließen tun wir das alle nicht. Das wäre auch in meinen Augen eine sehr wünschenswerte Entwicklung." (rv)

Guatemala

Eine Gruppe von Lehrern an katholischen Schulen in Guatemala ist Mitte August 2008 in den Hungerstreik getreten. Mit einer Demonstration vor der Kathedrale der Hauptstadt Guatemala-Stadt forderten die Pädagogen die Zahlung noch ausstehender Monatsgehälter, berichtete die Tageszeitung „Prensa Libre". Bereits Ende Juli hätten die Lehrer der privaten Einrichtungen um eine Intervention des Bildungsministeriums gebeten, nachdem die Gehaltszahlungen ohne Angabe von Gründen ausgeblieben seien, erklärte ein Sprecher. Das Ministerium sehe sich aber aus Geldmangel außerstande einzuspringen. Die Lehrer arbeiten laut Bericht an Einrichtungen des von Jesuiten gegründeten Verbunds „Fe y Alegria", der in mehreren Staaten Lateinamerikas Schulen vor allem in armen, schwer erreichbaren Gegenden unterhält. In Guatemala ist der Verbund seit 32 Jahren aktiv. Derzeit unterrichteten landesweit rund 600 Lehrer 16.000 Schüler. (kna)

Brasilien/Deutschland

Eckart Höfling (71), in Brasilien lebender deutscher Franziskanerpater, hat einen der vier Quadriga-Preise 2008 erhalten. Mit seinem langjährigen Engagement vor allem für die Jugendlichen in den Elendsvierteln von Rio de Janeiro sei Höfling ein „gelebtes Beispiel für den Versuch, eine gerechtere Welt aufzubauen", sagte Bundesaußenminister Frank-Walter Steinmeier (SPD) in seiner Laudatio am 3. Oktober in Berlin. Den Quadriga-Preis verleiht der Verein „Werkstatt Deutschland" seit 2003 jeweils am 3. Oktober. Steinmeier betonte, Höfling sei „ein Vorbild sowohl aus Deutschland als auch ein Vorbild für Deutschland". Der Minister hatte den Ordensmann während einer Lateinamerikareise 2006 kennengelernt. Mit dem anteiligen Preisgeld von 25.000 Euro will Höfling, wie er in seiner Dankrede ankündigte, in Rio de Janeiro ein Obdachlosenheim aufbauen. Der Franziskaner ist Generaldirektor des Sozialwerks „Veneravel Ordem Terceira de Sao Francisco da Penitencia". Im Auftrag seines Ordens hatte er es in den vergangenen 30 Jahren zu einer der größten katholischen Hilfsorganisationen in Brasilien aufgebaut. Zu dem Werk gehören heute mehrere Sozial- und Bildungseinrichtungen, ein Krankenhaus und eine Schule, die Kindern aus den Slumvierteln bis zum Abitur führt. (kna)

Bischof Luiz Flavio Cappio OFM hat den diesjährigen Friedenspreis der katholischen Menschenrechtsorganisation Pax Christi International erhalten. Die Auszeichnung wurde dem 61-jährigen Franziskaner und Bischof von Barra im Rahmen einer Veranstaltung „Wasser für Frieden" vom 17. bis 19. Oktober 2008 in Sobradinho (Brasilien) überreicht. Cappio ist wegen seines Kampfes gegen ein umstrittenes Flussumleitungsprojekt international bekannt. Bereits zweimal war er aus Protest gegen das inzwischen begonnene Projekt in Hungerstreik getreten. Laut Präsident Luis Inacio Lula da Silva sollen durch die Umleitung des Flusses 12 Millionen Bedürftige in den Dürreregionen des Landes Trinkwasser erhalten. Zusammen mit Umweltexperten kritisiert Cappio, dass von dem Vorhaben hauptsächlich Industrie und Exportlandwirtschaft profitierten.

Aus der Deutschen Ordensobernkonferenz

Personelles

Die Ursulinen in Offenbach/Main haben eine neue **Oberin**. ***Sr. Magdalena Wrzodek OSU*** hat Sr. Monika Gröger im Amt abgelöst.

Die Barmherzigen Schwestern in Fulda haben am 31. Oktober 2008 eine neue Generalleitung gewählt. Neue **Generaloberin** ist die langjährige Generalökonomin der Gemeinschaft, ***Sr. M. Rosalia Bagus***. Sie löst im Amt Sr. Brunhilde Wehner ab, die es zwölf Jahre lang innehatte.

Die Kongregation der Barmherzigen Schwestern vom hl. Vinzenz von Paul in Hildesheim hat am 15. Oktober 2008 eine neue Ordensleitung gewählt. Neue **Generaloberin** wurde ***Sr. M. Teresa Slaby***. Sie löst nach zwölf Jahren Sr. M. Hildegard Theinert im Amt ab.

Im Rahmen ihres Provinzkapitels vom 7.- 13. September 2008 in Bergisch Gladbach-Paffrath haben die Missionsschwestern vom hlst. Herzen Jesu ***Sr. Irmgard Lahmann MSC*** für eine Amtszeit von sechs Jahren zur neuen **Provinzoberin** der Deutschen Provinz des Ordens gewählt. Sie löst Vorgängerin Sr. M. Doris Kemper MSC ab, die das Amt 12 Jahre lang inne hatte. Die Amtsübergabe ist für den 29. November 2008 vorgesehen. Sr. Irmgard Lahmann stammt aus Hunteburg im Landkreis Osnabrück.

Die Franziskanerinnen vom Heiligsten Herzen Jesu (Rekollektinnen) in Bonn haben am 16. September 2008 im Rahmen ihres Generalkapitels eine neue **Generaloberin** gewählt. ***Schwester Edelburg Czaia*** folgt in diesem Amt Sr. Ruth Weiser nach, die aus Gesundheitsgründen nicht wiedergewählt werden konnte.

Am 09. September 2008 hat der Konvent der Zisterzienserinnenabtei Oberschönenfeld unter dem Vorsitz von Abt Andreas Range OCist ***Sr. M. Gertrud Pesch*** zur 40. **Äbtissin** von Oberschönenfeld gewählt. Die aus Oberöfflingen im Bistum Trier stammende Sr. Gertrud wurde 1958 geboren und ist seit 24 Jahren im Kloster Oberschönenfeld. Nachdem sie 1986 die Profess abgelegt hatte, leitete sie das Altenheim und übernahm später die Leitung der Küche des Klosters. Seit zehn Jahren war sie als Priorin Stellvertreterin der Äbtissin. Daneben absolvierte sie eine Ausbildung in geistlicher Begleitung und bot Einkehrtage und Exerzitien im Alltag an. Ihre Vorgängerin Äbtissin Ancilla Betting war am 8. September 2008, einen Tag nach ihrem goldenen Professjubiläum, nach 23 Jahren von der Klosterleitung zurückgetreten.

Nach 15-monatiger Administratur haben die Klarissenschwestern der hl. Klara in Bocholt wieder eine **Äbtissin**. ***Sr. Maria Gabriele Wallschlag OSC*** wurde vom Konvent am 03. September 2008 in dieses Amt gewählt.

Im Rahmen ihres Generalkapitels hat die Kongregation der Schwestern vom armen Kinde Jesus am 11. August 2008 ***Sr. Maria del Rocío Angel Moreno PIJ*** zur neuen **Generaloberin** gewählt. Sie folgt ihrer Vorgängerin Sr. Maria Kamsyati im Amt.

Die Franziskanerinnen von Au am Inn haben im Rahmen ihres Generalkapitels am 6. August 2008 für die kommenden sechs Jahre eine neue Leitung gewählt. Neue **Generaloberin** ist ***Sr. M. Dominica Eisenberger OSF***. Sie folgt im Amt Sr. M. Gabriele Gruber OSF nach.

Im Rahmen ihres Generalkapitels haben die Franziskanerinnen von Maria Stern in Augsburg eine neue Generalleitung gewäht. Im Amt als **Generaloberin** bestätigt wurde ***Sr. M. Theophila Kilgenstein***.

Am 15. Oktober 2008 hat der Konvent der Dominikanerinnen zum Heiligen Grab in Bamberg ***Sr. Maria Berthilla Heil OP*** für eine dritte Amtsperiode zur **Priorin** der Gemeinschaft gewählt.

Sr. M. Paulin Link wurde im Rahmen des Generalkapitels der Franziskanerinnen von Reute am 8. September 2008 für eine weitere Amtszeit als **Generaloberin** ihrer Gemeinschaft wiedergewählt.

Sr. M. Gabriela Kreienbaum ist am 03. Juli 2008 vom Generalat der Gemeinschaft der Töchter des hl. Kamillus in Rom für weitere drei Jahre im Amt der **Provinzoberin** bestätigt worden.

Die Mönche der Benediktinerabtei Tholey haben am 8. September 2008 ***P. Mauritius Choriol OSB*** zum **Prior-Administrator** der Abtei gewählt. Er leitet damit das Kloster mit allen Rechten und Pflichten. P. Mauritius wurde 1959 in Erstein bei Strassbourg geboren. Er trat 1983 in die Abtei Tholey ein und legte 1990 seine ewigen Gelübde ab. 1993 wurde er nach dem Theologiestudium in Fribourg (Schweiz) in Tholey zum Priester geweiht. Er übernimmt die Leitung der Abtei von Abt Macarios Hebler OSB, der nach fast 24 Jahren am 31. August 2008 vom Amt des Abtes zurückgetreten war.

Das 28. Provinzkapitel der Süddeutschen Provinz der Salvatorianer, das vom 2. bis 4. September 2008 in Pfarrkirchen getagt hat, hat eine neue Provinzleitung gewählt. ***P. Leonhard Berchtold SDS*** wurde für eine 2. Amtsperiode von 3 Jahren im Amt des **Provinzials** bestätigt.

DOK unter den Erstunterzeichnern des Aufrufs „Fair Teilen statt Sozial Spalten"

Im April 2008 hat sich ein offenes, ökumenisches Netzwerk kirchlicher Organisationen zum Ökumenischen Kirchentag 2010 gebildet, das auf der Basis eines „Aufrufs zu einer politischen Zeitansage auf dem Ökumenischen Kirchentag 2010" gemeinsame Aktivitäten entfalten will. Der DOK-Vorstand gehört für die Deutsche Ordensobernkonferenz zu den Erstunterzeichnern des vierseitigen Dokumentes „Fair Teilen statt Sozial Spalten", das wesentliche globale Herausforderungen anspricht. Ordensgemeinschaften oder Einzelpersonen, die sich dem Aufruf anschließen möchten, finden weitere Informationen und Kontaktadressen auf der Internetseite http://www.oekt-netz.de/.

Neues Internetportal für Klosterprodukte

Ordensgemeinschaften und Klöster in Deutschland haben am 20. Oktober 2008 eine neue Internetplattform www.klosterportal.org online gestellt, die einen schnellen Überblick über klösterliche Dienstleistungen und Produkte ermöglicht. Mit einem Druck auf den „roten Knopf" gaben im Rahmen der Jahrestagung der Arbeitsgemeinschaft klösterlicher Cellerare und Prokuratoren (AGCEP) in Reute Sr. Walburga M. Scheibel, Generalsekretärin der Deutschen Ordensobernkonferenz, AGCEP-Vorsitzender P. Markus Haering OSB und Projektkoordinator P. Gilbert Kraus O.Praem. die neue Internetseite frei.
Auf klosterportal.org präsentieren sich bereits zum Start mehr als 100 Klöster aus ganz Deutschland mit ihren Produkten und Dienstleistungen. Ein breites Publikum erhält dadurch die Möglichkeit, das vielfältige Angebot an Klosterprodukten kennenzuler-

nen. Es erstreckt sich über die Bereiche „Spirituelles", „Bildung und Soziales", „Klosterbetriebe", „Klosterprodukte", „Übernachtungsangebote" sowie „Kunst und Kultur". Hilfreich ist die Suchfunktion, die es Besuchern der Plattform in jeder Rubrik ermöglicht, nach einem Angebot aus einem bestimmten Themenbereich, in einem einzelnen Bundesland oder auch nach einem einzelnen Kloster zu suchen.
Die Angebotspalette auf „klosterportal.org reicht von „A" wie „Abteibier" bis „Z" wie „Zierpflanzen". Darüber hinaus erhalten Gourmetfreunde in der Rubrik Klosterbetriebe Tipps für ihren nächsten Restaurantbesuch, Interessierte Personen können an Klosterführungen oder an mehrtägigen Aufenthalten in einer Ordensgemeinschaft teilnehmen. Die Plattform verweist auch auf Tagungs- und Konferenzräumlichkeiten für geschäftliche Meetings in Klöstern.
Mit der neugeschaffenen Plattform möchte die Deutsche Ordensobernkonferenz (DOK) zusammen mit den Ordensgemeinschaften die Vielfalt an Angeboten zusammenführen, die Ordensfrauen und -männer in Klöstern machen. Die Benutzer des Portals können darauf vertrauen, dass es sich dabei um echte Klosterprodukte handelt und hinter den Dienstleistungen die Ordensgemeinschaften selbst stehen.

AGO-Jahrestagung 2008 in Leipzig

Am 7./8. November 2008 war das „Institut M.-Dominique Chenu - Espaces Berlin" Gastgeber der 56. Jahrestagung der „Arbeitsgemeinschaft der Ordenshochschulen" (AGO) in der DOK. Das Treffen der Hochschulrektoren und Institutsdirektoren fand dieses Jahr im Dominikanerkonvent Leipzig statt. Neben organisatorischen Fragen (Studiengebühren, Modularisierung und Akkreditierung von Studiengängen) stand die Situation von Kirche und Orden in Ostdeutschland zur Debatte. Gastreferent war Bischof em. Leo Nowak, Magdeburg. Ein Besuch in der Kontaktstelle „Orientierung" der Jesuiten in Leipzig rundete das Programm ab.

Wiedererrichtung der Bayerischen Benediktinerkongregation vor 150 Jahren

In diesem Jahr jährt sich zum 150. Mal die Wiedererrichtung der Bayerischen Benediktinerkongregation. Der alte Verbund war 1803 in der Säkularisation aufgelöst worden. König Ludwig I. (1786-1868) förderte dann die Neuerrichtung von Benediktinerklöstern in deren Folge auch ein erneuter Zusammenschluss möglich wurde. Bei der Wiedererrichtung der Kongregation im Jahr 1858 waren zu Beginn das Kloster Metten, das 1830 als erstes der bayerischen Benediktinerklöster wiederbegründet worden war, sowie St. Bonifaz in München mit Andechs und Weltenburg dabei, Scheyern und St. Stephan in Augsburg folgten später. Heute gehören der Kongregation unter der Leitung von Abtpräses Gregor Zasche elf Klöster mit ihren Filialen an. In der soeben renovierten Asamkirche von Weltenburg feierte die Kongregation am 3. Oktober 2008 ihr Jubiläum.
(kna)

Benediktinerkongregation von St. Ottilien beschließt Strukturwandel

Während des 19. Generalkapitels der Kongregation der Missionsbenediktiner von St. Ottilien haben die versammelten Äbte und Prioren nach einem langjährigen Meinungsbildungsprozess entschieden, dass in Zukunft das Amt des Präses der Kongregation nicht mehr automatisch vom jeweiligen Erzabt der Erzabtei St. Ottilien wahrgenommen wird. Die Personalunion dieser beiden hohen Ämter wurde damit aufgehoben. An dem Gene-

ralkapitel der Kongregation nahmen 39 Patres teil, unter ihnen 15 Äbte. Die Teilnehmer kamen aus vierzehn Staaten: Deutschland, Indien, Kenia, Österreich, Philippinen, Sambia, Schweiz, Südafrika, Südkorea, Tansania, Togo, Uganda, den USA und Venezuela. (pm)

Jesuiten in Deutschland weisen russische Ermittlungsergebnisse zurück

Wegen des Mordes an zwei Jesuiten hat ein Moskauer Gericht Haftbefehl gegen einen 38-Jährigen erlassen. Der Mann hat die Tat laut Polizeiangaben gestanden. Die Deutsche Provinz der Jesuiten wies die Ergebnisse der russischen Ermittlungsbehörden entschieden zurück, es handele sich bei dem Täter um einen mehrfach vorbestraften Sexualverbrecher, der im homosexuellen Prostitutionsmilieu tätig sei und Kontakt mit einem der Opfer gehabt habe. Provinzial Stefan Dartmann erklärte in München, bezüglich des Tathergangs bestünden „viele Ungereimtheiten und Widersprüche". Erschwerend komme hinzu, dass der einzige bekannte Zeuge der Tat der mutmaßliche Mörder selbst sei. Dieser soll Ende Oktober zunächst in alkoholisiertem Zustand den aus Ecuador stammenden Victor Betancourt-Ruiz (42) und später den Wolgadeutschen Otto Messmer (47) in deren Moskauer Wohnung erschlagen haben. Betancourt-Ruiz war Theologieprofessor, Messmer leitete die Jesuitengemeinschaft in Russland. Als Motiv für den Mord an Betancourt-Ruiz nannte der Verdächtige laut Polizei einen Streit. Nach dem Verbrechen harrte er eigenen Aussagen zufolge am Tatort aus. Tags darauf habe er auch Messmer getötet, als dieser in die Wohnung zurückkehrte, weil er ihn als Zeugen der ersten Tat fürchtete. Die deutsche Ordensprovinz kritisierte, die russischen Behörden hätten bereits vor Ergreifen des Tatverdächtigen eine Pressekampagne begünstigt, die die Jesuiten und die katholische Kirche verleumde und verunglimpfe. Die Umstände der Morde entsprächen vielmehr „einem bekannten Strickmuster" der vergangenen Jahre. Dazu gehöre unter anderem, „Prostituierte gezielt auf engagierte Katholiken anzusetzen, um ihnen eine Nähe zum Rotlichtmilieu anzuhängen", so P. Dartmann SJ. Wie die Berichte in der russischen Presse zeigten, sei dies „auch in früheren Fällen offensichtlich gelungen". Im Falle der beiden ermordeten Jesuiten werde „gezielt mit homophoben Klischees und Vorurteilen operiert, die Homosexualität mit sexuellen Monstrositäten gleichsetzen", so Dartmann. Offenbar hoffe man darauf, dass diese Gleichsetzung zu einer Distanzierung von den Opfern führe. Die Ermordeten seien „in lauterer Gesinnung" in Russland tätig gewesen, betonte der Jesuit, und weiter: „Wir werden nicht zulassen, dass ein unsägliches Gebräu aus Anspielungen, widersprüchlichen Recherche-Ergebnissen und Spiel mit Ängsten das Lebenszeugnis unserer Mitbrüder verdunkelt." Spitzenvertreter der katholischen Kirche in Deutschland hatten zuvor eine Mahnwache vor der russischen Botschaft in Berlin gehalten. Sie forderten eine lückenlose Aufklärung der Morde. Unter den rund 200 Demonstranten waren der Berliner Kardinal Georg Sterzinsky, der Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK), Hans Joachim Meyer, sowie der Leiter des Katholischen Büros, Karl Jüsten, der die Kirche in der Bundespolitik vertritt. Die russisch-orthodoxe Kirche kondolierte der katholischen Kirche in Russland. (kna)

Deutscher Solarpreis 2008 für Abtei Münsterschwarzach

Die Abtei Münsterschwarzach ist in der Kategorie „Lokale oder regionale Vereine und Gemeinschaften als Förderer von Projekten für Erneuerbare Energien" mit dem Deutschen Solarpreis 2008 ausgezeichnet worden. Prior P. Christoph Gerhard nahm den

Preis der Europäischen Vereinigung für Erneuerbare Energien, Eurosolar e. V., am 18. Oktober 2008 in Bonn entgegen. Der Deutsche Solarpreis wird von Eurosolar seit 1994 jährlich an Kommunen, Unternehmen, Einzelpersonen und an Organisationen vergeben, die sich um die Nutzung und Anwendung der Erneuerbaren Energien in allen verfügbaren Formen verdient gemacht haben. Die Abtei Münsterschwarzach ist mit regenerativen Energien aus der Region autark. Durch Windräder, Sonnenkollektoren, einem Wasserkraftwerk und einer Biogasanlage konnte der CO2-Ausstoß um 85 Prozent gegenüber 2001 reduziert werden. Über den eigenen Stromverbrauch hinaus produziert das Kloster zirka 300.000 Kilowattstunden Ökostrom zur Weitergabe. (pow)

Benediktinerinnenklöster: Gefragte Zufluchtsorte für Menschen aller Art

Benediktinerinnen aus zehn europäische Ländern sind vom 20. bis 24. Oktober 2008 zum „Young Benedictine European Meeting" in der Benediktinerinnenabtei St. Scholastika - Burg Dinklage zusammengekommen. Anlässlich des Treffens berichteten die Schwestern einhellig, die Klöster würden zunehmend für „alle Sorten von Menschen" zu Anlaufpunkten. Für diese seien die Klöster „Zufluchtsorte" und „Stätten der Menschlichkeit", „Orte, an denen gesprochen werden kann". Auch auf ein wachsendes Interesse an der Regel des Heiligen Benedikt wiesen die Ordensfrauen hin.
Als unterschiedlich wurde die Frage des Nachwuchses beschrieben. So hätten die polnischen Benediktinerinnen viele Berufungen zum Ordensleben, teilte Schwester Inga-Jadwiga Podkowiak aus Ottwock mit. Überraschend und völlig unbekannt sei es für sie vielmehr gewesen, dass in Deutschland Frauen in ein Kloster eintreten, wenn sie schon 35 Jahre und älter sind. Über mangelnden Nachwuchs klagte dagegen Schwester Natalia Aldana Grasa aus Montserrat in Spanien. Lediglich in fünf der 21 Gemeinschaften sei man mit der nachkommenden Zahl junger Schwester zufrieden.
Das Treffen stand unter dem Thema „Durch Weisheit führen". Die Teilnehmerinnen kamen aus England, Schweden, Polen, Litauen, Kroatien, Spanien, Frankreich, Belgien, Holland und Deutschland. (pm)

Steyler Missionarinnen: Neue Niederlassung auf Sylt

Seit Anfang September 2008 ist die Ferieninsel Sylt neues Tätigkeitsfeld der Steyler Missionarinnen. Sie haben auf der nördlichsten der nordfriesischen Inseln eine Niederlassung gegründet. Bereits seit Jahren suchte das Erzbistum Hamburg nach einer Gemeinschaft, die auf der Insel seelsorgerisch tätig sein würde – dies übernehmen nun die Steyler Ordensschwestern. Bei über 650.000 Urlaubsgästen im Jahr wird der Bedarf nach Gesprächen und meditativen Angeboten wohl groß sein. „Es scheint, dass die Menschen in einer Auszeit von Beruf und Alltag neu offen sind für religiöse und spirituelle Impulse", so Schwester Miriam, Provinzoberin in Deutschland.

Dominikaner bauen ihre Präsenz in Freiburg aus

Die süddeutsch-österreichische Provinz der Dominikaner übernimmt die seelsorgerliche Verantwortung in der Pfarrkirche St. Martin in Freiburg und die angrenzenden Klostergebäude. Die Provinz, die bereits zwei kleinere Konvente in der Stadt hat, möchte ihre Präsenz ausbauen und die theologische Ausbildung des sich erfreulich entwickelnden Ordensnachwuchses in Freiburg konzentrieren. Mit diesem Anliegen hatte sich die Pro-

vinzleitung an die Bistumsleitung gewandt. Anvisiert ist künftig ein Konvent in Freiburg mit acht bis zehn Dominikaner-Patres, die auch in weiteren pastoralen Feldern Verantwortung übernehmen werden. Der kleine Konvent der Augustiner-Chorherren aus dem Kloster Maria Bronnen, der bislang in St. Martin die pastorale Verantwortung trägt, wird sich aus Freiburg zurückziehen. (pef)

Neuer Krankenhausverbund ab 2009

Die Ordensgemeinschaft der Alexianer will ihre bundesweit 21 Krankenhäuser und Pflegeheime durch einen Unternehmensverbund langfristig sichern. Die Gesellschaft der Alexianerbrüder sowie die Alexianer Beteiligungs- und Verwaltungsgesellschaft fusionieren Anfang 2009, wie Vertreter beider Unternehmensgruppen bei einer Mitarbeitertagung in Berlin bekräftigten. Dadurch entsteht ein Verbund mit insgesamt mehr als 8.000 Mitarbeitern. Die Gesellschaft der Alexianerbrüder ist nach eigenen Angaben bereits jetzt der größte katholische Verbund von Gesundheits- und Sozialeinrichtungen in Berlin und den neuen Bundesländern mit über 3.000 Mitarbeitern. In der Bundeshauptstadt ist er Träger des St.-Hedwig-Krankenhauses, des St.-Joseph-Krankenhauses Berlin-Weißensee und des Krankenhauses Hedwigshöhe, in Brandenburg des St.-Josef-Krankenhauses Potsdam. Weitere Einrichtungen der Alexianerbrüder befinden sich in Sachsen-Anhalt, Nordrhein-Westfalen, Niedersachsen und Bayern. Die Gemeinschaft hat eine 800-jährige Tradition als Krankenpflegeorden. Der Gesamt-Geschäftsführer der Gesellschaft der Alexianerbrüder, Reinhard Nieper, bezeichnete den Zusammenschluss als Reaktion auf den wachsenden Effizienzdruck im Gesundheitssektor und rückläufige öffentliche Mittel. Sie solle auch den Wissensaustausch der Häuser untereinander und die Bildung einer einheitlichen Unternehmensmarke erleichtern. (kna)

Vor 25 Jahren: Jesuitenpater gründet „Ärzte für die Dritte Welt"

Seit 25 Jahren führt P. Bernhard Ehlen SJ die Hilfsorganisation „Ärzte für die Dritte Welt". Die Erkenntnis, dass europäische Ärzte ihr Wissen auch in armen Ländern nutzen können, kam Pater Ehlen während einer Reise in das ostafrikanische Land Somalia. Kurz darauf gründete er bei einem Treffen mit Ärzten den Verein „Ärzte für die Dritte Welt". Für 2300 Mediziner organisierte der Verein seitdem rund 4500 Hilfseinsätze. Diese sind für einen Arzt immer auf sechs Wochen begrenzt, sodass die Urlaubszeit dafür genutzt werden kann.
Derzeit führt der Verein neun Projekte mit 38 Medizinern aus. Sie sind auf den Philippinen, in Indien, Bangladesch, Kenia und Nicaragua im Einsatz. Aktuell führt die Schauspielerin und Ärztin Maria Furtwängler als Präsidentin das Kuratorium von „Ärzte für die Dritte Welt" an; es wird von Ex-Bundesbankchef Hans Tietmeyer personell unterstützt.

Wechsel in der Trägerschaft von Ordenseinrichtungen

Der Malteserorden in Deutschland weitet sein Engagement im Bildungssektor aus. Er übernimmt die Trägerschaft über eine zweite katholische Schule, wie eine Sprecherin am 3. September 2008 in Köln bestätigte. Es handele sich um das Antoniuskolleg in Neunkirchen-Seelscheid, das bislang die Salesianer Don Boscos betreiben. Im August 2007 haben die Malteser bereits von den Hünfelder Oblaten die Trägerschaft des Sankt Bernhard-Gymnasium in Willich bei Aachen übernommen. Die Salesianer können nach eigenen Angaben die Sanierungen an dem Gymnasium mit 1.200 Schülern nicht mehr finanzieren. „Als katholische Organisation

sind wir in der Lage, die christliche Prägung der Orden in den Schulen weiterzuführen", sagte die Sprecherin. Bei der Finanzierung seien die Malteser auf kommunale und kirchliche Unterstützung angewiesen.
Ebenfalls aus finanziellen Gründen haben die Pallottiner beschlossen, das Internat und Tagesinternat im Vinzenz-Pallotti-Kolleg in Rheinbach nicht weiter zu bezuschussen. Es wird Ende Juni 2009 geschlossen. Auf den Betrieb des Gymnasiums hat die Entscheidung, das Internat nicht weiter zu stützen, keine Auswirkungen. Mit Blick auf die Schule haben die Pallottiner sich entschlossen, nach einem Partner zu suchen, um deren Betrieb langfristig zu gewährleisten.
Am 1. August 2008 ist die Trägerschaft des „Notel", einer Notschlafstelle für Drogenabhängige in Köln von der Ordensgemeinschaft der Spiritaner auf die neue Spiritaner-Stiftung übergegangen. Das Notel ist die erste Einrichtung der Spiritaner, die in die Trägerschaft der Stiftung wechselt. Die weiteren Einrichtungen des Ordens in Deutschland sollen folgen. (kna/dok/pm)

Oblatenmissionare gründen neues Studienhaus für Spätberufene

Seit September 2008 erscheint in nahezu allen deutschen Kirchenzeitungen eine Anzeige, die die Frage stellt: „Sie wollen Priester werden und brauchen noch das Abitur?" Hinter dieser Anzeige steht ein neues Projekt der Oblatenmissionare (OMI), die in ihrer Mainzer Niederlassung ein Angebot für junge Männer machen, die Priester werden möchten. Die Oblaten sehen in dem neuen Studienhaus eine sinnvolle Ergänzung zum Nikolauskloster, ihrem Studienheim in der Diözese Aachen. In Mainz stehen unterschiedliche Schulen zur Verfügung. Neben dem bischöflichen Ketteler-Kolleg und verschiedenen Gymnasien gibt es auch berufsbildende Schulen, an denen die Hochschulreife erlangt werden kann. Die kommenden Monate werden für gezielte Öffentlichkeitsarbeit genutzt. Eröffnet werden soll das Studienhaus am Oblatenkloster mit Beginn des Schuljahres 2009/2010. Nähere Informationen: www.abi-machen.de. (pm)

Weltenburg feiert Abschluss der Instandsetzungsarbeiten

In der niederbayerischen Benediktinerabtei Weltenburg sind nach neun Jahren die umfassenden Renovierungsarbeiten an der Abteikirche zum Abschluss gekommen. Aus diesem Anlass fand am 14. September 2008 ein Pontifikalamt mit dem Regensburger Bischof Gerhard Ludwig Müller statt. Die Weltenburger Klosterkirche, erbaut zwischen 1716 und 1739, zählt zu den berühmtesten Schöpfungen der Gebrüder Asam. Weltenburg ist durch seine Lage an der Engstelle der Donau den Naturgewalten ausgesetzt. Vor allem die Feuchtigkeit setzt den auf einer riesigen Uferfläche errichteten Gebäuden zu. Dies verschärfte sich durch Hochwasser und damit verbundenen Überflutungen. Die Kosten für die Arbeiten betrugen 6,5 Millionen Euro, von denen das Land Bayern den Hauptteil übernahm. (dt/kna)

Kapuziner konzentrieren Klosterstandorte

Der Kapuzinerorden errichtet im Frühsommer 2009 in Würzburg eine Schwerpunkt-Gemeinschaft. Vier Kapuzinerbrüder sollen im Kloster am Würzburger Käppele mit zwei der dort schon länger lebenden Kapuzinern eine Gemeinschaft zur Begleitung von Ordensinteressenten bilden. Das haben die Leitungen der beiden deutschen Kapuzinerprovinzen, der Bayerischen und der Rheinisch-Westfälischen, festgelegt. Die zwei deutschen Kapuzinerprovinzen werden im Mai 2010 zu einer Provinz zusammengelegt. Voraus-

sichtlicher Sitz des gesamtdeutschen Provinzialats ist München. Nach den guten Erfahrungen der rheinisch-westfälischen Kapuziner mit der Schwerpunktbildung in der sogenannten „Berufungspastoral" entschieden sich mit ihnen die bayerischen Brüder, die Angebote der Kapuziner für Ordensinteressenten auszubauen. Bereits am 14. September 2008 hat die Ordensgemeinschaft ihre mit Unterbrechungen seit 1627 bestehende Niederlassung in Koblenz-Ehrenbreitstein verlassen. Das Kloster beherbergte seit 1908 die Verwaltungszentrale und das Provinzialat der Rheinisch-Westfälischen Kapuzinerordensprovinz. Provinzial Br. Christophorus Goedereis hatte schon im November des vergangenen Jahres seinen Amtssitz nach Frankfurt am Main verlegt.

Missionare von der Heiligen Familie trennen sich vom Missionshaus Sankt Kilian / Lebenhan

Die Deutsche Ordensprovinz der Missionare von der Heiligen Familie hat ihr Anwesen in Lebenhan (Bistum Würzburg), das Missionshaus Sankt Kilian, am 11. November 2008 veräußert. Künftig wird eine gemeinnützige Stiftung „Weltkulturerbe der Weisheitslehren" die Immobilie nutzen. Das Missionshaus Sankt Kilian im Landkreis Rhön-Grabfeld wird am 1. Dezember 2008 an die Stiftung übergeben. Fast drei Jahre war nach einer Umnutzungsmöglichkeit gesucht worden. Nach dem Verkauf steht nun die Profanierung der Klosterkirche an, da diese künftig anders genutzt werden soll. 1919 hatten die Missionare von der Heiligen Familie den Herrensitz in Lebenhan gekauft und das Missionshaus Sankt Kilian gegründet. Aus dem stattlichen Bau wurde eine Missionsschule mit Internat, die bis 1978 viele Priester und Missionare hervorbrachte. 1978 wurde die Schule aufgegeben. In jüngster Zeit war das Kloster Lebenhan der Mittelpunkt für die Patres, die in verschiedenen umliegenden Orten die Seelsorge ausüben. (pow)

Herz-Jesu-Priester feiern hundertjähriges Ordensjubiläum in Deutschland

Die Deutsche Ordensprovinz der Herz-Jesu-Priester (SCJ) feiert im Jahr 2008 ihr hundertjähriges Ordensjubiläum. Die Ordensgemeinschaft, 1878 vom französischen Priester P. Leo Johannes Dehon gegründet, wurde 1908 in eine östliche (Deutschland, Schweiz, Österreich) und westliche Provinz (Frankreich, Belgien, Niederlande, Luxemburg) aufgeteilt. Die östliche wurde 1911 in „Deutsche Provinz" umbenannt. Sie umfasste 1932 eine Anzahl von 470 Mitgliedern. Heute kann die Provinz auf 100 Jahre geistlichen Lebens und seelsorglicher Tätigkeit zurückschauen, auch wenn die Zahl der Mitbrüder auf 60 zurückgegangen ist. Sie leben weiter in ihren Provinzgründungen Süd- und Zentralbrasilien, Vereinigte Staaten, Spanien und in den Missionsgebieten Kongo, Kamerun und Südafrika. Am 6. Oktober 2008 kamen Mitbrüder und Gäste aus aller Welt im Herz-Jesu-Kloster zur Jubiläumsfeier in Neustadt an der Weinstraße zusammen. Der Erzbischof von Rio de Janeiro, Kardinal Eusebio Scheid SCJ, ehrte durch seinen Besuch die Heimatprovinz Brasiliens und stand den liturgischen Feiern vor. (scj)

Arme Schulschwestern feiern 175-jähriges Bestehen

Die Kongregation der Armen Schulschwestern wird 175 Jahre alt. Am 24. Oktober 1833 begann im oberpfälzischen Neunburg vorm Wald die Geschichte des Ordens. Seine Gründerin Karolina Gerhardinger wird als Pionierin moderner Frauenbildung gesehen und wurde 1985 von Papst Johannes Paul II. seliggesprochen. Heute wirken rund 3.600

Schulschwestern in mehr als 30 Ländern in Bildungseinrichtungen aller Art. Das Jubiläum wurde am Sitz der bayerischen Provinzleitung in München gefeiert.
Gerhardingers Bildungskonzept für junge Frauen war revolutionär. Mädchen aus allen sozialen Schichten ließ sie nicht nur in Elementarfächern, sondern auch in Fremdsprachen und sogar in Sport unterrichten. In eigens errichteten „Industrieschulen" bereitete sie ihre Schülerinnen gezielt auf eine eigene Berufstätigkeit vor. Ihr pädagogisches Konzept fand internationale Anerkennung. 1847 ging sie selbst nach Nordamerika, um Kinder deutscher Auswanderer zu unterrichten. Im Todesjahr Gerhardingers 1879 zählte die Kongregation in Europa und Nordamerika 295 Niederlassungen. Als von den Vereinten Nationen anerkannte Nichtregierungsorganisation tritt der Orden besonders für die Rechte von Frauen und Mädchen ein.
(kna)

200 Jahre Clemensschwestern

Mit einer Reihe von Veranstaltungen und Aktionen haben die Clemensschwestern in diesem Jahr ihr 200-jähriges Bestehen begangen. Als „Barmherzige Schwestern" wurde die Gemeinschaft am 1. November 1808 vom damaligen münsterschen Kapitularvikar Clemens August Freiherr Droste zu Vischering mit fünf Frauen in Münster gegründet. Höhepunkt der Jubiläumsfeierlichkeiten war ein Festgottesdienst am Allerheiligentag (1. November 2008) am Gründungsort.
Die Feiern standen unter dem Leitwort „Barmherzigkeit verändert". Das Jubiläum machte nach den Worten von Generaloberin Schwester Christel Grondmann deutlich, dass sich die Gemeinschaft im Lauf der 200 Jahre verändert hat, dass aber bestimmte Dinge geblieben sind: „Barmherzigkeit ist etwas, von dem wir alle leben." Daran wolle das Jubiläum erinnern „und viele ermuntern, selber barmherzig mit sich und anderen zu sein". Der Münsteraner Oberbürgermeister dankte der Gemeinschaft, die gemeinsam mit anderen Institutionen und Engagierten einen wichtigen Teil der Sozialarbeit Münsters – von Altenhilfe über Obdachlosenbetreuung oder eben caritativen Engagements – trügen. „Ohne diesen Einsatz wäre die soziale Struktur unserer Stadt nicht so, wie sie sich heute präsentiert".

Zehn Jahre Netzwerk Afrika-Deutschland

Die Gründerväter und -mütter des Netzwerk Afrika Deutschland (NAD) waren stolz darauf, über 40 Orden und geistliche Gemeinschaften auf ein Ziel zu vereinen: die Belange und Interessen Afrikas in der deutschen Öffentlichkeit zu vertreten. Genau das tut das NAD seit 1988. Das erste Team steckte viel Zeit und Schweiß in die Errichtung einer Internetseite mit Informationen über alle Länder Afrikas. Sie bietet heute verständliche Information zu den Schwerpunktthemen des NAD und tägliche Kurznachrichten aus Afrika an. Ein wöchentlicher Nachrichtendienst per E-Mail wird von vielen geschätzt. Das NAD vertritt ca. 4000 Ordensleute im „Africa-Faith and Justice Network (AEFJN) auf europäischer Ebene und in vielen wichtigen entwicklungspolitischen Bündnissen und Kampagnen hier in Deutschland. Es setzt sich z.B. ein:

- für Entschuldungsprogramme
- für gerechte internationale Handelsbedingungen
- für den Kampf gegen AIDS
- für die Ächtung von unkontrolliertem Waffenhandel
- für Aufmerksamkeit für das Problem der Kindersoldaten
- für ausgewogene Information zu Chancen und Gefahren von Biotreibstoffen

Missionare haben sich in Afrika immer dafür eingesetzt, die Lebensbedingungen der Men-

schen zu verbessern durch den Bau von Schulen und Krankenhäusern, durch Aidsprogramme und Landwirtschaftsprojekte. Sie tun es auch heute noch. Aber mehr ist nötig. Wenn Missionare und Ordensleute es mit der „Option für die Armen" im Sinne des Evangeliums ernst meinen, müssen sie sich heute für eine gerechtere Weltwirtschaftsordnung einsetzen. Das NAD will dafür ein Sprachrohr sein. (nad)

Gesetz zur Modernisierung des GmbH-Rechts

Am 1. November 2008 tritt ein Gesetz zur Modernisierung des GmbH-Rechts und zur Bekämpfung von Missbräuchen (MoMiG) in Kraft. Die Änderungen können dort Bedeutung für Ordensgemeinschaften haben, wo Betriebe als GmbH geführt oder in eine GmbH ausgegliedert werden.
Ein Kernanliegen der GmbH-Novelle ist die Erleichterung und Beschleunigung von Unternehmensgründungen. Hier wird häufig ein Wettbewerbsnachteil der GmbH gegenüber ausländischen Rechtsformen wie der englischen Limited gesehen, denn in vielen Mitgliedstaaten der Europäischen Union werden geringere Anforderungen an die Gründungsformalien und die Aufbringung des Mindeststammkapitals gestellt. Des Weiteren soll durch ein Bündel von Maßnahmen die Attraktivität der GmbH nicht nur in der Gründung, sondern auch als „werbendes", also am Markt tätiges Unternehmen erhöht und Nachteile der deutschen GmbH im Wettbewerb der Rechtsformen ausgeglichen werden. Schließlich sollen die aus der Praxis übermittelten Missbrauchsfälle im Zusammenhang mit der Rechtsform der GmbH durch verschiedene Maßnahmen bekämpft werden.

Gericht: Diakonie durfte muslimische Bewerberin ablehnen

Die Ablehnung einer muslimischen Bewerberin durch das Diakonische Werk Hamburg war nach einem Urteil des Landesarbeitsgerichts Hamburg (LAG) rechtmäßig. Laut LAG hätten der Bewerberin zentrale Qualifikationen für die Ausübung der ausgeschriebenen Stelle gefehlt, erklärte der Wohlfahrtsverband am Mittwoch in der Hansestadt. Die abgelehnte Bewerberin, eine deutsche Muslima türkischer Herkunft, habe daher mit ihrer Ansicht, sie sei aufgrund ihrer Religionszugehörigkeit unzulässig diskriminiert worden, das Gericht nicht überzeugen können. Das LAG konnte keinen Verstoß gegen das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz (AGG) feststellen, hieß es.
Im Dezember 2007 hatte das Arbeitsgericht Hamburg der Klage der heute 45-jährigen Frau stattgegeben und ihr eine Entschädigung von 3.900 Euro durch das Diakonische Werk zugesprochen (vgl. DOK-Rundschreiben Nr. 019). Daraufhin war der evangelische Wohlfahrtsverband in Berufung gegangen. Die Diakonie vertritt die Ansicht, dass sie auch nach Inkrafttreten des Gleichbehandlungsgesetzes eine Kirchenzugehörigkeit ihrer Mitarbeiter fordern darf. Die vom Arbeitsgericht vorgenommene Unterscheidung zwischen verkündungsnahen und -fernen Tätigkeiten sei „weder nach deutschem noch nach europäischem Recht zulässig", so die Leiterin der Hamburger Diakonie, Landespastorin Annegrethe Stoltenberg. In dem konkreten Fall ging es um eine Stelle als sogenannte Integrationslotsin. Das AGG verbietet, Menschen wegen ihrer Rasse, Religion, sexuellen Orientierung oder Behinderung zu benachteiligen. In einer „Kirchenklausel" heißt es aber einschränkend, das Kriterium der Religionszugehörigkeit sei zulässig, wenn es nach der Art der Tätigkeit eine „gerechtfertigte berufliche Anforderung darstellt". (kna)

Namens und Markenstreit um Kloster Andechs beendet

Der Rechtsstreit um die Namens- und Markenrechte des Kloster Andechs ist nach vier Jahren beendet. Der Bundesgerichtshof (BGH) wies eine Beschwerde der inzwischen insolventen Bayerischen Gastronomie AG zurück, wie das Benediktinerkloster Sankt Bonifaz am 7. November 2008 in Andechs mitteilte. Vorausgegangen waren Urteile des Oberlandesgerichts München sowie des Landgerichts München I, die nun rechtskräftig seien. Demnach ist der Name „Kloster Andechs" untrennbar mit der Abtei verbunden. Auch die Verwendung von „Der Andechser" könne nur Unternehmen gestattet werden, die rechtlich und wirtschaftlich enge Beziehungen zum Kloster pflegten. Die Mönche begrüßten die BGH-Entscheidung. (kna)

Neue Räume des IFP eingeweiht – Leiter der katholischen Journalistenschule gibt Amt ab

P. Roger Gerhardy OSA (64), Direktor des Instituts zur Förderung publizistischen Nachwuchses (ifp), scheidet aus seinem Amt aus. Sein Vertrag mit der katholischen Journalistenschule ende am 31. Dezember 2008, sagte Gerhardy in München. Der Augustiner leitete das Institut seit 1999. Die Nachfolge stand bei Redaktionsschluss, noch nicht fest. Mit einer Eucharistiefeier unter Leitung des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Erzbischof Dr. Robert Zollitsch, waren am 15. September 2008 die neuen Räumlichkeiten des ifp im Kapuzinerkloster St. Anton offiziell eröffnet worden. Die Einweihung schaffe einen „wichtigen Einschnitt in der Entwicklung dieser Einrichtung", so Karl Kardinal Lehmann (Mainz) beim anschließenden Festakt. Die Wahl eines Klosters als Standort sei besonders glücklich, so der Mainzer Bischof, denn darin werde das Programm des ifp greifbar: „Es ist offen zur Welt hin mit ihrer ganzen Vielfalt menschlicher Existenz und es bietet ein Zentrum der Kraft in der Konzentration auf ein Tun, das von bewusst gelebten Werten getragen ist, ganz besonders vom christlichen Glauben an Gott und seinem Zeugnis in die Welt hinein." Die Kirche sehe in der Journalistenausbildung einen Beitrag zur Stärkung einer Kommunikationsstruktur, die dem Menschen wirklich dienstbar ist, ihm die Informationen liefert, die ihn befähigen, sich in einer sich wandelnden Welt zurechtzufinden, so Lehmann. Die Katholische Journalistenschule war 1968 im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz gegründet worden. Seither wurden dort rund 2000 Journalisten für alle Medien ausgebildet. (kna)

Unser Webtipp: www.monasterium.net

Im Rahmen eines EU-Projekts wurden in den vergangenen Jahren rund 25.000 historische Dokumente aus Klöstern in Österreich und Bayern digitalisiert und ins Internet gestellt (www.monasterium.net). Kooperationspartner des Digitalisierungs-Projekts ist in Deutschland das Bayerische Hauptstaatsarchiv; es sind bereits Dokumente zahlreicher bayerischer säkularisierter ehemaliger Klöster in dem Internetangebot zu finden. Aber auch Dokumente des Prämonstratenserklosters Windberg, die in dem Archiv lagern, wurden in digitaler Form öffentlich zur Verfügung gestellt. Mittlerweile hat sich „monasterium.net" zum weltweit größten derartigen virtuellen Archiv entwickelt.

Margarethe von Trotta verfilmt Hildegard von Bingen

Die Regisseurin Margarethe von Trotta verfilmt das Leben der mittelalterlichen Äbtis-

sin Hildegard von Bingen. Derzeit finden die Dreharbeiten im baden-württembergischen Kloster Maulbronn statt, das zum UNESCO-Weltkulturerbe zählt, wie der Concorde Filmverleih Anfang Oktober 2008 in München mitteilte. In die Rolle der Heiligen schlüpft die Schauspielerin Barbara Sukowa. Gedreht wird zudem im Kloster Eberbach in Hessen, in Köln sowie in München und Umgebung. „Vision – aus dem Leben der Hildegard von Bingen" soll 2009 in die Kinos kommen. Der Film erzählt die Lebensgeschichte der Ordensfrau, ihren Aufstieg zu einer der bedeutendsten Frauen des Mittelalters und ihren Kampf um eine eigenständige Position innerhalb ihres Ordens. (kna/dok)

Osnabrück: Neue Fachklinik für psychische und psychosomatische Erkrankungen in kirchlicher Trägerschaft

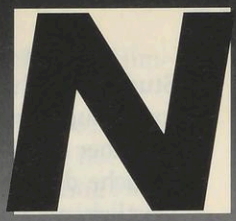
Das Bistum Osnabrück weist auf ein neues Angebot, insbesondere für Priester und Mitarbeiter/-innen kirchlicher und caritativer Dienste, hin: Am 1. Oktober 2008 hat die Magdalenen-Klinik am Stadtrand von Osnabrück ihren Betrieb aufgenommen. Die Privatklinik für psychische und psychosomatische Erkrankungen ist in Trägerschaft des katholischen Krankenhausverbundes der Region. Sie wird im norddeutschen Raum eine Lücke füllen, indem sie bewusst auf christlicher Grundlage therapeutische Hilfe anbietet.

Kardinal Kasper bedauert geringe Zahl geistlicher Gemeinschaften

Der deutsche Kurienkardinal Walter Kasper hat bedauert, dass die neuen geistlichen Gemeinschaften in Deutschland nur spärlich vertreten seien. Ein wichtiger Impuls der Erneuerung und der Ökumene sei „zu unserem eigenen Nachteil weitgehend an uns vorbeigegangen", sagte Kasper Mitte November 2008 in Stuttgart. Die Gemeinschaften und Bewegungen lebten „Geschwisterlichkeit" und bildeten damit ein staaten- und konfessionsübergreifendes Netzwerk. Der Präsident des Päpstlichen Rates für die Einheit der Christen äußerte sich bei der Verleihung des Ökumene-Preises der Initiative Unita dei Cristiani an das Komitee „Miteinander für Europa – Miteinander auf dem Weg". Kasper betonte, geistliche Gemeinschaften in allen christlichen Kirchen könnten der Ökumene neuen Schwung geben. Durch ihr Miteinander könnten sie zeigen, dass es nicht um abgrenzende Profilierung gehe. (kna)

Glaubenserneuerung: Vorbereitungen auf Fastenzeit 2009 schon jetzt beginnen

Unter der Leitung von P. Dr. Hubert Lenz SAC bietet die Projektstelle Vallendar im Rahmen des Projektes „Wege erwachsenen Glaubens" eine spezielle Vorbereitung auf die Fastenzeit als Zeit der Glaubenserneuerung und der Glaubensvertiefung an. „Unterwegs nach Emmaus" will dabei in den Gemeinden speziell die Erwachsenen ansprechen und einladen, sich in den Wochen vor Ostern auf einen geistlichen Weg zu begeben.
Sowohl eine gesamte Gemeinde, wie auch interessierte Einzelpersonen und Gruppen, werden mit Hilfe eines Teilnehmerheftes entlang der Sonntagsevangelien zu einem Glaubensweg eingeladen. Zusätzlich gibt es Begleitunterlagen mit Materialen für eine Predigtserie sowie Anregungen für wöchentliche Treffen, die einen gemeinsamen Austausch ermöglichen sollen. Weitere Informationen und ein Terminplan findet sich auf der Internetseite http://www.weg-vallendar.de/.



Neue Bücher
Rezensionen

Ordensgeschichte

GÖRG, Peter H.

DIE WÜSTENVÄTER

Antonius und die Anfänge des Mönchtums.
St. Ulrich Verlag - Augsburg 2008 - 174 S. - ISBN 978-3-86744-043-1 - EUR 16.90.

Es ist heutzutage „in", sich für eine begrenzte Zeit in ein Kloster zurückzuziehen. Hinter diesem Phänomen ist mehr als nur eine Modeerscheinung zu sehen. Klöster üben wieder eine erstaunliche Faszination aus. Allein ihre Existenz ist eine unüberhörbare Anfrage an die Lebenseinstellung vieler Menschen. Werden doch in ihnen unaufdringliche Werte in den Vordergrund gestellt, die im Alltag der Gesellschaft eher ein Schattendasein führen: Gebet, Gemeinschaft, Ordnung, Demut, Hören und Schweigen.

Nach Romano Guardini gibt es nur zwei Grundhaltungen menschlichen Lebens: das Schweigen und das Wort. Das Schweigen ist der spirituelle Weg schlechthin. Denn im Schweigen kommt das Herz zur Ruhe und ordnet sich auf Gott hin. Darum haben die Wüstenväter das Schweigen als eine tranquilitas ordinis („Ruhe der Ordnung") bezeichnet, eine Umschreibung, die später Augustinus auf das Wort „Frieden" überträgt. Wo das Wort aus dem Schweigen gesprochen wird, bewirkt es innere Ruhe. Denn Schweigen ist die Heimat des Wortes. Das Wort, das aus dem Schweigen gesprochen wird, entfaltet die ihm innewohnende Kraft und Wirkung.

Erfreulicherweise wird die Botschaft der Wüstenväter in unserer Zeit wieder neu entdeckt. Vielleicht liegt es an ihrer mystagogischen Sprache, die in das Geheimnis Gottes zu führen vermag und alle moralisierenden Tendenzen überwindet. Vielleicht berührt sie aber auch die Sehnsucht all jener Menschen, die in Stille und Schweigen eine lebendige Gottesbeziehung suchen.

Peter H. Görz, der Autor des vorliegenden Buches, wurde 1976 geboren. Nach seinen Studien der Philosophie und der Theologie promovierte er 2007 über ein mariologisches Thema in Augsburg. In der akademischen Schriftenreihe erschienen bisher von ihm Abhandlungen über das Papsttum auf dem I. Vatikanum, über das Grabtuch von Turin und über „Die Sprache der Liturgie". Seine neueste Publikation „Die Wüstenväter" befasst sich mit jener geistlichen Bewegung, deren Wurzeln im 3. nachchristlichen Jahrhundert liegen und die später zur Wiege des christlichen Ordenslebens wurde. Auch wenn uns für den Ursprung historisch gesicherte Quellen fehlen, geben die spärlichen Zeugnisse einen Einblick in seine Anfänge und Motive. Wir kennen weder ein Gründungsdatum noch den Namen des ersten Mönches.

Der Untertitel des Buches konkretisiert seinen Inhalt: „Antonius und die Anfänge des Mönchtums." Tatsächlich befassen sich 16 der insgesamt 24 Kapitel mit dem Leben des hl. Antonius, der zwar nicht der erste Mönch, wohl aber die erste historisch greifbare Gestalt und, in der Wirkung auf seine Zeit, der bedeutendste christliche Wüstenvater war. Görg führt insgesamt vier Quellen an, aus denen er seine Kenntnis schöpft (17-21). Da ist zunächst die Vita Antonii, die vom hl. Atanasius um das Jahr 357 verfasst wurde. Sie sollte zur Verbreitung des monastischen Ideals in Ost und West dienen. Ihre Wirkungsgeschichte war beachtlich. Ergänzt wird diese Quelle durch die Apophthegmata Patrum, eine Sammlung von Aussprüchen der Wüstenväter, die in der Zeit von 350 bis 500 n. Chr. auf ägyptischem Boden der Sketis, der Thebais und der nitrischen Wüste entstand. Sie ist das „älteste Selbstzeugnis der Wüstenanachoreten und erweist sich als wichtigste Quelle für die Milieuerfassung des frühen Mönchtums in Ägypten" (K.S.Frank). Als weitere Quellen führt Görg die Historia Lausiaca an, ein von Bischof Palladius von Helenopolis (+ um 430) verfasster Bericht über die Lebensweise von 71 asketischen Männern und Frauen, und schließlich die Historia Monarchorum, ein um das Jahr 400 verfasster Reisebericht von sieben Mönchen aus Jerusalem zu den Mönchssiedlungen in Ägypten.

Peter H. Görg wählt einen prosopographischen Zugang zur Person des hl. Antonius. Dies geschieht auf dem Hintergrund einer biographisch orientierten Theologie, die den Lebens- und Glaubensweg eines Menschen in Einheit sieht. Er nimmt „den Leser auf eine spannende Zeitreise zur Geburtsstunde des Mönchtums mit; er schildert das Leben der revolutionären Gottsucher in der Wüste Ägyptens und wie sich diese Bewegung bis zum heiligen Benedikt von Nursia und bis in die Klöster der Gegenwart fortgesetzt hat" (Klappentext).
Zwei Drittel des Buches umfasst die chronologische Abfolge der Biographie des hl. Antonius. Im letzten Drittel des Buches „werden weitere große Gestalten vorgestellt, die entweder selbst zu den Wüstenvätern zählten oder von diesen inspiriert waren. Wir hören vom Ur-Eremiten Paulus von Theben, der schon viele Jahre vor Antonius die Einsamkeit der Wüste gesucht haben soll. Wir erfahren davon, wie unter Pachomius wirkliche Klöster entstanden und die Mönche das Zönobitentum, das Leben in der Gemeinschaft entdeckten. Vom syrischen Mönchtum und seinen besonderen Exponenten, wie dem Säulenheiligen Symeon, wird genauso berichtet wie von den Mönchen in Kleinasien" (12). Abgerundet wird der Streifzug durch die Anfänge des Mönchtums mit einem Ausblick auf seine Entstehung im Westen, in Gallien und in Irland. Den Abschluss bildet der Vater des Abendländischen Mönchtums, der hl. Benedikt.
Das Buch ist allen Lesern zu empfehlen, die sich in die faszinierende und zugleich fordernde Welt der Wüstenväter führen lassen. Die Lektüre bietet eine ausführliche und kenntnisreiche Erstinformation über das Suchen und das Ringen jener Menschen, die abseits aller Zivilisation und des Wohlstands ein Leben in Armut und Schweigen führten, die aufbrachen und sich aufbrechen ließen, um dem Ruf Jesu zu folgen: „Wenn du vollkommen sein willst, geh, ver-

kauf deinen Besitz und gib das Geld den Armen; so wirst du einen bleibenden Schatz im Himmel haben; dann komm und folge mir nach" (Mt. 19,21).

Das Buch führt nicht nur in die Tiefe der Wüste, sondern auch in die Tiefe des eigenen Lebens. Denn wer in der Einsamkeit der Wüste lebt, muss sich notwendigerweise mit dem eigenen Ich auseinandersetzen. Die Wüste lässt keine Fluchtwege zu und bietet keine Möglichkeiten der Kompensation. Mehr als an anderen Orten wird man sich hier seiner eigenen Gedanken und Gefühle, seiner Gebrochenheit und Begrenztheit bewusst. Ähnlich wie der hl. Antonius wird der Leser motiviert, sich den eigenen Schattenseiten zu stellen und den Kampf gegen aller Art von Verführungen aufzunehmen (36-41). Es ist ein Kampf, der im Herzen des Menschen stattfindet und als ein geistiger zu verstehen ist. Nur mit großer Wachsamkeit und Entschiedenheit, in Gebet und Fasten und im Vertrauen auf die Hilfe von oben lässt sich dieser Kampf bestehen.

Die Lektüre des Buches wird nicht schwer fallen. Es ist in einem lebendigen, leicht lesbaren Stil verfasst, auf einen kritischen Apparat wird verzichtet, theologische Fachausdrücke werden erklärt, jedes Kapitel thematisiert einen je eigenen Aspekt. Wer sich jedoch intensiver mit der Bewegung der Wüstenväter auseinander setzen möchte, ist gut beraten, zu entsprechenden Publikationen von Heinrich Bacht, Gabriel Bunge, Karl Suso Frank, Antoine Guillamont u.a. zu greifen. Auch der Beuroner Kunstverlag mit seiner Reihe „Geistliche Schätze des Mönchtums" und das Collegium Orientale Eichstätt haben wichtige Beiträge zu Spiritualität, Alltag und Lebenspraxis der Wüstenväter, zur Aufgabe des Abbas und zu Formen des immerwährenden Betens geleistet.

Die Wüstenväter haben bis ins ausgehende Mittelalter die Ordensgeschichte stark beeinflusst und zu ihrer ständigen Erneuerung beigetragen. Doch gerieten sie in den letzten Jahrhunderten immer mehr in Vergessenheit. Erst in neuerer Zeit wurde ihre Botschaft neu entdeckt, wie u.a. auch vorliegendes Buch zeigt. Sie ist eine „Spiritualität von unten" (A. Grün), die bei der Selbsterkenntnis des Mönches ansetzt und über seine Schwächen und Fehler zu Gott führt. Das weisende Wort des Abbas könnte heute mit „Geistlicher Begleitung" umschrieben werden. Die Wüstenmönche weisen aber auch eine Weg in die eschatologische Dimension, die die Sehnsucht nach Gott und die Haltung, ihm wachend entgegen zu gehen, lebendig halten. Antonius und die Mönche der Wüste lehren uns, den Ruf Jesu ernst zu nehmen: „Euch aber muss es zuerst um sein Reich und um seine Gerechtigkeit gehen; dann wird euch alles anderer dazugegeben" (Mt. 6,33).

Josef Weber SDB

KLEINJUNG, Christine

FRAUENKLÖSTER ALS KOMMUNIKATIONSZENTREN UND SOZIALE RÄUME

Das Beispiel Worms vom 13. bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts
Korb: Didymos-Verlag, 2008. – 368 S. mit 1 Karte. – (Studien und Texte zur Sozial- und Geistesgeschichte des Mittelalters; Bd. 1). – ISBN 978-3-939020-21-9. – EUR 59.00.[1]

Einige der klassischen Themenfelder der Mediävistik scheinen gegenwärtig eine Art Renaissance zu erleben. Hierzu gehört unter anderem die mittelalterliche Ordensforschung, die bereits in den 1980er- und 1990er-Jahren mit ihren Zentren in Berlin, Freiburg und Münster einen ungemein produktiven Forschungszweig bildete. Seither sind die überwiegend sozial- und frömmigkeitsgeschichtlich ausgerichteten Forschungen vielerorts weitergeführt und um andere Fragestellungen, wie etwa einen modernen institutionengeschichtlichen Zugang erweitert worden, so dass wir über eine Vielzahl von Studien sowohl zur inneren Organisation der verschiedenen Orden als auch zu einzelnen Klöstern und Konventen verfügen. Wenn die klösterlichen Lebensformen des Mittelalters jedoch derzeit wieder verstärkte Aufmerksamkeit genießen, verdankt sich diese vor allem einer kulturgeschichtlichen Perspektive. Allgemeine Fragen nach Geschlechterrollen, Erfahrungs- und Handlungsräumen oder Kommunikationsformen haben insbesondere die Frauenklöster in den letzten Jahren zu einem bevorzugten Untersuchungsgegenstand werden lassen.

Christine Kleinjung hat nun die vielfältigen Kommunikationsbeziehungen der drei mittelalterlichen Frauenkonvente in Worms eingehend untersucht, die sie mit ihrer Mainzer Dissertation als „Kommunikationszentren" beschreibt. Ihre vergleichend angelegte Studie gliedert sich in zwei große Teile, in denen sie zunächst Entstehungsgeschichte, Verfassung und Sozialstruktur der Frauenklöster erarbeitet, um daran anschließend die verschiedenen Kommunikationsformen der Nonnenkonvente ausführlich vorzustellen. Mit der Einleitung verortet Kleinjung ihre Arbeit in den drei großen Forschungsfeldern der vergleichenden Ordensgeschichte, der Frauen- und Geschlechtergeschichte und der Geschichte von Stadt und Kirche, doch sind die einzelnen Abschnitte verhältnismäßig knapp geraten, so dass eine tiefer gehende inhaltliche Auseinandersetzung mit den in diesen Bereichen diskutierten Fragen und Ergebnissen kaum stattfindet.

Mit dem bereits 1016 erstmalig erwähnten Kloster Nonnenmünster mit ursprünglich stiftischer Verfassung, dem um 1226 gegründeten Zisterzienserinnenkonvent Kirschgarten und der seit 1243 fest institutionalisierten Gemeinschaft der Reuerinnen auf dem Andreasberg bietet sich in Worms ein breites Spektrum geistlicher Frauengemeinschaften, deren Geschichte bisher jedoch nicht eingehender untersucht worden ist. Kleinjung leistet daher mit ihrer ausführlichen Darstellung der Gründung, der inneren Organisation und der materiellen Ausstattung der drei Konvente, die sie auf der Grundlage von zu großen Teilen noch ungedrucktem Quellen- und Urkundenmaterial erarbeitet hat, einen grundlegenden Beitrag zur Geschichte der geistlichen Institutionen in Worms sowie ganz allgemein zur Ordensgeschichte. Entlang eines klar strukturierten Rasters präsentiert sie die von ihr akribisch zusammengetragenen Informationen zur Frühphase der Klöster, den Beziehungen zum Orden, den Besitz- und Wirtschaftsformen, der sozialen Struktur der Klosterinsassen sowie den Schenkungen und Stiftungen.

Indem sie sich in ihrer Gliederung eng an die klassischen Themenfelder und Fragestellungen der bisherigen Ordensgeschichte anlehnt, ermöglicht ihre Untersuchung nicht nur den konkreten Vergleich der Wormser Frauenkonvente untereinander, sondern es werden auch Gemeinsamkeiten mit und Unterschiede zu anderen mittelalterlichen Frauenklöstern deutlich. So stellt sich das reich ausgestattete Nonnenmünster in seiner Frühphase als bischöfliches Eigenkloster dar, das mit seiner Umwandlung zum Zisterzienserinnenkloster ab 1236 einen wirtschaftlichen Aufschwung erlebte und mit seinen engen Beziehungen zur Wormser Führungsschicht während des gesamten Mittelalters als das führende Nonnenkloster der Stadt gelten kann. Eher ungewöhnlich erscheint dagegen die Entwicklung des Klosters Kirschgarten, das ebenfalls in den 1230er-Jahren dem Zisterzienserorden angegliedert wurde, doch trotz einer intensiven Förderung durch den Hochadel des Wormser Umlandes bereits im 14. Jahrhundert mit großen wirtschaftlichen Problemen zu kämpfen hatte, so dass der Konvent 1430 quasi verlassen worden war. Anders dagegen das Wormser Reuerinnenkloster, das wohl nicht zuletzt aufgrund seiner engen Verflechtung mit der Pfarrei St. Andreas fest in die städtische Gemeinschaft integriert war und von den Bürgern der Stadt regelmäßig bedacht wurde. Bei der Zuordnung der Vielzahl der Details zur Urkundenüberlieferung, Besitzübertragung und inneren Verwaltung der einzelnen Konvente erweist sich die klare Zusammenfassung am Ende dieses ersten Teils als sehr hilfreich, auch wenn Kleinjung auf eine weitergehende Einbettung ihrer Ergebnisse in allgemeine Forschungsdiskussionen an dieser Stelle verzichtet.

Erst im zweiten Abschnitt werden dann die drei Frauenkonvente als „Kommunikationszentren und soziale Räume" vorgestellt, indem Kleinjung zum einen ausführlich die Kommunikation der Wormser Frauenklöster mit ihren Orden und zum anderen die Kommunikationsformen der Nonnen über Stiftungen und Legate in den Blick nimmt. Um den unterschiedlichen methodischen Zugang zwischen den beiden Teilen ihrer Arbeit zu verdeutlichen, hat sie ein theoretisch orientiertes Zwischenkapitel eingefügt, in dem die einschlägigen Konzeptionen und Begriffe kurz vorgestellt werden, wie etwa Medien, Öffentlichkeit und Raum. Daran anschließend kennzeichnet sie ihren eigenen Ansatz als handlungstheoretischen (S. 166), dem zufolge „Kommunikation als eine konkrete Praxis der Interaktion" verstanden werden soll, die sich „in schriftlichen Dokumenten als Endpunkten niedergeschlagen hat" (S. 170). Die Eingliederung der verschiedenen Konvente in ihren Ordensverband über Privilegierungen, Visitationen oder auch die Teilnahme an den Generalkapiteln untersucht Kleinjung als verschiedene Kommunikationsprozesse, die sich je nach Ordenszugehörigkeit stark voneinander unterschieden. Während der Orden der Reuerinnen keine „ordensinterne institutionalisierte Schriftlichkeit" ausbildete und die Nonnen in Worms durchgängig enge persönliche Kontakte zur männlichen Ordensleitung pflegten, waren die Zisterzienserinnen in Nonnenmünster stark daran interessiert, eine Vielzahl von Abschriften der allgemeinen Ordensprivilegien für ihr Kloster zu erhalten. Der Besitz dieser Schriftstücke galt den Nonnen offenbar als wichtiger Bestandteil ihres „Zisterziensertums" (S. 211).

Anhand von 14 besonders gut dokumentierten Einzelbeispielen führt Kleinjung abschließend die vielfältigen Kommunikationsformen zwischen den Klosterfrauen und ihrer sozialen Umwelt vor, wie sie in Stiftungen und Legaten nachzuweisen sind. Oftmals bestanden enge verwandtschaftliche Bindungen zwischen den Konventualinnen und ihren Wohltätern. Doch solche besonderen Verbindungen zum Konvent waren für eine herausgehobene Stiftung ebenso wenig eine notwendige Voraussetzung, wie die Verwandtschaft als eine Art Garantie für eine intensive persönliche Beziehung gelten kann. Bemerkenswert ist die von Kleinjung mehrfach nachgewiesene Bedeutung der Möglichkeit, auch männliche Angehörige in den Frauenklöstern unterzubringen, etwa durch die Stiftung einer Priesterpfründe, was die Attrakti-

vität der Frauenklöster für einzelne Stifterfamilien durchaus gesteigert haben könnte (S. 247f.). Einmal mehr wird in der Analyse der einzelnen Fallbeispiele deutlich, wie groß die Bandbreite der verschiedenen Stiftungen und ihrer jeweiligen Motivationen sein konnte. Wurden die Nonnenklöster vor allem von den führenden Familien Worms' offenbar als integraler Bestandteil ihres Stadtraums wahrgenommen und als solcher auch in ihren Testamenten gleichmäßig bedacht, so konnte die Verbindung zu einzelnen Konventen auch durch die räumliche Nähe geprägt sein, wie es vor allem bei den Reuerinnen auf dem Andreasberg zu beobachten ist.

Christine Kleinjungs Arbeit bildet damit eine gelungene Fortführung der bisherigen Forschungen zu einzelnen Klöstern und Konventen im Reich, deren Ergebnisse sie zum Teil bestätigen, zum Teil auch um einige interessante Aspekte erweitern konnte. Daher ist es etwas irritierend, wenn sie im Ausblick konstatiert, dass Vergleiche mit anderen Städten „aufgrund der großen Forschungslücken" schwer fallen (S. 287)[2]. Ein grundlegendes Problem der Studie spiegelt sich aber bereits in deren zweigeteiltem Aufbau wider. Denn bei einer konsequenten Umsetzung des von Kleinjung proklamierten kommunikationsgeschichtlichen Ansatzes bedeutet die Trennung eines „geschichtlichen Teils", der die innere und äußere Verfassung, den Besitz und die Sozialstruktur beleuchtet, von einem zweiten Abschnitt, der sich explizit den verschiedenen Kommunikationsformen der drei Klöster zuwendet, einen methodischen Bruch. Zwar werden auf diese Weise „Strukturen und Handlungen berücksichtigt" (S. 287), doch stehen diese seltsam unverbunden nebeneinander. Gründung und Verwaltung der Klöster, ihre materielle Ausstattung sowie ihr Verhältnis zur Stadt realisierten sich aber ebenso in kommunikativen Prozessen wie die Beziehungen der Nonnen zur Ordensleitung oder ihren Familien. Dementsprechend werden in beiden Abschnitten mehrfach dieselben Urkunden thematisiert, was zu einigen Redundanzen führt. So offenbart sich letztlich ein relativ oberflächlicher Umgang mit den theoretischen Prämissen, deren Anwendung zu der allgemeinen Erkenntnis führt, dass die „weiblichen geistlichen Gemeinschaften Schnittpunkte von Kommunikationskreisen waren" und in „vielfältigen Beziehungen zu ihrer Umwelt standen" (S. 283). Christine Kleinjung hat mit ihrer Studie zweifellos zum Verständnis weiblicher Klostergemeinschaften und ihrer Stellung in den mittelalterlichen Gesellschaften beigetragen, doch inwieweit ein so verstandener „kommunikationsgeschichtlicher Ansatz" der mittelalterlichen Ordensforschung neue Impulse bringen kann, werden weitere Arbeiten zeigen müssen.

Stefanie Rüther

[1] Zuerst rezensiert für H-Soz-u-Kult: http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2008-3-043.

[2] Vgl. als Überblick zum gegenwärtigen Forschungsstand Schlotheuber, Eva ; Flachenecker, Helmut; Gardill, Ingrid (Hrsg.), Nonnen, Kanonissen und Mystikerinnen. Religiöse Frauengemeinschaften in Süddeutschland, Göttingen 2008, mit weiterer Literatur.

WREMBEK, Christoph SJ

DIE SO GENANNTE MAGDALENERIN

Maria Magdalena – die namenlose Sünderin und die Schwester der Marta und des Lazarus

Leipzig: St. Benno, 2008. – 532 S. – ISBN 978-3-7462-2395-7. – EUR 24.50.

Eine unerlässliche Bedingung für das Verständnis eines Textes ist die richtige Bestimmung seiner literarischen Form. Würde man dieses allgemein anerkannte Prinzip nicht beachten, wüchse die Gefahr der Missverständnisse oder gar einer abwegigen Deutung. Am Buch von Wrembek (= W.) über Maria von Magdala erschwert der Inhalt eine klare Bestimmung der literarischen Form. Der Titel und der Untertitel lassen keinen Zweifel über die Grundthese des Werkes aufkommen: Maria Magdalene, von der die vier Evangelien berichten, ist identisch mit der namenlosen Sünderin, die nach Lk 7,36-50 die Füße Jesu salbt und mit ihrem Haar trocknet, nachdem sie ihre Tränen darüber vergossen hat, und diese Frau ist keine andere als die Schwester der Marta und des Lazarus, die in Joh 11 in der Erzählung von der Auferweckung des Lazarus erwähnt wird und in Joh 12,1-8 die Salbung Jesu vornimmt.

Um die These des Buches einzuordnen und sachlich zu würdigen, dürfte hilfreich sein, die betreffenden Stellen zu berücksichtigen, und die in der heutigen Exegese gängige Deutung der Frauen darzustellen, die als Maria von Magdala, als eine anonyme Sünderin und als die Schwester der Marta und des Lazarus in den Evangelien erscheinen. Zuerst die überlieferten Eckdaten über sie:

- *Maria aus Magdala:* Sie kommt vor: gemeinsam mit anderen Frauen am Kreuz Jesu, (Mk 15,40.47; Mt 27,56.61; Joh 19,25), am leeren Grab (Mk 16,1; Mt 28,1; Lk 24,10; Joh 20,1), gemeinsam mit den Frauen, die von Jesus geheilt wurden (Lk 8,2) (abgesehen von Joh 19,25 wird sie immer an erster Stelle genannt) und allein in der Begegnung mit dem Auferstandenen (Joh 20,11.16.18).
- *Maria, die Schwester der Marta* (Lk 10,38-42), nimmt Jesus gastlich auf. Die Begegnung findet in Galiläa statt. In Joh 11 hat sie auch einen Bruder, Lazarus; und sie wohnt in Betanien, in der Nähe von Jerusalem. Nach Joh 12,3 salbt sie die Füße Jesu.
- *Die anonyme Sünderin* nach Lk 7,36-50. Die Überlieferung bietet ein komplexes Bild. Die Geschichte von einer Frau, die Jesus mit teurem Öl salbt, wird in drei verschiedenen Versionen erzählt, die sowohl klare Unterschiede als auch auffällige Gemeinsamkeiten zeigen. 1. *Mk 14,3-9 par. Mt 26,6-13*: Unmittelbar vor der Leidensgeschichte salbt eine anonyme Frau das Haupt Jesu mit Nardenöl in Betanien, im Haus Simons, des Aussätzigen. Über die Frau wird sonst nichts gesagt, wenngleich ihre Tat als Verschwendung angesehen wird. Das Öl kostete nämlich mehr als dreihundert Denare (Arbeitslohn für zehn Monate); 2. *Lk 7,36-50*: Irgendwo in Galiläa, ohne jeden Zusammenhang mit der Leidensgeschichte, kommt eine anonyme Sünderin – in der Stadt als solche bekannt – in das Haus eines Pharisäers namens Simon, und tritt an Jesus von hinten heran. Sie weint, gießt Tränen über seine Füße, trocknet sie mit ihrem Haar, küsst und salbt sie mit Öl. Simon wird nicht als Leprakranker bezeichnet; 3. *Joh 12,1-8*: Sechs Tage vor dem Paschafest – in einem ähnlichen Zusammenhang wie in den Fassungen von Mk und Mt – ist es Maria, die Schwester der Mar-

ta und des Lazarus, die die Füße Jesu salbt und mit ihrem Haar trocknet. Das geschieht in Betanien – wie bei Mk und Mt –, aber es gibt keinen Simon als Hausherr – wie bei Mk, Mt und Lk. Es handelt sich um ein Haus, in dem auch Lazarus bei Tisch war. Die Geste der Maria ist die gleiche wie die der anonymen Sünderin, auch wenn Maria nicht weint. Judas Iskariot macht auf den hohen Preis des Nardenöls aufmerksam. Wie in Mk 14,5 beträgt es dreihundert Denare. Die Ähnlichkeiten zwischen der lukanischen und der johanneischen Fassung sind beachtlich, aber nichts weist auf Maria als eine bekannte Sünderin hin.

Die Evangelisten waren nicht Augenzeugen des Geschehens. Was sie erzählen, spiegelt die von ihnen übernommenen Überlieferungen wider. Allgemein lassen sich zwei Traditionslinien herausstellen. Eine ist die von Mk 14,3-9, die in Mt 26,6-13 mit geringfügigen Änderungen aufgenommen wird. Die andere Tradition lag Lk 7,36-50 und Joh 12,1-8 zugrunde. In welcher Form sie den beiden Evangelisten vorlag, wie weit sie von den Autoren umgestaltet wurde, lässt sich nicht mit Sicherheit ermitteln.

Was hat nun Maria aus Magdala mit diesen drei Geschichten zu tun? Nüchtern und genau betrachtet, gar nichts. Sie wird dabei nirgendwo erwähnt, und vom Text her gibt es keinen Anlass, sie in irgendwelche Beziehung zu der anonymen Sünderin zu bringen. Aber Maria Magdalene erscheint in Lk 8,2 gemeinsam mit anderen Frauen, die Jesus „von bösen Geistern und von Krankheiten geheilt hatte". Aus ihr waren sogar „sieben Dämonen ausgefahren". Die kurze Notiz folgt unmittelbar der Erzählung über die anonyme Sünderin, und aus dieser Nähe auf der Textebene hat sich eine reiche Wirkungsgeschichte entwickelt, in der die namenlose Sünderin einen Namen bekam: Maria Magdalene. Papst Leo der Große war offenbar der erste, der diese Verschmelzung zum ersten Mal ausdrücklich vollzog (ca. 592), und seine Deutung führte in der folgenden Zeit zu einer beinahe selbstverständlich gewordenen Charakterisierung der Gestalt der Maria aus Magdala. Sie war die große Sünderin, die sich durch die Begegnung mit Jesus bekehrte, ihm nachfolgte, und schließlich zur privilegierten Zeugin seiner Auferstehung wurde.

So weit die Angaben über Maria Magdalene im Neuen Testament und die Beurteilung über ihre Person aufgrund der Quellen. Die Diskrepanz zwischen dem in diesem Zusammenhang gewonnenen Bild und dem Bild, das sich aus ihrer Wirkungsgeschichte ergibt, liegt auf der Hand. Auf der Basis dieser Beurteilung, die lediglich die herrschende Meinung der Exegeten, ohne jeden Anspruch auf Originalität, wiedergibt, stellt sich die Frage nach der Argumentation des Vf., der die anonyme Sünderin nicht nur mit Maria aus Magdala gleich setzt, sondern darüber hinaus sie als die Schwester der Marta und des Lazarus nachzuweisen glaubt. Eines dürfte von vornherein klar sein: Ohne eine blühende Phantasie ist die vorgenommene Gleichsetzung nicht zu leisten. Über eine solche Phantasie verfügt W. Die folgenden Beispiele, die zugleich den Aufbau seiner Argumentation zeigen, belegen dies:

- Maria Magdalene war eine vermögende Frau, die „weit mehr an charakterlicher und gesellschaftlicher Autorität als Petrus" besaß (S. 88; vgl. S. 217). Sie war eine echte Geschäftsfrau, die „Leiterin in einem starken Team" (S. 82), dessen Mitglieder in Lk 8,3f aufgelistet sind, „wahrscheinlich eine Bankerin" (S. 130). Sie verfügte ja über ein „Handelsimperium" (S.374). Wie kam sie zu dieser Sonderstellung?
- „Maria Magdalena war früher Hetäre gewesen und danach internationale Geschäftsfrau geworden" (S.299). Ursprünglich aber wohnte sie in Betanien, gemeinsam mit ihrem Vater, Simon dem Aussätzigen, und mit ihren Geschwistern, Marta und Lazarus (S. 367).
- „Die Maria aus Betanien kam aus Gründen, von denen das Evangelium nicht berichtet, nach Galiläa. Dort wurde sie zu Hetäre, später zur Geschäftsfrau mit großen Vermögen: im Laufe der Jahre geriet sie in Abhängigkeiten und Süchte, war unter der Herrschaft von Dämo-

nen“ (S.376). Entscheidend für die Wende in ihrem Leben war die Begegnung mit Jesus in Magdala, im Haus des Pharisäers Simon (Lk 7,36-50) (297-299). Danach kehrt sie nach Betanien zurück.

- Der Besuch Jesu bei den Schwestern in Betanien – Lk 10,38-42 macht keine präzise Ortsangabe – schafft Versöhnung zwischen Marta und Maria, der „verlorenen Tochter“ (S. 375-409).
- Die Erzählungen von der Salbung Jesu durch eine Frau, über die nichts berichtet wird außer ihrer Handlung (Mk 14,3-9 par. Mt 26,6-13), bezieht sich auf die gleiche Szene, über die Joh 12,1-8 erzählt. Die Fassungen von Mk und Mt erwähnen den Namen der Frau nicht – sie war die ehemalige Hetäre und mächtige Frau, die nun nach Betanien zurückgekehrt war –, „damit diese Person nicht alle Aufmerksamkeit auf sich zöge. Außerdem hatte sie zu ihrer Zeit die Männer, vor allem den armen Petrus, ziemlich überflügelt“ (S. 374).
- Erst Johannes erzählt die Wahrheit – „lüftet das Geheimnis“ (S.215). Warum Simon, der Aussätzige, nicht erwähnt wird, hat eine einfache Erklärung: Simon ist schon gestorben, und zwar „vor nicht allzu langer Zeit an Aussatz“ (S. 365). Er wurde in den Fassungen des Mk und Mt genannt, aber nicht als lebendige Person. Es war „sein Haus“, d.h. das Haus von seinen Kindern, Marta, Maria und Lazarus. Johannes sagt eindeutig, wer die Frau war, die Jesus salbte: Maria aus Betanien. Das kostbare Nardenöl, das sie verwendet, wird von Judas in dreihundert Denare geschätzt (vgl. Mk 14,5). Woher konnte Maria aus Betanien ein dermaßen teueres Öl besitzen, wenn sie nicht mit Maria aus Magdala identisch war? (S. 464-469). In dieser Form schließt sich der argumentative Kreis.

Der Vf. beteuert im Vorwort, er werde mit exegetischen Methoden, die Wahrheit seiner These nachweisen. Ebenfalls behauptet er, noch keinen Film gesehen und keinen Roman über Maria Magdalene gelesen zu haben (S. 11). Die Lektüre seines Werkes erinnert aber oft an einen historischen Roman, der in diesem Fall mit exegetischen Mitteln arbeitet, ohne deswegen ein exegetisches Werk zu sein bzw. sein zu wollen. Folgende Beobachtungen möchten ein Gesamturteil vermitteln.

1. Das Buch stellt die Aufdeckung einer versteckten Wahrheit über die Maria aus Magdala dar, und sie besteht in der Grundthese des Vf., die durch die Darlegung der wahren Geschichte der Maria erwiesen wird. – Die „Verhüllungstheorie“ hat sich in den letzten Jahren oft als Schlüssel zum literarischen Erfolg bewährt, besonders wenn solche Gestalten wie Maria Magdalene behandelt werden. Man denke nur an das ominöse Werk von Dan Brown. In diesem Fall geht die Verschwörung nicht allgemein auf den Vatikan oder auf die Glaubenskongregation zurück, sondern auf die Evangelisten! Denn die Synoptiker wussten von den wahren Verhältnissen um die Maria aus Magdala (S. 11), aber der schlechte Ruf der ehemaligen Hetäre ließ ihnen ratsam erscheinen, ihren Namen zu verschweigen.
2. Mit diesem Ziel verbindet sich ein weiteres: „Irrige Annahmen der Wissenschaft zu korrigieren“ (S. 13). Die „irrigen Annahmen“ betreffen die Deutungen der drei Frauen, die in der heutigen Forschung vertreten werden. An mehreren Stellen zitiert W. die Meinungen der modernen Exegese, um anschließend ihnen seine Meinung entgegenzusetzen, die in der Regel das Bisherige korrigierend übertrifft (vgl. 241-256; 354-365; 378-388; 412-417; 448-457). – Der methodische Ansatz des Vf. ist die der „Vorstellung“, des „Schauens“. Worin das konkret besteht, wird dem Leser nicht deutlich, aber es steht sicherlich im Zusammenhang mit der langjährigen Tätigkeit des Autors als Exerzitienmeister. Nach 30 Jahren Beschäftigung mit Lk 7 ist das Buch entstanden. Manche meditative Passagen, die nacherzählten Szenen aus den Evangelien, prägnante Formulierungen – „Im Tod berührt der Mensch die Ewigkeit. In den Tränen das ewige Lachen“ (S. 440) – weisen auf diesen Hintergrund hin.

3. Soll diese Annährung am Text wissenschaftlichen Ernst für sich in Anspruch nehmen, müsste sie viel mehr methodische Selbstkritik üben, um sowohl die Leistungsfähigkeit als auch die Grenzen der angewandten Methode kritisch wahrzunehmen. Die Aussage genügt nicht: „Entstanden ist das anscheinend erste Buch, das wissenschaftlich die eine Frau nachweist!" (S. 11). Der Sprung von den wenigen in den Texten überlieferten Angaben zum umfassenden Konstrukt, das die Geschichte der Maria Magdalene neu erzählt, ist nur möglich, wenn man die Texte mit zügelloser Phantasie liest, und in sie all das hinein interpretiert, was man finden will. Die neue These zur Entstehung der Evangelien (S. 477-513), passt dazu. – Der Rezensent muss zugeben, dass er „zum schauenden Erfassen der realen, lebendigen Personen wie auch der konkreten Situation der damaligen Zeitumstände hinter dem griechischen Text" (S. 88), wie W. von sich behauptet, nicht fähig ist. Sicherlich sind Deutungen mit Rekonstruktion verbunden, die unterschiedliche Plausibilität beanspruchen können, aber die ständige Überprüfung der eigenen Argumentation ist eine unerlässliche Bedingung, um nicht in das Reich der puren Phantasie zu gelangen. In jeder Interpretation ist die eigene Subjektivität auf das Höchste gefordert, aber genau dann erweist sich die unbedingte Ausrichtung auf die „Sache" als die einzige Möglichkeit, der Falle des willkürlichen Subjektivismus zu entkommen.
4. Der Vf. bemüht sich, modern zu wirken, und seine Sprache ist auch modern. Die frei erfundene Begegnung mit Bill Gates (S. 333), die Meinung der Männer, die Maria Magdalene erkennen und über sie sagen: „Unsere Madame, die Chefin" (S. 303), sind nur zwei Beispiele aus vielen anderen Texten. Das Buch will nicht nur wissenschaftlich sein, sondern auch volksnahe und allgemein verständlich. Manchmal ist jedoch der Abstand zur groben Banalität peinlich gering: „Jesus Gottesbild war das einer 'Waschmaschine'!" (S. 312).
5. Das Buch ist auch sehr persönlich: „Ich habe dieses Buch geschrieben, weil ich es der Magdelenerin schuldig bin. Ich verehre sie. Was ich von ihr gefunden habe, ist so großartig, dass ich es mitteilen muss. Und führwahr, sie hat es verdient. Aber auch wegen der Millionen Menschen ist dieses Buch geschrieben, die nach ihr fragen" (S. 13). Das kann man nur mit Respekt zur Kenntnis nehmen. Warum das Buch mich aber in keinerlei Hinsicht überzeugt hat, habe ich dargelegt.

Horacio E. Lona SDB

SAMMER, Marianne

BERNHARD VON CLAIRVAUX BEGEGNEN

Augsburg: Sankt-Ulrich-Verlag, 2006. – 134 S. – (Zeugen des Glaubens).
– ISBN 978-3-936484-66-3. – EUR 11.90.

In der Reihe „Zeugen des Glaubens" ist vor einiger Zeit ein weiterer Band erschienen, der sich dem Leben und Wirken des Heiligen Bernhard von Clairvaux widmet. Die Kulturwissenschaftlerin Marianne Sammer, Privatdozentin am Historischen Seminar der Universität München, bietet in dieser Einführung einerseits eine Fülle von geschichtlichen Daten und

Fakten zum Leben Bernhards, andererseits einen Überblick über die Theologie und Spiritualität des berühmten Zisterzienserabtes (1090 - 1153) einschließlich seiner späteren Wirkungsgeschichte. Wer sich als „Neuling" mit diesem Heiligen beschäftigt, ist erstaunt über das schillernde Bild, das die Autorin von ihrem Protagonisten entwirft. Dabei legt sie die Quellen offen, aus denen sie dieses Bild speist. Schon die erste Lebensbeschreibung über Bernhard, die von einem Zeitgenossen und Freund Bernhards verfasst wurde, Wilhelm von Saint-Thierry, beschönigt und harmonisiert die Aktivitäten des Abtes, ging es doch darum, ihn in positivem Licht darzustellen, um die Heiligsprechung voranzutreiben. Dass Bernhard nicht nur als spiritueller Lehrmeister zugange war, sondern auch politisierte und intrigierte, das lässt diese Darstellung aus. Deshalb hervorzuheben, weil davon das Bernhard-Bild bis herauf in die Gegenwart maßgeblich geprägt blieb. Jüngere Forschungsarbeiten zu Bernhard erkennen heute, dass diese Vita prima in vielen Punkten und angeblichen Fakten zweifelhaft ist und dass Bernhard auch deutlich seine „unheiligen" Seiten ausgelebt hat.

Sammer stellt daher ein sehr kritisches und ambivalentes Bild des Mönches dar, der sich sowohl in weltliche als auch kirchenpolitische Belange oft genug einmischte, der nicht selten selbstherrlich vorging (zum Beispiel bei Bischofsernennungen), um die eigene Machtposition zu bestärken. Er vernichtete theologisch anders denkende Rivalen und versuchte die Kontrolle über die wachsenden Gemeinschaften des Zisterzienserordens nicht aus der Hand zu geben. Er wirkte als Ketzer- und Kreuzzugsprediger, und rechtfertigte sein Tun mit dem Hinweis darauf, ein Werkzeug in Gottes Hand zu sein. Die Geschichtsschreibung hat versucht, den historischen mit dem kultischen Heiligen zu harmonisieren, um das Bild zu glätten. Sowohl den Politiker als auch den Religiösen zu sehen, kommt allerdings der Autorin zufolge der Wirklichkeit näher.

Wichtige Schwerpunkte der Bernhardschen Theologie sind seine Entfaltung der monastischen Theologie (in Abgrenzung zur Scholastik), welche sich als konservativ, bibelnah, praxisorientiert und an innere Erfahrungen gebunden versteht. Elemente mystischer Tiefe scheinen in seiner Braut- und Leidensmystik auf, allerdings geht es ihm nie um bloße Spekulation, sondern immer um den Erfahrungsbezug und die Lebensrelevanz. „Theoretische Theologie ist für Bernhard nur dann statthaft, wenn sie nutzbringend eingesetzt wird, um andere oder sich selbst im Glauben zu bestärken, und deshalb Liebe oder heilsökonomischer Klugheit entspringt." (S. 93) Dass Bernhard auch sein so geartetes politisches Wirken als Gottesdienst begriff, macht heutzutage einige Schwierigkeiten. Tatsächlich begründete er sein Engagement immer mit dem Hinweis, dass er nur Gottes Angelegenheiten vertrete, und sah darin den ersten Ausweis seiner Kompetenz. Dass mit dem Misslingen des zweiten Kreuzzugs die Glaubwürdigkeit von Bernhard göttlicher Mission mehr und mehr in Frage gestellt wurde, überrascht nicht.

„Bernhards chimärenhafte Existenz zwischen Polen wie Leidensmystik und Kreuzzug, Reformkloster und päpstlicher Kurie, Kontemplation und Politik, Sendungsbewusstsein und Zweckopportunismus, Glaube und Kalkül" (S. 103) gibt einige Rätsel des Verstehens auf und mag der Grund sein, dass er heute an Bedeutung verloren hat. Dennoch bleibt vor allem die Rezeptionsgeschichte seiner Texte, so die Verfasserin, als Folie für mittelalterliche und frühneuzeitliche Mentalitäts- und Geistesgeschichte spannend und faszinierend.

Elisabeth Thérèse Winter

BAUER, Sr. M. Radegund

PAUL JOSEF NARDINI. PRIESTER UND SOZIALER VORKÄMPFER FÜR DIE ARMEN.

München: Don Bosco Verlag, 2007. – 99 S. – ISBN 978-3-7698-1673-0 – EUR 6.90.

Die im 19. Jahrhundert entstandenen religiösen Glaubensgemeinschaften (Kongregationen) sind überwiegend Antworten von Gründerpersönlichkeiten auf die Not von Industriearbeitern. Paul Josef Nardini (1821-1862) ist eine dieser Persönlichkeiten. Am 22. Oktober 2006 wurde ihm in seiner Heimatdiözese Speyer die Ehre der Seligsprechung zuteil. Sr. M. Radegund Bauer aus der von ihm gegründeten Kongregation der „Franziskanerinnen von der Heiligen Familie" – auch „Mallersdorfer Schwestern" genannt – legt eine Kurzbiographie des Seligen vor, nachdem sie ein Jahr zuvor im selben Verlag eine ausführliche Studie veröffentlicht hatte.

Das schmale, schwarz-weiß bebilderte und mit einem tabellarischen Lebenslauf versehene Bändchen erzählt in großen Zügen, aber durchaus anschaulich das Leben Nardinis und die Entstehung und Entwicklung der Schwesterngemeinschaft. Dabei wird den Widerständen und Rückschlägen, dem Kampf um kirchliche und öffentliche Anerkennung und der Tragik des frühen Todes des Seligen eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet.

Die 17 Kapitel erzählen das Leben und Wirken Nardinis vom Tag seiner Geburt 1821 an bis zu seinem frühen Tod 1862. Sie erzählen über sein Aufwachsen in einer Pflegefamilie in Germersheim am Rhein (Pfalz), seine Schulzeit, die Gymnasialzeit im Konvikt von Speyer bis 1841, seine überaus erfolgreichen Studienzeiten am Lyzeum in Speyer und an der Universität München, die er 1846 mit einer Promotion abschloss. In Kürze wird über die Priesterweihe und über die ersten Priesterjahre berichtet. Es folgen ab dem Jahr 1850 die Jahre intensiver und kreativer Gemeindepastoral. Bischof Nikolaus von Weis schickt ihn erst zur Pfarrseelsorge nach Geinsheim und dann nach Pirmasens. Eindrucksvoll und anschaulich werden die Armut und das Elend der Bevölkerung beschrieben, die den Pfarrer nicht unberührt lassen. Die Erkenntnis der eigenen und der objektiven Grenzen lassen ihn nach Hilfe suchen – nach Hilfen von Frauen für Kinder und Familien. Es folgen Berichte über die Unterstützung der Gemeindearbeit durch die „Töchter des allerheiligsten Erlösers" aus Niederbronn im Elsass und die Gründung eines Vinzenz-Vereins zur materiellen Sicherung der neuen Initiativen. Knapp und anschaulich zugleich sind die folgenden Berichte über die Hilfeleistungen der Schwestern bis zur Erschöpfung, die folgenlosen Versprechungen der Stadt Pirmasens, schließlich die Ausweisung der ausländischen Schwestern 1855. Nardinis zweiter Versuch, Schwestern für die Gemeinde-Caritas zu gewinnen, führt zur Gründung der Kongregation der „Armen Franziskanerinnen von der Heiligen Familie" zusammen mit den Tertiarinnen Barbara Schwarz aus Geinsheim und Juliana Michel aus Deidesheim. Die nächsten Kapitel berichten über die öffentliche Zurückhaltung, das Zögern des Bischofs, die Reaktionen der Presse, die Nardini tief verletzen. In aller Kürze wird auch der kurzlebige Versuch Nardinis beschrieben, eine Gemeinschaft von „Franziskusbrüdern" mit ähnlicher Zielsetzung zu gründen. Als die Initiativen Nardinis endlich die kirchliche (1857) und staatliche (1859) Anerkennung finden, die Schwesterngemeinschaft wächst und sich Anerkennung in der Jugendfürsorge erwirbt, stirbt Paul Josef Nardini 1862 im Alter von 40 Jahren an Typhus. Die letzten beiden Kapitel würdigen sein Werk und stellen ihn als Seligen der Kirche dar.

Sr. M. Radegund Bauer, die profundeste Kennerin Nardinis, erzählt auf 90 Seiten das Werk eines Priesters und „Kämpfers für die Armen", der im aufkommenden Industriezeitalter seiner Gemeinde wirkungsvoll die Botschaft des Evangeliums verkündete. Franz Schmid SDB

SCHAD, Martha

GOTTES MÄCHTIGE DIENERIN

Schwester Pascalina und Papst Pius XII.
München: Herbig, 2007. – 255 S., mit 25 Fotos. – ISBN 978-3-7766-2531-8.
– EUR 19.90.

Die Rolle der bayerischen Kreuzschwester Pascalina Lehnert war bereits zu Lebzeiten Papst Pius' XII. Gegenstand inner- und außerkirchlicher Diskussion. Seit der Veröffentlichung ihrer Erinnerungen unter dem Titel „Ich durfte ihm dienen" ebbten die Kontroversen um den Einfluss der Nonne auf die Politik ihres Vorgesetzten nicht ab. Die Augsburger Historikerin Martha Schad, durch Biografien über Richard Wagner und die österreichische Kaiserin Elisabeth hervorgetreten, macht sich im vorliegenden Buch daran, die Spannung zwischen der klösterlich eingeübten Dienstwilligkeit und der aus ihrer Nähe zu Pius XII. resultierenden Macht näher zu untersuchen. Sie kann dazu nicht nur auf eine Fülle von Sekundärliteratur, sondern auch auf Archivalien zurückgreifen, die sie in der Schweiz, Italien, den USA und Deutschland gefunden hat und mit deren Hilfe sie manche Verleumdungen gegen Schwester Pascalina als gegenstandslos erweisen kann.

Pascalina Lehnert (1894-1983) trat 1913 in Altötting in die Kongregation der Lehrschwestern vom Heiligen Kreuz (Mutterhaus Menzingen) ein. 1918 zur Aushilfe für einige Wochen in die Münchener Nuntiatur gesandt, blieb sie an der Seite des Nuntius in München, seit 1925 in Berlin und seit 1930 im Haushalt des zum Kardinalstaatssekretär ernannten Eugenio Pacelli. Durch ihr Organisationstalent kamen ihr bald zusätzliche Aufgaben zu. In den 1930er Jahren begleitete sie Pacelli auf seinen Auslandsreisen, während des Zweiten Weltkriegs und in den Nachkriegsjahren organisierte sie die caritative Tätigkeit des päpstlichen Hilfswerks. Wie keine andere Person war sie Pius XII. nahe, der ihr völlig vertraute. Nach dem Tod Pius' XII. war sie, die seit 1949 auch Generalprokuratorin ihrer Gemeinschaft in Rom war, Oberin am nordamerikanischen Kolleg.

Martha Schad verfolgt den Lebensweg Pascalinas mit großer Sympathie. Auf die große Frage, warum Pius XII. zum Holocaust geschwiegen hat, geht sie zwar ein, ihr Hauptanliegen liegt jedoch in der Herausarbeitung der Hilfeleistungen des Papstes, die durch Schwester Pascalina koordiniert wurden. Schad thematisiert auch die Verständnislosigkeit, mit der Pascalina auf das Zweite Vatikanische Konzil und die Reformen besonders im Ordensbereich reagierte. Die Auseinandersetzungen um das Ordenskleid waren dafür nur ein äußeres Zeichen. Für Schwester Pascalina galt nur, was „ihr" Heiliger Vater hatte billigen können. Martha Schad resümiert: „Sie blieb der vorkonziliaren Kirche verhaftet, sowohl in ihrem Denken als auch in ihrem Kleid." (S. 201)

So bleibt am Ende ein zwiespältiger Eindruck von Schwester Pascalina. Bewundernswert ist sicher die Treue und Bescheidenheit ihres jahrzehntelangen Dienstes für Pacelli / Pius XII., ihr Engagement für das vatikanische Hilfswerk und der Einsatz für die Seligsprechung ihres Papstes nach 1958. Doch muss auch kritisch angefragt werden, ob es nicht gerade ein solcher jahrzehntelanger Dienst in einer doch sehr hermetisch denkenden Umgebung war, der ihr im Lauf der Zeit die Fähigkeit abhanden kommen ließ, die Kirche und ihren eigenen Orden als „semper reformanda" zu betrachten.

Joachim Schmiedl ISch

WESTER, Simeon / WALLNER, Karl / KRUTZLER, Martin (Hrsg.)

DIE MYSTIK DES GREGORIANISCHEN CHORALS

Beiträge des Studientages 2005 an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Heiligenkreuz.
Heimbach/Eifel [u.a.] : Bernardus-Verl., 2007. – 230 S. – ISBN 978-3-8107-9273-0. – EUR 19.80.

Laut Auskunft von Erwin Möde, einem der Beitragsautoren des vorliegenden Buches (Sine musica nulla religio: Atem, Sprache und Gesang als Medien religiöser Primärerfahrung), besteht das Wesen der Mystik im Vollzug der existentiellen „Lebenstat" bzw. in der Setzung des religiösen Aktes, der den gläubigen Menschen „außer sich" bringt. Erst dadurch komme er in Beziehung mit dem göttlichen Anderen, „zum ‚anderen seiner selbst'". Entgegen der gängigen Vorstellung, die Mystik spiele sich in der Innerlichkeit des Menschen ab, betont Möde unter Hinweis auf die biblische Aussage: „Du sollst den Herrn, deinen Gott lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzer Kraft" (Dtn 6,5) -, dass es sich dabei um einen ganzheitlichen, leibseelischen Vorgang handelt. Kommt schon dadurch die allgemeine Bedeutung des Sinnlichen bzw. des Rituals für die religiöse Erfahrung ins Spiel, so fokussiert Möde speziell auf die Rolle des Atems, der Sprache und vor allem des Gesanges. Sie seien „eine unsichtbare, dreigliedrige Mittelachse für den leiblichen Vollzug des religiösen Aktes". Die Überlegungen Mödes gipfeln in der Erkenntnis, dass der Mensch erst dann vollends sein Selbst findet, wenn er von einer anderen Stimme „durchtönt, durchstimmt, durchflutet" und so zur Person wird (personare - durchtönen). Das Singen verhelfe dem Glaubenden zur religiösen Primärerfahrung, die darin besteht, dass man „seine religiöse Lebenstat selbsttranszendent vollzieht" und auf diese Weise sich selbst ‚genommen' wird, um daraufhin mit sich selbst erneut beschenkt zu werden (S. 60-63).

Auf diesem existentiellen Hintergrund versteht man, wenn Hildegard von Bingen gegen die Prälaten von Mainz opponierte, die durch ein Interdikt ihrem Konvent das Singen des Offiziums untersagt hatten. „Homo symphoniam in se habet", war ihr Gedanke. Deshalb erinnere sich der Mensch beim Singen der Psalmen an seine himmlische Heimat, wie Marianne Schlosser in ihrem Beitrag („Um der Harmonie der Seele willen". Zum Verhältnis von Musik und Spiritualität in der Patristik und im Mittelalter) hervorhebt (49f). Unter anderen Autoren geht Schlosser ausführlich auf die Argumente Thomas' von Aquin ein, der in seiner Summa frägt, ob das Gotteslob gesungen werden müsse. Denn es gab im Laufe der Antike und des Frühmittelalters neben positiven (wie des hier mitbehandelten Athanasius) durchaus negative Stimmen (z. B. Ambrosius) oder zweideutige Aussagen, wie jene Gregors des Großen, wonach sich für die höheren Kleriker das Singen nicht gezieme. Thomas, der sich schließlich zugunsten des Gesanges ausspricht, rechtfertigt die Aussage Gregors damit, dass die Predigt der eigentliche Weg sei, die Gläubigen zur Andacht (devotio) zu führen. Dies mag wiederum die Autorin veranlasst haben, beim Hochgebet „das inhaltliche Wort im Vordergrund" zu sehen (37, Anm. 20). Das darf allerdings, angesichts seines doxologischen Charakters, nicht ein

Argument gegen das gesungene Hochgebet sein. Denn – wie Schlosser bei Athanasius im Hinblick auf den Psalmengesang herausfindet – „wer singt, will dem Gebot Gottes nachkommen, ihn ‚mit ganzem Herzen und allen Kräften' zu lieben." Der Gesang drücke die Harmonie der Seele aus und sei ein Symbol der Wohlgeordnetheit ihrer Gedanken (40). Zur fundamentaltheologischen Grundlegung des Singens führt Schlosser den Leser mit Augustinus hin. Bei ihm ist der Gesang ein Ausdruck der Schönheit, und das Urbild aller Schönheit sei die göttliche Dreieinigkeit. Von hier aus konnte dann die Mystikerin Gertrud von Helfta berichten, einmal den Gesang des Heiligen Geistes, Christi und des Vaters gehört zu haben (47, Anm. 33). Neben diesen grundsätzlichen Beiträgen zur Bedeutung des Singens in der Gottesbeziehung bekommt man auch spezielle Informationen zur zisterziensischen Mystik und Spiritualität, etwa im Beitrag von Wolfgang Buchmüller („Dulcis Iesu memoria". Poetische Christusmystik bei Aelred von Rievaulx). Buchmüller analysiert den im Titel zitierten, 42strophigen Gesang Aelreds unter verschiedenen Gesichtspunkten, z. B. der anamnetischen Memoria - Praesentia, dem dramaturgischen Aufbau, dem fiktiven Dialog der Seele mit Jesus usw. Im „Ausblick auf die heutige Situation" optiert Buchmüller für die „Brautmystik der Zisterzienserschule", die im Hinblick auf die Gefühlsdimension des heutigen Menschen in der Meditation fruchtbar gemacht werden könne (133f).

Historisch instruktiv zur Entstehung der zisterziensischen Choralreform ist der Beitrag von Alberich Martin Altermatt („De arte musica". Die bernhardinische Gesangsreform der Zisterzienser [1134-1147]. Anliegen, Prinzipien, Nachwirkung). Diese Reform des 12. Jhs. war keine nebensächliche Erscheinung, sie berührte vielmehr das Selbstverständnis des neuen Ordens, der sich von der Liturgie her definierte. Für die Choralreform wurden entsprechende Prinzipien aufgestellt. Dem Regel- und Authentizitätsprinzip der ersten Phase, welche auf die Autorität der Metzer Choraltradition zurückgreift, gesellte sich in der zweiten Phase, die auf Bernhard von Clairvaux zurückgeht, das Prinzip der Wissenschaftlichkeit hinzu. Dabei wird – ein bemerkenswerter Vorgang – zunächst nach einer Theorie der Musik gesucht, welche daraufhin der praktischen Reform ziemlich radikal zugrunde gelegt wird. Die aufgestellte Theorie griff auf die Ratio, die Natur und die Wahrheit zurück. Auf der Suche nach Wahrheit bzw. Authentizität entdeckte die Ratio etliche auszumerzende Ungereimtheiten in der überlieferten Gregorianik; die Natürlichkeit verlangte beispielsweise eine Verminderung des Ambitus gregorianischer Melodien. Spätestens beim theoretischen Verdikt der Textwiederholungen der damaligen Reformer und bei der Idee der Einheit des Ordens durch den Gesang drängt sich der Vergleich mit den Cäcilianern des 19. Jhs. auf, die ebenfalls mit ihren apriorischen kirchenmusikalischen Reformidealen die bestehende Praxis einer Kritik unterzogen.

Insgesamt trifft man in den vorgelegten Referaten teilweise auf Bekanntes, bekommt aber auch neue Einblicke in den komplexen Zusammenhang zwischen Gesang und Spiritualität. Selbstverständlich wird man im entsprechend aufgemachten und mit vielen Farbbildern aus der Liturgie von Heiligenkreuz ausgestatteten Buch keine formale Auseinandersetzung mit dem Gregorianischen Gesang und keine größere Systematik seiner „Mystik" (vgl. den Titel) erwarten. Es ist ein Plädoyer für den, „der römischen Liturgie eigenen Gesang" (SC 116).

J. Gregur SDB

ZÜRCHER BIBEL

hrsg. vom Kirchenrat der Evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons Zürich. – Zürich: Genossenschaft Verlag der Zürcher Bibel beim Theologischen Verlag Zürich. 2007. – 1340 S. AT, 434 S. NT, 165 S. Glossar u.a., 7 Karten. – ISBN 978-3-85995-227-0. – EUR 24.00.

Im Auftrag der Synode der Evangelisch-Reformierten Landeskirche des Kantons Zürich erschien aufgrund eines Beschlusses von 1984 im Jahr 2007 eine revidierte Ausgabe der so genannten Zürcher Bibel. Ausgangspunkt dieser Neubearbeitung ist die nach einem Vorlauf von 1529 in Zürich bei Christoph Froschauer 1531 erschienene Zürcher Bibel. Diese gilt bis heute in den reformierten Gemeinden der Schweiz, aber auch in rund 400 reformierten Gemeinden in Deutschland, als offizieller Bibeltext. Diese Gesamtbibel in deutscher Sprache, welche ihr Entstehen dem Schweizer Reformator Huldrych Zwingli (1484-1531), seinem Freund, dem Zürcher Prädikanten Leo Jud, und einigen anderen Mitarbeitern verdankt, erschien schon 1531, also noch drei Jahre vor der Gesamtbibel von Martin Luther (1534). Die Zürcher Bibel hat sich allerdings auch zuvor schon an den vor 1534 erschienenen Übersetzungen einzelner alttestamentlicher Bücher von Martin Luther orientiert. Die Zürcher Bibel wurde im Verlauf von Jahrhunderten immer wieder überarbeitet, zuletzt 1931. Sie war im schweizer-alemannischen Dialekt abgefasst und passte sich erst in der Mitte des 17.Jahrhunderts dem Hochdeutschen an. Diese älteste deutsche Gesamtbibel der Reformationszeit wurde sehr genau nach dem hebräischen bzw. griechischen Urtext übersetzt und erfreut sich im deutschen Sprachraum bis heute großer Wertschätzung, so dass nach dem Vatikanum II. in katholischen Kreisen angeblich erwogen wurde, sie anstelle der späteren Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift als offiziellen Text für Verkündigung und Liturgie in der katholischen Kirche zu übernehmen.

Ziel dieser Revision von 2007, an der seit 1987 zweiundzwanzig Wissenschaftler beteiligt waren, ist nach der Einleitung, den Benützern „einen möglichst unverstellten Zugang zu den biblischen Texten zu eröffnen". Es geht aber nach dem ersten Vorwort auch heute wie schon seit 1531 in erster Linie darum, „dass der Glaube an Jesus Christus in Wort und Tat neu in die Herzen der Menschen und Gesellschaft übersetzt werde". Die Bearbeiter der neuen Zürcher Bibel, die auf Grund eines Beschlusses der Synode der Evangelisch-reformierten Kirche des Kantons Zürich vom Jahr 1984 mit dieser Revision von 1987 bis 2007 befasst waren, fühlen sich dabei einer Sprache verpflichtet, die dem 21. Jahrhundert angemessen ist. Sie erstellten eine wissenschaftliche, zuverlässige und sprachlich sorgfältige Übersetzung für die Gegenwart, verwendbar in Gottesdienst und Unterricht. So entstand eine moderne Übersetzung, die sich zudem auch an der heutigen Alltagssprache orientiert.

Der erste Teil der Zürcher Bibel bietet auf 1340 Seiten das Alte Testament. Allerdings fehlen dabei, wegen der grundsätzlichen Orientierung der Reformatoren am hebräischen Masoratext, die so genannten Apokryphen, die sieben deuterokanonischen Bücher, sowie die deuterokanonischen Zusätze in Ester und Daniel. Diese hatte aber Leo Jud noch für die erste Auflage übersetzt und an die 39 protokanonischen alttestamentlichen Bücher angefügt. So geschah es auch in der revidierten Ausgabe von 1931: „unter Einschluss der Apokryphen". Die Auslassung der deuterokanonischen Bücher, welche von der katholischen Kirche und von den

Ostkirchen als Heilige Schrift angesehen werden, ist umso bedauerlicher, weil sie doch aus der gerade heute wieder von Katholiken und Protestanten hochgeschätzten Septuaginta, der eigentlichen Bibel der Kirche von Anfang an, entstammen. Sie finden sich ja auch wenigstens als Anhang in den meisten Ausgaben der Lutherbibel. (Bedauerlich ist auch, dass entgegen der Schreibweise der zwischen Katholiken und Evangelischen vor Jahrzehnten vereinbarten Loccumer Richtlinien statt Ijob die alte Form Hiob verwendet wird).

Der Text des Neuen Testaments umfasst im zweiten Teil 434 Seiten. Vor jedem biblischen Buch steht eine knappe Einführung, welche den Lesern Hilfe bei der Lektüre des Buches bietet. Im Text selbst sind die Abschnitte mit kurzen Überschriften versehen. Am Seitenrand wird auf entsprechende Parallelen in den anderen biblischen Büchern verwiesen. Am unteren Rand finden sich relativ wenige, knappe Anmerkungen zur Erklärung von schwer verständlichen Textstellen. Der Gottesname Jahwe wird durchgängig mit HERR wiedergegeben. Eine wertvolle Hilfe für die Leser stellt der dritte Teil des Buches dar: das umfangreiche Glossar (S.1-154). Dazu werden von S.155 bis S.165 Übersichtstabellen der Maße und Gewichte, Münzen und Geldwerte der biblischen Zeit, eine Zeittafel zur alt- und neutestamentlichen Geschichte sowie wichtige Erläuterungen zum Gebrauch dieser Bibelausgabe geboten. Den Schluss bilden sechs Karten zum Alten und Neuen Testament.

Mit der Zürcher Bibel steht nun neben der Einheitsübersetzung, der revidierten Lutherbibel und der Elberfelder Bibel für den deutschen Sprachraum eine vierte zuverlässige Bibel zur Verfügung. Sie kann auch für Katholiken bei besonderen Anlässen in angemessener Weise Verwendung finden. Es ist zu wünschen, dass diese Bibelübersetzung, deren erste Auflage schon nach kurzer Zeit verkauft war, in der Christenheit eine weite Verbreitung findet. So schreibt auch der Kirchenrat der Evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons Zürich im Vorwort: „Es ist unsere Bitte und Hoffnung, dass die neue Zürcher Bibel für viele Menschen zu einem Buch des Lebens wird". In diese Richtung ging auch schon der Wunsch von Huldrych Zwingli in der Ausgabe von 1531: „Dass das reych Christi allenthalben ufgange und zuonemme und die welt gebesseret und fromm werde."

Otto Wahl SDB

GRÜN, Anselm OSB

DER GLAUBE DER CHRISTEN

Münsterschwarzach : Vier-Türme-Verl., 2006. – 206 S. – ISBN 978-3-87868-924-9 – EUR 18.90.

In einer Welt, in der die Kulturen immer enger beieinander leben, wächst bei vielen Christen wieder das Interesse am eigenen Glauben. Sie fragen sich: Was ist der Kern des christlichen Glaubens? Was haben Christen mit Buddhisten, Juden, Hinduisten oder Moslems gemeinsam und worin unterscheiden sie sich?
Der Benediktinerpater Anselm Grün, der durch seine zahlreichen Veröffentlichungen zu den Experten für den christlichen Glauben zählt, liefert in diesem Buch Antworten auf diese und andere zentrale Glaubensfragen der Christen heute. Neben christlichen Kernthemen – wie der Menschwerdung Gottes oder dem Gebot der Nächstenliebe – zeigt Anselm Grün seinen Leserinnen und Lesern, wie jeder für sich persönlich die heilende Kraft des christlichen Glaubens spüren kann. Ein Buch, das das Profil des Christentums gerade nicht durch die Abwertung anderer Religionen, sondern durch den interreligiösen Dialog wieder schärft.

COMPAGNONI, Francesco OP / ALFORD, Helen OP (Hrsg.)

PREACHING JUSTICE

Dominican Contributions to Social Ethics in the Twentieth Century
Preface by Gustavo Gutiérrez OP. – Dublin: Dominican Publications, 2007. – 512 S. – ISBN 1-905604-07-6 / 958-1-905604-07-4. – EUR 30.00.

Francesco Compagnoni OP und Helen Alford OP, beide Professoren an der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Dominikaneruniversität „Angelicum" in Rom, haben mit dem hier anzuzeigenden voluminösen Band eine gewichtige Sammlung zum sozialethischen Engagement der Dominikaner im 20. Jahrhundert vorgelegt.
Eingeleitet durch ein Vorwort des Befreiungstheologen G. Gutiérrez OP (Lima) gliedert sich das durchgängig englischsprachige Buch in zwei Hauptteile. Der erste Abschnitt versammelt Portraits einzelner Dominikaner, die auf ganz unterschiedliche Weisen ihren je eigenen Beitrag zur Predigt der Gerechtigkeit Gottes geleistet haben. Vorgestellt werden von Franziskus M. Stratmann OP (1883-1971) aus der Provinz Teutonia (Autor: P. Engelhardt OP, Düsseldorf), über Louis Joseph Lebret OP (1897-1966), über den französischen Konzilstheologen und Gründer von „Économie et Humanisme" (Autoren: J.-C. Lavingne OP, Paris, und H. Puel OP, Lyon), bis hin zum 1934 geborenen südafrikanischen Antiapartheitsaktivisten Albert Nolan OP (Autor: St. Muyebe OP, Kwazulu/Natal) insgesamt 17 Persönlichkeiten, allesamt Männer, hauptsächlich aus Europa. Der zweite Teil stellt vier Kollektive vor, in denen Dominikaner gemeinsam für soziale Gerechtigkeit gearbeitet haben. So zeichnet etwa C.J. Pinto de Oliveira OP (São Paulo) den politischen Kampf der brasilianischen Predigerbrüder gegen die Militärdiktatur 1964-1985 nach; W. Ockenfels OP (Trier) porträtiert die gesellschaftspolitische Arbeit der Walberberger Dominikaner um Laurentius Siemer OP, Eberhard Welty OP, Edgar Nawroth OP u.a. Das Buch ist in vielerlei Hinsicht eine wahre Fundgrube! Und das nicht nur für Dominikaner/-innen... – Leider fehlen jedoch auch, gerade im 1. Teil, wichtige dominikanische Gestalten (vgl. 31), so vor allem Marie-Dominique Chenu OP (1895-1990), der mit seinen Studien zu den ‚Zeichen der Zeit' und dem Büchlein „La ‚doctrine sociale' de l'Eglise comme idéologie" in bedeutender Weise Anteil an der Entwicklung der nachkonziliaren Sozialethik hatte. Gespannt darf man sein auf das von Compagnoni angekündigte weitere Buch, das dem genuinen Beitrag der Dominikanerinnen am Aufbau sozialer Gerechtigkeit gewidmet sein soll (vgl. ebd.).

Ulrich Engel OP

Aus der Reihe Ignatianische Impulse, Würzburg: Echter Verlag:

Bd. 27: WALDMÜLLER, Bernhard

GEMEINSAM ENTSCHEIDEN

2008. – 80 S. – ISBN 3-429-02979-1. – EUR 7.90.

Der mündige und aufgeklärte Christ will mitreden. Wie aber geht das in der Kirche? Die „Unterscheidung in Gemeinschaft" ist eine ignatianische Methode, in Gruppen auf den Geist zu hören und so zu gemeinsamen, spirituell getroffenen Entscheidungen zu gelangen. Bernhard Waldmüller erklärt die Methode von ihrer Geschichte und von ihren Zielen her und gibt praktische Anleitungen dazu, etwa für Pfarrgemeinderäte, geistliche Gemeinschaften und kirchliche Gremien wie auch für Gruppen außerhalb der Kirche.

Bd. 28: RUTISHAUSER, Christian SJ

CHRISTSEIN IM ANGESICHT DES JUDENTUMS

2008. – 93 S. – ISBN 3-429-02980-5 Gb. – EUR 8.90.

Weil sie mit Jesus verwandt seien – so Ignatius von Loyola –, beneide er die Juden. Und doch: Über fast zwei Jahrtausende hinweg verstanden die Christen die Juden nicht, die Gegnerschaft war schmerzlich und allzu oft gewalttätig. Heute versucht die Christenheit, sich mit dem Judentum zu versöhnen, die eigenen jüdischen Wurzeln wieder zu entdecken und die bleibende Verwiesenheit der beiden Religionsgemeinschaften tiefer zu verstehen.

Christian Rutishauser erzählt die neuere Dialoggeschichte der Christen und der Juden, er beschreibt die Zwillingsgeburt der Kirche und des rabbinischen Judentums, und er erschließt spirituelle Quellen jüdischer Mystiker und Denker für suchende Christen.

Bd. 30: MITTERSTIELER, Elmar SJ

DEN VERSCHWUNDENEN FLÜSSEN NACHGEHEN

Gedanken zur geistlichen Begleitung.

2008. – 88 S. – ISBN 978-3-429-02982-1. – EUR 7.90.

Dieses Buch wendet sich an Menschen, die auf der Suche sind nach ihren Lebensspuren, und an diejenigen, die sie dabei begleiten. Es will helfen, die Flüsse des Lebens, die unter dem Karst erlittener Tode und Entfremdungen verschwunden sind, neu zu entdecken und die lebensschaffenden Kräfte im Menschen, wie sie ihm von Gott ursprünglich geschenkt wurden, wieder freizulegen.

Bd. 31: GENN, Felix

ES WÜRDE DER WELT ETWAS FEHLEN

Pastorale Impulse aus dem Geist der Exerzitien.
2008. – 77 S. – ISBN 978-3-429-03021-6. – EUR 7.90.

Seelsorge will heilen und aufbauen, versöhnen und Leben fördern. Daher sagt sie jedem Menschen: Wenn es dich nicht gäbe, würde der Welt etwas fehlen! Alle Pastoral lebt aus der Rückbindung an jenen Menschen, in dem Gott sich zeigt: Jesus Christus. Aus der Beziehung zu ihm wird der Mensch verwandelt, von ihm her die Welt erneuert.

Felix Genn schöpft aus einem langjährigen Exerzitienweg und aus reicher Erfahrung als Spiritual, Seelsorger und Bischof. Daher sind seine Impulse für die Pastoral zuinnerst ignatianisch. Die ganze Tradition des christlichen Glaubens verbinden sie mit höchster Aktualität.

Bd. 32: KÜGLER, Hermann SJ

VERSUCHUNGEN WIDERSTEHEN?

2008. – 78 S. – ISBN 978-3-429-03022-3. – EUR 7.90

Tja, die Versuchungen! Wer kennt sie nicht? Wer kämpft nicht mit ihnen und gegen sie? Wer erliegt ihnen nicht, allzu oft und auch noch – zugegeben – ganz gerne? Doch dann kommt das schlechte Gewissen – oder das trotzige Jetzt-erst-recht.

Hermann Kügler beschreibt die Realität der Versuchungen, er gibt psychologische, spirituelle und theologische Deutungen und hilft, in ignatianischer Unterscheidung der Geister mit ihnen umzugehen.

KIEFER, Gerhard

ROBERT ZOLLITSCH

Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz ; ein Porträt.
Freiburg [u.a.] : Herder, 2008. – 175 S. – ISBN 978-3-451-29940-7. – EUR 14.95.

Robert Zollitsch, Erzbischof von Freiburg, ist Nachfolger von Kardinal Karl Lehmann als Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz. Das bedeutendste Amt, das die katholische Kirche in Deutschland zu vergeben hat, gibt seiner Stimme besonderes Gewicht weit über den Raum der Kirche hinaus.

Wer ist Robert Zollitsch? Was hat ihn geprägt? Wie löst er Probleme? Wie versteht er seine Rolle zwischen „Liberalen" und „Konservativen" in der Kirche, zwischen Deutschland und Rom, zwischen Kirche und Gesellschaft, zwischen den Konfessionen und Religionen?

Er habe „schon etwas die Luft anhalten müssen", sagt Robert Zollitsch nach seiner Wahl zum Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz. Aber er überwindet dieses leichte Bangewerden mit einem chinesischen Sprichwort, mit dem er seine Lebenseinstellung skizziert und das zu seinem Arbeitsmotto auch als Erzbischof geworden ist: „Wenn der Wind des Wandels weht, bauen die einen eine Mauer, die anderen Windmühlen."

MÜLLER, Beda OSB

GLEICHNISSE AUS MEINEM LEBEN

Mit Illustrationen von Sieger Köder. – St. Ottilien: EOS Verl., 2007. – 106 S.
– ISBN 978-3-8306-7283-8. – EUR 9.80.

Das Gleichnis enthüllt und verbirgt. Für den Mönch P. Beda Müller wurden Gleichnisse zu einer wichtigen Lebenserfahrung. In Rückblicken und Reflexionen kommen prägende Eindrücke und Anliegen eines reichen Lebens zur Sprache.

P. Beda Müller (Jahrgang 1914) gehört seit über 70 Jahren der Benediktinerabtei Neresheim an. Durch seine vielseitige seelsorgerische Tätigkeit in der Jugendbetreuung und bei geistlichen Kursen wurde er für viele Menschen zu einem wichtigen Wegbegleiter.

JALICS, Franz

MITEINANDER IM GLAUBEN WACHSEN

Anleitung zum geistlichen Begleitgespräch. – Würzburg: Echter, 2008. – 255 S.
– ISBN 978-3-429-02988-3. – EUR 12.80.

Solange ihr, eingebildet auf eure Kenntnisse, anderen eure Überzeugungen aufdrängen wollt, wird niemand euch anhören wollen; da mag das, was ihr zu sagen habt, das Wertvollste sein, was die Menschheit besitzt."

Mit diesen Worten benennt Franz Jalics ein Grundproblem der Seelsorge: Ohne die Bereitschaft zum Dialog lässt sich der Glaube nicht weitergeben. Eindrucksvoll beschreibt er, was das heißt: Wie durch absichtsloses Zuhören, Respekt und Offenheit ein Raum entsteht, der es Menschen ermöglicht, selbst über sich und ihren Glauben Klarheit zu gewinnen.
Allen in der Seelsorge Tätigen vermittelt er damit Grundregeln des Zuhörens, der Gesprächsführung, des Gruppenlebens und bietet so mit zahlreichen Übungsbeispielen eine praktische Anleitung für ein fruchtbares Glaubensgespräch.

HINSEN, Peter

DIE HEILENDE KRAFT DER BIBEL

Stuttgart : Kath. Bibelwerk, 2008. – 144 S. – ISBN 978-3-460-30017-0. – EUR 14.90.

Ich sehe, Herr, was du früher getan hast. Lass es in diesen Jahren wieder geschehen." (Hab 3,2). Die Worte der Bibel sind für uns heilsam. Wenn Gott sich dort als Quelle des Lebens gezeigt hat, dann dürfen wir die gleiche Erfahrung auch für uns heute erhoffen.

UN-MÖGLICH

Kloster Helfta

Leipzig: St. Benno, 2008. – 100 S. – ISBN 978-3-7462-2467-1. – EUR 3.00.

Lange Zeit war Kloster Helfta, einst Zentrum der deutschen Frauenmystik und Wirkungsstätte der großen heiligen Frauen Mechthild von Magdeburg, Mechthild von Hakeborn und Gertrud von Helfta, in Vergessenheit geraten. 1998 begann der Wiederaufbau, und innerhalb kürzester Zeit, so dass es beinahe wie ein Wunder erschien, entstand das Kloster zu neuem Leben. Die Autoren dieses reich illustrierten Buches, darunter Prominente wie Bischof Gerhard Feige, der Ministerpräsident von Sachsen-Anhalt Prof. W. Böhmer, Äbtissin Assumpta Schenkl u.v.a. schildern hier ihre persönlichen Erlebnisse vom zunächst „un-möglich" erscheinenden Wandel der verfallenen Ruinen. Heute ist Kloster Helfta ein lebendiger Glaubensort, der weit über die regionalen Grenzen hinaus wirkt. Zahlreiche Fotos dokumentieren den Wiederaufbau und geben lebendige Einblicke in die moderne Klosteranlage.